Gedanken und Erinnerungen

an den

Krieg Englands

gegen

die Burenstaaten

in den Jahren 1899/1900.

Von

Fürchtegott Peinlich

Registrator im Dienste der historischen Wahrheit.

Berlin und Leipzig,
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1900.

22 SEP. 1941

MERENSKY-BIBLIOTEEK
UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.
Klasnommer ZPA47-26
Registernommer 67865

Gedanken und Erinnerungen

an den

Krieg Englands

gegen

die Burenstaaten

in den Jahren 1899/1900.

Von

Fürchtegott Peinlich,

Registrator im Dienste der historischen Wahrheit.

Motto: Savoir pour prèvoir,
C'est pouvoir.
(August Comte.)

Berlin und Leipzig,

Verlag von Friedrich Luckhardt.

1900.

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 5

I. Kapitel. Cecil Rhodes und Joseph Chamberlain 7
1. Abtheilung. Cecil Rhodes 7
2. Abtheilung. Herr Chamberlain 52

II. Kapitel. Die „englisch"-deutschen Blätter. Englische Geständnisse und Bekenntnisse. Bleibt England eine „Weltmacht", wenn es Südafrika verlieren würde? 92

III. Kapitel. Englische Lügen, Ungezogenheiten, Rücksichtslosigkeiten, Ueberhebungen und Lächerlichkeiten (Cronje's heroische That des höchsten Patriotismus) 133
1. Abtheilung. „Englische Lügen" 145
2. Abtheilung. Englische Ungezogenheiten 150
3. Abtheilung. Englische Rücksichtslosigkeiten und Ueberhebungen . 155
4. Abtheilung. Englische Lächerlichkeiten 169

IV. Kapitel. Ueber die englischen Grausamkeiten, Schandthaten und Verbrechen 187

V. Kapitel. Der Kaiser 222
1. Abschnitt. Die Reise des Kaisers nach England.
1. Abtheilung. Vor der Reise 222
2. Abtheilung. Während der Reise 247
3. Abtheilung. Nach der Reise 252
2. Abschnitt. Material zur möglichen Auffassung der neutralen Haltung des Kaisers während des Krieges Englands gegen die Burenstaaten 269
3. Abschnitt. Material zur Auffassung, daß es sich um eine äußerst wohlwollende Neutralität für England handelt 277
4. Abschnitt 302

VI. Kapitel. Jetzt oder viel später — um nicht zu sagen: nie 308
1. Abschnitt. Introduktion 309
2. Abschnitt. Englands Besitzstand und Goldinteresse 323
3. Abschnitt. Englands Rückständigkeit in wissenschaftlicher, geistiger und moralischer Hinsicht 335
4. Abschnitt. England und Deutschland 360
5. Abschnitt. Welche Gesinnungen bestehen über England? 389

Schlußwort 428

Anhang 431

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Pretoria, Library Services

https://archive.org/details/gedankenunderinn00fech

Vorwort.

Wir haben uns so viel als immer möglich, ohne dem Zwecke der Arbeit Abbruch zu thun, der Kürze befleißigt, und dennoch ist sie über den Raum hinausgewachsen, den wir ihr anfänglich innerhalb eines Serie-Artikels geben wollten.

Die englischen eigenthümlichen Schlachtberichte, die Parlaments-Verhandlungen, die Reden der englischen Staatsmänner außerhalb des Parlaments, die Haltung der „englisch"-deutschen Blätter, die der Art ist, daß man füglich von einer „englischen Presse" in Deutschland sprechen muß, die Feststellung von Thatsachen, die Widerlegungen der absichtlichen Verdunkelungen und Verdrehungen der Geschehnisse, vor Allen aber die politischen Perspektiven, welche sich durch den Krieg ergeben, häuften ein Material, wie es nicht vorhergesehen wurde. Es mußte durchgesehen, und auch in so weit benutzt werden, um der nachstehenden Arbeit den nöthigen Zusammenhang zu geben und ihrem „Zwecke" gerecht zu werden, der vor Allem darin besteht, dem deutschen Publikum, an der richtigen Beurtheilung der deutschen Interessen, mitzuhelfen, welche durch den Krieg Englands gegen die Burenstaaten, mehr, als es gemeinhin angenommen wird, in Frage stehen. Die Fragen: ob England siegen, oder unterliegen, ob die gegenwärtigen gewaltsamen Auseinandersetzungen durch Interventionen gestört und eine „Vertagung" der Streitfragen eintreten wird, berühren die deutschen Interessen in einer geradezu „vitalen" Weise.

Mag der Ausgang des Krieges sein wie er will, er hat unter allen nur denkbaren Konjunkturen für die weitere politische, soziale und handelspolitische Entwickelung Deutschlands die höchste Be-

deutung und eröffnet „Konsequenzen", die vor Allem erkannt und zum Wohle unseres großen Vaterlandes, das uns über Alles steht, ergriffen und durchgeführt werden müssen. Hier! darf es keine persönlichen oder sonstigen Rücksichten geben, hier! verstehen wir Deutsche Niemanden gegenüber Spaß, denn jede Rücksichtsnahme, die nicht durch „deutsche" Interessen geboten wird, wäre eine Vernachlässigung derselben, **eventuell: ein schmählicher Verrath.**

Hier giebt es ein für allemal weder Nach- noch Rücksichten, und jeder Deutsche, ohne Ausnahme durch seine Stellung, verwirkt der Nation gegenüber seine deutsche Integrität, verlöre sein moralisches Recht an Deutschlands Wohlfahrt und Ehre mitzuwirken. Wir sind „Deutsche", das Deutsche Reich ist durch das Blut des deutschen Volkes geworden, wir haben Alle „Rechte" auf Deutschland erlangt, die wir uns durch keine Rück- und Nachsichten verkümmern lassen. Möge Gott es fügen, daß nicht durch den südafrikanischen Krieg und durch die Konsequenzen, die er für die deutsche Politik auf alle Fälle hat, Keime in die deutsche Volksseele gelegt werden, welche geeignet wären, das so nothwendige Vertrauen zu erschüttern. Das walte Gott.

Für die nachstehende Arbeit wurden benützt:

1. Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Von M. J. Hofmeyer in Pretoria. 2. Südafrika wie es ist. Von Statham. 3. England und der Transvaal. Nach dem englischen Werke: „Boer und Uitländer." Von Ferd. Regen, Mitglied der irischen Akademie. 4. Der Freiheitskampf der Buren. Von Dr. Wilhelm Vallentin (Pretoria). 5. Der Krieg in Südafrika. Von Dr. S. Passarge.

Im Februar 1900.

I. Kapitel.

Cecil Rhodes und Joseph Chamberlain.

1. Abtheilung.

Cecil Rhodes.

Wir fangen mit Herrn Cecil Rhodes an, obgleich er auf der officiellen Stufenleiter niedriger als Herr Chamberlain steht, von welchem er abhängig sein müßte. Die Höhe der officiellen Stufen ist jedoch nicht allemal maßgebend für die Bedeutung der Stellung, die man hinter den Coulissen einnimmt; ein Terrain, auf dem sich oft, ja selbst meistens, das vorbereitet und abspielt, was dann erst auf der Bühne der Öffentlichkeit zur Aufführung gelangt. Hinter den Coulissen ist die ganze Thätigkeit der Schieber verborgen, der Arrangeure, Regisseure, unverantwortlichen Rathgeber und all' derjenigen Personen, welche ihre Interessen weniger durch gute Gründe, als durch Vortheile, die sie den zu beeinflussenden Leuten gewähren wollen, unterstützen. Hinter den Coulissen breitet sich das „Versuchsfeld" für Charaktere aus, es ist mit einer Börse zu vergleichen, auf welcher gute und schlechte Papiere angeboten, auf welcher Abschlüsse erfolgen, die nicht nur für die innere, sondern auch für die äußere Politik maßgebend werden. Hinter den Coulissen wird die Ehrlichkeit hervorragender, einflußreicher oder bestimmender Personen geprüft, hier wird festgestellt, welchen „Cours" ihre Ehrlichkeit hat, ob sie sich selbst Zweck ist, somit keinem Cours unterliegt, oder nur für wieviel sie zu haben ist. Als eine der traurigsten Wahrheiten steht fest, daß nichts relativer ist, als die Ehrlichkeit. Bei einem Angebot von Tausenden läßt man den Anbieter mit größter Entrüstung zum

Hause hinauswerfen, bei Hunderttausenden weist man ihm die Thüre, bei Gewinnen von Millionen ladet man ihn zum Sitzen ein, und will sich Alles „reiflich" überlegen. Es handelt sich hier leider um keine Übertreibung, sondern um nackte Thatsachen, die nicht mehr zu bestreiten sind; die Welt ist überreich an Beispielen. Den Pharisäer und Dummkopf kann man spielen, so lange die betreffenden Verhältnisse im Gang sind, nachdem sie aber ihren Abschluß gefunden, ihre Wirkungen und Consequenzen fühlbar werden, sind die Macher erkannt. Die Welt ist um einen Schurkenstreich reicher, aber die Regierten sind durch nichts gescheidter geworden. Wie sich die Verhältnisse der Menschen zu einander bei den stets steigenden Conjuncturen der Civilisation und Kultur unter dem Zeichen des herrschenden Materialismus gestaltet haben, sind die Einflüsse und Machtmittel der Personen, die hinter den Coulissen aktiv sind, von der allergrößten Bedeutung. Oft wird man die Gründe und Ursachen der Maßnahmen leitender Personen dann erst ganz verstehen, wenn die Vortheile klar liegen, die andere Personen hierdurch erlangten. In Cecil Rhodes erblicken wir einen Mann, der auf zwei Stufen-Reihen steht, auf einer officiellen und einer hinter den Coulissen. Von dieser aus bereitet er vor, was er auf der ersten ausführt und auszuführen vor hat. Herr Rhodes ist das Prototyp für einen „Übermenschen"; wäre es möglich, müßte man annehmen, er habe Herrn Nietzsche als Modell zu seinem „Übermenschen" gesessen. Zum feineren, höheren Übermenschen — wenn wir uns hier dieser Adjektiven bedienen dürfen — gehört nicht plumpe Rohheit und nur Gewaltthätigkeit, die für ihn keineswegs der Zweck, sondern nur die eventuellen Mittel sind. Viele befinden sich deshalb auch im Irrtum, wenn sie Herrn Dr. Karl Peters als einen „Übermenschen" bezeichnen, und ihm im Gefühle ihrer eigenen Inferiorität huldigen. Herr Peters war nur roh und gewaltthätig, aber noch lange kein „Übermensch" im feineren Sinne eines Nietzsche. Seine Descendenz würde niemals eine Generation bilden, welche eine Erhöhung des Rassentypus wäre. Bei Rhodes sind hingegen alle Voraussetzungen, welche für einen sogenannten „Übermenschen" gemacht werden müssen, vorhanden. Mit großer gesellschaftlicher Gewandtheit verbindet er viele persönliche Liebenswürdigkeit, ist gefällig, insoweit seine Gefälligkeit nicht mit Unkosten verbunden ist, die nicht mehr zu ersetzen sind. Er ist bestrebt, seine Ziele auf

gütlichen, friedlichen Wegen zu erreichen, so lange es auf ihnen möglich. Hat Herr Rhodes das „Buch vom Fürsten" gelesen, das Machiavelli seinen Ruhm verlieh, was wir kaum bei dieſem Engländer voraussetzen, so hat er es vorzüglich verstanden. In dem Geschichts-Werk: „Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal", auf Grund der Quellen dargestellt von M. J. Hofmeyer in Pretoria, finden wir nachstehende Urteile über ihn: „Er träumte von einem einigen Südafrika unter englischer Flagge zwar, aber unter seiner Herrschaft." „Er kam ganz arm nach Kimberley, und der Diamanthandel wurde die Grundlage seiner späteren Größe. Die sittliche Seite seines Charakters ist unentwickelt geblieben, er behilft sich, wie seine eigenen Freunde bezeugen, ohne Gewissen. Sagte doch einer seiner Bewunderer, Stead, der Herausgeber der „Review of Reviews" kürzlich von ihm: ‚Die sittliche Seite ist bei Rhodes wenig entwickelt, in der Wahl seiner Mittel kennt er keine Bedenken, sofern sie ihn nur zum Ziele führen.' Das ist also das Geheimniß seines wunderbaren Einflusses und seines tiefen Falles. Er war seinem großartigen Ideal leidenschaftlich ergeben und kannte keinerlei Gewissensbedenken in der Wahl der Mittel zu seiner Verwirklichung". Weiter heißt es auf Seite 56 und 57: „Wie war es z. B. möglich, daß der Mann, der immer und vor aller Welt (mit Ausnahme nämlich, als es sich um das Complott gegen Transvaal handelte) Herrn J. H. Hofmeyer um Rath fragte und in sein Vertrauen zog, von seinen englischen Anbetern für „den größten und besten Imperialisten" gehalten wurde. Die Sache ist sehr einfach: sprach er mit einem Engländer, so war er immer begeistert von den ruhmreichen Traditionen des britischen Reichs und pries die Herrlichkeit der englischen Flagge, deren Herrschaft in Afrika auszubreiten er mit allen Kräften bemüht sei. Hören wir noch einmal, was Stead in seinem niederträchtigen Artikel zur Entschuldigung von Rhodes und Jameson hierüber sagt. „Rhodes' Endzweck ist ein englisches Weltreich, sein Mittel ist Selbstverwaltung. Er schwärmt für das englische Volk und hält es für auserkoren, für prädestinirt, die Welt zu beherrschen. Er ist zu der Überzeugung gelangt, daß er Gott nicht besser dienen könne, als wenn er die Karte von Afrika so roth wie möglich anstreichen und damit „Gottes-Engländer ihrer Bestimmung näher bringe". Das war der Eindruck, den dieser Mann auf seine Landsleute machte. Sie betrachteten die

Ausbreitung im Norden als eine Schutzwehr gegen die Republiken und eine wünschenswerte Erschließung der Binnenländer für „Gottes-Engländer" und ihren Handel, wohl zu verstehen. Kein Wunder, daß Rhodes in London sowohl von den Großen und Reichen, als auch vom Pöbel so gefeiert wurde. War er doch in ihren Augen ein Vollblut-Engländer, der dem gehaßten und rohen Buren einen Teil der Erde genommen und ihn den dazu prädestinirten Engländern gegeben hatte."

Vergleichen wir mit der Charakterisirung Rhodes' die Interpretation über den Nietzsche'schen Übermenschen, so ist die Ähnlichkeit frappant. Das Hauptmerkmal des Übermenschen ist: der absolute Wille zur Macht, er fühlt sich vollständig unabhängig von seiner Umgebung. Sein Weg geht über Leichen, mindestens über die Nacken seiner Nebenmenschen, er will herrschen um jeden Preis, in seiner Herrschaft erblickt er das Ziel seiner Bestimmung und die Bestimmung aller derjenigen, die sich ihm freiwillig oder gezwungen ergeben. Sehr bezeichnend ist, was Rhodes einmal zu einem halb unabhängigen Beamten der „Beers-Gesellschaft" gesagt hat: „Ich will nicht, daß Sie mich bloß dann unterstützen, wenn Sie denken, daß ich Recht habe; ich verlange auch Ihre Unterstützung, wenn Sie wissen, daß ich Unrecht habe."

Im Nietzsche'schen Übermenschen werden alle Kenner Macchiavellis nur eine Retouche des „Tyrannen" erblicken. Die, von dem inzwischen zum vollkommenen Narren gewordenen „Philosophen" gewünschten Stammväter des „höheren Rasse-Typus" sind deshalb auch gar nichts Neues auf dem Gebiete der Phantasie.

Auf den actenmäßig festgestellten Antheil, den Herr Rhodes an dem Raubeinfall Jamesons genommen, werden wir noch näher zurückkommen, jetzt handelt es sich nur um den Beweis, wie schon ganz kurz nach dem Einfall sich bei dem „Afrika-Bund" der Verdacht gegen Rhodes erhob und zum Ausdruck kam. Auf dem Bundes-Congreß zu Burgersdorp wurde beschlossen: „Die Versammlung wünscht, daß in Betracht gezogen werde, daß Rhodes nicht allein Direktor der Chartered Company und De Beers Company war, sondern auch erster Minister der Capkolonie, in welcher Eigenschaft er das Vertrauen und die Unterstützung der Capkolonie genoß; daß er drei Monate vorübergehen ließ, ohne irgendwie Erklärungen über seine Handlungsweise zu geben, und daß seine Reden in Kimberley

in Gegenwart von Vertretern der Presse und seine Telegramme nach Amerika in keiner Weise geeignet waren, seine Afrikaner-Anhänger zu beruhigen. Der Congreß ist der Meinung, daß es seine Pflicht ist, auf die Beantwortung folgender Beschuldigungen zu dringen:

1. daß es Rhodes bekannt gewesen sei, daß Truppen an der transvaalischen Grenze concentrirt wurden;
2. daß er den Zweck dieser Ansammlung gekannt und stillschweigend gebilligt habe;
3. daß er gewarnt worden sei, jedoch von der Warnung keine Notiz genommen habe;
4. daß er den Gouverneur in Kapstadt in Unkenntnis der Sachlage erhalten habe;
5. daß er keine Warnung an die Regierung von Transvaal gesandt und
6. keine Maßregel ergriffen habe, den Gouverneur zu veranlassen, eine Proklamation gegen Dr. Jameson zu erlassen, ja, als der Gouverneur ohne seinen Rath eine solche zu erlassen beschlossen habe, sich bemüht habe, dieselbe zu verwässern und, als ihm dies nicht gelungen sei, versucht habe, die Veröffentlichung zu verzögern.

Der Congreß wünscht festzustellen, daß, ehe Herr Rhodes nicht im Stande sei, sich von der Beschuldigung, daß er Mitwisser der Verschwörung gewesen und dieselbe begünstigt habe, zu reinigen, es der Afrikanischen Nationalpartei unmöglich sein werde, mit ihm auf politischem Gebiet weiter zu arbeiten."

In welcher Weise auf dem Congreß das Mißtrauen gegen die Capregierung, die Imperialisten und die Chartered Company wachgerufen war, geht auch aus dem Verlangen eines der Redner, Herrn Malan, hervor, das allseitig angenommen wurde. Er sagte: „Noch ein Anderer verdiene den Dank des Bundes, nämlich sein Präsident, Herr Hofmeyer. Er verdiene aufrichtigen Dank für die Festigkeit, die er gezeigt habe, vor Allem aber dafür, daß er sich das Versprechen habe geben lassen, daß die Reichsregierung eine ernste Untersuchung einleiten werde. (Aus dieser „ernsten Untersuchung" ist die Enquete-Comödie in London geworden.) Seit dieser Zeit habe Herr Chamberlain zwar gesagt, er werde sehen, ob es nach dem Verhör von Jameson noch einer Untersuchung bedürfe, aber so sehr man auch das staatsmännische Talent des Herrn Chamber-

lain bewundern möge, solle der Bund doch auf die sofortige Einsetzung einer Untersuchungscommission dringen, damit die Vernichtung compromittirender Dokumente, die Entfernung von Zeugen u. s. w. verhindert würde."

Weiter wurde vom Redner hervorgehoben und fand allgemeine Zustimmung. Er sagte:*) „Ferner handle es sich noch um die Frage, welchen Standpunkt Rhodes in der Angelegenheit (Jamesons Einfall) eingenommen habe. Die Afrikander-Partei habe das Recht, zu fordern, daß er als erster Minister eine Erklärung seiner Handlungsweise gebe. Es sei schlimm, daß drei Monate vergangen seien, ohne daß der bisherige Premier-Minister sich öffentlich ausgesprochen habe. Er habe nach Amerika telegraphiert, um dort gegen die „Afrikaner" zu hetzen, und in seinem Telegramm behauptet, daß die Ausländer in Transvaal in der Mehrheit seien und daß sie aus diesem Grunde das meiste Anrecht auf das Land hätten; daß die meisten Beamten in den Minen Amerikaner seien, und daß darum Amerika die Ausländer unterstützen müsse. In Kimberley habe Rhodes erklärt, daß seine politische Laufbahn jetzt erst beginne, aber er (Redner) sei der Meinung, daß, wenn die politische Laufbahn des Herrn Rhodes erst mit dieser Krisis angefangen habe, es am besten sei, wenn er den Rest seines Lebens anderswo, nur nicht in Südafrika, zubringe." Malan betonte weiter: „Rhodes habe ungefähr eine Woche vor dem Einfall ein Telegramm aus England erhalten, das ihn davon benachrichtigte, daß solch ein Unternehmen geplant sei. Am 27. Dezember habe Herr Faure, der in Johannisburg gewesen, an Rhodes telegraphirt und ihn gebeten, die Nachricht von dem beabsichtigten Einfall zu dementieren. Auch von diesem Telegramme habe er keine Notiz genommen, und durch dieses Stillschweigen die That gebilligt. Dr. Jameson habe sich vierzehn Tage vor dem Einfall in „Groote-Schnur", Rhodes' Wohnsitz, aufgehalten. Sei es glaublich, daß zwischen zwei solchen Busenfreunden kein Wort über diesen Einfall gewechselt worden sei?"

Handelte es sich bis jetzt mehr um Vermuthungen und Zusammentreffen von Umständen, welche Herrn Rhodes als Mitwisser des Einfalls erscheinen lassen, so werden alle noch möglichen Zweifel von seiner Unschuld durch nachstehende Umstände bestätigt.

---

*) Seite 282. „Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal."

Auf dem Wege, dem Jamesons Truppen von Pitsani gefolgt waren, wurde von einem Feldkornet Potgieter ein kleines Büchlein gefunden, das sehr sorgfältige Notizen über den Einfall enthielt. Weiter wurde auf dem Schlachtfelde von Doornkop von einem Artilleristen eine schwarze Blechbüchse bemerkt, die unschätzbare Dokumente enthielt: 1. Ein Tagebuch über das Jahr 1895 von R. White, einem Offizier der Jamesons-Truppe. 2. Ein Handbuch von Bedfort Mac Neill, wie es die Minengesellschaften zu benutzen pflegen. Dasselbe trägt den Namenszug Dr. L. S. Jameson und enthält eine vollständige Liste der Geheimwörter und Bezeichnungen für alle möglichen Personen, Regierungen, Körperschaften, welche für oder gegen das Complott waren. 3. Einige Privatbriefe von R. White, J. Willoughby, Befehlshaber der Jameson-Truppe und Anderen. 4. Eine Anzahl militärischer Karten. 5. Den Belagerungsplan von Pretoria. Vier Tage nach der Schlacht wurden dann noch auf dem Schlachtfelde von Herrn G. D. Cilliers Stücke von zerrissenen Briefen gefunden, deren Sinn dessenungeachtet ziemlich genau zu enträthseln war. Zwei dieser Briefe waren gezeichnet mit F. R. (François Rhodes). Außerdem gelangte der Staatsanwalt in den Besitz wichtiger Chiffretelegramme. Ferner wurden von einem Commis der Standardbank zu Johannisburg die Referenzen und Depositenscheine vorgelegt, aus welchen hervorgeht, welche enorme Summen Rhodes und Comp. der „guten Sache" geopfert haben. Wir lassen nun wieder Herrn Hofmeyer in seinem Buche das Wort. Er sagt von Seite 304 an: „Die Chartered Company steuerte (nach den oben genannten Scheinen) mindestens 40000 Pfd. Sterl. zur Gründung der neuen Compagnie bei; das Reform-Comité und seine Leiter opferten der vielversprechenden Speculation etwa 80000 Pfd. Sterl., während Dr. Wolff allein (für Pferde, Wellenblechmagazin und Proviant) etwa 40000 Pfd. Sterl. verbraucht hat. Aus anderen zuverlässigen Quellen wissen wir, daß allein in Johannisburg etwa eine halbe Million für die sogenannte Revolution ausgegeben worden ist. Rechnet man die Kosten des Jameson-Einfalls hinzu, so kann man wohl ohne Übertreibung von ein paar Millionen sprechen. Die größte Aufregung rief die Veröffentlichung der oben erwähnten Chiffretelegramme hervor. Bis zu dem Momente hatte man nur Vermuthungen darüber gehegt, wer hinter den Coulissen stecke. Sogar Herr Fischer hatte die Anstifter des Com-

plottes nicht genannt, und einflußreiche Männer in Südafrika und England suchten noch immer Herrn Rhodes zu schützen. Herr Jan Hendrik Hofmeyer und der ganze Afrikaner-Bund hatten ihr Mißtrauen gegen den Verräther der Republiken zwar ziemlich offenkundig zur Schau getragen, und in den Republiken zweifelte wohl überhaupt Niemand an seiner Schuld. Aber es fehlte an den nötigen Beweisen, bis durch das erste der von uns abgedruckten Telegramme die Sache klargestellt wurde. Es bedeutete einen Wendepunkt in der Geschichte Südafrikas, als der Inhalt dieser Telegramme alsbald im Lande bekannt wurde. Bisher waren nur Philipps, Farrar, die Leonards, Hammond, Colonel Rhodes, Dr. Jameson und seine Leute, sowie die Johannisburger „Reformer" als zweifellose Mitspieler in dem Drama bekannt. Jetzt sah man Cecil Rhodes, Alfred Beit, Rutherford, Harris und den Herausgeber der „Times" hinter den Coulissen, in deren Händen alle die Fäden zusammenliefen, an denen sich die Anderen nur wie Marionetten bewegten. Ja, Manche meinten sogar, ganz im dunkelsten Hintergrund der Bühne noch Sir Henri Loch und sogar Joseph Chamberlain zu erkennen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Land, und von der Stunde an war es um Englands guten Namen in Afrika geschehen. Die moralische Einbuße, welche die britische Nation zu Recht oder zu Unrecht durch das Rhodes-Philipps-Complott erlitt, ist unberechenbar groß. Slachtersnek, die Annexion von Natal, Boomplaats, die Diamantfelder-Geschichte, die Annexion von Transvaal und der Freiheitskrieg, — das sind alles Dinge, die der Bur noch einigermaßen begreifen kann, aber dieser letzte Bubenstreich geht über sein Verständniß. Was ist nun aber thatsächlich vor sich gegangen? Diese Frage kann erschöpfend nur von den Anstiftern und Ausführern des Complotts beantwortet werden, diese schweigen aber wie das Grab. Ihre Selbstbeherrschung in diesem Stück ist wirklich lobenswerth. Die vier Leiter des Johannisburger Dramas haben mit einem Edelmuthe, der einer besseren Sache würdig war, Rhodes und die anderen Rädelsführer stillschweigend mit ihren Personen gedeckt. Sie haben den Fluch und die Strafe der Gesetzübertretung auf sich genommen, während die eigentlichen Bösewichter frei und straflos blieben. Sie und Jameson sind die Sündenböcke für Rhodes und die Chartered Company geworden, und Chamberlain lacht sich dazu in's Fäustchen; aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die Zeit wird lehren, daß

die Johannisburger Rädelsführer, wie schuldig sie auch sein mögen, Kinder sind im Vergleich zu den „gewissenlosen imperialistischen Schuften", die zur Zeit noch auf freiem Fuße sind. Hätte die Colonialregierung die Documente im Hauptbureau der Chartered Company sofort mit Beschlag belegt, wäre Herr Chamberlain seinem Versprechen, einer genauen und strengen Untersuchung nachgekommen, und hätte er sofort die Bureaux der Company sowie das Haupttelegraphenamt in London durchsuchen lassen, es wären für verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten vernichtende Beweisstücke zu Tage gekommen."

Aus der sehr empfehlenswerthen Broschüre des Herrn Dr. S. Passarge: „Der Krieg in Südafrika" (Otto Elsner. 1899. Berlin) lassen wir zur Klärung der Verhältnisse Nachstehendes folgen. Herr Passarge schreibt von Seite 7 bis 13: „In demselben Jahre, in dem Johannisburg gegründet wurde, vollzog sich ein Ereigniß, das für die Zukunft Südafrikas von grundlegender Bedeutung werden sollte: die Vereinigung der Diamantminen von Kimberley zu der De Beers Company.

Im Jahre 1869 wurde der erste Diamant gefunden und bereits im folgenden Jahre das anstehende Diamantgestein entdeckt. Die Diamanten finden sich in einem vulkanischen Gestein, das in Gestalt einer Röhre von 100 bis 200 m Durchmesser aus der Tiefe emporsteigt und sich an der Oberfläche zu einem Krater erweitert. Dieser Krater wurde anfangs durch Kleinbetrieb abgebaut, so lange man nämlich in dem zersetzten weichen Gestein arbeitete. Als man auf das harte, unzersetzte Gestein kam, mußte man bergmännisch vorgehen. Es bildeten sich kleinere Compagnien, bis auch für diese der Abbau zu schwierig wurde und sie sich zu größeren Gesellschaften vereinigten. Diese Gesellschaften wurden schließlich zu einer einzigen großen Gesellschaft amalgamirt, der De Beers Company, unter Führung von Cecil Rhodes. So kamen plötzlich ungeheure Reichtümer in die Hände weniger Leute, und einer von diesen, Cecil Rhodes, war der Mann, um diese Reichtümer zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes zu benutzen. Er sollte fortan in der Geschichte Südafrikas die maßgebende Persönlichkeit werden.

1889 begab sich Cecil Rhodes nach London und erhielt dort einen Freibrief für seine Gesellschaft, die sich im Maschonaland bilden sollte. Die englische Regierung besaß kein Recht über das

Land, das sie Cecil Rhodes schenkte, und ebensowenig der Matabelehäuptling Lobengula, welcher der neu gegründeten „Chartered Company" das Recht abtrat, im Maschonalande Bergbau zu treiben.

Es dürfte heutzutage feststehen, sagt Statham, daß Rhodes damals bereits bestimmte Versprechungen machte, die imperialistische Politik, die seit dem Jahre 1884 vollständig aufgegeben war, zur Durchführung zu bringen und das Goldland Transvaal für England zu erobern.

Rhodes verstand es zunächst, das Vertrauen des Afrikanderbundes zu gewinnen. Derselbe war Anfangs ein landwirthschaftlicher Verein in Bloemfontein. Als aber mit dem Freiheitskriege der Buren die Holländer zu politischem Leben erwachten, gestaltete sich der Afrikanderbund zu einer politischen Gesellschaft um, welche in der Capkolonie bald eine große Rolle spielte. Rhodes machte nun den Afrikandern klar, daß die Begründung einer neuen Kolonie im Matabele- und Maschonaland für die Capkolonie von großem wirthschaftlichen Vorteile wäre. Als nun im Jahre 1890 das Ministerium unter Sir Gordon Sprigg dem Afrikanderbund gegenüber eine Niederlage erlitt, wurde Cecil Rhodes durch den Einfluß der holländischen Partei Capminister.

Als Cecil Rhodes in das Ministerium eintrat, herrschte in Südafrika der tiefste Friede. Das verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Der Krieg vom Jahre 1880 war vergessen und wenige Monate vorher hatte Präsident Krüger mit dem Gouverneur des Caplandes, Sir Henry Loch, eine Zusammenkunft bei Fourteen Streams, welche so herzlich wie denkbar verlief. Niemand ahnte etwas Böses, als Rhodes, kurze Zeit nachdem er Minister geworden, dem Transvaal durch den Gouverneur ein Ultimatum überreichen ließ. Er verlangte dreierlei: 1. den Verzicht auf die Neutralität des Matabelelandes, 2. den Verzicht auf Swaziland und 3. den Anschluß an den Zollverein.

Der Zollverein bestand zwischen der Capkolonie und dem Oranjefreistaat. Da der Transvaal auf den Capbranntwein und die Capweine Zoll erhob, so war die letzte Forderung eine Aufmerksamkeit gegenüber der holländischen Partei. Obwohl Rhodes nicht die geringsten Kompensationen anbot, gab Präsident Krüger bezüglich der ersten beiden Forderungen nach; die letzte lehnte er jedoch ab.

Man muß es Präsident Krüger zur Ehre anrechnen, daß er vom ersten Moment an erkannte, daß das schamlose Ultimatum, welches wie ein Faustschlag ins Gesicht wirkte und die gerechteste Erbitterung hervorrief, nicht ausging von der englischen Regierung, sondern einzig und allein von dem Intriganten Rhodes. Die Transvaalrepublik wußte von nun an, daß Rhodes ihr Todfeind war und alles thun würde, um ihre Unabhängigkeit zu beseitigen.

Im Jahre 1891 passirte ein Ereigniß, das auf den Charakter der Rhodes'schen Politik ein grelles Licht wirft. Die Portugiesen lagen im Kriege mit einem Häuptling Gungunhana, der am Limpopo wohnte. Ein der Chartered Company gehöriger Dampfer, die „Gräfin von Carnavon", verließ unter einem Kapitän Denis Doyle den Hafen von Port Elisabeth, ohne von den Behörden revidiert worden zu sein. Sie wurde von einem portugiesischen Kriegsschiff aufgegriffen, als sie aus dem Limpopo auslief, hatte aber nichts Verdächtiges an Bord. Der Kapitän wurde nach seiner Heimkehr von der Kapregierung ganz widerrechtlich angestellt mit einem Gehalt, das bedeutend höher war, als bei der öffentlichen Ausschreibung der Stellung ausgesetzt war. Die Interpellation eines Abgeordneten über diesen Fall wurde von der Capregierung unterdrückt. Als die Portugiesen das Lager Gungunhanas nahmen, fand man in demselben 2000 Pfund englisches Gold in Säcken der Chartered Company und einen silbernen Becher, den ein Goldschmied in Capstadt angefertigt hatte und der die Inschrift trug des Inhalts, daß die Königin Victoria diesen Becher dem Häuptling Gungunhana schenke. Es wurde festgestellt, daß von den Überbringern mindestens einer Angestellter der Chartered-Company gewesen war.

Daß Cecil Rhodes Witboy mit Waffen und Munition unterstützt hat, hat dieser selbst zugegeben.

Inzwischen hatte die Chartered Company das Maschonaland in Besitz genommen, und die Hauptstadt Salisbury wurde gegründet. Allein es entwickelte sich nicht, wie man gehofft hatte, ein umfangreicher Bergbau. Schon die Bestimmungen, daß 50% der Einnahmen an die Chartered-Company fallen sollten, lähmte alle Unternehmungen, und die Aktien der Chartered-Company sanken bedenklich. Dazu kam, daß die Afrikander-Partei unzufrieden war,

weil der Verkehr nach dem Maschonalande nicht durch die Capkolonie, sondern über Beira ging.

Um den Aktien der Company wieder aufzuhelfen, beschloß Rhodes nun, das Matabeleland zu erobern. Indessen hatte das seine Schwierigkeiten. Die Matabelen, obwohl ein sehr kriegerisches Volk, waren den Weißen sehr freundlich gesinnt. Da begannen im Jahre 1892 die ersten Berichte in den englischen Zeitungen über die drohende Haltung der Matabele. Die Nachrichten wurden immer häufiger und bedrohlicher, und man prophezeite den baldigen Ausbruch eines Krieges. Die englische Regierung weigerte sich Anfangs, dem Drängen der Chartered Company nachzugeben und den Krieg zu erklären; schließlich wurde sie aber doch überstimmt, und die englischen Truppen rückten ohne jede Kriegserklärung ein.

Der äußere Anlaß des Krieges wurde mir von verschiedenen Mitkämpfern des Matabelekrieges folgender Weise geschildert. Ein Korporal der Polizeitruppe von British Bechuana-Land ritt mit einer Patrouille ins Matabeleland hinein, feuerte dort einige Schüsse gegen Flaschen oder Konservenbüchsen ab und kam dann Hals über Kopf zurück gestürzt mit der Nachricht, er sei von den Matabele überfallen worden. Zum Dank für diese Heldenthat wurde er zum Lieutenant promovirt. Ob die Erzählungen der Soldaten völlig der Wahrheit entsprochen haben, lasse ich dahingestellt. Daß aber überhaupt eine solche Auffassung von der Ursache des Krieges möglich ist und allgemein erzählt und geglaubt wird, ist doch ganz charakteristisch für die Beurtheilung der Gründe des Matabelekrieges unter den Beteiligten.

Die Matabele, welche keine englische Zeitungen lasen, ahnten nichts von der drohenden Gefahr, die sie selbst für die Weißen im Maschonalande bedeuten sollten. Sie waren so unvollständig vorbereitet, daß sich nur ein ganz kleiner Theil um ihren Häuptling Lobengula sammeln konnte, und derselbe war geschlagen und mußte fliehen, bevor die Hauptmacht der Matabele überhaupt zu den Waffen gegriffen hatte. So wurde das Matabeleland besetzt und die Hauptstadt Bulowayo gegründet.

Im Anschluß an diesen Krieg sagt Statham Folgendes: „Im Jahre 1814 fand ein berüchtigter Prozeß in London statt. Lord Cochrane und verschiedene andere Personen waren der Verschwörung angeklagt. Die Verschwörung bestand in einem wohlorganisirten

Versuche, den Preis der Staatspapiere durch ein in London in allen Einzelheiten ausgesprengtes Gerücht von der Abdankung oder dem Tode Napoleons zu beeinflussen. Die Angeklagten wurden sämmtlich schuldig befunden und zu verschiedenen Strafen verurtheilt, darunter schwere Geld- und Gefängnißstrafen. — Man kann nicht umhin, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Fall von Lord Cochrane und seinen Genossen und dem Falle der Chartered-Company, indem beide falsche Darstellungen in Umlauf setzten, lediglich um dadurch zu gewissen Börsenzwecken einen Krieg herauf zu beschwören. Aus welchem Grunde wird dieselbe Behandlung, die Lord Cochrane und seinen Genossen widerfuhr, nicht auch denen zu Theil, die im Jahre 1893 in die Matabele-Angelegenheit verwickelt waren? Ist das Gesetz ein anderes oder die öffentliche Moral eine laxere geworden? Oder sollte etwa einer von denen, die hauptsächlich dabei betheiligt waren, zu hoch stehen, um gefaßt werden zu können?"

Was man mit dem Kriege gehofft hatte, nämlich das Emporblühen eines ausgedehnten Bergbaues, trat indessen nicht ein. Die Aktien der Chartered-Company stiegen nur vorübergehend und sanken dann wieder.

Nachdem so Matabele- und Mashonaland vollständig versagt hatten, begann im Jahre 1894 das Ereigniß, das man kurz als die Verschwörung gegen den Transvaal bezeichnen kann.

Fragt man sich, welches die Absichten von Cecil Rhodes bei dieser Verschwörung waren, so giebt es darauf nur eine Antwort: er wollte die Minen von Johannisburg in seine Hand bringen und zu einer Company vereinigen, wie er die Diamantminen zu der De Beers Company vereinigt hatte. Gelang ihm dies, so verfügte er mit einem Schlage über Mittel, wie sie sonst nur einer Großmacht zur Verfügung stehen, und er war der allmächtige Herrscher von Südafrika. Um aber diese Vereinigung der Minen zu erreichen, mußte die Transvaal-Regierung gestürzt und das Land in die Hand der Chartered-Company gebracht werden; denn nur so war es ihm möglich, durch politische Winkelzüge die Goldaktien fallen und steigen zu lassen, wie einen hydraulischen Aufzug. Dann konnte er die tiefstehenden Papiere aufkaufen und so nach und nach alle Minen zu einer großen Company vereinigen. Um aber den Sturz der Burenregierung zu erreichen, war eine Einmischung Englands nothwendig, und so begann denn mit dem Jahre 1894 die Thätigkeit

der im Rhodes'schen Solde stehenden Presse. Rhodes wurde als der große Patriot und Imperialist gefeiert, der Südafrika groß mache. Gegen die Transvaal-Regierung aber begann eine systematische Hetze. Die Uitlanderfrage*) bot ein willkommenes Objekt, wo die Hetze der Presse einsetzen konnte."

Sehr bezeichnend für die Art der Johannisburger Verschwörung und ihrer Tendenz, sowie für die Rolle, welche der englische Colonialminister Joseph Chamberlain bei ihr gespielt, sind die Angaben, welche Dr. Passarge in seiner Broschüre auf den Seiten 18 inclusive 22 macht. Sie lauten: „Hier zeigte sich nun aber so recht die ganze innere Hohlheit der Verschwörung. Wenn unter einer Bergbaubevölkerung eine Revolution ausbricht, so geht dieselbe allemal von den arbeitenden Klassen aus, in diesem Falle aber von den Millionären, und als nun das Revolutionscomité unter Androhung sofortiger Entlassung die Bergarbeiter aufforderte, die Waffen zu ergreifen, weigerten sich dieselben, Folge zu leisten und zogen die Entlassung vor.

Im Dezember 1895 herrschte in Johannisburg die größte Aufregung. Der Plan war, einen Aufruhr in Johannesburg hervorzurufen, die Truppen der Chartered-Company sollten von Mafeking zu Hülfe kommen, und wenn ein Straßenkampf tobte, sollten Cecil Rhodes und der Capgouverneur als Friedensengel nach Johannesburg eilen und die Transvaal-Regierung unter dem Druck der Verhältnisse zur Einführung von Reformen veranlassen. Alles war wohl vorbereitet, da ging im letzten Augenblick den Revolutionären ein Licht über die wahren Absichten von Cecil Rhodes auf. Sie befürchteten nämlich, er würde die Transvaal-Regierung stürzen und das Land in die Hände der Chartered-Company spielen; das wünschten sie aber unter keinen Umständen. Sie dachten an die Abgaben von 50%, und ferner wußten sie, daß die unausbleibliche Folge der Herrschaft von Rhodes die Amalgamation der Minen wäre. Was das zu bedeuten hatte, kannten sie von Kimberley her. In Kimberley beherrscht die De Beers Company alles, sodaß die Bewohner in politischer Beziehung die reinen Sklaven sind. Alle Angestellten der Company müssen sich verpflichten, politisch so zu stimmen, wie die De Beers Company es wünscht, und da dieselbe den ganzen Markt beherrscht, sind auch Kaufleute und Handwerker

*) Siehe Anhang.

gezwungen, politisch so zu stimmen, wie die Company es verlangt, falls sie auf Lieferungen reflektiren wollen. Die Revolutionäre in Johannisburg wußten sehr wohl, daß die Stadt unter der Herrschaft der Chartered Company einem ähnlichen Schicksal entgegengehen würde, und daß die Einführung derselben für sie der reine Selbstmord wäre. Sie verlangten also von Rhodes Garantien dafür, daß die Transvaal-Regierung nicht gestürzt werden dürfe.

Das war Rhodes ein schwerer Strich durch die Rechnung. Er wußte nicht, was er antworten sollte, und schwankte. In Johannesburg saßen die Revolutionäre und rasselten mit den Waffen. Die Erregung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Dr. Jameson, des Wartens müde, die Transvaalgrenze überschritt. Er hat selbst alle Verantwortung für diesen Schritt auf sich genommen, es ist aber immerhin nicht unmöglich, daß er von Rhodes einen heimlichen Wink erhalten hat.

Die Art und Weise, wie die Truppen der Chartered-Company verführt wurden, den Zug mitzumachen, war auch charakteristisch genug. Schon Tage lang vorher bekamen sie Whisky zu trinken, so viel sie wollten, und waren als brave Soldaten auch von Morgens bis Abends betrunken. In diesem Zustande befanden sie sich auch, als Dr. Jameson sie am Abend des 29. Dezember antreten ließ und ihnen einen Brief vorlas, in welchem geschildert wurde, wie die Ausländer, Frauen und Kinder, in Johannesburg von den Buren mißhandelt würden. Er forderte sie auf, zur Befreiung der Unglücklichen nach Johannesburg zu ziehen. Alle riefen Hurrah und zogen über die Grenze, um am nächsten Morgen im Feindesland im Bewußtsein ihrer Lage und mit einem tüchtigen Katzenjammer zu erwachen.

Es ist später bei den Gerichtsverhandlungen nachgewiesen worden, daß der bewußte Brief wochenlang vorher von Cecil Rhodes diktirt worden ist, um im geeigneten Moment unter den Truppen der Chartered-Company und bei dem englischen Volk Stimmung zu machen für einen Krieg gegen Transvaal.

Jameson und seine Leute fanden bei Krügersdorf ihr glorioses Ende. In Deutschland datirt aber seit jenem Momente das lebhafte Interesse an den südafrikanischen Verhältnissen. Ich will daher die bis zum Ausbruch des Krieges vorgekommenen Ereignisse nur kurz behandeln.

Cecil Rhodes mußte das Ministerium niederlegen und widmete sich fortan der Erschließung des Matabelelandes. Der Aufstand der Matabele, welcher die Chartered Company beinahe ruinirte, wurde beendet und in überraschend kurzer Zeit die Bahn von Mafeking nach Bulowayo gebaut. Rhodes zeigte so recht bei diesem Unternehmen die ganze Größe seiner Energie und seines Unternehmungsgeistes; aber was er gehofft hatte, ein Aufblühen der Bergwerksgesellschaften, trat nicht ein, vielmehr standen die Aktien der Company dauernd tief. Es fehlte vollständig das nöthige Vertrauen, um die Kapitalisten zu veranlassen, größere Summen Geldes in das Land hineinzustecken.

Als Rhodes im Jahre 1899 im Januar nach England zurückkehrte, hatte jeder die Empfindung, daß nun etwas geschehen würde. Man glaubte allgemein, er würde versuchen, einen neuen Aufschwung im Matabelelande herbeizuführen, allein jeder war von der Aussichtslosigkeit dieses Beginnens überzeugt. Man kann heutzutage mit Sicherheit sagen, daß die Absicht von Cecil Rhodes war, die englische Regierung zu einem Kriege gegen Transvaal zu bestimmen.

Der liberale Abgeordnete Stanhope hat vor einigen Tagen im Unterhause nachgewiesen, daß Chamberlain im Jahre 1895 über die geplante Verschwörung vollständig unterrichtet war, sich also eine grobe Unwahrheit hat zu Schulden kommen lassen, wenn er während der Gerichtsverhandlungen behauptet hatte, Cecil Rhodes wäre ein rechtlicher und unschuldiger Mann. Durch diese Unwahrheit war er moralisch in die Hand der Chartered Company geraten, die ihn durch die Drohung, ihn zu kompromittiren, zwang, mit aller Energie den Krieg gegen Transvaal herbeizuführen.

Und da hat Chamberlain vor Kurzem die Stirn gehabt, öffentlich zu erklären, der Krieg wäre England von der Transvaal-Republik aufgezwungen worden!

Eine neue Petition vom März dieses Jahres, in welcher die Ausländer die Königin Victoria baten, die Durchführung der Reformen herbeizuführen, bot dem Kolonialminister den gewünschten Anlaß, vom Präsidenten Krüger die Reformen zu verlangen, ohne zu prüfen, wie weit die Petition echt und berechtigt wäre. Von nun an gingen die diplomatischen Verhandlungen von Seiten Chamberlains in rücksichtslose Forderungen über, und sobald Präsident

Krüger geneigt schien, die englischen Forderungen anzunehmen, wurden sie von Chamberlain sofort wieder höher geschraubt, bis sie zuletzt für Transvaal unannehmbar wurden.

Als das Ultimatum Englands im September dieses Jahres erfolgte, waren die Forderungen derartig, daß sich die Transvaal-Regierung an Händen und Füßen gefesselt England überliefert hätte, würde sie dasselbe angenommen haben. Als nun die Antwort Englands auf die Ablehnung dieses Ultimatums nur in verstärkten Rüstungen bestand, säumte Präsident Krüger nicht länger und führte die Verhandlungen zum Bruch in der Überzeugung, daß der Krieg unvermeidlich und Warten Tollheit wäre."

Sehr treffend und wahr ist, was Herr Passarge über den ungeschminkten Herrn Rhodes und seinen unheilvollen Einfluß auf die englische Politik auf den Seiten 24 und 25 sagt. Es lautet: „Als Cecil Rhodes Capminister wurde, hatte er es in der Hand, Südafrika unter englischer Oberhoheit zu vereinigen, allerdings nur unter der Bedingung einer gewissen Selbstständigkeit der Burenstaaten. Da er das Vertrauen der holländischen Partei der Capkolonie gewonnen hatte, würde er auch sehr bald im Freistaate und Transvaal Anhang gefunden und diese beiden Länder der Idee eines südafrikanischen Staatenbundes näher gebracht haben. Das würde eine, eines großen Staatsmannes würdige Handlung gewesen sein. Allein Cecil Rhodes opferte das Interesse Südafrikas und des englischen Volkes seinen eigenen ehrgeizigen Plänen. Ihm kam es darauf an, das reiche Goldfeld von Johannesburg selbst in die Hand zu bekommen und die ungeheuren Geldmittel, die ihm dann persönlich zu Gebote gestanden hätten, weiterhin zur Befriedigung seines Ehrgeizes und zur Erhöhung seiner Machtstellung zu benutzen. Hätte Bismarck den Versuch gemacht, das Deutsche Reich auf gewaltsamem Wege zu einigen durch Eroberung Bayerns, Württembergs u. s. w., so hätten wir wahrscheinlich heutzutage kein geeignetes Reich. Es war der Fehler von Cecil Rhodes, Südafrika durch Gewalt einigen zu wollen, denn selbst wenn jetzt die Engländer siegreich bleiben, so würde mit der Niederwerfung der Freistaaten der Widerstand der Holländer noch lange nicht gebrochen sein. England würde dauernd den Feind im eigenen Lande haben, gerade so wie in Irland.

In Anbetracht der ursprünglichen Gleichgültigkeit der Buren in

politischer Beziehung, die die englische Oberhoheit gern geduldet hätten, vorausgesetzt, daß man ihnen ihre persönliche Freiheit und eigene Verwaltung ließ, ist das gewaltsame Vorgehen von Cecil Rhodes nur dann zu verstehen, wenn man annimmt, daß ihm seine persönlichen Vortheile höher standen als das Interesse Südafrikas und des englischen Volkes.

Als er Minister wurde, herrschte der tiefste Friede in Südafrika, die alte Feindschaft zwischen Engländern und Holländern war vergessen. Als er das Ministerium niederlegte, herrschte ein Haß und eine Erbitterung der Holländer gegen England, die Englands Herrschaft in Südafrika ernstlich gefährden konnte. Rhodes allein ist der Urheber dieses Krieges, welcher zum mindesten unnötig war, für das englische Volk äußerst schwer und blutig werden wird und dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist."

In Bezug auf den Einfluß, den Rhodes auf England ausüben konnte, sagt Herr Passarge: „Um zu verstehen, wie es möglich war, daß Rhodes das gesammte englische Volk seinem Interesse dienstbar machen konnte bis zu dem Grade, daß es sich zu einem Kriege gegen Transvaal hinreißen ließ, müssen wir wissen, daß die Goldaktien unter dem englischen Volke eine ähnliche Rolle spielten, wie in Italien die Lotterie. Alles spielt mit Börsenpapieren, und da die Aktien ausgegeben werden zu einem Werthe von einem Pfund, so sind nicht nur die mittleren und höheren Kreise, sondern auch die niederen Stände befähigt, solche Papiere zu kaufen. In England spielt eben alles, von den höchsten und allerhöchsten Kreisen bis herunter zu den Hausknechten und Dienstmädchen." Passarge meint, „daß Rhodes nicht scharf genug beurteilt werden kann, ganz besonders auch vom englischen Volke selbst, das wohl auch noch einmal zu der Einsicht kommen wird, wie sehr es von dem Götzen, den es jetzt anbetet, belogen und betrogen wird". In sehr beredten Worten schildert Passarge dann noch die Gefahren, die Rhodes für unsere westafrikanischen Besitzungen involvirt.

Nach diesen thatsächlichen Beweisen für die Mitschuld, besser gesagt: für die Grundschuld des Herrn Rhodes an dem Einfalle Jamesons, wirft es auf die englische Regierung ein sonderbares Licht, daß Rhodes bei den Verhandlungen vor dem „Central Criminal Court" nur als Zeuge erschien. Bei den Verhandlungen des höchsten Gerichtshofes der Südafrikanischen Republik im

Februar 1896 wurden Cecil Rhodes, Alfred Beit, Dr. Jameson, Dr. Ruthford, Harris und Oberst Rhodes getadelt, weil sie die Angelegenheit von vornherein in jeder Weise gefördert hätten. Trotz der Belastung des Herrn Rhodes erschien er auch vor der Untersuchungs-Commission des englischen Parlaments im Februar 1897 als erster Zeuge. Er gab zu, daß er mit der Uitländer-Bewegung sympathisirt habe und erklärte weiterhin, daß er vollständig in seinem Rechte gewesen sei und seine Befugnisse nicht überschritten habe, als er im Herbst 1895 die Ansammlung von Truppen unter Dr. Jamesons Befehl innerhalb des Gebiets der „Britisch-South-Afrika-Company" und nahe an der Grenze der südafrikanischen Republik anordnete, um im Nothfalle bei Warpünpen (?) innerhalb des Transvaalgebietes einschreiten zu können. Er konstatirte ferner, daß er den Direktoren der „Britisch South Afrika-Company" seine Pläne nicht mitgetheilt, und daß Dr. Jameson abmarschirt sei ohne seine Genehmigung. Die Commission, vor welcher Herr Rhodes diese sonderbare „Zeugenaussage", die ihrer ganzen Substanz nach doch nur eine Rechtfertigung seiner Maßnahmen sein sollte, machte, bestand aus folgenden Herren: Mr. Jackson, Vorsitzender, Sir Richard Webster, erster Staatsanwalt, der die gerichtlichen Verhandlungen gegen Jameson eingeleitet hatte, Joseph Chamberlain, Colonialminister, Sir Henry Champall Bannermann, Sir William Harcourt, Sir Michael Hicks-Beach, Finanz-Minister, und Mr. Labouchere. Der von der Majorität der Commissions-Mitglieder dem Parlamente vorgelegte Befund spricht Beit, Lionel Philipps und Dr. Rutherford Harris von dem Verdachte frei, den Einfall Dr. Jamesons begünstigt und unterstützt zu haben, um in gewisser Aktion vortheilhaft spekuliren zu können, tadelt ferner das Verhalten Rhodes' in den strengsten Ausdrücken und konstatirt, daß außer den eben Genannten von den Direktoren der „Britisch-South-Afrika-Company" nur Beit und Maguire um die Angelegenheit wußten.

Die Lahmheit, mit welcher der Ausschuß diese Angelegenheit betrieb, machte sie zu einer Farce, selbst in der englischen Presse fehlten spöttische Bemerkungen nicht, über die Art und Weise dieser Untersuchung. Während der Debatte, welche der Entgegennahme dieses Berichtes im „Hause der Gemeinen" folgte, that Chamberlain den s. Z. viel erwähnten Ausspruch, daß Rhodes zwar einen schweren

Fehler (nur Fehler?) sich habe zu Schulden kommen lassen, daß jedoch nichts gegen ihn vorliege, was seine Ehre*) irgendwie beflecke. Diese Äußerung des Herrn Colonial-Ministers konnte nichts anders bezwecken, als für ihn einen Präcedenzfall zu schaffen. Herr Chamberlain wollte das „Prävenire" spielen, was klar und vollständig bestätigt werden wird, wenn wir auf ihn zu sprechen kommen werden. Nachdem auf dem Schlachtfelde von Doornkop die thatsächlichen Beweise für die Schuld des Herrn Rhodes an dem Jameson-Einfalle gefunden waren, mußte er sie anerkennen, ein Ableugnen konnte nicht mehr helfen, es blieb ihm nur übrig zu sagen: daß Jameson ohne seinen Befehl abmarschirt sei. Was diese Entschuldigung in materieller, wie moralischer Hinsicht für einen Werth hat, braucht nicht erörtert zu werden. Die Thatsache, daß Rhodes stets nur als ein Feind der Transvaal-Regierung gehandelt hat, steht außer jedem Zweifel. Als Rhodes in das Cap-Ministerium trat, herrschte in Südafrika der tiefste Friede. Das muß besonders hervorgehoben werden. Der Krieg vom Jahre 1880 war vergessen, und einige Monate vor Rhodes' Eintritt in das Cap-Ministerium hatte der Präsident Krüger mit dem Gouverneur des Caplandes, Sir Henry Loch, eine Zusammenkunft bei Fourteen Streams, welche, wie schon früher gesagt, so herzlich als möglich verlief. Seitdem Rhodes Cap-Minister wurde, begannen die Intriguen und Feindseligkeiten gegen Transvaal. Nachdem Herr Rhodes als der Todfeind der Buren-Republiken erkannt ist, drängt sich die Frage auf: Was werden die Buren-Regierungen mit ihm anfangen, wenn er ihnen in Kimberley in die Hände fällt?**) Unserer Ansicht nach kann

*) Die Begriffe über Ehre sind oft sehr dehnbar, sehr individuell, obgleich sie für alle Ehrenmänner sehr klar und fest sind. Vor allem kommt es darauf an, wer über Ehre spricht, und ob man den Sprecher selbst als einen tadellosen Ehrenmann bezeichnen darf. Ein „tadelloser" Ehrenmann ist eben Herr Chamberlain auf keinen Fall. Als Beweis, wie subjektiv die Begriffe über Ehre sein können, führen wir den alten Amschel Rothschild in Frankfurt an, den Stammvater der heutigen Häuser der Rothschilds. Unser guter, alter Amschel, von dem wir nie etwas schlimmes hörten, sagte: „Das Geld ist meine Ehre." Es dürfte wohl niemals eine lukrativere und produktivere „Ehre" gegeben haben, als die des alten Amschel.

**) Das wurde, wie ersichtlich, geschrieben, bevor Marschall Roberts in Aktion trat, und alle Welt die Hoffnung haben durfte, daß die Stunde der Gerechtigkeit bald für den englischen und afrikanischen Gauner schlagen würde. Es wird noch als einer der größten Fehler der Buren hervorgehoben werden, daß sie nicht alle Kraft anwandten, Kimberley zu nehmen. Sie kannten den „Feind" in seinen Mauern und mußten wissen, was er für sie bedeutet.

es nur die Antwort geben: „Er muß als Feind des Landes, das er bereits zweimal mit Krieg überzog, und als Schuldiger an dem Verluste so vieler Menschenleben und an dem Unglück des ganzen Volkes erschossen werden. Er wurde von keiner „Notabelen-Versammlung" nach Transvaal gerufen, die Buren wollten nichts von ihm wissen, zwischen ihm und den Buren-Republiken bestanden niemals legislatorische Beziehungen, wie solche zwischen dem Erzherzog Maximilian von Österreich und Kaiser von Mexiko bestanden, der bei Queretaro von der republikanischen Partei, welche die Kaiserwahl nicht angenommen hatte, gefangen, und trotzdem er von den Mächten als Kaiser anerkannt worden war, als ein „Usurpator" am 19. Juni 1867 erschossen wurde. Welch' ganz andere Rechtsgründe stehen den Burenstaaten, vor allem der Transvaalregierung, zur Seite, wenn sie ihren langjährigen, unversöhnlichen Todfeind, wegen dessen so viel Buren-Blut fließen mußte, zum Tode verurtheilen? Gegen dieses Urtheil ließen sich niemals richtige Gründe anführen. Cecil Rhodes, der aus purem Eigennutz, aus schnödem Geldinteresse die beiden Raubzüge gegen Transvaal veranlaßte, die Buren um ihre Rechte und Freiheit bringen, und die Reichthümer ihres Landes an sich bringen wollte, hat ihnen gegenüber sein Leben verwirkt. Er ist thatsächlich ein „Räuber", der mit großen Mitteln „rauben" wollte, und bei seiner Räuberei auch die Leben derer nicht schonte, die ihr Eigenthum vertheidigten. Die Größe seiner Räuberei kann doch unmöglich für sie als Entschuldigung oder Entlastung dienen! Aber selbst ganz abgesehen von der „Räuberei" mit tausendfältigem Todtschlag, haben die „findigen, spekulativen" Engländer einen für Herrn Rhodes verhängnißvollen Präcedenzfall geschaffen. Schon im November v. J. hat die englische Presse über das Schicksal des Präsidenten Krüger debattirt, den sie bereits als „Gefangenen" behandelten. Einige plädirten für seine Erschießung, so unglaublich es auch lautet. Er! als der Angegriffene, als der Vertheidiger der Rechte seines Volkes, sollte erschossen werden, weil er sich den Wünschen Englands, d. h. den Plänen des „Minen-Consortiums" nicht unterwerfen wollte, noch durfte. Andere englische Blätter wollten Gnade für Recht gelten lassen, waren alle aber darüber einig, daß er aus Südafrika müsse und ihm eine Insel, wie seiner Zeit Napoleon, als Zwangsaufent-

halt angewiesen werden müsse. Das ist die Perspektive für unseren alten, braven Krüger, wenn er von den Engländern gefangen werden sollte. Man urtheile nun selbst: wenn der Angegriffene und Friedliebende schon so behandelt werden soll, was gebührt alsdann dem Angreifer und Friedensstörer?

Die Engländer haben in ihrer Vorausverurtheilung Krügers einen möglichst klaren Präcedenzfall für die Eventualität geschaffen, daß Herr Rhodes von den Buren gefangen wird, und als ein zweiter Präcedenzfall muß die Erschießung des Märtyrer von Queretaro gelten. Herr Rhodes ist des Todes schuldig, und wenn er noch die Ehre erhalten sollte, wie andere ehrliche, brave und tapfere Menschen erschossen zu werden, dann ist er in Hinsicht seiner „Missethaten" noch recht zärtlich behandelt werden. Daß der Präsident der Transvaal-Republik und alle Buren ohne Ausnahme von der Schuld Rhodes' überzeugt sind, und ihn hoffentlich auch darnach behandeln werden, geht aus einer Unterredung des Herrn J. B. Robinson, die er mit Krüger nach dem Einfalle Jamesons hatte, deutlichst hervor. Den „Berliner Neuesten Nachrichten" Nr. 36 v. 23. Januar 1900, Beiblatt, entnehmen wir Nachstehendes: „Der bekannte südafrikanische Finanzmann J. B. Robinson veröffentlicht in den „Daily News" Mittheilungen über seine Unterredungen mit dem Präsidenten Krüger nach dem Einfall Jamesons. Der Minister Balfour hatte in seiner letzten, in Manchester zur Vertheidigung der Regierung gehaltenen Rede bemerkt, daß die englische Regierung deshalb nicht rechtzeitig Truppen nach Südafrika geschickt hätte, weil durch eine derartige Truppenabsendung der bei der Transvaal-Regierung herrschende Glaube, daß der Jameson-Einfall im Einverständniß mit der britischen Regierung stattfand, neue Nahrung gefunden hätte. Herr Robinson sucht nun durch Wiedergabe von ein paar Gesprächen, die er seiner Zeit mit Krüger über das Thema hatte, zu beweisen, daß Balfours Argumentation mit Bezug auf die Anschauungen der Transvaal-Regierung vollständig richtig ist. Er schreibt:

„Bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Präsidenten Krüger sagte ich ihm unter Anführung von Gründen, ich sei vollkommen überzeugt, daß die englische Regierung am Jameson-Einfall keinen Antheil habe. Er hörte mir aufmerksam zu und meinte, nachdem ich geendet hatte: „Sie sagen, die Regierung

wußte nichts davon. Warum hatte sie dann Rhodes erlaubt, ungestraft nach Südafrika zurückzukehren?“ Ich: „Das ist noch kein Beweis.“ Der Präsident: „Ist es nicht sonderbar, daß die Regierung keine Ahnung davon gehabt haben sollte, daß Rhodes und Beit die Hauptverschwörer waren?“ Ich: „Präsident, Sie müssen bedenken, daß die britische Nation gerecht ist und Niemanden verurtheilt, bevor sie von seiner Schuld überzeugt ist. Hat sie nicht Jameson bestraft?“ Da lachte Krüger satirisch; „Jameson bestraft! Wer ist Jameson? Rhodes' Instrument. Dr. Jameson und seine Anhänger sind die Herren Niemand. Sie führen nur die Befehle aus, die man ihnen gab. Ich war über Jameson und seine Leute gar nicht aufgebracht, weil ich wußte, daß sie einfache Werkzeuge waren, und deßhalb ließ ich sie gehen und habe sie nach England geschickt. Nur über den Mann, der sie dirigirte und in Bewegung setzte, bin ich empört.“ Als die Mittheilungen über die Debatten, die der Jameson-Einfall im englischen Parlament hervorrief, nach Pretoria kamen, äußerte sich Krüger: „Wollen Sie mir als intelligenten Menschen weismachen, daß Sie an die schönen Reden glauben? Denken Sie, wir sind Narren? Denken Sie nur einen Augenblick, wir kennen nicht das Räderwerk dieses Einfalles? Wollen Sie mich vielleicht davon überzeugen, daß Sie nichts davon wissen, daß die Leute, die diesen Aufstand organisirten, es für ihre eigene Tasche thaten und bereits entschieden hatten, wie Transvaal aufzutheilen sei, wie jeder Partei gewisse Interessen zuzuschanzen seien? Viele von Jenen, die in's Gefängniß geworfen wurden, waren vollkommen unschuldig und wußten nichts von den Plänen der Männer des „inneren Kreises“. Ja, dieser innere Kreis bestand nur aus zwölf Männern, und die wollten unter einander theilen. Denken Sie, wir sind so unschuldig, nicht zu wissen, daß Rhodes — figürlich gesprochen — über die Häupter gewisser Leute in England ein Schwert hielt und ihnen sagte, wenn Ihr mir nicht helft, dann will ich Euch und Eure Theilnahme an der Verschwörung verrathen!“ An diesem Punkt angelangt, wurde der Präsident außerordentlich erregt und schrie so laut, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, um das Gespräch mit anzuhören. Dann sagte er: „Und nun wollt Ihr mit mir rechten, weil ich rüste? Es ist richtig, ich rüste, aber nur, weil ich klar sehe, daß

ich mein Land vertheidigen muß.“ Ich sprach ein paar beruhigende Worte. Der Präsident gab sich Mühe, seiner furchtbaren Aufregung Herr zu werden. Er näherte sich mir und legte die Hand auf meine Schulter: „Sie meinen es gut, aber ich habe alles Vertrauen verloren. Was sich ereignet hat, wird sich wiederholen, und ich bin fest entschlossen, mich dagegen zu schützen.“

Als „Registrator“, und hier als zeitgeschichtlicher Berichterstatter haben wir noch einiges über Herrn Rhodes nachzutragen*) und theilen es in drei Abtheilungen ein: 1. Rhodes in Kimberley während der Belagerung und sein Verhalten zu der Militär-Behörde speciell, sein Verhältniß zum Commandanten von Kimberley, Oberst Kekewich. 2. Rhodes nach dem Entsatze von Kimberley, in der Capstadt und in London. 3. Weitere allgemeine Urtheile über ihn und seine Werke.

1. Abtheilung.

Den unfreiwilligen Aufenthalt in Kimberley hat Herr Rhodes mit „Tapferkeit“ ertragen und versucht, sich nach Möglichkeit zu zerstreuen, wobei ihm eine Frau Rochfort-Maguire behülflich war, mit welcher er, wie berichtet wurde, oft ausritt. Für Weihnachten hatte er mehrere Tausend Plumpudding backen und vertheilen lassen, auch soll er und Frau Rochfort-Maguire durch aufmunternde Bemerkungen und Witze viel zu einer guten Stimmung beigetragen haben. Von Seiten, die Herrn Rhodes jedenfalls nicht ferne stehen, wird behauptet, daß ohne seinen Humor und die Ermuthigungen die Stadt sich nicht so lange hätte halten können. Während der Belagerung ließ er durch einen Amerikaner, Herrn George Labram, einen „28-Pfünder“ konstruiren, der „ Long Cecil“ getauft wurde und Schrapnells und Granaten bis auf 8 Kilometer werfen soll. Im Anfange der Belagerung hieß es, Herr Rhodes sei auch trotz der Einschließung ein freier Mann, er habe vorsorglich einen Luftballon mitgenommen, um auf einem nicht mehr ungewöhnlichen Wege von Kimberley „abzureisen“. War nun diese Nachricht falsch, oder besaß der Ballon nur die Tragfähigkeit für eine Person, ist nicht aufgeklärt worden. Obgleich in der letzten Zeit die bitterste Noth in Kimberley herrschte und Hauptmann Tyson aus allen Gemüsen, die er auftreiben konnte, einen Brei kochen ließ, der die „Belagerungssuppe“ hieß, fehlte Herrn Rhodes in materieller Hin-

*) Weiteres siehe Anhang.

sicht nichts, denn nach wie vor vereinigte er seine Getreuen bei opulenten Diners. Einigen Ärger, andere behaupten sogar große Aufregung, habe ihm die Heeresleitung und der Commandant von Kimberley, Oberst Kekewich, verursacht, mit dem es zu sehr stürmischen Scenen gekommen wäre. Hier treten wir wieder zurück und registriren, was die Kriegsberichtserstatter melden. Der „Deutschen Zeitung", Nr. 66, vom 20. März, entnehmen wir: „Cecil Rhodes scheint es übrigens mit den englischen Militärs gründlich verdorben zu haben. Dem amerikanischen Berichterstatter J. Ralph gegenüber beschwerte er sich bitter über Oberst Kekewich; dieser hätte mit seinen 500 (?) Regulären ohne die Unterstützung der 4500 (?) Freiwilligen nichts ausrichten können, habe sich aber äußerst rücksichtslos gegen die Freiwilligen gezeigt. So habe er die 111 gefallenen Freiwilligen überhaupt nicht erwähnt, dagegen eine Bekanntmachung erlassen, als er seine Truppen wegen Verlust eines Maultieres um einen Mann verringern mußte! Ferner sprach sich Cecil über die Fähigkeiten der englischen Generale sehr verächtlich aus. Als dann Ralph fragte: wie es möglich gewesen wäre, daß die Buren ihr schweres Geschütz, welches 100 Pfundgeschosse warf, und das sie mit 36 Ochsen vor Kimberley gebracht hatten, in Sicherheit bringen konnten, erwiderte Rhodes, daß die Besatzung von Kimberley, anstatt dem Feinde zu folgen und das Geschütz zu nehmen, in der Stadt zu thun hatte, um mit den Offizieren French's die Entsetzung zu feiern! Jetzt ahnt man auch, weshalb Rhodes beim Entsatz so wenig erwähnt wurde! Als Ralph schließlich erwähnte, daß man im englischen Hauptquartier die Zahl der Buren auf 65000 Mann berechne, entgegnete Rhodes:

„Ich weiß, das ist ihre Methode, um ihre Niederlagen günstiger hinzustellen und Tadel zu vermeiden, trotzdem aber sind nicht mehr wie 35000 Buren in diesem Kriege. Sehen Sie doch einfach die Volkszählungsstatistik nach, und Sie werden sehen, daß es gar nicht anders möglich sein kann. Männer können nicht in einer Minute gemacht werden, dazu braucht es 20 Jahre, und wir wissen, wieviele sie beim Ausbruch des Krieges hatten. Das Transvaal gab bei der letzten Präsidentschaftswahl nur wenig über 17000 Stimmen ab und damals stimmten selbst die Knaben (?) mit. Der Freistaat hat 15000 Mann ins Feld gestellt. Und was die Ausländer in ihrer Armee anbetrifft, kennen Sie denn die Thatsachen? Sie haben

gehört, daß die Freuden nach Tausenden zählen, aber die irische „Brigade" ist nur 100 Mann stark, die Skandinavier sind 151 Mann und der Rest ist im Ganzen zwischen 1000 oder 2000. Es scheint nur, als wenn sie zahlreicher sind, weil sie fortwährend ihre Leute von einem Punkt zum andern schieben. Die Buren, die uns belagerten, gingen zu verschiedenen Malen fort, um Methuen bei Magersfontein und anderswo vorher zu bekämpfen. Nein, wir übertreiben ihre Zahl lediglich, weil wir so eine Entschuldigung für unsere schlechte Führerschaft haben."

In welcher Weise der Verkehr des Herrn Rhodes mit Oberst Kekewich wurde, und was primär die Veranlassung bot, finden wir sehr übersichtlich in der „Frankfurter Zeitung", Nr. 85, Abendblatt vom 27. März, zusammengestellt, sie schreibt: „Rhodes und Kekewich. Ein vom 2. März datirter ausführlicher Bericht des „Daily Telegraph" aus Kimberley giebt weitere interessante Einzelheiten der Vorgänge, die sich in der belagerten Stadt zwischen Cecil Rhodes und Oberst Kekewich abspielten. Am 10. Februar hatte Rhodes den Bürgermeister und einige der ersten Bürger dafür gewonnen, daß in ihrem Namen ein dringendes Ersuchen an den englischen Oberbefehlshaber, die belagerte Stadt bald zu entsetzen, gerichtet wurde. Das Schriftstück, welches dieses ziemlich eingehend begründete Ersuchen enthielt, wurde dem Oberst Kekewich übergeben, und dieser wurde ersucht, den Inhalt desselben dem Oberstkommandirenden heliographisch mitzutheilen. Nach einiger Überlegung theilte Oberst Kekewich Rhodes brieflich mit, der Inhalt des Schriftstückes sei durch Heliograph an Lord Roberts nach Euslin übermittelt worden. Lord Roberts sandte darauf folgende Antwort: „Ich bitte Sie, dem Bürgermeister und Herrn Rhodes in so starker Weise wie nur möglich klar zu machen, welche unheilvolle und erniedrigende Wirkung eine Uebergabe nach so langer und glorreicher Vertheidigung haben würde. Viele Tage können nicht vergehen, bis Kimberley entsetzt sein wird, da wir morgen aktive Operationen beginnen. Die weiteren militärischen Operationen hängen in hohem Maße davon ab, daß Sie Ihre Position noch eine ganz kurze Zeit länger behaupten."

Von einer eventuellen Uebergabe Kimberleys hatte Rhodes allerdings in seinem Gesuche nicht gesprochen, denn für ihn war die andere Alternative nur die, daß schnell der von ihm verlangte

Entsatz kommen muß. Am selben Tage, an welchem Rhodes jenes Ersuchen abgehen ließ, erschien im „Diamond Fields Advertiser" ein Artikel mit der Überschrift: „Warum Kimberley nicht warten kann." Dieser Artikel hatte die Folge, daß der Redakteur des Blattes einen Brief vom militärischen Censor erhielt, worin dieser mittheilte, daß der „Diamond Fields Advertiser" nun bereits zweimal Leitartikel über die militärische Lage veröffentlicht habe, welche den Interessen der Armee und der Vertheidigung der Stadt sehr schädlich seien. Künftig müsse darum von jeder Ausgabe oder Extra-Ausgabe des „Diamond Fields Advertiser" dem Censor ein Probe-Abzug vorgelegt werden, ehe die Ausgabe erscheinen könne. Außerdem habe sich der Redakteur in beiden Fällen in sehr schwerer Weise gegen die militärischen Gesetze vergangen und habe deßhalb einen Prozeß zu gewärtigen. Auf diese Zuschrift des militärischen Censors antwortete der Redakteur mit Übersendung eines gedruckten Cirkulars, welches die Mittheilung enthielt, daß der „Diamond Fields Advertiser" aus Gründen, die später ausführlich mitgetheilt werden sollten, sein Erscheinen bis auf Weiteres einstelle. Als dann General French in Kimberley einzog, erschien das Blatt wieder und brachte einen French begrüßenden Artikel. Als die Belagerung aufgehoben wurde, standen Rhodes und Kekewich so zu einander, daß sie kaum mit einander sprachen. „Ihr zufälliges Zusammentreffen bald nach General Frenchs Ankunft gab Anlaß zu einer höchst stürmischen Scene. Oberst Kekewich sagte zu Rhodes, er sei gekommen, um mit dem General über die Verhaftung des Redakteurs des „Diamond Fiels Advertiser" zu sprechen. Rhodes antwortete darauf etwas hitzig: „Dann sollten Sie lieber mich verhaften, denn ich stimme jedem Worte zu, das er geschrieben hat, und wir müßten zusammen in das Gefängniß kommen." Darauf folgte ein erregter Wortwechsel, der damit endete, daß Rhodes zu Oberst Kekewich sagte, er solle das Haus verlassen." General French lehnte es dann nachher ab, den Redakteur verhaften zu lassen."

Über die Affaire: „Rhodes-Kekewich" schreibt der „Sunday-Special": „Wir wissen heute, daß die Berichte über Reibungen, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, zwischen dem militärischen Kommandanten Kimberleys und dem mächtigen Civilisten, der nominell sein Lieutenant, aber stets ein insubordinirter war, welcher nach dem ersten Platz trachtete, auf Thatsachen beruhen. Herr

Rhodes hat selbst zugegeben, daß er stets mit Oberst Kekewich im Streit lag, und er geht jetzt soweit, die Routinenmethoden und das Militärregime erbarmungslos zu verurtheilen, das die Soldaten in Kimberley mit so fester Faust aufrecht erhielten. Ein Soldat wird jedenfalls mit Oberst Kekewich sympathisiren, schon deshalb, weil die Last der Verantwortlichkeit auf dem militärischen Kommandanten ruhte. Oberst Kekewichs Vorgesetzte waren derselben Meinung, wenn wir den Geschichten glauben dürfen, die in den Clubs über die zwischen Kekewich und Lord Roberts ausgetauschten Heliogramme cirkuliren. Als letzterer vor der Stadt eintraf, fragte der Kommandant von Kimberley, indem er sich bitter über die Selbstherrlichkeit des Herrn Rhodes beschwerte, was er thun sollte. „Steckt ihn in Arrest", war die prompte Antwort, unterzeichnet: „Kitchener, Generalstabschef." Es steht außer Frage, daß Kekewich durchaus im Recht gewesen wäre, hätte er diesen entscheidenden Schritt gethan, und man darf hinzufügen, daß die Lehre Herrn Cecil Rhodes wahrscheinlich vorzüglich bekommen wäre."

Einen eingehenden Situationsbericht über die Affaire bringt die „Frankfurter Zeitung", Nr. 82, Abendblatt vom 22. März, aus London. Er lautet: „Die Vertheidiger von Kimberley. (Von einem alten preußischen Offizier.) London, 22. März. Dem unparteiischen Kritiker, der im Verlaufe dieses Krieges so oft genöthigt war, ein scheinbar hartes Urtheil über englische Heerführer und deren Leistungen zu fällen, thut es wohl, wenn ihm einmal Gelegenheit geboten wird, zu loben, statt zu tadeln: um diese Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen, wird vollends zur Pflicht, wenn eine militärische Null, wie Cecil Rhodes, den Versuch macht, einem tapferen Offizier, dem Oberst Kekewich, und seinen Offizieren den Lorbeer zu entringen und ihn um das eigene Haupt zu winden. Das von der „Frankfurter Zeitung" wiedergegebene Interview des Cecil Rhodes mit einem Vertreter der „Daily Mail" läßt diese Absicht des Minenkönigs deutlich erkennen. Das Interview bietet aber gleichzeitig das genügende Material, um nachweisen zu können, daß Rhodes um die Vertheidigung von Kimberley kein Verdienst, Oberst Kekewich dagegen ein größeres Verdienst hat, als man Anfangs annehmen zu dürfen glaubte. Das ganze Interview zeigt deutlich, daß für Rhodes zunächst nur der Entsatz Kimberleys, um dessen Diamanten er große Angst hatte, die Hauptaufgabe der

englischen Heere zu sein. Für alle Generale, die an diesem Befreiungswerke nicht mit genügendem Eifer teilnahmen, hat Rhodes eine an Verachtung grenzende abfällige Kritik. Buller, der erst durch die Thorheit, daß Rhodes sich nach Kimberley hineinsetzte, gezwungen wurde, seinen ursprünglichen Kriegsplan aufzugeben und sein Heer mit so verhängnißvollem Erfolge zu theilen, die Generale, welche im Norden der Capkolonie kämpften, um den Aufstand der Afrikander nicht weiteren Boden gewinnen zu lassen, verfallen dieser Kritik des Herrn Rhodes. Nur einer der englischen Generale wird nicht getadelt, es ist dies Rhodes' Geschäftsfreund, Methuen, der ja allerdings so eifrig bestrebt war, Rhodes zu retten, daß er jede Minute, welche eine Umgehung der feindlichen Stellungen gekostet hätte, für zu kostbar hielt und in blindem Eifer seine Brigaden gegen die uneinnehmbaren Bergfesten des Feindes warf, bis selbst der Gehorsam der erprobten Truppen zu versagen drohte.

Der Hauptgroll des afrikanischen Krösus richtet sich gegen die aktiven Offiziere der Garnison Kimberley und gegen die Person des Obersten Kekewich. Die Art der Vorwürfe, welche Rhodes gegen diese Offiziere erhebt, dienen aber gerade dazu, unwiderleglich zu beweisen, daß Rhodes in militärischen Dingen ein Ignorant ist, und daß die englischen Offiziere in Kimberley, vor allen Dingen ihr Kommandant, sich musterhaft verhalten haben. Daß Rhodes die Verhältnisse in Kimberley so darstellt, als wenn er der eigentliche Führer der freiwilligen Truppen, denen er merkwürdiger Weise auch die Cappolizei zurechnet, gewesen sei, kann man mit einem Lächeln übergehen, weiß man doch, daß Rhodes nicht an einem einzigen Gefechte sich betheiligte, und daß er, während die von ihm angefeindeten Offiziere in immer erneuten Ausfallgefechten ihr Leben rücksichtslos auf's Spiel setzten, sich mit dem Pflanzen von Bäumchen beschäftigte. Aber er will auch mehr geleistet haben. Er ließ ein Geschütz gießen, welches allerdings in der Vertheidigung eine höchst geringe, dafür aber in der Rhodespresse eine um so größere Rolle spielte, und dessen Nichtbeachtung durch die aktiven Truppen ihn sehr ärgerte. Er hatte verlangt, daß man sein Unternehmen anstaunen, nicht aber lediglich eine die öde Langeweile der Belagerung zeitweilig unterbrechende Spielerei darin erblicken sollte. Er rühmt sich ferner, die Wasserleitung seiner Minen, nach dem Abschneiden der Wasserquellen, der Stadt zur Verfügung gestellt

zu haben. Ist Rhodes wirklich so naiv, zu glauben, daß der Kommandant diese Wasserleitung nicht einfach in Besitz genommen hätte, wenn sie nicht freiwillig hergegeben wurde? Ganz besonders beschwert er sich aber darüber, daß man seine Telegramme nicht durchgelassen habe. Welcher Art waren aber diese Telegramme? Hülferufe, die verlangten, daß die gesammte englische Armee als Hauptzweck ihres Daseins den Entsatz von Kimberley betrachten solle, nur aus dem einen Grunde, weil Rhodes dort saß. Die schreckliche Nachricht, daß die Buren ein sechszölliges Geschütz aufgefahren haben, muß schleunigst gemeldet werden, um Methuen zu veranlassen, noch einmal seine todtwunden Schaaren stürmen zu lassen. So dachte Rhodes. Aber Kekewich verhinderte diesen Unfug. Er ist in erster Linie ein Soldat und fühlt, daß es ein Verbrechen sein würde, durch Mittheilungen über die traurige Lage Kimberleys „auf die militärischen Maßregeln der englischen Truppen einen Einfluß auszuüben". Rhodes hat natürlich keinen Blick für die Größe der Aufopferungsfähigkeit, welche in diesen Worten liegt, er sieht nur die eigene Gefahr und hält diese Weigerung Kekewich's, Klage- und Hülferufe zu depeschiren, für so ungeheuerlich, daß er sie veröffentlicht, ohne sich bewußt zu sein, ein wie hohes Lob er denjenigen dadurch ausstellt, den er mit dieser Veröffentlichung zu treffen vermeint.

Diese echt militärische Auffassung, daß die strategisch vollständig werthlose Stadt Kimberley nicht auf den Gang der Ereignisse einen Einfluß ausüben darf, hält Kekewich während der ganzen Belagerung fest. Deshalb verschweigt er den Tod von Soldaten und meldet den Tod eines Maulthieres, deshalb nimmt er die Nachricht von der Niederlage bei Magersfontein mit unglaublicher Gemüthsruhe hin und stellt kurz darauf eine Anfrage, wie viel Pferde in Capstadt gelandet seien. Es soll dem unglücklichen Entsatzheer unter keinen Umständen klar werden, wie böse es um Kimberley steht, und vor allen Dingen soll der Feind, der die feurigen Depeschen ebenfalls vom Nachthimmel ablesen kann, in dem Glauben bleiben, daß größte Sicherheit und Ruhe in Kimberley herrsche. Rhodes hatte offenbar durch heftige Klagen versuchen wollen, die geschlagene Armee Methuens zu einem neuen blutigen Durchbruchsversuche anzuspornen. Was ging ihn auch die übrige Kriegslage an, Kimberley, und Kimberley ganz allein, hatte für ihn Wichtigkeit. Gewiß waren

die Nachrichten Kekewichs zu rosig gefärbt, um Glauben finden zu können, aber jedenfalls hatten sie das Gute, daß sie thatsächlich den Eindruck erweckten, Kimberley werde sich noch lange halten können, und daß deshalb Lord Roberts seine Pläne in Ruhe ausarbeiten konnte, statt durch Rhodes'sche Telegramme zu übereilten Maßnahmen getrieben zu werden. Dem tapferen Oberst Kekewich wird die dankbare Stadt Kimberley einen Ehrendegen verehren, während die Untergebenen des Herrn Rhodes diesem ein Denkmal in der befreiten Stadt errichten wollen.

Es ist jetzt bekannt geworden, daß Cecil Rhodes, mit einem Kreise seiner Intimen, selbst dann täglich noch reichliche Diners einnahm, als die eigentlichen Kämpfer mit schwachen Pferdefleischsuppen ihre schwindenden Kräfte aufrecht zu halten versuchte. In einer mit dem Hunger kämpfenden belagerten Stadt gilt weder reich noch arm, und alle Standesunterschiede müssen schwinden, soweit es sich nicht um Befehlen und Gehorchen handelt. Kekewich hätte meines Erachtens die Rhodes'schen Vorräthe gegen Empfangsbescheinigung für die Zwecke der Allgemeinheit requiriren müssen. Vielleicht wäre das auch geschehen, wenn Rhodes statt des rücksichtsvollen Kekewich, den ebenso tapferen, aber rücksichtslosen Baden-Powell neben sich, oder vielmehr über sich gehabt hätte."

Daß die „Rhodes-Kekewich-Affaire" auch im englischen Parlamente zur Sprache kommen soll, geht aus nachstehender Notiz aus London hervor: „Der Abgeordnete Bryn Roberts (demnach ein Irländer) wird morgen im Unterhause anfragen, ob es wahr ist, daß das Organ des Herrn Rhodes in Kimberley, der „Diamond Fields Advertiser" wegen seiner Angriffe auf die englischen Generäle unterdrückt wurde, und ob es ferner wahr sei, daß Rhodes wegen seiner Eingriffe in militärische Angelegenheiten in Kimberley von den militärischen Behörden dort mit Verhaftung bedroht wurde und auf wessen Befehl es geschah, daß die Verhaftung nicht vollzogen worden sei."

Aus den vorstehenden Berichten geht ganz deutlich hervor, welche Meinung Herr Rhodes über die Bedeutung seiner Person für ganz Großbritannien besitzt. Und der Mann hat hier nicht Unrecht! Weiß er doch mit am besten, daß auf Grund seiner Politik England den südafrikanischen Krieg führt, und daß ohne ihn all' die vielgenannten Herren Generäle und Kommandanten des englischen

Heeres in Südafrika in dem Weltreiche Großbritanniens zerstreut und von ihnen gar keine Rede wäre. Er! schickte die englischen Truppen ab, sie mußten *seinem* Willen folgen, und sollte er in „*seinem*" Kriege schweigen und sich gar einem einfachen Obersten unterordnen?

2. *Abtheilung.*

Als Kimberley von der eisernen Umarmung der Buren, die aber leider, und zu ihrem folgenschweren Schaden, viel zu wenig Spannkraft hatte, befreit war, machte sich Herr Rhodes schleunigst auf den Weg, um möglichst weit von dem „rückständigen" Volke zu sein, dem er aus der Ferne am besten und sichersten schaden kann. So sehen wir den geheimen Regenten von England denn auch schon einige Tage später in der Capstadt und auf der Reise nach London. Bevor er aber Kimberley verließ, führte er in einer Versammlung der „De Beers Company" den Vorsitz und theilte mit, „der *Gewinn der Gesellschaft habe sich auf ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling* belaufen. Die Lage der Company sei erheblich günstiger geworden und sehr befriedigend." Wie wir sehen, fehlt dem Manne das Reisegeld nach London nicht, und hat er auch noch ein Übriges für die verschiedenen Ausgaben, die ihm in London erwachsen mögen. Sehr interessant und vor allem „*symptomatisch*" ist ein Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" über Herrn Rhodes, aus dem zwischen den Zeilen leicht eine Abkühlung, oder eine Besorgniß Seitens der leitenden Kreise gegen den Gold- und Diamanten-König herauszulesen ist. Grund zu der Besorgniß dürfte der auftauchende Verdacht über die *Treue* seines Imperialismus sein. Man argwöhnt vielleicht gar, daß Alles, was Herr Rhodes bisher gethan und geleistet, weniger im Interesse des „kaiserlichen Englands", als in seinem eigenen geschehen ist. Die Nachricht, die auch in dem nachstehenden Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" gebracht wird, daß der Advokat der Chartered Company, Herr Hawksley, geäußert habe, Rhodes würde in London für die Erhaltung der Buren-Staaten eintreten, hat jedenfalls stutzig gemacht. Es wäre ein erhabenes, aussöhnendes Stück Weltgeschichte, wenn, wie England an der Überspannung seiner Ansprüche auf die Erde zu Schanden würde, so Rhodes durch die Überspannung der seinigen in Bezug auf Großbritannien. Aber

was den zweiten Fall anbelangt, halten wir ihn für wenig wahrscheinlich, indem wir uns des Sprüchwortes erinnern, das, in entsprechender Weise modificirt, hier angewendet werden kann: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich". Der symptomatische Artikel der „Kölnischen Volks-Zeitung" in Nr. 263, vom 19. März, lautet: „Cecil Rhodes war in diesen Tagen in London „fällig". Die Betriebsamkeit, mit der er gleich nach der Entsetzung von Kimberley seine Reise nach der „Welthauptstadt" unternommen hat, läßt entscheidende wirthschaftliche und politische Pläne auf Seiten des ungekrönten Königs von Südafrika vermuthen. Und warum sollte auch dieser energische, nimmer ruhende, rücksichtslose Geist, nachdem er so lange wider Willen an einen Ort gefesselt war, sich jetzt nicht für diese unfreiwillige Muße entschädigen wollen? Sicher ist nach den mit ihm gemachten Erfahrungen, daß Cecil Rhodes' Gedanken in der Zurückgezogenheit von Kimberley sich nicht ganz in denjenigen Bahnen bewegt haben werden, wie die Entwürfe der Londoner Imperialisten, die von einer festen Eingliederung der beiden Burenrepubliken in das englische Kolonialreich träumen unter möglichster politischer Entrechtung der Buren und fester Verknüpfung Südafrikas mit London, dank kräftigem Nachschub mit allen Vergünstigungen, materiellen und rechtlichen, beglückter englischer Ansiedler. Denn warum heißt man Rhodes den ungekrönten König von Südafrika? Doch gewiß nicht, weil er ein überzeugter, unbedingter Imperialist wäre, der dem Kolonialamt in London selbstlos sich und seine Errungenschaften unterordnen möchte."

Die bis zu einem ungewöhnlich hohen Grade ausgebildete Eigenwilligkeit von Cecil Rhodes ist, wie man jetzt erfährt, während seines Aufenthaltes in Kimberley in ganz besonderem Maße hervorgetreten; dort hat sich gezeigt, was sich diese Persönlichkeit alles glaubt erlauben zu dürfen, ein Zug von Selbstherrlichkeit, der demnächst in London auf's Neue hervortreten wird und mit dem Chamberlain schon seinen Kompromiß wird schließen müssen. Welche Rücksicht man auf diesen Mann nehmen zu müssen glaubte und glaubt, zeigt ja zur Genüge der Umstand, daß Lord Methuen, wie gebannt durch das belagerte Kimberley, zwei Monate verlor, indem er unbedingt die Linien Cronjes durchbrechen wollte. Es war seine Aufgabe, zunächst und vor allem Rhodes zu entsetzen, der sich nach

der Diamantenstadt begeben hatte, um die Nothwendigkeit, die Edelsteingruben zu schützen und frei zu halten, durch die nothwendige Rücksichtnahme auf seine Person zu verstärken.

Daher denn auch sein Unwille, als die Belagerung sich hinzog und die Engländer sich unfähig zeigten, den Ort zu entsetzen. Er beklagte sich, daß England nicht genug für ihn gethan habe; er nannte es eine Schande, daß man nur 500 Soldaten nach Kimberley geworfen, und daß die Einwohner in der Hauptsache selbst die Vertheidigung führen mußten. Ja, er drohte sogar, daß seine mächtige Diamantengesellschaft selbst ihre Kanonen kaufen wolle, um von der Gunst oder Ungunst der „kaiserlichen" Regierung unabhängig zu sein. Lord Roberts, der den General French zum Entsatze Kimberleys absandte, hatte zuerst diesen Strom der allerhöchsten Unzufriedenheit des Diamantenkönigs über sich ergehen zu lassen. Vorher war schon in der Zeitung Rhodes', dem Diamantfelderanzeiger von Kimberley, mancherlei zu lesen gewesen, was die größte Unzufriedenheit des Mannes erkennen ließ. In den beleidigendsten Worten erging sich Rhodes während der Belagerung in diesem Blatt gegen das englische Volk und gegen die englische Regierung, die nichts Nennenswerthes für Kimberley und die Diamantminen thäten. Die Sprache Rhodes' wurde so maßlos, daß der Kommandant Kekewich, der doch gewiß alle Rücksicht auf den mächtigen Mann genommen haben wird, endlich am 10. Februar das Wiedererscheinen dieses aufrührerischen Blattes verbot. Der Kriegsberichterstatter Williams theilt aus dem belagerten Kimberley mit, Rhodes habe sich so anmaßend benommen, sich den Militärs so lästig gemacht, daß ein Offizier Rhodes drohte, ihn in's Gefängniß setzen und in Eisen legen zu lassen. Rhodes hat sich den Namen dieses Offiziers ganz sicher gemerkt, und der kühne Kriegsmann dürfte wohl noch von ihm hören.

Was nun Rhodes' politische Pläne bezüglich Südafrikas angeht, so wird behauptet, so sehr er auf den Krieg gegen die Buren hingetrieben habe, wolle er doch nicht deren völlige politische Vernichtung, da diese wohl den Imperialisten, nicht aber seinen Sonderbestrebungen passen würde. Der in der Sache Chamberlain-Rhodes viel genannte Advokat der Chartered Company, Hawksley, der mit Rhodes' Gedanken sicher nicht ohne Fühlung ist, hat sich sogar dahin ausgesprochen, daß Rhodes für die Erhaltung der Burenstaaten

eintreten werde. Daß dies nicht in dem Sinne der von Krüger und Steijn aufgestellten Bedingungen sein kann, liegt auf der Hand; es kann höchstens nur eine durch Wahrung aller Rechte der Suprematie Englands „gemäßigte" Selbstständigkeit sein. Aber jedenfalls steht diese Erklärung in starkem Widerspruche mit den Einverleibungsplänen der Jingoes. Aus dem englischen Blätterwalde wird übrigens schon bald ein Gesäusel sich vernehmen lassen, das auf Rhodes Ansichten wird schließen lassen. Ein verwüstetes Transvaal mit vernichteten Goldminen, so bemerkt ein holländisches Blatt, dazu unter dem Drucke einer militärischen Verwaltung, würde für den Diktator ein sehr unangenehmes Land sein. Darum wird er wahrscheinlich darauf hinwirken, daß ihm in Transvaal freie Bewegung bleibt, dank einem stärkeren Einflusse der Uitlanders aber ohne den Zwang des Belagerungszustandes. Ja man sagt Rhodes jetzt nach, daß er über den Krieg überhaupt wüthend sei und der Politik Chamberlains alles zur Last lege! Er hat sich in der Widerstandskraft der Buren denn auch wohl verrechnet.

[Die oben erwähnte Erklärung des Advokaten Hawksley bezüglich der Erhaltung einer gewissen Unabhängigkeit der Burenrepubliken ist auf einem politischen Zweckessen des Eighty Club in London abgegeben worden; Hawksley wollte nur die britischen Interessen gesichert, unter dieser Bedingung aber entschieden die Selbstständigkeit der Republiken gewahrt wissen. So dachte also der Vertreter der Chartered Company. Die Daily Mail behauptet nun, offenbar um die Jingoes zu befriedigen und den Eindruck der Worte des Gesinnungsgenossen von Cecil Rhodes abzuschwächen, letzterer solle in einer Unterredung verlangt haben, daß die Burenrepubliken einige Jahre als Kronkolonien regiert werden möchten; erst dann könne man mit Sicherheit eine — Föderation errichten!]

Das „Würzburger Journal" bringt in seiner Nr. 70 vom 14. März einen Artikel der Londoner „Morning Leader", der in ähnlichem Sinne geschrieben ist, und ergänzt ihn noch durch sehr zutreffende Bemerkungen. Er lautet: „Der König von Südafrika. Cecil Rhodes beeilt sich nach seiner Befreiung in Kimberley eine Reise nach London zu machen. Dies veranlaßt den Londoner „Morning Leader" deutsch mit ihm zu reden, da Rhodes ja Schuld an dem ganzen unglücklichen Kriege ist. Das Blatt schreibt:

‚Jedesmal, wenn Herr Rhodes etwas Besonderes ausgefressen

hatte, hielt er es für nöthig, sich in England zu zeigen. So kam er bald nach dem Jameson-Raid, um Herrn Chamberlain zu versichern, daß er unschuldig an der ganzen Sache sei, und so kommt er jetzt nach der zweiten Auflage des Raid wieder. Mr. Rhodes' Ankunft eröffnet allen denen, die den Frieden lieben, trübe Aussichten, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß das Gerücht, nach welchem dieser Besuch nichts bezweckt, als die Anstrengungen, die jetzt in beiden kriegführenden Ländern zu einer Versöhnung gemacht werden, zu vereiteln. Die Sache der Versöhnung erstarkt fortwährend. Tausende von Soldaten, die ausgesandt wurden, um, wie sie glaubten, gegen einen barbarischen Feind zu kämpfen, haben mit Überraschung gesehen, daß ihre Gegner ebenso brav und human sind wie sie selbst. Kolonisten, die unter falschen Vorspiegelungen von Australien kamen, erlebten eine schnelle Enttäuschung. Selbst die bezahlten Strolche, die in diesem Lande Friedensmeetings sprengten, dienen nur dazu, die unvermeidliche Reaktion schneller herbeizuführen. Deshalb ist es nothwendig, die Schraube wieder etwas fester anzuziehen. Das Kabinet ist aus Gründen, die einigermaßen mysteriös erscheinen müssen, vollkommen in den Händen des Herrn Chamberlain, und Mr. Chamberlain ist aus Gründen, die vielleicht etwas weniger mysteriös sind, in den Händen des Herrn Rhodes. Was Herr Rhodes will, ist die gewaltsame Unterwerfung von Südafrika unter seine Person, und zwar sollen die Soldaten des englischen Reichs dies besorgen. Das ist absolut nothwendig für ihn, denn seine Verbrechen gegen den Frieden Südafrikas würden sonst bitter an ihm gerächt werden. Die Annektion der Republiken bedeutet die ständige Unterhaltung einer mächtigen englischen Armee, die nicht nur die Bevölkerung der Republiken, sondern auch die Kapholländer zu überwachen hätte." —

Der „Morning Leader" ist demnach die einzige Zeitung in England, die den Krieg und seine Anstifter richtig beurtheilt. Chamberlain beherrscht nicht nur das Ministerium, sondern, was schlimmer ist, das englische Volk. Und über Alle herrscht der Diamantenspekulant Rhodes, wegen dessen Räuberpolitik Tausende von Menschen Gut und Blut opfern müssen.

3. Abtheilung.

Wir werden uns bemühen, in möglichster Kürze einen Theil der summarischen Übersicht der Urtheile zu geben, die über Rhodes

und den Krieg gefällt worden sind, mit der Bemerkung, daß auch der folgende Abschnitt über Herrn Chamberlain theilweise nur eine Fortsetzung desselben Themas ist. Rhodes und Chamberlain sind in politischer wie finanzieller Hinsicht so eng verbunden, ihre Interessen greifen so vielfach ineinander und ergänzen sich, daß es oft unmöglich ist, von dem Einen zu sprechen, ohne den Anderen zu nennen. Ein Deutscher schreibt aus Transvaal: Der Handel in ganz Südafrika, der dank der Goldindustrie in Johannesburg in einer Blüthe stand, wie kaum in einem Lande der Erde, alles ist für Jahre hinaus mit frevelhafter Hand zerstört und erschüttert worden; die Wohlfahrt eines großen, gesegneten Landes ist aus Habgier und Gewinnsucht in Jammer und Elend verwandelt. Die „Capstädter Korrespondenz" der „Frankfurter Zeitung" schreibt: „Die Zahl der durch den Krieg ruinirten Existenzen mehrt sich in erschreckender Weise. Die Ersten, welche durch des Krieges Furien weggerafft wurden, waren die Bergleute und kleinen Leute von Johannesburg, die sich mißbrauchen ließen, als sie Intervention verlangten. Viele von ihnen haben als Rekruten der englischen Söldnerheere mit einem Fluch gegen Rhodes ihr elendes Leben auf den Schlachtfeldern ausgehaucht." Über die Schlacht von Magersfontein am 11. Dezember wird berichtet: „Als die Sonne unterging, brach die Schlacht ab, und die Engländer zogen sich zurück, aber die Blüthe ihres Heeres, 2500 Mann ihrer Garden und Kerntruppen lagen hingestreckt auf dem Schlachtfelde. Als unsere Ambulanzen auszogen, fanden sie Todte und Verwundete in langen Reihen und großen Haufen, meist nur 100—150 Schritt vor unseren Verschanzungen liegen. Viele von den Verwundeten stießen heftige Flüche aus gegen Rhodes, dem sie die ganze Schuld ihres Elends beimaßen."

Der sozialdemokratischen wissenschaftlichen Wochenschrift, der „Neuen Zeit. Revue des geistigen und öffentlichen Lebens" (Verlag v. J. H. W. Dietz-Stuttgart) entnehmen wir aus ihrer Nummer 26, vom 24. März d. J., aus dem Artikel: „Der Kapitalismus und der Krieg in Südafrika, von Keir Hardie, Nachstehendes: „Um die öffentliche Meinung daheim in England irrezuführen, kauften Mr. Rhodes und seine Genossen die meisten der Zeitungen in Südafrika auf und verwandten Tausende von Pfunden dazu, an die britische Presse aufgebauschte und in den meisten Fällen grundlose

sensationelle Berichte darüber telegraphiren zu lassen, wie die Ausländer von den Buren behandelt würden. Zum Unglück für unsere Nation trug der Kolonialminister, Mr. Josef Chamberlain, aus besonderen eigenen Gründen keine Bedenken, Rhodes in seinen schändlichen Plänen zu unterstützen und anzuspornen, um so mehr, als er in seinem Thun durch Mitglieder der königlichen Familie ermuthigt wurde. Jeder, der an der Verwaltung von Südafrika betheiligt war und sich weigerte, bei dem Unternehmen gegen die Transvaal-Republik Hülfe zu leisten, wurde von seinem Posten abberufen und durch willfährigere Instrumente ersetzt. Telegramme nach England wurden verstümmelt und den Anschauungen der Verschwörer entsprechend verändert und ganze Spalten sensationeller Erfindungen, von denen viele inzwischen durch die Untersuchung als völlig grundlos erwiesen worden sind, wurden von der durch Mr. Rhodes unterhaltenen Presse losgelassen und nach Hause gekabelt mit all dem Gewicht und der Autorität offizieller Depeschen. Die Korrespondenten nahezu aller Londoner Zeitungen standen in Rhodes' Solde, und so hat es wenig Verwunderliches, daß das englische Volk in den Glauben versetzt wurde, das Burenregiment wäre die Verkörperung von Grausamkeit, Korruption und Raubgier. Im ganzen weiten England gab es nur eine einzige Zeitung, welche so unternehmend war, einen unabhängigen Vertreter nach Südafrika zu senden, um dort die Sachlage zu studiren. Die Berichte dieses objektiven Beobachters sind kürzlich in einem Bande vereinigt, von Mr. John A. Hobson unter dem Titel herausgegeben: „The War in South Africa, its Causes and Effects."

Zunächst wurde dem Publikum mitgetheilt, die Verhandlungen mit Transvaal hätten nur den Zweck, den Ausländern das Wahlrecht zu sichern. Krügers Regierung begegnete diesem Vorwand, um den Frieden zu erhalten, damit, daß sie ein weiterreichendes Stimmrecht zugestand, als Chamberlain zu fordern gewagt hatte, und indem sie gleichzeitig einen Appell an England richtete, alle Streitfragen einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Doch alles war umsonst; die Transvaal-Republik mit ihren Arbeiterschutzgesetzen, ihrer Verabscheuung des Kapitalismus und allen ihren Institutionen stand zwischen den Kapitalisten und ihren Dividenden. Die Vernichtung der Republiken war entschieden, und sie hätten ebenso gut von einem Vampyr Barmherzigkeit verlangen können als von denen, mit

welchen sie unterhandelten. Truppen wurden von England nach Südafrika gesendet, Chamberlains Reden wurden darauf angelegt, den Präsidenten Krüger und seine Regierung zu beleidigen, die Reserven wurden am 7. Oktober einberufen, ebenso auch das Parlament, um 10 Millionen Pfund Sterling Kriegskosten zu bewilligen. Als die letzten Hoffnungen auf Erhaltung des Friedens schwanden, entschlossen sich die Buren-Republiken, einen energischen Schritt zu ihrer Selbstvertheidigung zu thun. Sie stellten ihr Ultimatum, das mit ausgelassener Freude von der Kriegspartei in England begrüßt wurde, und schritten dann dazu, jene Vertheidigungsposition in der Capkolonie und in Natal einzunehmen, aus welchen sie wieder zu vertreiben es durch fünf Monate des ganzen Kraftaufwandes des Britischen Reiches bedurft hat.

Ich hoffe, Niemand wird denken, ich übertreibe, wenn ich sage, daß die einzige Veranlassung des gegenwärtigen Krieges das Interesse der Kapitalisten Südafrikas ist. Britannien hat nichts von diesem Kriege zu erwarten, aber es hat Südafrika zu verlieren, und es wird dieses unvermeidlich früher oder später verlieren als Folge des jetzigen Konflikts. Schon heute scheint es fast so, als dürfte, wenn die Buren unterworfen sein werden, eine neue Kampagne nöthig werden, um Rhodes und seine Freunde zu unterwerfen. Als der Krieg ausbrach, verkauften diese Herren eine beträchtliche Summe von Aktien an kontinentale Finanziers. Lord Harris, Vorsitzender der Consolidated Godfields Company, konstatirte am 14. November, daß sie diesen Schritt gethan hätten, um gewissen Anschauungen zu begegnen, die auf dem Kontinent verbreitet seien. Und er gab seiner Hoffnung dahin Ausdruck, daß die Inhaber dieser Aktien schon dafür sorgen würden, daß es nicht zu einer Einmischung Frankreichs zu Gunsten Transvaals käme. Darin hatte er nun zwar unzweifelhaft Recht, aber die Angelegenheit schien eine gefährliche und unerwartete Richtung zu nehmen. Der britische Kanzler des Schatzamtes kündigte im letzten Oktober an, die Kriegskosten müßten durch eine Besteuerung der Goldfelder Transvaals aufgebracht werden. Vor ungefähr vierzehn Tagen mußte er nun diese Erklärung zurückziehen; die Ursache davon war, wenn er es auch nicht eingestand, daß die französischen Aktieninhaber erklärt hatten, falls Großbritannien ihre Antheile an den Minen besteuere, würden sie sogleich die französische Kriegsmente

auf England loslassen. Der Krieg zeigt also deutlich, daß die heutigen Regierungen, mögen sie republikanisch oder monarchisch sein, im Wesentlichen nichts als Instrumente sind, dem Willen der internationalen Finanziers Ausdruck zu geben und ihre Interessen zu schützen. Die Moral ist recht einfach.

Außerhalb der sozialistischen Bewegung — mit Einschluß jenes Theils der Arbeiterklasse, dessen Anschauungen unter ihrem Einfluß stehen — ist der Krieg der populärste, der je von England geführt wurde. Pöbelhaufen dringen des Abends in Privatversammlungen ein, die zu Gunsten des Friedens stattfinden, sprengen sie und greifen die Sprechenden mit Stöcken und Steinen an. Unter den Hunderten von Zeitungen, religiösen und politischen, die täglich und wöchentlich erscheinen, ist die Zahl jener, die gegen den Krieg opponiren, nicht größer, als daß sie leicht an den Fingern hergezählt werden könnten. Selbst die Geistlichkeit aller Bekenntnisse ist so patriotenmäßig enthusiastisch, daß, wenn einer aus ihrer Mitte sie daran mahnt, daß die Lehre Christi nichts vom Blutvergießen wissen will, seine Brüder im Herrn ihn als einen Schwachsinnigen betrachten, und er von unseren Richtern insultirt wird. Augenblicklich dominirt in England die Blutgier.

Die Nation ist geradezu in den Krieg hineingelogen worden. Unsere Staatsmänner haben sie in den Augen der Welt entwürdigt. Bisher haben wir den Anspruch erhoben, und dieser Anspruch war bis zu gewissem Grade berechtigt, daß England der Beschützer der kleinen Nationalitäten und der Vertheidiger der Freiheit sei, nun führt es einen Krieg zur Vernichtung zweier Republiken, deren Bevölkerung zusammengenommen kaum die einer unserer Städte dritter Klasse erreicht. Nicht einen Engländer von internationalem Ruf giebt es außerhalb der Reihen der Politiker, der nicht den Krieg verurtheilt. Aber die Leidenschaft des aufgestachelten und in seinen unbezähmten wilden Blutinstinkten gründlich durch die Presse aufgerüttelten Mobs verlangt noch mehr Blut, und wenn 4000 Männer, Frauen und Kinder, geführt durch einen selbstgesponnene Kleider tragenden Farmer, sich 52000 britischen Soldaten unter dem Kommando von fünf unserer besten Generäle nach wochenlangem Widerstand ergeben, wird dies Ereigniß als großer britischer Sieg begrüßt. Die Nation ist trunken in Blut, die Nüchternheit wird erst wiederkehren, wenn man uns zur Bezahlung der Rechnung auffordern wird."

Ad vocem des Schwindels mit dem Wahlrecht der Uitländer bringen wir eine Unterredung, die der Kriegsberichterstatter des „Sydney Morning Herald", Paterson, mit der geistig hochstehenden Schwester des derzeitigen Premierministers der Capkolonie Herrn Schreiner, Olive Schreiner, Anfangs Februar gehabt hat. Sie sagte unter Anderem: „Ich kann es nicht verstehen, wie Ihr Australier, Neu-Seeländer und Canadier leichten Herzens hierher kommen könnt, um andere Kolonisten, von denen Ihr gar nichts wißt, über den Haufen zu schießen. Es ist schrecklich, wenn ich denke, daß alle diese schmucken Leute hierher gekommen sind, um zu tödten oder sich tödten zu lassen, und dies Alles, um den Kapitalisten einen Gefallen zu thun. Es ist schrecklich, daß solche Leute hierher kommen, um gegen jene, die ihr Vaterland und ihre Freiheit vertheidigen, zu kämpfen. Der englische Soldat muß gehorchen, aber Ihr anderen, Ihr seid Freiwillige. Warum seid Ihr gekommen? Ihr behauptet, daß England sich im Kriege befinde und Ihr der Welt zeigen wollt, daß die Kolonien bereit sind, an der Seite von England zu kämpfen. Ja, aber Ihr hättet fragen und Euch erkundigen sollen, bevor Ihr die Ausfahrt antratet. Ihr versteht dies nicht. Das ist ein Kapitalistenkrieg. Diese wollen sich in Besitz vom Rand und der Minen setzen. Ihr habt in Australien nichts Derartiges." . . . Der Berichterstatter hat an Frau Schreiner alsdann die Frage gestellt, warum sich die Buren geweigert hätten, Stimmrechte an Ausländer zu verleihen. „Stimmrechte," hat ihm Olive Schreiner darauf zur Antwort gegeben, „Stimmrechte," aber von denen war ja gar keine Rede. Ich war wenige Monate vor dem Ausbruch des Krieges in Johannesburg und Hunderte von Leuten haben damals dort ganz offen erklärt, sie würden niemals ihre englische Staatsangehörigkeit aufgeben, um dafür als Buren abstimmen zu können. Alle sind sie nur Nomaden, Wanderer, die Geld machen wollen, und selbst wenn Ohm Paul sie auf den Knieen gebeten hätte, sich neutralisiren zu lassen, würden sie es ihm abgeschlagen haben, denn keiner wollte sein Engländerthum aufgeben. Die Wahrheit ist, daß die Kapitalisten die Minen haben wollen, und diese haben das Wohl und Wehe der weißen Bevölkerung so in der Hand, daß alle Welt gezwungen ist, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, und somit soll jetzt das Stimmrecht herhalten, um den Buren die Minen

zu entreißen. Es ist ein monströser Krieg, und England wird ihn noch einmal bedauern. Und Alles dies nur um die Interessen von einigen Spekulanten. Seit Jahren ist dieser Krieg vorbereitet und das Haarsträubendste über die Buren, ihre Unwissenheit und ihre Grausamkeiten gedruckt worden. Alles ist erlogen. Ich habe selbst als Gouvernante jahrelang unter ihnen gelebt, und es giebt keine gutmüthigeren Leute. Der gegenwärtige Krieg wird ein Ausrottungskrieg sein, ein Krieg ohne Ende. Die Buren kämpfen auf Tod und Leben und denken nicht daran, sich zu unterwerfen. Selbst wenn sie nach dem Freistaat und Transvaal zurückgeworfen werden sollten, werden sie am gefährlichsten sein, während die Engländer, falls sie überhaupt mit ihrer Armee nach Pretoria gelangen, sich in einer noch viel schlimmeren Lage als heute befinden werden. Sie werden alsdann Hunderte von Meilen Eisenbahngeleise zu vertheidigen haben, während die Buren ungeschwächten Muthes weiterkämpfen werden. Selbst die Frauen sind jetzt mit Herz und Seele für den Krieg. Nach Elandslaagte kehrte ein Bur nach Hause zurück. „Was ist los, frug ihn seine Frau, bist Du verwundet? Nein. Ist der Feind in die Flucht geschlagen? Nein. Na, dann schnell zurück und in's Gefecht mit den Anderen." Ein zweiter Bur, ein Greis von über 75 Jahren, griff auf die Nachricht von den ersten Niederlagen zum Gewehr. „Großvater," riefen ihm die Enkel zu, „du kannst ja nicht mehr sehen." „Auf 1000 Yards allerdings nicht mehr," antwortete der alte Mann, „aber dafür immer noch auf 100," und da er nicht mehr reiten konnte, ließ er sich im Ochsenwagen nach der Front schaffen. Nein, selbst eine Anzahl Niederlagen wird niemals den Muth der Buren zu brechen vermögen, und für England wird das Schlimmste erst recht kommen, wenn es den Engländern gelingt, bis nach Pretoria zu gelangen."

Der Werth, den die Arbeiter-Klasse für Herrn Rhodes hat, mag aus einem Artikel der „Morning Leader", den die „Frankfurter Zeitung" in ihrer Nr. 83, sechstes Morgenblatt vom 25. März, bespricht, hervorgehen. Es lautet: „Cecil Rhodes und die Arbeiterklasse. Diejenigen, welche die Tage des Jameson-Raid im Gedächtnisse haben, werden sich daran erinnern, daß den in den verschiedenen Goldminen angestellten europäischen Minen-Arbeitern befohlen wurde, für die geplante Revolution die Waffen zu ergreifen, wenn sie nicht aus der Arbeit entlassen werden und ihre

Löhne verlieren wollten. Sie werden sich auch erinnern, daß eine erhebliche Anzahl europäischer Arbeiter Johannesburg verließ, um sich nicht zum Kampfe zwingen zu lassen, und dadurch unverdienter Weise den Vorwurf der Feigheit auf sich lud.

Diese Vorfälle zeigen, wie die rhodesischen Kreise sich den europäischen Arbeitern gegenüber verhalten. Industrielle Beschäftigung für Europäer ist in Südafrika nicht leicht zu finden. Einen Theil der Arbeit liefern die Werkstätten und der Betrieb der verschiedenen Eisenbahnen. Die hierbei beschäftigten Arbeiter sind zum größten Theile Staats-Angestellte. Die einzige Ausnahme macht Transvaal, wo die Eisenbahnen im Besitz und im Betriebe einer privaten Gesellschaft sind. Abgesehen von den Eisenbahnen, findet sich Arbeitsgelegenheit fast nur noch in Kimberley beim De Beers'schen Monopol und in Johannesburg im Dienste der einen oder anderen Minengesellschaft. In Johannesburg besteht oder bestand noch ein gewisser beschränkter Grad von Konkurrenz in der Nachfrage nach europäischer Arbeit. In Kimberley besteht solche Konkurrenz nicht. Industrielle Arbeit muß der De Beers-Gesellschaft geleistet werden, oder sie kann gar nicht geleistet werden, und ein Mann, der nicht gern für De Beers arbeiten möchte, kann lieber gleich Kimberley verlassen, denn es giebt dort keine andere arbeitgebende Unternehmung, die ihn beschäftigen könnte.

Unter allen Umständen würde ein solcher Zustand der Dinge bedauernswerth sein. Der Arbeitgeber ist an sich schon zur Tyrannei geneigt, ohne daß er dazu noch besonders versucht zu werden braucht. Selbst der wohlmeinende Kapitalist könnte unter dem Antriebe einer solchen Versuchung zu einer harten Anwendung seiner Macht und seiner Autorität verleitet werden. Ist die De Beers-Gesellschaft nun der wohlmeinende Kapitalist? Oder giebt sie, unter der Inspiration von Rhodes, der Versuchung nach und behandelt sie europäische Angestellte als Sklaven?"

Für den „Übermenschen" Rhodes sind alle anderen Menschen nur „Sachen", nur Mittel für seine Zwecke; dieser „Gottes-Engländer" hält sich als Zweck aller Dinge; und diesen Mann können die Engländer für einen „englischen Imperialisten" ansehen? „Imperialist" ist er in des Wortes verwegenster Bedeutung, aber nur in dem Sinne des „Rhodischen Imperialismus"; so benützt er ganz England nur für sich.

Wir können den Abschnitt, der speciell Herrn Rhodes gewidmet ist, nicht prägnanter schließen, als durch das Silhouette, das Herr Mark Twain von ihm entwarf, und welches die „Kölnische Volkszeitung" in ihrer Nr. 183, Erstes Blatt v. 25. Februar, bespricht. Aus diesem Artikel entnehmen wir Nachstehendes: „Twain kann sich überhaupt mit Rhodes nicht recht befreunden. Manche Leute, so schreibt er, glauben, Mr. Rhodes sei gleichbedeutend mit Südafrika, Andere halten ihn nur für einen wichtigen Theil des Landes. Nach ihrer Meinung besteht Südafrika aus dem Tafelberg, den Diamantengruben, den Johannesburger Goldfeldern und — Cecil Rhodes. Mag nun Mr. Rhodes der erhabene und verehrungswürdige Patriot und Staatsmann sein, für welchen ihn viele halten, oder der Teufel in Menschengestalt, für den ihn die übrige Welt ansieht, jedenfalls ist er die imposanteste Persönlichkeit im britischen Reich, außerhalb Englands: Wenn er auf dem Cap der guten Hoffnung steht, fällt sein Schatten bis zum Zambesi. Er ist der einzige Kolonist in den britischen Besitzungen, dessen Kommen und Gehen allerwärts auf der Erde besprochen und verzeichnet wird, dessen Reden das Kabel unverkürzt nach allen Enden der Welt entsendet, und der einzige Ausländer von nicht königlichem Geblüt, dessen Ankunft in London ebensoviel Aufsehen macht, wie eine Sonnenfinsterniß.

Die ganze Welt Südafrikas — Freund wie Feind — sieht mit ehrfurchtsvollem Schauer zu ihm empor. Dem einen Theil erscheint er als Bote Gottes, dem anderen als ein Abgesandter Satans; das Volk ist sein Eigenthum, mit einem Hauch kann er es beglücken oder ins Verderben stürzen, viele beten ihn an, viele verabscheuen ihn; aber kein kluger Mann wagt ihm zu fluchen, und selbst die Unvorsichtigen thun es nur im leisen Flüsterton.

Was verschafft ihm aber diese gefürchtete Oberhoheit? Ist es sein ungeheurer Reichthum, von dessen Fetttöpfen für eine Menge Menschen Lohn oder Unterhalt herabträufeln, was sie zu seinen willfährigen Untergebenen macht? Ist es seine persönliche Anziehungskraft und Ueberredungskunst, mit der er alles hypnotisirt, was in den Bannkreis seines Einflusses geräth? Sind es seine majestätischen Gedanken und Riesenpläne für die Machterweiterung des britischen Reiches, sein patriotischer und selbstloser Ehrgeiz? Will er den segensreichen Schutz und die gerechte Herrschaft Eng-

lands über die weiten Länder des heidnischen Afrikas ausbreiten, damit der dunkle Erdtheil vom Ruhme des britischen Namens widerstrahlt? Oder beansprucht er die Erde als sein Eigenthum, und halten seine Freunde so standhaft an ihm fest, weil sie glauben, er wird sie bekommen und auch ihnen etwas abgeben? Was auch immer des Räthsels Lösung ist, das Endresultat bleibt dasselbe.

Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß Rhodes thun kann, was er will, ohne seine Herrschaft und seinen ungeheuren Anhang zu verlieren. . . . Rhodes bringt die Reformpartei durch seinen Einfall in Transvaal in große Noth, aber die meisten glauben, er habe es gut gemeint. Er beklagt die schwerbesteuerten Johannesburger und macht sie sich zu Freunden; gleichzeitig verlangt er von seinen Ansiedlern in Rhodesia fünfzig Prozent und sichert sich dadurch ihr Vertrauen und ihre Zuneigung in solchem Maße, daß sie in Verzweiflung gerathen, sobald sich nur das Gerücht verbreitet, die Chartered Company (deren Direktor er ist) solle aufgelöst werden. Er fällt in das Land der Matabele ein, die er beraubt, erschlägt und sich dienstbar macht; dafür wird er von allen Charter-Christen mit Lobsprüchen überhäuft. Er hat die Briten verführt, tonnenweise werthlose Charter-Papiere für Noten der Bank von England zu kaufen, und doch streuen ihm die Beraubten Weihrauch, als dem Gott künftigen Ueberflusses. Er hat alles gethan, was sich irgend thun ließ, um seinen Sturz vorzubereiten; ein Dutzend großer Männer wäre an seiner Stelle sicherlich zu Fall gekommen. Er aber steht bis zum heutigen Tage auf seiner schwindelnden Höhe unter dem Himmelsdom, als ein Wunder seiner Zeit, als das Geheimniß des Jahrhunderts; die eine Hälfte der Welt hält ihn für einen geflügelten Erzengel, und die andere für einen geschwänzten Teufel.

Ich bewundere ihn sehr, das gestehe ich ganz offen, und wenn seine Zeit kommt, will ich mir ein Ende von seinem hanfenen Strick zum Andenken kaufen."

II. Abtheilung.

Herr Chamberlain.

Die vielfachen und meist recht komplizirten Beziehungen zwischen Rhodes und Chamberlain sind in der ersten Abtheilung öfters berührt worden, sagt doch Herr Hofmeyer in seinem Buche: „Die Buren und Jameson's Einfall in Transvaal" auf Seite 305: „Ja, Manche meinten sogar ganz im dunkelsten Hintergrunde der Bühne noch Sir Henri Loch und sogar Joseph Chamberlain zu erkennen." Der englische Kolonialminister wurde demnach schon i. J. 1896 trotz seiner Beruhigungsschreiben nach der Capkolonie, auf die wir gleich zurückkommen werden, von Leuten, die „wissen, wie es gemacht wird", und nicht zu den Haufen gehören, „die nie alle werden", richtig erkannt. Nachdem am 4. Januar 1896 der Sekretär der „Afrikander-Bundes", Herr Thomas Theron, an die Cap-Regierung im Namen des Bundes den Einfall Jameson's auf's schärfste mißbilligt hatte, ging Herr Hofmeyer noch einen Schritt weiter und wandte sich direkt an Chamberlain. Dieser ließ ihm durch den Kaiserlichen Sekretär antworten: „Sagen Sie Hofmeyer, daß die Regierung Ihrer Majestät alle Mitschuld an Jameson's That zurückweist und sich bemüht, Alles zu thun, was in ihrer Macht steht, das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. (?) Ich zweifle nicht daran, daß Hofmeyer seinen Einfluß zu demselben Zwecke gebrauchen wird."

Als Antwort hierauf ließ Hofmeyer dem Minister der Kolonien folgenden Brief telegraphisch übermitteln. „Capstadt, 4. Januar 1896. An Herrn Chamberlain. London. Geehrter Herr! Ich danke Ihnen für die Mittheilung in Betreff von Jamesons Einfall in Transvaal und Ihre nachdrückliche Zurückweisung jeder Schuld von Seiten Ihrer Majestät Regierung.

Jameson's Handlungsweise wird von allen wohlmeinenden Kolonisten nach ihrem Werth geschätzt, und dies wird zur Herstellung des gegenseitigen Vertrauens führen, das durch die wohlüberlegte Verschwörung gegen einen befreundeten Staat, die zu einem Blutvergießen bei Krügersdorf führte, erschüttert wurde. In dieser Verschwörung sind auch einige in finanziellen und militärischen Kreisen wohlbekannte Männer und Beamte verwickelt, während man von Anderen zu wissen meint, daß sie absichtlich ein Auge zudrückten und Schritte ungethan ließen, die das Unglück in seinen Anfängen verhütet haben würden. Ich bitte daher Ihrer Majestät Regierung, die Frage in ernste Erwägung zu ziehen, ob es nicht an der Zeit wäre, durchgreifende Änderungen in der Verwaltung des von der „British Süd-Afrikanischen Company" exploitirten Gebiets vorzunehmen, da sich die Verwaltung dieser Company als eine Quelle von Gefahren für den öffentlichen Frieden von Süd-Afrika erwiesen hat. (Allerdings nachdem Herr Rhodes in das Cap-Ministerium eingetreten war.) Ich hoffe auch, daß die englische Regierung unparteiische und erfahrene Männer nach Afrika senden werde, um eine gründliche Untersuchung einzuleiten. Diese Untersuchung müßte vor Allem die Ursachen und den geheimen Gang der Verschwörung zum Gegenstand haben und müßte sich mit der Frage beschäftigen, wie es möglich war, daß Dr. Jameson beinahe das Ziel seines Marsches erreichen konnte, ehe die Proklamation (die Herr Rhodes zu hintertreiben suchte) veröffentlicht wurde, welche sein Vorgehen tadelte und britische Unterthanen davor warnte, ihm beizustehen. So lange das gegenwärtige System der Verwaltung und das gegenwärtige Personal unverändert bleibt, werden Nachrichten von öffentlichem Anwerben von Truppen in Bulawayo und von vorgenommenen Einfällen in transvaalisches Gebiet geglaubt werden und Besorgniß erregen. Zugleich danke ich Ihnen für die Versicherung, daß Ihrer Majestät Regierung Alles thun werde, was sie kann, das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Ich hoffe, daß Sie sich versichert halten werden, daß von meiner Seite alle Mühe angewendet werde, dasselbe Ziel zu erreichen. So gut wie ich mich jeder Zeit gegen die Anschläge gewissenloser Freibeuter, welche die verschiedenen Staaten und Kolonien von Süd-Afrika in Verwirrung stürzen möchten, wehren würde, ebenso gewiß bin ich stets bereit, meinen ganzen Einfluß aufzuwenden, um eine billige

Abhülfe der Beschwerden und eine humane Behandlung der verführten Männer, die die Opfer gewissenloser, ehrgeiziger, finanzieller und anderer Pläne wurden, zu erreichen."

Man kann sich denken, mit welch' spöttischem Lächeln Herr Chamberlain das Verlangen nach einer gründlichen ernsten Untersuchung las, durch welche er selbst „aus dem dunkelsten Hintergrunde der Bühne" an ihren Rand, direkt vor das Lampen-Licht, hervorgeholt worden wäre. Auf den Brief Hofmeyers erwiderte der Complice des Herrn Rhodes und Jameson's am 7. Januar 1896.

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief und verspreche Ihnen meine Mitwirkung zur Erreichung des gemeinschaftlichen (!) Ziels, woran ich mit Eifer arbeite. Es wird eine gründliche Untersuchung stattfinden nach den Umständen, unter welchen der Raubzug auf transvaalisches Gebiet stattgehabt hat. Es werden auch Schritte gethan werden, um in Zukunft die Ausführung solcher Pläne unmöglich zu machen. In diesem Augenblick ist es mein Hauptzweck, der Verbitterung zwischen Engländern und Afrikanern, die sich aus heftigen Maßregeln in Johannesburg ergeben könnte, zuvorzukommen. Haben Sie die Güte, dies dem Gouverneur in Capstadt zu telegraphiren, und veröffentlichen Sie es."

Wie „gründlich" die Untersuchung gepflogen, und wie sie zu einem reinen Possenspiel wurde, bei dem der Hauptschuldige mit einem Tadel davon kam, aber durch Herrn Chamberlain eine Ehrenerklärung erntete, ist bekannt. Man muß geradezu über eine derartige direkte Heuchelei, Verlogenheit und Gemeinheit staunen. Bevor wir auf die Thätigkeit des Herrn Chamberlain weiter eingehen, ist es nöthig, uns etwas mit seinen Antecedentien zu befassen. Er wurde 1836 in London als der Sohn eines Fabrikanten geboren und trat in Birmingham in das Geschäft seines Vaters ein. Von 1874—1876 war er Bürgermeister dieser Stadt bis er in das Parlament gewählt wurde. Unter Gladstone von 1880—1885 Präsident des Handelsamtes. Am 25. Juni 1895 übernahm er im dritten Ministerium Salisbury das Staatssekretariat für die Kolonien. Als solcher wirkte er für eine engere Verbindung der Kolonien unter einander, insbesondere mit dem Mutterlande durch einen Zollverein. Bevor wir uns mit seiner Polotik weiter befassen, soll ein Artikel des „Reichsboten" folgen, der Näheres über die Jugend

und die Person des Herrn Staatssekretärs bringt. Der „Reichsbote“ schreibt in seiner Nr. 60, v. 13. März: „Der englische Kolonialminister im Kabinett Salisburys, Mr. Josef Chamberlain, ist augenblicklich wohl der am meisten genannte Mann der Welt und, fügen wir es gleich hinzu, auch wohl der am meisten gehaßte. Die Rolle, die er in der südafrikanischen Tragödie gespielt hat, wird ihm für alle Zeit einen Platz in dem schwarzen Buche diplomatischer Nichtswürdigkeiten sichern. Diesen Mann in den einzelnen Phasen seiner Laufbahn zu verfolgen, ist von hohem Interesse, ihn durch sich selbst und seine Landsleute einer Beurtheilung zu unterziehen, eine Aufgabe von höchstem Reiz. Die Geschichte dieses Mannes wirft aber auch zugleich ein sehr trübes Licht auf die Politik und die öffentliche Moral eines Landes, in welchem ein solcher Mann eine solche Rolle spielen kann. Dem französischen Schriftsteller Beaugeard ist es in einer fesselnden Studie, die soeben in der „Nouvelle Revue“ veröffentlicht wird, gelungen, ein Bild von dem Lebensgange und den Wandlungen dieses Chamäleons aus der Zunft der „Staatsmänner“ zu entwerfen, das in kurzem Auszuge die weiteste Verbreitung verdient.

Der jetzt 63jährige Chamberlain trat mit 18 Jahren in ein Schuhwaarengeschäft als Lehrling ein. Schon zwei Jahre später ging er nach Birmingham und übernahm unter der Firma „Nettlefold, Chamberlain u. Co.“ die Leitung einer Bolzenfabrik, die ihm sein Vater gekauft hatte. In rücksichtslos wilder Konkurrenz — er verkaufte seine Waaren mit Verlust — führte er theils den Ruin seiner Nebenbuhler herbei, theils kaufte er sie auf, bis er das ausschließliche Monopol der Fabrikation von Bolzen in England hatte. Nun änderte er die Taktik und verdoppelte sofort den Preis seiner Fabrikate. Mit einem großen Vermögen schied er, 38 Jahre alt, 1874 aus dem Geschäfte.

Sein größter Ehrgeiz war nun, eine politische Rolle zu spielen. Er geberdete sich als der wildeste Radikale und begeistertste Anhänger republikanischer Ideen. So lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich und wurde Bürgermeister von Birmingham, als welcher er übrigens von 1874—1876 recht segensreich wirkte. Er war und ist heute noch der populärste Mann von Birmingham. Als Bürgermeister von Birmingham hatte er einmal den zukünftigen Thronfolger, den Prinzen von Wales, bei dessen Besuche der Stadt zu empfangen

und zu begrüßen. „Die Sache wird mich mit Schande bedecken," schrieb er einige Tage vorher einem Freunde. Aber Meister Chamberlain übertrieb, wie gewöhnlich. Er wußte so gute Miene zum bösen Spiel zu machen, daß der Prinz von Wales ganz entzückt von seinen Manieren und seiner Eleganz war. Der Prinz hatte erwartet, einen wilden Demokraten, bedeckt mit der traditionellen rothen Mütze, zu sehen und stand einem Mann gegenüber von tadelloser Haltung, frisch rasirtem Gesicht, das Monocle im Auge und die seltenste Orchidee der Welt im Knopfloch. Er drückte ihm die Hand. „Punch" brach in Lachen aus in einer Karrikatur, in der er den Bürgermeister von Birmingham darstellte, wie er seine rothe Mütze eskamotirte. Mr. Chamberlain sollte im Laufe seiner Karriere noch viele andere Mützen verstecken.

Der geheime Wunsch des Bürgermeisters von Birmingham war, einen Sitz in der Kammer der Gemeinen zu erhalten. Das gelang ihm. 1876 sehen wir ihn im Parlament in den Reihen der Opposition. Der Premierminister nannte sich damals Disraeli, dessen Nachfolger Lord Salisbury wurde. Der neue Deputirte machte sich bald durch seine oft ganz und gar unparlamentarischen Reden bemerkbar. Als solcher erklärte er einmal: „Wir können unseren Handel zur Blüthe bringen, nicht indem wir die Wüsten Afrikas kolonisiren, nicht indem wir uns mit barbarischen Häuptlingen befreunden, Cirkulare über die Sklaverei abfassen, die Civilisation in Opiumkoffern exportiren, diese selbe Civilisation auf der Spitze der Bajonette unbekannten Stämmen diktiren, sondern indem wir England von den verhaßten Resten einer entschwundenen Vergangenheit befreien."

Trotz seiner Übertreibungen ist der Deputirte eine Art Persönlichkeit geworden. Er hat das Ohr der Radikalen und findet Beachtung bei den Liberalen, und als 1880 Gladstone wieder zur Macht kommt, bietet er dem ehemaligen Socius des Hauses Nettlefold, Chamberlain u. Co. einen Sitz im Kabinett an. Mr. Chamberlain wird Handelsminister, er ist überraschend schnell vorangekommen.

Als Minister ist er das enfant terrible des Kabinetts. Die Lords nennt er „Seiltänzer", „Gaukler", „meineidige Faullenzer, die nur von der Arbeit Anderer leben". Die Kolonialpolitik Englands ist in seinen Augen eine reine Schande. Am 1. Januar 1880

verhöhnt er den Feldzug gegen die Zulus und die afghanische Campagne in einer bemerkenswerthen Rede: „Wir haben diese Kriege unter trügerischen Vorwänden begonnen, indem wir die wirklichen Motive verbargen. Wir hatten fälschlich unsere Freundschaft den Gegenden versprochen, die wir verwüsteten; wir haben die ganze Ordnung des politischen Systems dieser Stämme zerstört; wir haben hinter uns die Anarchie und die Unordnung, die Keime neuer Streitigkeiten, gelassen. Wir, ein christliches Volk, sind die Ursache des Todes von Tausenden dieser tapferen Leute gewesen, die ihren Herd und ihre Freiheit vertheidigten." Ein anderes Mal rühmt er sich seiner Verdienste um Birmingham, die er höher schätze „als alle Resultate der Kaiserlichen Politik auf Cypern und in Transvaal."

Den Marquis von Salisbury bekämpft er damals grimmig. 1883 sagt er in Swansea: „Lord Salisbury will, daß wir Krieg in Indien und Südafrika führen. Ein europäischer Krieg und Irland im Belagerungszustande genügen ihm nicht. Muß man da nicht mit Shakespeare ausrufen: „Sehet! Welcher Erzmörder ist dieser Salisbury!"

Nicht besser kommt sein jetziger Kollege im Kabinett Salisbury, der erste Lord der Admiralität, Mr. Goschen, weg; die Torypartei nennt er 1885 „cynisch, zerstörerisch, egoistisch und unfähig"; seinen ganzen Grimm entladet er über die Kammer der Lords. Empathisch ruft er in Denbigh 1884 aus: „Ihr Maaß ist voll! Der tyrannische Lauf der Hochgestellten naht sich seinem Ende!" — Vor fünf Jahren ereignete sich in der Kammer der Gemeinen eine pikante Scene. Es war die Rede davon, die Kammer der Lords abzuschaffen. Mr. Chamberlain erhob sich und fragte, roth vor Zorn, die Liberalen, warum sie so den Lords zürnten? „Was wollen Sie Demagogen mit den Worten sagen: ‚Das Maaß ist voll?' Mr. Asquith begnügte sich als Antwort damit, den Auszug der Rede im Jahre 1884 vorzulesen. Niemals hatte sich die Kammer mehr belustigt gefühlt, als an diesem Tage.

Weitere Überraschungen bietet die Haltung Chamberlains in der irischen Frage. Im Juni 1885 stürzte das Ministerium Gladstone. Der Marquis voon Salisbury kam wieder zur Macht. Bis dahin war Mr. Chamberlain Anhänger von Home Rule gewesen, und sein energisches Eintreten für die Irländer machte ihn zum

politischen Freunde der meisten Mitglieder der irischen Partei. Wahrscheinlich war für seine Haltung der persönliche Wunsch, Gouverneur von Irland zu werden, maßgebend. Aber als Gladstone 1886 schon wieder Premierminister wurde und das „enfant terrible" sich in seinen Gouverneurshoffnungen getäuscht sah, da schwenkte dieses ab zu den „liberalen Unionisten". Von Home Rule war jetzt keine Rede mehr; seine früheren Freunde bewarf der zu den Toristen Bekehrte nun mit Schmutz und brauchte gegen sie die gröbsten Schmähungen. Selbst seinen früheren Chef Gladstone, den er noch am 4. Juni 1885 vor seinen Wählern in Birmingham „als die berühmteste Erscheinung des Jahrhunderts, als einen Mann von den höchsten Tugenden und Verdiensten um das Vaterland" gepriesen hatte, griff er von nun an in heftigster Weise an und scheute sich nicht, von dem 84jährigen zu sagen, daß „seit den Zeiten des Herodes niemals solche Sklaven einem solchen Diktator gehorcht hätten."

Aber die Irländer wußten sich an ihm zu rächen. Es war am 30. Juli 1888 in der Kammer der Gemeinen. Der berühmte Parnell, der „leader" von Home Rule, erhob sich und klagte Mr. Chamberlain an, das Vertrauen seiner Kollegen mißbraucht zu haben, als er Minister im Kabinett Gladstone gewesen sei. Nach der Behauptung des irischen Parteiführers hatte sich Mr. Chamberlain der Geheimnisse, die man ihm anvertraut hatte, bedient, um seine Freunde zu verrathen. Parnell erbot sich, diese Anklage durch Dokumente in seinem Besitz zu beweisen. Ein Schrei der Entrüstung erscholl von den irischen Sitzen: „Judas! Judas!" „Was höre ich?" rief Chamberlain bestürzt und leichenblaß aus. „Man nennt Sie einen Judas!" gab Mr. Biggar mit ironischer und lauter Stimme zur Antwort. Der Name „Judas" blieb Chamberlain, und irische Zeitungen zitiren ihn nie anders als „Judas Chamberlain."

Zwei Jahre später trat Chamberlain in das Toryministerium des Lord Salisbury ein. Als Minister dieses Kabinetts hat er, wie bekannt, die seltsamsten Wandlungen in der Transvaalfrage durchgemacht. So spricht er sich 1896 lobend über die Loyalität der holländischen Rasse in Südafrika aus, nennt 1897 „einen Krieg mit Südafrika einen Bürgerkrieg, der lang, grausam und kostspielig sein würde". Er sagt, daß „der Brand, den er entfachen würde,

durch mehrere Generationen nicht gelöscht werden könnte." Ja, er nennt es „eine unmoralische und unkluge Methode, sich in die inneren Angelegenheiten der Transvaalrepublik zu mischen". Von den Buren hat er wenige Jahre vorher ein höchst vortheilhaftes Bild entworfen: „Sie sind ein häusliches, fleißiges Volk von Farmern, das von den Produkten des Bodens lebt. Ein tiefes religiöses Gefühl beseelt sie. Von ihren Vorfahren haben sie eine unüberwindliche Liebe zur Freiheit geerbt. Sind das nicht Eigenschaften, die sie den Bürgern Englands werth machen? Sind das nicht Tugenden, die unsere eigene Rasse charakterisiren? Und gegen eine solche Nation sollen wir die furchtbare Gewalt der Waffen anwenden?"

Und heute? Heute fließt das Blut in Südafrika durch den alleinigen Willen desselben Chamberlain in Strömen. Und doch thun ihm diejenigen Unrecht, die ihm Widersprüche, Verrath an sich selbst und seinen Grundsätzen vorwerfen. O nein, Mr. Chamberlain ist derselbe geblieben, der er war, der Mann mit dem feinen, kommerziellen Instinkt, der ihn aus den Tiefen des Schuhwaarenladens zu den schwindelnden Höhen eines Aktionärs Rhodesias emporgetragen hat.

Und nun sehen wir uns den äußeren Menschen an! Mr. Chamberlain ist 63 Jahre alt. Er ist von mehr als mittlerem Wuchs. Er hat eine etwas aufgestülpte Nase, hohe Stirn, schwarze, sorgfältig gekämmte Haare; seine Haltung ist korrekt und selbst gesucht an dem Tage, wo er eine wichtige Rede in der Kammer zu halten hat. Er trägt beständig eine Orchidee im Knopfloch und das Monocle in's Auge geklemmt. Das Gesicht ist glatt rasirt, die Lippen sehr schmal. Niemals hat man ihn in der Kammer lachen sehen. Dagegen lächelt er sehr häufig, was seiner Physiognomie einen wenig angenehmen Ausdruck verleiht. Er ist korrekt, höflich, kalt, immer Herr seiner selbst und im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute dem Sport jeder Art abhold.

Seine einzige Leidenschaft sind seine Orchideen, für die er fabelhafte Summen ausgiebt. In seiner Sammlung befinden sich über 500 Varietäten, darunter solche zum Preise von 8000 Francs das Stück. Die berühmteste unter ihnen ist „anterium Chamberlinianum." Während der Parlamentssitzungen erhält Mr. Chamberlain täglich zwei Orchideen in der Kammer der Gemeinen: eine

Nachmittags, eine Abends. Sein Knopfloch ist in beständiger Feier. Ironische Leute gaben ihm den Rath, keine mehr zu tragen. Denn er könnte Gefahr laufen, sie plötzlich in seinem Knopfloch erröthen zu sehen, geröthet vom Blute seiner Landsleute, die in Transvaal starben. Aber der Minister der Kolonien scheint das nicht zu verstehen und schreitet seinen Weg im festlich geschmückten Überrock fort. Sagte nicht eines Tages Kardinal Manning zu Mr. Stead, „Mr. Chamberlain ist ein hoity-toity fellow?" Ein „hoity-toity fellow" heißt aber wohl „ein wilder, närrischer Bursche?" — —

Ein anderer Engländer, Labouchere, schreibt jetzt über ihn, er herrsche im Ministerium; Salisbury sei nur noch eine Null, Balfour ein politischer Dilettant, Mich. Hicks Beach habe den Kampf aufgegeben, in der Presse herrschte Chamberlain, und durch die Presse beherrsche er die große Masse des Volkes und die so mächtigen Finanziers betrachten ihn als ihren Kämpen. Dann schreibt Labouchere — und das sollten die festländischen Diplomaten beachten, wenn sie nicht traurige Überraschungen erleben wollen:

„Wenn dies so weitergeht, werden wir diesen Krieg nur beenden, um einen neuen Krieg von weit ernsterem Charakter in Europa zu beginnen. Herr Chamberlain that vor zwei Jahren sein Möglichstes, um einen Krieg mit Rußland herbeizuführen, dadurch, daß er auf frivole Weise den Zaren insultirte. Nicht mit dem Werke zufrieden, welches wir jetzt auf uns haben, ging er vor wenigen Monaten dazu über, Frankreich zu insultiren, und er sagte zu Frankreich, wenn es sich nicht bessere, werde er ihm eine Lektion ertheilen müssen. Einige sahen in dieser letzteren Beleidigung nur eine leere Renommisterei. Ich glaube aber, es war seine bestimmte Absicht, auf den Krieg in Südafrika einen Krieg mit Frankreich folgen zu lassen. Die kontinentalen Mächte sind der Herausforderung unserer Flottenvermehrung nachgekommen. Sie bauen Schiffe eingestandenermaßen darum, weil sie davon überzeugt sind, daß, wenn eine Macht allein eine Flotte hat, welche ihr die oberste Gewalt über den Ocean giebt, dies eine Gefahr für den Handel und die Freiheit der Welt ist. Man wird uns sagen, daß wir nicht so lange warten dürfen, bis deren Flotten den unseren gleich sind. Man wird entweder einen Vorwand finden, um Frankreich Krieg zu erklären, oder man wird Frankreich durch Beleidigung zwingen, uns Krieg zu erklären, und wenn wir Frankreich niederwerfen, dann

können wir viele Jahre lang frei regieren. Und warum sollen wir vom Frieden zum Kriege übergehen? Damit Herr Chamberlain Tory-Premierminister und Diktator des Reiches werden kann! Es hat nie einen Mann gegeben, der mehr der Anschauung war, daß für seine Zwecke alle Mittel erlaubt sind, und nie gab es einen englischen Minister, dessen Zwecke persönlicherer Art waren. Er rechtfertigte im Falle Rhodes jede Art von Trug und Täuschung, weil sie für die Zwecke nöthig waren, die der finanzielle „Weltreichmacher" anstrebte, und er handelt nach seiner Lehre."

In diesem Artikel kommt die gemeine, ganze Charakterlosigkeit dieses Herrn zur Anschauung, welche ihm den Namen „Judas" eintrug. Nach diesen „staatsmännischen Exercitien" braucht man sich über nichts mehr zu wundern; einem „Judas" ist ja Alles feil.

Als Herr Chamberlain in das Kabinett trat, nahm er bald die „imperialistische" Politik wieder auf, die Herr Benjamin Disraeli, seit August 1876 Earl of Beaconsfield und Baron Hughenden, einleitete und vertrat, der auch der Königin von England den Titel einer Kaiserin von Indien verlieh!

Die imperialistische Politik ist durchaus oggressiv für alle anderen Staaten, sie hat einen entschieden kriegerischen Charakter und wird, wenn sie nicht wieder verlassen werden sollte, von Krieg zu Krieg führen. Ihre Wirksamkeit in der inneren Politik zeigt sich in der möglichsten Centralisirung der Regierungskräfte, in der Äußern, durch anmaßende Einmischungen und Anrempelungen. Herr Chamberlain hat als Handelspolitiker Hervorragendes geleistet, was aber seine „staatsmännische" Begabung anbelangt, so ist sie höchst gering, vor allem fehlt ihm selbst der „Schein" der Ehrlichkeit, er hat es nicht nöthig gefunden, oder es fehlt ihm ganz der Sinn, sich mit der erforderlichen „staatsmännischen Bekleidung" zu versehen, und verstößt wegen seinen Blößen gegen die „lex Heinze". Als Politiker ist er öfter geradezu naiv, natürlich nur in dem Sinne, daß er immer anzunehmen scheint: die Dinge lägen in Wirklichkeit so, wie er sie möchte und hinzustellen sucht; daß er annimmt und hofft: Andere zu seinen Ansichten zu bekehren und sie für seine Interessen zu gewinnen, ohne daß es ihm gelungen ist, sie in einer Weise zu vertreten, die Eingang und Annahme finden kann. Herr Chamberlain ist der Meinung, daß, wenn er

stundenlange Reden gehalten hat, Alles in der Ordnung sei, und Alle von der Richtigkeit seiner Ideen und Verlangen überzeugt sein müssen. Er möchte durch seine Reden hypnotisiren, und doch kann man sich kaum einen Redner denken, der hierzu noch weniger Talent hätte. Er stellt Behauptungen auf, macht Voraussetzungen und zieht Schlüsse, welche durch ihre innere Unwahrheit, Leichtfertigkeit und Willkürlichkeit direkt abstoßen. Man fühlt förmlich die Frivolität durch, mit welcher er sich erlaubt Reden zu halten, man fühlt, wie außerordentlich dumm er sein Publikum halten muß, um ihm Alles zu sagen, was er sagt. Wir kennen keinen Redner, der mit größerer Unachtsamkeit und Leichtfertigkeit petitio principiis aufstellt, und nur auf Grund dieser eigenen Annahmen dann seine Nutzanwendungen und Schlüsse macht, wie er. Er ist ein miserabler Dialektiker, weil ihm die Feinheit des Geistes vollständig fehlt. Er ist als Politiker, Staatsmann und Redner gleich plump und gewaltthätig, die bessere Erziehung, vor Allem die Selbstzucht und die natürliche Feinheit des Geistes kann man bei ihm nicht entdecken. Er ist ein vollendeter, skrupelloser „Krämer", weiter nichts. Wir brauchen nur an seine drei letzten großen Reden in Birmingham, Watefield und Leicester zu erinnern, die nicht nur in Amerika und Deutschland, sondern selbst in England mißfielen und entschieden zurückgewiesen wurden. Unter den vielen Preßstimmen, die sich gegenseitig in Bezug auf die Reden Chamberlains decken, führen wir beispielsweise die „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 561, v. 5. Dezember 1899, an, welche zwei Londoner Correspondenzen bringt. Sie lauten: „Der „Times" wird aus New-York telegraphirt. Selten hat eine Rede eines Amerika freundlichen englischen Ministers eine solche Meinungsverschiedenheit hervorgerufen, wie die Rede Chamberlains in Leicester. Die Meinungsverschiedenheit ist in allen Tonarten ausgedrückt und wendet sich zum Theil gegen Chamberlain persönlich, durchweg aber gegen den Vorschlag seiner Allianz. Er habe den Feinden seines Landes, namentlich den Irländern, die lang ersehnte Gelegenheit gegeben, die Angriffe gegen England zu erneuern, die so lange durch die Kraft des amerikanischen Wohlwollens niedergehalten waren. Niemand nimmt ein Bündniß an, Niemand vertheidigt Chamberlains Unbesonnenheit, Niemand glaubt an ein Bündniß innerhalb der Möglichkeiten der amerikanischen Politik." Die zweite

Correspondenz lautet: „Alle amerikanischen Nachrichten bestätigen, daß Chamberlains Rede in Amerika geradezu einen Sturm des Widerspruches hervorgerufen habe. In der ganzen Presse ist nicht eine Stimme, die seine Idee eines anglo-amerikanischen Bündnisses vertheidigte. Mac Kinleys Gegner schlagen aus der Rede mächtig Kapital."

Aber Verkehrtheiten, ja selbst direkte Lügen zu sagen, ist augenblicklich in England ganz besonders modern und nach englischer Auffassung von einem sublimen staatsmännischen Werthe. Selbst die Thronrede, auf die wir in einem anderen Kapitel näher zurückkommen werden, ist keineswegs frei von falschen Voraussetzungen und Annahmen. Wer Herrn Chamberlain um keinen Preis nachstehen will, ist Herr Balfour, der vollständige Unwahrheiten über die Ursachen und den Zweck des südafrikanischen Krieges am 28. November 1899 in seiner Rede zu Deasbury zum Besten gab. Herr Balfour, der erste Lord des Schatzes, wandte sich besonders gegen die Meinungsäußerungen der ausländischen Presse, welche dahin ginge, daß Großbritannien in diesem Kriege von dem Verlangen beseelt sei, sich der Goldminen zu bemächtigen. Eine derartige Anschuldigung sei entweder vom Haß eingegeben, oder eine Folge unentschuldbarer Unwissenheit. Balfour stellte auf das Entschiedenste in Abrede, daß England irgend einen pekuniären Zweck im Auge habe, und hob hervor, daß es seit hundert Jahren niemals von den Kolonien Steuern zum Vortheil des Mutterlandes erhoben hätte. Hierzu bemerkt die „Frankfurter Zeitung" in Nr. 331, Abendblatt, v. 29. November 1899: „Wir haben den Krieg zwischen Endland und den Buren-Republiken nie als etwas Anderes als einen von Großbritannien unternommenen Eroberungskrieg aufgefaßt, wie sehr die verantwortlichen Staatsmänner Englands sich auch dagegen sträuben mögen, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß d i e j e n i g e n, welche als die eigentlichen Urheber des Krieges angesehen werden müssen, nicht für die, übrigens niemals bestrittene Vorherrschaft Englands in Südafrika eingetreten, sondern lediglich ihrem Wunsche nach dem Besitze der Goldminen Transvaals gefolgt sind." Herr Balfour hat jetzt im Unterhause dem Interpellanten Mac Reill auf die Frage: „was die Regierung zu thun gedenke, wenn ein Minister geradezu der persönlichen Unehrenhaftigkeit und öffentlichen Lüge geziehen werde", geantwortet:

„Meine Antwort ist, daß derlei Anklagen mit Verachtung behandelt werden sollen.“ Was zu verachten, und wer Alles zu verachten ist, braucht nicht näher bezeichnet zu werden, denn noch immer giebt es in Europa und der Welt ein öffentliches Gewissen, das sich durch keine ministeriellen Impertinenzen einschüchtern läßt. Nach dem, was wir bereits über Herrn Chamberlain gebracht, der immer noch die Ehre hat, dem englischen Kabinett anzugehören, wie dieses die ihm gebührende Ehre genießt, ihn als Mitglied zu besitzen, könnten wir die Akten über den Herrn schließen, da seine „Integrität“ historisch festgestellt ist, aber es dürfte doch immerhin als eine Lücke in der Berichterstattung betrachtet werden, wenn die „Enthüllungen“ der „Independance Belge“ mit Stillschweigen übergangen würden, um so mehr, als eine weitere Enthüllung über Herrn Chamberlain von dem Blatte in Aussicht gestellt ist. Der Raum für unsere Arbeit verbietet, auf die Enthüllungen im Einzelnen einzugehen, und geben wir hier eine Art Übersicht, die der „Frankfurter Zeitung“, Nr. 10, drittes Morgenblatt vom 11. Januar d. J. entnommen werden soll.

„Der Jameson-Einfall und Herr Chamberlain. London, 9. Jan. Es ist durchaus bezeichnend für den Geist, der gegenwärtig die großen Londoner Zeitungen beseelt, daß sie sämmtlich über die von der „Independance Belge“ veröffentlichte Korrespondenz, welche den Jameson'schen Einfall und seine Behandlung durch den parlamentarischen Untersuchungs-Ausschuß betrifft und auf die Stellung des englischen Kolonialamtes zur einen wie zur anderen Angelegenheit neues Licht wirft, theils ganz todtgeschwiegen, theils mit nichtssagenden Bemerkungen abgethan haben. Wenn man daneben in Betracht zieht, welches Aufsehen diese geheime Korrespondenz außerhalb Englands gebracht hat, so wird man von selbst an den Gegensatz zwischen der französischen Presse und der Presse aller anderen Länder in der Beurtheilung und Behandlung der Dreyfus-Angelegenheit erinnert. In London haben nur kleinere radikale Blätter, wie „Morning Leader“, „Star“ und „Echo“ die Veröffentlichung der „Independance Belge“ mit dem gehörigen Ernste behandelt. In der Provinz hat namentlich der ebenfalls radikale „Manchester Guardian“ die Nothwendigkeit betont, daß die Enthüllungen der „Independance Belge“ eine Untersuchung betreffs der Mitschuld der Regierung an Jameson-Raid und seine Folgen

nöthig machen, und daß eine Vertuschung der Sache weder ehrbar noch klug sei. In ähnlicher Weise haben sich theils mehr, theils weniger scharf die „South Wales Daily News", der „Bradford Observer" und der „Leeds Mercury" ausgesprochen.

Am eingehendsten und schärfsten hat sich W. T. Stead in einem im „Morning Leader" veröffentlichten Briefe, dem wir im Folgenden einige Abschnitte entnehmen, über diese Enthüllungen geäußert. W. T. Stead schreibt u. A.:

„Die Absicht der Verschwörer war, vor dem Publikum die Thatsache zu verbergen, daß in den Verhandlungen der zweiten Hälfte des Jahres 1895, welche in den Telegrammen an den Hauptverschwörer in Capstadt chronikartig aufgezeichnet sind, Chamberlain eine leitende Hand hatte. Lord Grey war damals in Bulawayo, und dort wurde er diskreter Weise verborgen gehalten, damit der Untersuchungs-Ausschuß nicht seine Aussagen erfuhr. . . . Warum sollte nun Chamberlain befürchtet haben, daß die Geschichte herauskam? Daß dies der Fall war, wird als eine Thatsache angenommen, welche Lord Grey, einem intimen Freunde Chamberlain's, wohl bekannt war. Vielleicht war er ihm mehr als ein intimer Freund. Ein wohlbekannter Kritiker in der Capstadt schrieb mir neulich, er sei überzeugt, daß durch Lord Grey als Mittelsperson alle vertraulichen Unterhandlungen zwischen Rhodes und Chamberlain hin- und hergegangen wären. Doch wie dem auch sein möge, der Brief (Hawksleys an Lord Grey) setzt voraus erstens, daß Lord Grey mit den Verhandlungen des Jahres 1895 vollständig bekannt war, zweitens, daß die Kabeltelegramme werthvolles Licht auf diese Unterhandlungen werfen, drittens, daß man alle Anstrengungen machen würde, um zu verhindern, daß die Wahrheit an das Licht käme, und viertens, daß, wenn sie an das Licht käme, sie für Chamberlain so verderblich sein würde, daß die Verschworenen ihr Gewissen mit dem Gedanken erleichtern, daß Chamberlain in dem Falle es sich nur selbst zu danken haben würde. . . ."

Die Wichtigkeit dieser Kabeldepeschen wird noch bedeutend erhöht durch eine Stelle in Hawksley's Brief an Dr. Rutherford Harris, in dem er schreibt:

„Ich brauche nicht zu sagen, daß sehr viele dieser Depeschen, wenn auch Harris der Absender ist, in einer Berathung festgesetzt wurden, obgleich sie zuletzt in Harris' Namen allein abgeschickt sind."

Die Bedeutung dieses Zugeständnisses wird klar, wenn man eine oder zwei dieser Depeschen anführt. Nachdem Chamberlain von Seiten des Dr. Harris durch Fairfield und, wie sich nun jetzt zu ergeben scheint, auch von Seiten des Lord Grey mit den Grundzügen von Rhodes' Plan bekannt gemacht war, gab er demselben seine Zustimmung. Er händigte Rhodes das Territorium aus, von dem aus der Einfall unternommen werden sollte, und er übergab ihm die berittene Polizeitruppe. Bis zu dem Augenblicke hatte die Verschwörung nur das Ziel, eine korrupte Regierung in Pretoria zu stürzen und General Joubert oder sonst einen fortschrittlichen Bürger an Stelle Krüger's zum Präsidenten zu wählen. Nachdem aber Chamberlain in die Verschwörung hineingekommen war, wurde eine verhängnißvolle Veränderung vorgenommen, wodurch Alles scheiterte. Auf Rhodes wurde ein Druck ausgeübt, den ganzen Charakter der Verschwörung dahin zu ändern, daß Jameson unter der britischen Flagge einziehen mußte und daß der nächste Gouverneur von Transvaal vom englischen Kolonialamt ernannt werden sollte. Jemand brachte den ganzen Plan zum Scheitern. Wer war der Jemand? Es kann Niemand anders als Chamberlain selbst gewesen sein. Niemand anders hatte Macht genug, solchen Druck auf Rhodes auszuüben, daß er einem Vorschlage beistimmte, der dem Erfolge so verderblich wurde. Der Auftrag, auf der britischen Flagge zu bestehen, wurde im Namen von Harris telegraphirt, aber wie wir nun wissen, war dies „in einer Berathung festgesetzt", und zwar unmittelbar nach privaten Unterredungen mit Chamberlain. Niemand sonst als Chamberlain hatte irgend ein Interesse daran, die Ansprüche des Kolonialamtes zur Geltung zu bringen. Dies ist wenigstens der natürliche Schluß, welchen man aus drei auf diesen Gegenstand bezüglichen Kabeltelegramme ziehen kann. Ich citire nur das dritte und unterstreiche darin einen Satz, um es verständlich zu machen:

Harris an Rhodes.

26. November 1895.

„Sehr vertraulich. Natürlich ist es ein großes Vergnügen, Ihr Kabeltelegramm Chamberlain vorzulesen. Ich habe Sie so weit als möglich gewarnt. Auf Grund erhaltener Information weiß ich, daß Phillips und Leonards eine große Gefahr bedeuten. Sie

können oder werden ohne Beistand der „British South Africa Company“ und unabhängig von der britischen Flagge Geschäfte machen. Es würde eine ernste Wirkung auf Ihre Position hier ausüben. Ich sage dies sehr vertraulich. Sie müssen auf dies unverzüglich an Dr. Harris telegraphisch antworten.“

Unter dem Druck dieser direkten und nicht mißzuverstehenden Warnung von seinen Verbündeten in London zögerte Rhodes, — und er war verloren. Unter der Schraube, welche Chamberlain ihm aufsetzte (eine Anspielung darauf, daß Chamberlain früher in Birmingham Schrauben fabrizirt hat. D. Übers.), schien er zu schwanken, und die Johannesburger Verschwörung ging in Stücke. Die Amerikaner und diejenigen liberalen Bürger, welche bereit waren, für eine legitime Revolution unter transvaalscher Flagge ihr Leben auf das Spiel zu setzen, weigerten sich absolut, an einer Bewegung Theil zu nehmen, deren Zweck war, Transvaal für England zu annektiren.

Nachdem Chamberlain alle Hoffnung auf ein Gelingen des Aufstandes zerstört hatte, begann er ungeduldig darauf zu drängen, daß die Bewegung vor sich gehe. Darum wurden durch die Verschworenen an Rhodes dringende Telegramme geschickt, welche ihn zur Eile antrieben. Einige von diesen Telegrammen sind veröffentlicht worden, andere müssen erst noch das Licht erblicken. Alle gingen sie in gleicher Weise indirekt vom Kolonialamte aus. Chamberlain wußte zu der Zeit nicht, daß er durch sein Bestehen auf der britischen Flagge und auf der Annexion Transvaals die Johannesburger Bewegung zerstört hatte. Darum drängte er Rhodes fortgesetzt vorwärts, mit dem Resultate, daß in direkter Folge von Chamberlains Ungeduld der Jameson'sche Einfall erfolgte.“

Diese Enthüllungen bringen insofern neues Material, als Herr Chamberlain den Einfall Jamesons weniger zum Sturze der Regierung Krügers und der Einsetzung einer liberalen Regierung in Transvaal benützen wollte, sondern direkt dessen Annektirung verlangte; er wollte keine „Revolution“, sondern: „Annektion“. Als richtige Ergänzung dieser Darlegungen müssen wir auf die Arbeiten des bekannten englischen Publicisten, Herrn William T. Stead in seiner „Review of Reviews“ verweisen, welche

in Nr. 16 der „Zukunft" vom 20. Januar d. J. besprochen werden, und auf die wir in dem Abschnitte: „Englische Bekenntnisse" noch weiter zurückkommen. Als ein nicht zu übersehender Kommentar für die „Integrität" des Herrn Chamberlain muß auch eine Stelle der „Enthüllungen" der „Independance Belge" herangezogen werden, welche über die „finanziellen Transaktionen" der Familie Chamberlain Aufschlüsse giebt. Wir entnehmen sie der „Germania", Nr. 11, erstes Blatt, vom 16. Januar d. J.:

Über die finanziellen Transaktionen der Familie Chamberlain fährt die Brüsseler „Independance Belge" in ihren interessanten Enthüllungen fort. Wir geben nachfolgend eine Liste der südafrikanischen Aktiengesellschaften, bei welchen die Familie des ehrenwerthen Ministers der englischen Kolonien betheiligt ist.

Kynochs Ammunition Company.
(Gesellschaft für Kriegsmunition.)

Arthur Chamberlain, Präsident.
J. S. Nettlefold, Director.

	Actien
Arthur Chamberlain	3,216
Helene Chamberlain	320
Katharine Chamberlain	310
J. S. Nettlefold	1,615
Bertha Chamberlain	310
Margarethe Nettlefold	200
Neville Chamberlain	25
Gesammtwerth ungefähr Lrst.	120,000

Herr Arthur Chamberlain ist der Bruder des englischen Kolonialministers.

Ein zweiter Prospekt.

Birminham Sumali Arms Company Ltd.
(Gesellschaft zur Fabrikation kleinkalibriger Waffen)
Herbert Chamberlain — Präsident.

	Actien
Arthur Chamberlain et „Un Autre"	260
Arthur Chamberlain (seul)	10
Herbert Chamberlain	750
Walter Chamberlain	10
Gesammtwerth ungefähr Lstrl.	16,000

Dritter Prospekt, bei welchem der Herr Colonialminister persönlich betheiligt ist:

Bank of Afrika,
(Creditbank für Südafrika.)
Austen Chamberlain, Director.

	Actien
Joseph Chamberlain, der Colonialminister	2000
Austen Chamberlain, Lord der Admiralität	1400
Arthur Neville Chamberlain	600
Insgesammt Actien	4000

Hierzu bemerkt die „Germania“:

„Diesmal giebt es keinen Zweifel. Herr Josef Chamberlain, der Kolonialminister, ist der stärkste Aktionär dieses Unternehmens. Und bei dieser Angelegenheit ist es interessant, das wiederzugeben, was ein englisches Blatt, Truth, über die Angelegenheit schreibt: „Wir glauben, daß Transvaal im Stande ist, den Krieg noch sehr lange zu führen, denn es hat sich bei Zeiten vorgesehen und dasjenige Quantum Munition lange vor Beginn der Feindseligkeiten angeschafft, dessen es zu benöthigen glaubte. Die Kynoch-Gesellschaft (deren Prospekt an erster Stelle abgedruckt ist), hat Transvaal die Munition geliefert. Man kann also sagen, daß in Transvaal der Bruder Josef Chamberlain gegen Bruder Arthur Chamberlain kämpft. Geschäft ist Geschäft!“

Wir gehen jetzt noch auf die markantesten Reden im englischen Parlamente ein, um der Stimmung gerecht zu werden, die in England über Herrn Chamberlain laut wird. Daß er dennoch über eine Majorität verfügt, schwächt die moralische Bedeutung seiner Gegner nicht ab, erhöht aber auch gerade so sicher nicht die seiner Freunde. Am 31. Januar sagte der liberale Abgeordnete, Sir Robert Reid: „Die Verruchtheit und Tollheit zweier Männer, unterstützt von lügnerischen Organen, haben die Mißverständnisse gesät, aus denen dieser Krieg entstand. Nach dem, was vorgefallen,“ fuhr der Redner fort, „mußten die Buren schweren Argwohn gegen die englische Regierung hegen, aber die Behauptung, sie hätten sich verschworen, um uns aus Afrika hinauszutreiben, ist ein Märchen, eine Erfindung, fabrizirt zu dem Zwecke, um die Folgen der unseligen Politik unserer Staatsmänner zu entschuldigen. (Lauter Beifall links.) Die Buren kämpfen, von dem patriotischen Gefühle beseelt, daß sie ihre Scholle gegen Fremdherrschaft vertheidigen. (Beifall links.) Ich klage die Regierung an, daß sie mit ihrer Politik die

Buren alarmirt und ihren Argwohn entfacht hat. (Beifall.) Mit Recht oder Unrecht nistete sich der Glaube ein, daß Jameson's Einfall mit Vorwissen Chamberlain's geschah (Beifall), und Niemand kann jetzt noch hier leugnen, daß Jameson's Einfall eine Ruchlosigkeit war. Die parlamentarische Enquete (1897) darüber ward zu einem Skandal, der dieses Haus und das Land entehrt. (Lauter Beifall.) Ich bin der Ansicht, das Haus hat die Pflicht, den abgerissenen Faden dieser Enquete wieder aufzunehmen (lauter Beifall links) und ihn zu Ende zu führen. Ich widersetze mich der Idee, die Buren zu unterjochen aus praktischen Gründen sowohl, als weil es ungerecht wäre. (Wiederholter Beifall links.) Clarke (konservativ) ist zwar für die Zurückweisung des Mißtrauensvotums Fitzmauricees, betont hingegen, daß die wirkliche Verantwortlichkeit für den Krieg auf Chamberlain laste, dessen Verbleiben im Kolonialamte ebenso, wie Milners Verbleiben in Südafrika die größte Schwierigkeit für die Regelung der offenen Fragen nach dem Kriege bilden werde." Evans (liberal) stellt in der Annahme, daß Chamberlains Aufmerksamkeit auf die Briefe und Telegramme gelenkt sei, die zwischen Fairfield und dem Rechtsanwalt der Theilnehmer am Jamesons-Einfall, Hawksley, gewechselt, und in der „Independance Belge" vom 5. Januar d. J. veröffentlicht worden sind, die Anfrage: „ob eine Untersuchung über die Echtheit dieser Briefe und Telegramme angestellt sei, ob zweitens die Telegramme wirklich echt seien, und drittens, wenn letzteres der Fall ist, ob Chamberlain davon Kenntniß hatte zu der Zeit, aus der sie datiren, oder zu welcher anderen Zeit sie zuerst zu Chamberlains Kenntniß gekommen seien." Chamberlain erwidert: „Meine Antwort auf die erste Frage, ob eine Untersuchung angestellt sei: Ja. Auf die zweite Frage erkläre ich: meine persönliche Kenntniß erstreckt sich nur auf zwei oder drei der Briefe Fairfields und auf einen an das Kolonialamt. Diese sind ihrem (!) Inhalt nach zutreffend, aber meines Erachtens nicht zutreffend bezüglich des Wortlauts. Was die übrigen Stücke betrifft, so hat mir Herr Hawksley mitgetheilt, daß jüngst zu seiner Kenntniß gekommen sei, daß sie aus seinem Bureau durch einen im Oktober 1897 kurzer Hand entlassenen Schreiber gestohlen worden sind. (Das hat doch in Bezug auf ihre Echt- oder Unechtheit keinen Einfluß.) Meine Antwort auf die dritte Frage ist: ich hatte einige (?) Tage vor der Veröffentlichung keine Kenntniß von dem Vorhandensein der Briefe

und Telegramme.“ Auf eine weitere Frage in Betreff auf die Briefe Fairfields erwidert Chamberlain: „Ich glaube nicht, daß ich sie zu der betreffenden Zeit gesehen habe, sie wurden aber zweifellos nach meinen Weisungen geschrieben.“

Und trotz dieser abgezwungenen Ein- und Zugeständnisse geschah Seitens der Regierung nichts! Herr Chamberlain verbleibt im Kabinett und wird in ihm bleiben, so lange es sich hält, weil er ihm seinen Stempel aufdrücken konnte. Die Ansichten der Opposition, besonders die der Interpellanten, rechtfertigen schon eher die Beziehungen zwischen englischem und deutschem Blute. Ihnen gegenüber wollen wir die moralische, wie praktische Bedeutung der Redensart: „daß Blut dicker als Wasser sei“, nicht vornweg von der Hand weisen. Diese Engländer haben die Ehre, „deutsch“ gesprochen zu haben, ihr Empfinden für Ehre, Anstand und Sitte war durchaus „deutsch“, und *weil* es deutsch war, wollte oder konnte es Herr Balfour auch nicht verstehen, und wies die Frage Mac Neil's mit „seiner Verachtung“ zurück. Mit Leuten, wie sie gegenwärtig im englischen Kabinett sitzen, und mit solchen der Majorität des Parlamentes, welche die Interpellanten niederschreien und die Politik der Regierung billigen, verwerfen wir jede Anspielung auf die Verwandtschaft zwischen englischem und deutschem Blute. Das Blut der Chamberlains, Rhodes und ihrer Konsorten mag Ähnlichkeit mit demjenigen gewissenloser Börsen-Spekulanten, welche durch den Ruin tausender von Existenzen zu Millionären werden, es mag Ähnlichkeit mit nichtswürdigen Tyrannen haben, welche über die Rechte und Freiheiten Anderer spotten, es mag Ähnlichkeit mit dem Blute der Piraten haben, nur nicht mit dem Blute der „deutschen“ Deutschen, im Gegensatze zu jener verkommenen, verächtlichen Spielart der „englischen“ Deutschen, welche, je näher sie der Börse und überhaupt dem Geldhandel stehen, in Deutschland die englischen Interessen vertreten. — Am 5. Februar d. J. wurde im Unterhause von Sir William Harcourt noch einmal eine Lanze gegen Chamberlain gebrochen. Er sagte: „Der Krieg sei eine Abkehr von der Politik der Jahre 1881 bis 1895. Das große Unglück sei, daß man Leute um Rath gefragt habe, die auf der Seite der Urheber des Jamesonischen Einfalls ständen.“ Chamberlain unterbricht hier den Redner mit der Frage, ob er sagen wolle, daß die von ihm erwähnten Personen vom Kolonialamt befragt worden seien, sowie

daß weiter keine Personen gefragt worden seien. Harcourt erwidert: „er habe gesagt, es seien nicht die besten Beurtheiler gewesen, die man befragte". (Heiterkeit.) Harcourt fährt fort: „Die militärischen Vorbereitungen hätten sich auf die Mißachtung des Charakters und der Hilfsquellen der Buren gegründet. Der britische Vertreter in Pretoria hätte vor Allem die große Energie eines freien Volkes in Rechnung ziehen sollen, das für seine Unabhängigkeit kämpft. Der Jamesonische Einfall habe die militärischen Rüstungen der Buren hervorgerufen; der Fluch dieses Unternehmens hänge noch über England und sei die Hauptursache des Krieges." Harcourt spricht sodann über den parlamentarischen Untersuchungsausschuß vom Jahre 1897 und stellt in Abrede, „daß der Ausschuß den Zweck verfolgt habe, die Untersuchung nicht durchzuführen, und daß er habe die Sache verhindern wollen. Der Grund sei vielmehr gewesen, daß die Durchführung der Untersuchung die Fortsetzung der Sitzungen des Ausschusses erfordert hätte, und daß die Urheber des Jamesonischen Zuges (also doch nur Chamberlain und Rhodes) genug Einfluß innerhalb und außerhalb des Hauses besessen hätten, um die Weiterführung des Ausschusses zu hintertreiben. Den Gerüchten (?) von einem stillschweigenden (?) Einverständniß der Regierung mit Jameson's Zuge werde durch das Schweigen nicht Einhalt gethan werden, daher würde es klug sein, sie durch eine neue Untersuchung zu widerlegen und zu zerstreuen." — Schließlich betont Harcourt die Nothwendigkeit: „den Krieg bis zum bitteren Ende durchzuführen."

Das Verlangen Harcourts: die Untersuchung wieder aufzunehmen, bedeutet nichts anderes, als eine protokollarische Festlegung, der Betheiligung der Regierung an dem Jamesonischen Raubeinfall. Diese Untersuchung wird deshalb, so lange Herr Chamberlain im Kabinett ist, aus denselben Gründen nicht stattfinden, welche auch maßgebend für deren Fallenlassen waren. Chamberlain und Rhodes spielen in der Affaire des Jamesonischen Einfalles ungefähr dieselbe Rolle, welche General Mercier und Boisdeffre in dem „Dreyfus-Falle" gespielt haben. England hat seinen „Panama-Skandal" in den Transaktionen der „Chartered Company", und seine „Dreyfus-Affaire", in dem von den beiden Staatsmännern entworfenen Jameson-Einfalle erhalten. Verbrechen, Lügen, Fälschungen und Unterschlagungen dies- und jenseits des Kanals. Wie

bisher immer in der Geschichte, zeichneten sich die englischen Episoden durch besondere Grausamkeiten und Bestialitäten aus. Wir gelangen nun zu der „großen Rede" Chamberlains, durch welche er 352 Parlaments-Mitglieder so zu hypnotisiren verstand, daß sie das Mißtrauensvotum von Fitzmaurice verwarfen, und 139, inclusive der Irländer, dafür stimmten. Die lange Rede, welche die Zuhörer ermüden und hypnotisiren sollte, kann hier ihrem ganzen Wortlaute nach nicht gebracht werden, was wir aber können und sollen, ist die Hervorhebung ihrer Hauptpointen. Positiv ist die Rede nur in den Punkten, welche die Nothwendigkeit des Zusammengehens aller Parteien behufs der Weiter- und Durchführung des Krieges betont. Und da selbst auf Seite der Opposition die Durchführung verlangt wurde, hatte Chamberlain für den positiven Theil seiner Rede eine große Majorität für sich. Alles, was ihm verfänglich erschien, darüber schwieg er, oder suchte unter der Frage durchzuschlüpfen, so gleich in Bezug auf die Enquete des Parlaments, welcher die Untersuchung des Jameson-Einfalles obgelegen hatte, und hinsichtlich des Verlangens: sie wieder aufzunehmen. Hier meinte er: „Die Frage des Südafrikanischen Ausschusses will ich nicht näher erörtern, bis das Haus den hierauf bezüglichen, von D. A. Thomas eingebrachten, Antrag berathen hat. Ich will auf die unwesentlichen (natürlich) Einzelheiten der Darlegungen Harcourt's nicht eingehen. (Sehr praktisch.) Der Zug Jameson's, die Bloemfonteiner Besprechungen und die Wahlrechtsfrage sind nicht Ursachen (das stimmt), sondern nur Zwischenfälle und Folgen eines lange vorhandenen Zwiespalts. (Beifall bei den Ministeriellen.) Der tiefbegründete Streit hat nicht mit Majuba begonnen, sondern ist durch die Majuba-Politik nur verschärft worden. Ehe die Tinte der Majuba-Konvention trocken war, begannen die Buren schon deren Bestimmungen zu brechen." Diese Behauptung ist vollständig erlogen; die Buren wollten nichts als ihre Freiheit und Unabhängigkeit, welche ihnen durch England in allen Phasen seiner südafrikanischen Politik mit mehr oder weniger Nachdruck bestritten wurde. Seit Chamberlain und Rhodes zur politischen Macht gelangten, wurde die englische Politik den Buren gegenüber immer aggressiver, eine Thatsache, die seit 1895 der Geschichte angehört und durch ein ganzes Parlament von Chamberlain's nicht wegzuleugnen ist, ebenso wenig als die Gründe, welche Chamberlain und Rhodes für „ihre" Eroberungs-Politik besitzen.

Gäbe es in Südafrika keine Diamant- und Goldfelder, so hätten die Buren ihre Ruhe, aber der Dämon, der hinter allen Schätzen lauert, wurde auch zu ihrem Unglück in Rhodes und Chamberlain wach. Nun mußten Gründe und Veranlassungen gefunden werden, sich zum Herrn dieser Schätze zu machen. Man höre Herrn Chamberlain weiter, wie er sich Mühe giebt, die Thatsachen zu verschleiern und Gründe für die „blöden" Zuhörer in und außer dem Parlamente zu lügen. Er fährt fort: „Die Streitigkeiten mit Transvaal sind nicht das Werk einer englischen Regierung, sondern entspringen aus der Natur der Verhältnisse (schön gesagt und oft gehört), aus den großen Verschiedenheiten zwischen dem Charakter, der Gesittung und Bildung der Briten und Buren. (Lauter Beifall. Sie spotten über sich selbst und wissen nicht wie)."

Diese großen Verschiedenheiten, die Herr Chamberlain mit so viel Nachdruck hervorhob, gereichen jedoch gerade den Buren zum Vortheil; sie setzen sie nicht herab, sondern erheben sie zum großen Nachtheil der „gebildeten und gesitteten" Engländer. Herr Chamberlain war hier einmal, wenn auch ganz gegen seine Gewohnheit, wahr. Was die Buren so verschieden von den Engländern macht, d a r i n liegen die Ursachen unserer Sympathie für jene und zugleich die Ursachen für unsere Abneigung für diese. Chamberlain fährt fort: „Das Streben der Buren war, sich von jeder Spur britischer Oberhoheit los zu machen. (Mit welchem Recht sollten sie denn unter britischer Oberhoheit stehen?) Oberhoheit der Buren aber bedeutet Unterordnung jeder anderen Rasse; unsere Oberhoheit bedeutet Herstellung der Gleichheit für die Weißen und Gerechtigkeit für die schwarzen Rassen. (Wozu natürlich auch der den Matabelen aufgedrungene Verzweifelungskrieg gehört.) Dieser Krieg ist gerecht, berechtigt und nothwendig. (Beifall bei den Ministeriellen. Rufe bei den Iren: Nein! Nein!) Die Meinung der irischen Nationalisten bedeutet nichts, aber ich wende mich an die Opposition und stelle die Forderung an Sie: Sagen Sie, daß der Krieg gerecht, nothwendig und berechtigt ist!" (Beifall.)

Was die „Nothwendigkeit, Gerechtigkeit und Berechtigung" dieses Krieges betrifft, so hat ihn erst dieser Tage der große deutsche Geschichtsschreiber Theodor Mommsen in einem Schreiben an Herrn Sidney-Whitman eine „Infamie" genannt. In einer Besprechung der Rede Chamberlain's sagt die „Frankfurter Zeitung", Nr. 38,

viertes Morgenblatt, vom 8. Februar): „Sehr den Ereignissen vorgreifend, zeichnete Herr Chamberlain seinen Zuhörern die Erfolge des Sieges vor, indem er ein dreimaliges „niemals wieder" aussprach. „Niemals wieder", sagt er, „würden die Buren in Südafrika eine große Citadelle errichten dürfen, und niemals werden sie die Vorherrschaft Großbritanniens in Gefahr setzen dürfen, und niemals wieder würden sie die Engländer als eine niedere Rasse behandeln dürfen." Herr Chamberlain schließt seine Rede mit der Zusicherung, daß in einigen Wochen 200000 Mann Engländer in Südafrika stehen werden, daß, soweit es an der Regierung läge, es kein zweites „Majuba" geben würde, daß die Buren nicht im Stande sein sollen, im Herzen Südafrikas eine Burg zu errichten, von welcher Mißvergnügen und Rassefeindschaft ausgingen."

Herr Chamberlain mußte der hypnotischen Wirkung seiner Rede sehr vertraut haben, um mit solchen Sätzen zu schließen, die nichts enthalten als nur „Wünsche". Wünsche! die jeder Engländer, welcher Partei er auch angehören mag — die Irländer natürlich ausgenommen — besitzt. Aber was heißen, was sind Wünsche? Mit ihnen ist nichts gethan, nichts erreicht, und als Versprechungen, die einen Werth haben und einen sicheren Erfolg in Aussicht stellen, können sie auch von keinem Realpolitiker aufgenommen werden. Dem dreimaligen „Niemals" stehen nicht minder drei bedeutsame „Wenn" gegenüber. Nach unseren nüchternen Ansichten enthalten die Worte Chamberlains nur Phrasen; er sagte seinen Leuten, was sie gern hören und einer guten Aufnahme sicher war, schätzte aber zugleich ihren politischen Werth höchst gering ein, denn welcher politische Körper läßt sich mit „Wünschen", deren Realisirung von feindlichen Macht-Faktoren abhängen, und von „Versprechungen", die einzulösen man die Macht noch nicht hat, abspeisen? In der That handelte es sich um eine Abspeisung des englischen Parlaments. Die Leute waren hungrig, gereizt, sie wollten beruhigt werden, und daß Chamberlain als feiner Psychologe ihre Dispositionen so richtig erkannte, darin besteht nach unserer Meinung das Hauptverdienst seiner Rede. Will man den Werth der Dinge nur nach ihren Erfolgen beurtheilen, so waren die Worte des Kolonialministers sehr werthvoll, denn ihr Erfolg war durchschlagend. Sieht man aber von dem im Parlamente errungenen Siege ab und sucht nach einem realen Werthe, so kann man die Rede nicht anders als

einen „Wechsel auf die Zukunft" nennen, wenn auch die Ausdrucksweise der Wünsche einem prononcirt befehlenden Tone gleich kam, welcher zwar offensichtlich den englischen Parlamentariern sehr zu gefallen schien, aber auf die Buren einen ernsten Eindruck kaum gemacht haben dürfte. Sind sie es doch, welche den „Wechsel auf die Zukunft", den der Kolonial-Minister in so anziehender Weise seinen Zuhörern ausstellte, zu acceptiren haben. Die „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 63, Abendausgabe vom 7. Februar, schreiben in ihrer Besprechung der Chamberlainischen Rede: „Von Anfang bis zu Ende der bisherigen Debatte ist die Sache Seitens der britischen Regierung im Tone der Überlegenheit geführt worden, der dem Gefühle der Sicherheit vor parlamentarischen Überraschungen entsprang. Sie fühlte sich stark genug, um sich der Verpflichtung der Rechenschaftslegung gegenüber dem Parlamente überhoben zu werden. Deshalb entbehrten die Darlegungen der Kabinettsmitglieder leider jeglicher überzeugenden Kraft. So wenig die Politik, welche diesen Krieg zur Folge gehabt hat, gerechtfertigt worden ist, so wenig ist es gelungen, die mangelhaften militärischen Vorbereitungen zu erklären. Herr Chamberlain hat zwar die Formel gefunden, daß die Unzulänglichkeit der Kriegsrüstungen der Hoffnung der englischen Regierung auf Erhaltung des Friedens zuzuschreiben sei. (Diese Worte in dem Munde eines Chamberlains, dessen ganze Politik nur auf den Krieg mit Transvaal hinarbeitete, sind eine Lüge von seltener Dreistigkeit.) Diese Äußerung steht aber mit der im Oktober abgegebenen Erklärung des Kolonialministers in unlösbarem Widerspruch, daß der Krieg unvermeidlich gewesen sei. Damals hatte man in England allerdings noch keine Ahnung von den kommenden Mißerfolgen und dachte nicht daran, daß der Zeitpunkt eintreten werde, in welchem die mangelhaften Vorbereitungen zu der behaupteten Unvermeidlichkeit des Krieges in unlösbarem Widerspruch stehen würde."

Die Rolle des „August" im englischen Parlamente scheint Herr Balfour übernommen zu haben, dessen Leistungen wir bereits rühmend hervorhoben. Was er dem Herrn Campell-Bannerman antwortete, schoß jedoch den Vogel aller ihm möglichen Leistungen ab. Er sagte: „Das Land und das Haus beginnen sich klar zu machen, daß das Kriegsamt, was immer über die Führung des Krieges gesagt werden mag, nach einer langen Friedenszeit sich im

Stande gezeigt hat, ohne Schwierigkeit alle von ihm gegebenen Zusicherungen zu erfüllen. (Das sind den Thatsachen nach doch nur schlechte Witze — — eines „August".) Das Amendement Fitzmaurice bedeutet keinen Angriff auf das Kriegsamt oder auf die Regierung, sondern in Wirklichkeit und Wahrheit auf Chamberlain. Dieser kann sich wohl über die fortwährend wiederholten Angriffe hinwegsetzen, denn es war während seiner Amtszeit, daß das britische Reich als ein Ganzes zuerst sein volles und vereintes Bewußtsein dessen gezeigt hat, was es ist, und was seine Bestimmung ist. Mit Recht dürfte Chamberlain sich rühmen, daß es nicht in geringem Grade seinem großen Verwaltungstalente zu danken ist, wenn sich jetzt sämmtliche Kolonien dem Kampfe für das Mutterland angeschlossen haben. Diesen kleinlichen Angriffen zum Trotz wird Chamberlain's Name für immer in diesem großen Augenblick in der Geschichte Englands verknüpft sein." —

Daß Chamberlain's Name mit der Geschichte Englands für immer verknüpft sein wird, glauben wir unbedingt, aber jedenfalls in der entgegengesetzten Weise, als sie von Herrn Balfour prophezeit wird. Die Sehergabe eines anderen Engländers, des Herrn Stead, des Herausgebers der „Review of Reviews", scheint uns schärfer zu sein, denn Herr Stead spricht statt von „Verdiensten" von „Verbrechen", statt von „Ruhm" von Demüthigungen".

Chamberlain's Amtszeit wird den Anfang des Niederganges Großbritanniens bezeichnen, das in maßloser Selbstverblendung durch seine Überhebungen und durch seine Unersättlichkeit alle Völker und Staaten zu einer Abrechnung mit ihm provocirte. Erfolgt die Demüthigung und Auftheilung seines Kolonial-Besitzes und der Abfall Irlands jetzt nicht, so hat es das nicht seiner Macht und Kraft, sondern lediglich nur der Eifersucht und dem Mißtrauen der Mächte unter sich zu danken. Die Stärke Englands beruht, nachdem es sich den kleinen Burenstaaten gegenüber so elend und schwach gezeigt, nur in dem Mißtrauen und der Zwietracht derjenigen Mächte, welche zu Erben des englischen Kolonialbesitzes berufen sind. Wir werden im Schlußkapitel auf dieses Thema noch ausführlich zurückkommen und wollen jetzt nur andeuten, daß, wenn Deutschland, Rußland und Frankreich sich verständigen würden, die

letzte Stunde der englischen Kolonialmacht geschlagen hätte, denn auch Amerika, das sich gegen diese Politik wenden könnte und allein zu fürchten wäre, dürfte voraussichtlich unter entsprechenden Umständen zu gewinnen sein. Über kurz oder lang wird Amerika nicht anstehen, England gegenüber eine „Canadische Frage" aufzuwerfen.

Um auf die englischen Parlamentsverhandlungen zurückzukommen und deren Besprechung zu schließen, bleibt uns noch übrig, die Stellung zu betonen, die Irland in diesem Kriege eingenommen hat. Am prägnantesten kommt sie in der Rede des Führers der irischen Nationalisten zum Ausdruck. Er bringt den Antrag ein, in dem ausgeführt wird: „daß die Zeit gekommen sei, den Krieg auf der Grundlage der Anerkennung der Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates zu beendigen. Redner führt aus, die Vorwürfe, die die Minister und die Führer der Opposition einander betreffs der Verantwortlichkeit für den Krieg gemacht hätten, ließen ihn kalt. Beide Parteien seien für die Einleitung und Fortsetzung des Krieges verantwortlich; der Krieg hätte durch Anwendung von Geduld, gutem Willen und Versöhnlichkeit vermieden werden können. Die Sympathie Irlands ist mit den beiden südafrikanischen Republiken. Die irische Partei verabscheut diesen ungerechten und unbilligen Krieg und ist, so sehr sie vermag, für die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit der beiden Republiken bemüht, die mit so viel Heldenmuth vertheidigt worden ist. Wenn das britische Reich in Verwickelungen gerathen ist, so bewegt die Mehrheit des irischen Volkes ein Gefühl der Hoffnung und der Befriedigung. Der Haupttheil der öffentlichen Meinung in Irland ist dem Reiche feindlich, aber die Haltung der Iren diesem Kriege gegenüber ist nicht durch dieses Gefühl bestimmt. Vielmehr würden die irischen Sympathien die gleiche Richtung angenommen haben, wenn England nicht betheiligt wäre und eine andere Macht versuchte, den Ruhestörer und Unterdrücker in Südafrika zu spielen. England steht heute nicht in glänzender, sondern in schmachvoller Vereinsamung da; die Türkei allein hat ihm ihre Gunst zugewandt. (Gelächter.) Die Meinung der führenden Männer in Amerika ist weit überwiegend England feindlich. Die einmüthige Mißbilligung der ganzen Welt muß sicher in's Gewicht fallen. Was die Frage betrifft, ob durch die Haltung der irischen Mitglieder hinsichtlich des Krieges

die Aussichten der „Home-Rule-Forderung“ ungünstig beeinflußt werde, so meine ich, daß Irland *nichts zu verlieren* und alles zu gewinnen hat, wenn es seine Stimme auf der Seite der Gerechtigkeit und Freiheit erhebt.“

Wie bereits erwähnt, wurde das Mißtrauens-Votum Fitzmauriee mit 352 gegen 139 Stimmen abgelehnt, und erhielt hierdurch das Kabinett ein Vertrauens-Votum. Das englische Parlament und die englische Nation bewiesen, mit Abrechnung rühmlicher Ausnahmen, daß sie dem Kabinett würdig, und daß Rhodes und Chamberlain die berufenen Führer ihrer Mehrheit sind. Der „Kölnischen Volkszeitung“, Nr. 179, Morgen-Ausgabe vom 24. Februar, entnehmen wir einen Artikel, der sehr geeignet ist, über die Parlaments-Verhandlungen einen Überblick zu gewähren, und die Rolle festzustellen, die Herr Chamberlain spielte, die ihn vor der ganzen Welt prostituirte. Das Kölner Blatt schreibt: „Chamberlain auf hohem Pferde. Zum zweiten Male binnen kurzer Zeit ist der englische Kolonialminister Chamberlain im Hause der Gemeinen an die Verantwortlichkeit erinnert worden, welche die öffentliche Meinung in der ganzen Welt, ausgenommen in den englischen Jingokreisen, ihm für den jetzigen Unabhängigkeitskrieg der Buren auflade. Thomas von der Opposition brachte eine Resolution ein, wonach das Haus eine neue, vollständige Untersuchung über den Ursprung und die Umstände der Verschwörung gegen Transvaal und über den Einbruch einer bewaffneten Truppe in dieses Staatsgebiet verlangen solle. Schon neulich bei der Adreßdebatte wurde ein gleiches Verlangen, wenn auch noch nicht formell, gestellt; auch wurde angedeutet, daß Einflüsse von außerhalb des Hauses, nämlich der Einfluß von Cecil Rhodes und seiner Kapitalisten, der im Jahre 1897 angestellten parlamentarischen Untersuchung die Spitze abgebrochen hätten, so daß die Sache im Sande verlief. Sonderbarer Weise stellte sich heute Chamberlain dumm und entrüstet, als Evans genau dasselbe sagte, und bekam darauf zur Antwort, daß er allein sich unwissend zeige, während sonst alle Welt über diese Einflüsse unterrichtet sei. Evans ist mit der Opposition überzeugt, daß die damalige parlamentarische Untersuchung zu anderen Schlüssen gekommen wäre, wenn man sie nicht unterbunden hätte. „Die Pflicht Chamberlain's ist, alle Aktenstücke, über die er im Kolonialamte verfügt, der Kommission zur Verfügung zu stellen. Sein Verhalten hat schweren Verdacht ver-

anlaßt; Chamberlain hat nicht seine ganze Korrespondenz mit Hawksley (dem Anwalt von Cecil Rhodes) herausgegeben, betreffs des Telegramms von Hawksley hat er die Auslieferung verweigert. Dafür hätte er vor die Schranken der Kammer gefordert und in den Uhrthurm gesperrt werden müssen, weil er in solcher Weise sich gegen die Kommission ungehorsam gezeigt. Die Unterdrückung dieses Telegramms, das zweifellos belastend war, deutet die Mitschuld des Kolonialministers an." Ferner verlangte Evans Aufklärungen über die Lobrede, die Chamberlain nach der Verurtheilung Cecil Rhodes' durch die Kommission auf dessen Ehrenhaftigkeit gehalten. Chamberlain, der schon neulich sich auf die Jingoes in England in demagogischer Weise berufen hat, der Zustimmung dieses Haufens draußen, wie auch der großen Regierungsmehrheit im Hause sicher, zeigte sich auch diesmal siegesgewiß und erklärte sofort, das Haus werde keine Untersuchung bewilligen, damit die — ausländischen Kritiker des Kolonialministers dadurch beruhigt würden. „Auf keinen Fall werde ich einen Schritt thun, um die Kritiker des Auslandes zum Schweigen zu bringen." Das klingt sehr patriotisch, aber dieser selbstbewußte Patriotismus ist nichts als ein sehr billiger Deckmantel. Haben denn vielleicht die Antragsteller der Opposition im Auftrage des Auslandes und dem Auslande zu lieb die neue Untersuchung verlangt? Oder nicht vielmehr im Interesse der Ehre des Landes und seiner Regierung, welche ein großer Theil der Engländer rein dastehen sehen wollen und sie durchaus nicht deshalb für kompromittirt ansehen, weil etwa nur das Ausland an verdächtige Verbindungen Chamberlains glaubt.

Chamberlain leugnet selbstverständlich, daß das Land irgend welches Interesse an der Durchführung der damals abgeschnittenen Untersuchung habe; er oktroyirt der Regierungsmehrheit die Ansicht, daß es sich nur um einen persönlichen Angriff gegen ihn handele und nennt den Antrag eine „unsaubere Arbeit" seiner Gegner. „Man will keine Untersuchung, man will meine Hinrichtung." Chamberlain hätte das besser nicht gesagt; denn er kann seinen Gegnern doch nicht die Möglichkeit zugeben, daß eine neue Untersuchung zu einer solchen Hinrichtung führen könnte. Eben darum wäre es eine entschiedene Stärkung seiner moralischen Position gewesen, wenn er sich nicht so sehr mit Händen und Füßen gegen eine neue vollständige Untersuchung gewehrt hätte. Man ist inzwischen

bekanntlich über neue Aktenstücke aufgeklärt worden, namentlich aber über deren Zusammenhang, wie die Veröffentlichungen der „Independance Belge“ zeigen. Es ist deshalb nur eine Scheinvertheidigung Chamberlain's, wenn er sich wegen des Schlusses der Arbeiten der Untersuchungskommission auf Wunsch ihres Mitgliedes Harcourt, eines Führers der Opposition, beruft. Harcourt selbst findet heute, daß sich die Urheber des Jameson'schen Rückzuges durch die Mitschuld Chamberlain's decken wollen, weshalb auch ihm eine Erneuerung der Untersuchung nöthig erscheint. Sehr kompromittirend war, freilich nicht in den Ohren der Ministeriellen, daß Harcourt den Kolonialminister der Unwahrhaftigkeit beschuldigte daraufhin, daß er die persönliche Ehrenhaftigkeit von Cecil Rhodes durch die Behauptung vertheidigte, dieser habe keinerlei finanzielle Vortheile mit dem Jameson'schen Zuge bezweckt. Harcourt zeigte den Rhodes in seiner wahren Gestalt, um welche die Ehre als recht zerrissenes Kostüm hängt.

Doch genug. Die zu allem bereite Mehrheit des Unterhauses hat Chamberlain Recht gegeben. Lassen wir nur noch folgen, was die bei der Frage wegen der Veröffentlichung der Aktenstücke mit im Vordergrunde stehende „Independance Belge“ zu der Debatte bemerkt:

„Chamberlain hat auch nicht einen Augenblick versucht, die Echtheit jener Stücke zu leugnen, und er hat sich offenbar der von Thomas verlangten neuen Untersuchung widersetzt. Statt aller Vertheidigung hat der Kolonialminister insinuirt, die in Frage stehenden Stücke seien auf Veranlassung und dank der Vermittelung des Dr. Leyds, des Vertreters von Transvaal in Brüssel, veröffentlicht worden. Man wird zugeben, daß ein solches Vertheidigungssystem jammervoll ist, umsomehr, als die gegen Dr. Leyds ausgesprochene Anklage nicht einmal den Vorzug der Neuheit hat. Seit dem Anfange des Krieges macht man diesen für alle Mißerfolge Großbritanniens verantwortlich. Man hat ihn angeklagt, Geld mit vollen Händen auszustreuen, um die ganze europäische Presse für seine Sache zu gewinnen. Diese vollkommen kindischen Insinuationen — nie hat man irgend einen Beweis dafür beigebracht — mindern in keiner Weise die Verantwortlichkeit Chamberlain's, und gerade um diese handelt es sich im gegenwärtigen Augenblick. War Chamberlain auf dem Laufenden bezüglich des Einfalles, den Dr. Jameson unter

Mitschuld von Cecil Rhodes im Jahre 1895 in das Gebiet des Transvaal machte, oder war er es nicht? Hat Chamberlain, als es sich in London um die Aburtheilung ihres Falles handelte, sich bemüht, diese Herren zu retten oder nicht? Darin steckt der Kern der Frage, und wenn man aufmerksam die Debatten der Sitzung des Hauses der Gemeinen liest, kann man sich nur mehr und mehr von der Mitschuld des Ministers der Kolonien überzeugen, dessen ganze Politik stets gegen die beiden südafrikanischen Republiken gerichtet war, und der allein, noch vor den unglücklichen Generalen, für die grausamen Schläge verantwortlich gemacht werden muß, die dem Ansehen Großbritanniens versetzt worden sind. Und von dieser Verantwortung kann ihn auch das Vertrauensvotum vor der Meinung der civilisirten Welt nicht entlasten, welches ihm eine zur Durchführung des begonnenen Abenteuers bis zum äußersten entschlossene Mehrheit ertheilt hat."

Die Independance hat s. Z. erklärt, sie werde weitere Enthüllungen bringen, wenn das englische Unterhaus keine neue Untersuchung beschließe. Man darf gespannt darauf sein, was jetzt kommen wird.

Da unsere Arbeit eine geschichtliche sein soll, müssen wir noch Urtheile und Ansichten mittheilen, die einen entschieden historischen Werth besitzen und für ein abschließendes Gesammturtheil unerläßlich sind. Es soll zunächst ein Artikel über die Stellung des Herrn Chamberlain zu den Katholiken folgen, den wir der „Rheinischen Volksstimme", Nr. 22, vom 28. Januar, entnehmen. Sie schreibt:

„Chamberlain und die Katholiken. Vor einigen Tagen hat der englische Kolonialminister Chamberlain an das Hauptorgan der Katholiken Englands „Tablet" ein Schreiben gerichtet, in dem er die Rolle eines Beschirmers der römisch-katholischen Kirche in Südafrika, gegenüber der Unterdrückung von Seiten der Buren sich anzueignen sucht. Die großen Londoner Blätter haben von diesem Schreiben keine Notiz genommen, sie kennen Herrn Chamberlain in dieser Eigenschaft wohl besser. Dagegen hat das katholische holländische Blatt Het Centrum, das Organ des auch in katholischen Kreisen Deutschlands rühmlichst bekannten Prof. Dr. Schaepman, sich diesen Brief des Herrn Chamberlain vorgenommen und darauf die folgende treffende Antwort gegeben:

Joe Chamberlain, der hohe Schirmherr des Katholicismus!

Er, der zur Sekte der Unitarier gehört, die selbst die Gottheit Christi nicht annehmen will.

Er, der vor wenigen Monaten im Parlament dagegen stimmte, daß eine katholische Hochschule in Dublin unterstützt werde.

Er, der sich mit Hand und Mund (der mit Hand und Zahn: met hand en tand) dagegen wehrte, daß Katholiken als Lordkanzler und Vicekönig von Irland könnten ernannt werden. Er, der Führer einfacher Börsenspekulanten, „deren Gewissen — nach Rev. Stephan Gladstone — nur in ihrer Börse besteht", sollte mit einem Mal durch neuen heiligen Glaubenseifer beseelt sein, den Katholicismus in Südafrika zu beschirmen und zu befördern!

Diesem neuesten Komödienspiel des Herrn Joe Chamberlain wird Niemand Glauben schenken wollen. Selbst der heißköpfigste Jingo nicht. Und die Katholiken in England werden sich ebensowenig dadurch zum Narren halten lassen (verschalken), nachdem die kräftigsten Proteste, „die ondanke de autoriteit van Kardinaal Vaughan" aus ihrer Mitte gegen den Krieg hervorgegangen sind. Die Fabel vom Fuchs, der den Enten predigen will, ist hier Warnung genug, nicht selbst Gans zu sein. Gegenüber gewissenlosen Abenteurern wie Chamberlain, Rhodes und Consorten kann die katholische Kirche ihre Würde nicht besser wahren, als es in dem klassischen Worte ausgedrückt ist: „Non tali auxilio, nec defensoribus istis." (Nicht mit solcher Hülfe, nicht mit solchen Vertheidigern.)

Den „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 565, Morgen-Ausgabe vom 2. Dezember 1899, entnehmen wir ein Schreiben, der von uns bereits vorgeführten Olive Schreiner, Schwester des Premier-Ministers der Cap-Kolonie, an einen ihr befreundeten Redakteur. Die Stellen lauten: „Lieber, lieber Freund! Harren Sie bei unserer Sache der Gerechtigkeit und Freiheit bis zum Schlusse aus! Sie werden sich freuen, daran zu denken, wenn Sie einmal im Sterben liegen. O, die Leute in England haben nicht verstanden, haben nicht verstanden! Es wird eine Zeit des schrecklichen Erwachens kommen, wenn sie verstehen werden, was sie gethan haben. Unsere wackeren heroischen Transvaaler sterben, und tapfere englische Soldaten fallen, und die miserablen Horden von Blutsaugern und Geldmachern bleiben ruhig im Hintergrunde, um nach Beendigung des Krieges

hervorzukommen und mit ihren Klauen unsere Herzen zu zerfleischen. Wenn England nur rechtzeitig einsehen wollte, daß Chamberlain die Grundvesten des „Reiches" erschüttert, jenes Reiches, das nach dem einstigen Traum der Südafrikaner ein großer Bundesstaat von Nationen sein sollte, die ihm nicht an der Ferse angeheftet, sondern durch unlösbare Bande der Sympathie mit ihm verknüpft sein sollten. Chamberlain erstickt das Herz des britischen Reiches! Olive Schreiner. P. S. Alles wird gethan, um zu verhindern, daß die Königin und das Volk für die Südafrikaner freundschaftlich empfinden. Krieg ist eine schreckliche Sache. Aber wenn er im Dienste des Reichthums unternommen wird, um die Freiheit zu erwürgen, dann ist er eine Hölle."

Eine niederschmetternde Widerlegung der unwahren Behauptung des „Chamberlainischen Premier-Ministers", Lord Salisbury: die Buren seien an dem Kriege schuld, ist in einer Erklärung des Staatssekretärs Reitz enthalten. Wir entnehmen der ersten Beilage des „Reichsboten", Nr. 65, vom 18. März, Nachstehendes: „Wer trägt die Schuld am Krieg? Gegenüber der neulichen Behauptung Salisbury's, daß die Buren schuld am Kriege seien, die bekanntlich an die Fabel vom Wolf und dem Lamme erinnert, theilen wir Folgendes mit.

„Daily Mail" meldet aus Pretoria unter dem 13. d. M.: Der Staatssekretär Reitz hat eine Proklamation erlassen, in der er Salisbury's Behauptungen widerlegt. Es heißt darin, die Republik habe seiner Zeit an die britische Regierung die Forderung gerichtet, die britischen Truppen zurückzuziehen, sie würde sonst deren Anwesenheit als Kriegserklärung auffassen. Hierin hätte man noch keine Kriegserklärung durch die Buren zu sehen brauchen. Beides, die Rüstungen und das Ultimatum, seien Schutzmaßregeln gewesen, die aus dem Zuge Jameson's gefolgt seien und aus der sich durch die chiffrirten Telegramme ergebenden Entdeckung, daß britische Kabinettsminister in den Versuch verwickelt gewesen seien, den Republiken ihre Unabhängigkeit zu stehlen. Jetzt sei durch Salisbury's Telegramm aller Zweifel beseitigt. Die Bürger müßten für ihre nationale Existenz kämpfen in dem Vertrauen, daß Gott das Recht schützen werde."

Eine schlagendere Widerlegung, so bemerkt das „Leipz. Tagebl." hierzu, konnte Salisbury's heuchlerische Entstellung des wirklichen

Thatbestandes nicht erfahren, als durch die sensationelle Enthüllung des Staatssekretärs Reitz. Nun weiß man, was ja für jeden mit den Gepflogenheiten der englischen Diplomatie nur einigermaßen Vertrauten schon lange klar gewesen, daß der Jamesonritt, der die Selbstständigkeit Transvaals durch einen revolutionären Coup über den Haufen werfen sollte, ein Werk nicht Rhodes' und Jameson's allein war, sondern mit Wissen und Willen der Regierung Ihrer britischen Majestät in's Werk gesetzt wurde; aber man weiß jetzt noch mehr, man weiß, daß im Staatsarchiv von Pretoria urkundliche Beweisstücke ruhen, mit welchen die Wahrheit der schweren Beschuldigungen, welche Reitz gegen das Londoner Kabinett erhebt, jederzeit bewiesen werden kann. Wer konnte es unter solchen Umständen und im Hinblick auf die die Verhandlungen zwischen Pretoria und London fortwährend begleitenden, fortgesetzt sich steigernden Truppenzusammenziehungen an der Grenze Transvaals Krüger verdenken, wenn er losschlug, noch bevor eine englische Heeresmacht versammelt war, groß genug, die beiden Republiken zu erdrücken! Man wunderte sich damals allgemein, daß er so lange zögerte und nicht schon 14 Tage vorher Befehl zum Einrücken gab.

Auf den Inhalt jener Verhandlungen geht Staatssekretär Reitz gar nicht mehr ein, da sie für die Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, nachdem England längst den ersteren beschlossen hatte, ganz irrelevant waren, es sei denn, daß Krüger Chamberlain's frivoles Spiel, die eben zugestandenen Forderungen zu Gunsten der Uitlanders durch immer weitergehende zu überbieten, bis zum Ende mitgespielt, d. h. Transvaal auf dem Wege „höflicher" Verhandlungen an England ausgeliefert hätte.

Die Goldfelder hatten in das von Jägern und Hirten bewohnte Land ungeheure Massen gewinnsüchtiger Ausländer gebracht. Um von ihnen nicht übermannt zu werden, erschwerte man ihnen ihr staatliches Mitbestimmungsrecht. Während die Aufnahme in den zweiten Volksrath ihnen nach vierjährigem Aufenthalt möglich war, wurde die Wahl in das Oberhaus an die Bedingung vierzehnjähriger Seßhaftigkeit geknüpft. Die Briten forderten Verkürzung der Frist auf fünf Jahre. In den Konferenzen des vorigen Sommers zwischen Krüger und dem Capgouverneur Milner gab ersterer nach. Zunächst erließ der Volksrath ein Gesetz, das den nöthigen Aufenthalt auf sieben Jahre herabsetzte. Schließlich ging Krüger laut

Depesche vom 29. August sogar auf die Forderung der fünfjährigen Frist ein. Und nun geschah das Ungeheuerliche: Chamberlain erklärte sich mit der Erfüllung seines eigenen Verlangens nicht mehr zufrieden; die englische Regierung stellte das neue Begehren, Johannesburg sollte völlige eigene Verwaltung erhalten und in den Schulen die englische Sprache eingeführt werden, die Forts der Buren aber müßten niedergelegt werden. Das wäre Selbstmord gewesen. Zwischen diesem und dem Kampf gegen England hatten die Buren jetzt nur noch die Wahl. Sie konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein."

Von besonderem moralischen Werthe kommen die Ansichten und Urtheile von zwei englischen Geistlichen in Betracht. Als verschiedene englische Bischöfe Kirchengebete für den Sieg der Truppen angeordnet hatten, protestirte ein Geistlicher der Diözese Carlisle, Namens Kenedey, in einem im „Echo" veröffentlichten Schreiben gegen diese Verordnung. Er sagte darin: „Wie könne ein Geistlicher, der mit den Thatsachen vertraut sei, für diesen mörderischen Raubzug, diese ruchlose Invasion und diese brutale Ausübung der Macht, beten? Der Krieg sei von den Kapitalisten Chamberlain und Rhodes gemacht worden, sein Zweck sei: Minen zu stehlen und Weltreich machen." Mit folgenden Worten schließt dann dieser echte Geistliche seinen Protest: „Um für den Erfolg eines solchen Krieges zu beten, sollte man sich an den Teufel wenden, nicht an Gott. Ich meinerseits will den Teufel nicht unter seinem eigenen Namen, auch nicht unter einem angenommenen Namen anbeten. Für einen solchen Kultus bin ich nicht gewählt."

Vom Kardinal-Erzbischof Moran in Sydney wird gemeldet: „Als sein Amtsbruder, Cardinal Vaughan von Westminster, die ihm unterstehende Geistlichkeit aufgefordert hatte, für den Sieg der englischen Waffen öffentliche Bittgottesdienste abzuhalten, wollte man Kardinal Moran veranlassen, diesem Beispiele zu folgen. Er erklärte jedoch, sich durchaus ablehnend verhalten zu müssen. Vor einigen Monaten, als die Möglichkeit einer australischen Truppensendung zuerst auftauchte, habe er den Freiwilligen den dringenden Rath ertheilt, zu Hause zu bleiben; Australien bedürfe in einer so kritischen Zeit seiner Söhne selbst, umsomehr, als es jeden Tag zu weiteren politischen Verwickelungen kommen könne und man das Land vor den Russen (!) zu schützen habe. Außerdem sei der

Krieg eine rein englische Angelegenheit und aus ungerechten Ursachen entstanden. Man wird sich hüten, die 37 zurückgekehrten Lanzenreiter von Neusüdwales, die sich weigerten, als Kanonenfutter zu dienen, zur Verantwortung zu ziehen."

Wir schließen den Cyclus der Ansichten und Vortheile über den ruchlosen Krieg mit dem Urtheile unseres berühmten Geschichtsschreibers Theodor Mommsen, das er in einem Schreiben an Herrn Sidney-Whitman aussprach. Er schrieb: „Geehrter Herr! Es ist leider nur zu wahr, daß die Beziehungen, oder sagen wir lieber die Sympathien zwischen Engländern und Deutschen in dem alten Jahrhundert, auf das ich zurücksehe, eine große und traurige Veränderung zeigen. Als ich ein junger Mann war, erschien uns England als die Zuflucht des Fortschrittes, als das Land politischer und geistiger Freiheit und wohlverdienten Reichthums. Wir hielten die ungeschriebene englische Verfassung für ein Muster, wir jubelten, als Settembrini und Kinkel ihren Fuß auf britischen Boden setzen konnten. Wir spotteten mit Byron, wir lachten mit Dickens. Wir konnten die Herrschaft des Königs Cant (der Heuchelei), den Handelsegoismus nicht ganz übersehen, die Thatsache, daß die Offiziere ihre Stellen kauften und die Soldaten gekauft wurden. In unser Fühlen für England mischte sich genug Unwissenheit und Illusion. Mancher Londoner Schneider ist in Deutschland als ein lebendiger Lord bewundert worden. Aber der Horizont, namentlich der politische, war nach jeder andern Seite furchtbar dunkel. Wir hielten uns an die kleine blaue Stelle, welche das Andere beherrschte. Das allgemeine Gefühl in Deutschland war: Die Engländer sind glücklicher als die Deutschen, sie sind uns in der Politik überlegen. Und waren sie nicht überhöflich, wogegen wir nicht blind sein konnten, so hatten sie doch ein gewisses Recht, auf ihre Vettern auf dem Kontinent mit Geringschätzung zu sehen.

Jetzt hat sich die Sache vollständig gedreht. Die Illusionen sind geschwunden. Die radikalen Fehler des englischen Systems, des Herumtretens auf Unterworfenen und verachteten Völkern, das Vorwalten des Geldinteresses, das Überlassen der Landesvertheidigung an Wellen und Matrosen — das Alles wurde uns nur zu klar. Wir begannen zu zweifeln, ob Britannien und selbst „das größere Britannien" auf die Länge mit den großen Nationen Europas und Amerikas Schritt halten könne. Aber nicht nur unser

Urtheil hat gewechselt, die Engländer selbst haben kräftig daran mitgearbeitet, das deutsche Gefühl zu ändern. Bismarck ist ein Zeuge, den Sie nicht verwerfen werden. Er schrieb in einem Privatbrief: „Auf die Frage, ob ich russisch oder west-europäisch gesinnt sei, habe ich immer geantwortet, daß ich ein Preuße bin. Was fremde Länder betrifft, so habe ich einst Sympathie für England und seine Bewohner gefühlt, und selbst jetzt bin ich zu Zeiten nicht frei davon. Aber sie wollen es uns nicht erlauben, sie zu lieben." Das war mir zu wahr. Die Engländer haben ihr Bestes gethan, um sich den Deutschen verhaßt zu machen und darin haben sie Erfolg gehabt. Kein Deutscher, der sich mit Politik abgiebt, kann die englischen Machenschaften in der schleswig-holsteinischen Sache und während des französischen Krieges vergessen. Ich will nicht nachträglich anklagen, aber ich stelle eine Thatsache fest. Keine politische Nothwendigkeit zwang England auf die Seite unserer Gegner. Dänemark wurde als ein englisches Anhängsel und Paris als die Sommerresidenz der reichen Engländer betrachtet. Schlachten vergessen sich leichter, als man ihre Diplomatie vergißt. Handel und Industrie sind bei uns im Wachsen. Es ist für die Engländer nicht leicht, mit Gleichmuth auf einen Rivalen zu sehen, von dem man vor 50 Jahren nichts wußte. Wir geben auch zu, daß bis vor Kurzem England getreu seinen alten und ehrenvollen Überlieferungen, den Fremden jeden Hafen öffnete, den es gewann, aber mit dem Ablauf des alten Systems ist jetzt eine Reihe kleiner Nörgeleien verbunden. Ist es wahr oder nicht, daß die alte Mißachtung gegen Deutschland nicht durch den Neid verdrängt wurde, sondern sich mit ihm verschmolz? Wir können nicht leicht das Brandmal vergessen „made in Germany", und würden wir vergessen — Ihre Presse würde uns Tag für Tag daran erinnern. Sie ist zu einer Gemeinschädlichkeit gediehen, wie ihre Pariser Schwestern. Haben Sie den Artikel in Ihrer illustrirten „Army and Navy Gazette" gelesen, der vor 14 Tagen erschien, und der in diesen Tagen des südafrikanischen Krieges — über deutsche Miethssoldaten und ihre militärische Brauchbarkeit sich aufhält?

Mit Bezug auf Deutsch-Afrika bringt uns jeder Tag verrätherische Erfindungen und haßerfüllte Märchen aus der Londoner Presse. Eine „englische Nachricht" über ein Unglück in unseren afrikanischen Kolonien ist bereits auch gleichbedeutend mit dem

Wort Lüge. Ich maße mir nicht an, die Ergebnisse unseres Kolonialsystems hier zu behandeln. Sie sind gewiß außerordentlich schattenhaft und voll von sehr patriotischen, aber auch sehr unsoliden Phantasien. Nicht bin ich der Sprecher für das akademische Publikum Deutschlands, noch weniger des gesammten Landes, aber so weit meine Kenntniß reicht, steht jeder Deutsche im Herzen auf der Seite der Buren, und das nicht, weil seine Vetterschaft mit diesen ein wenig näher ist, als mit den Engländern, aber theilweise, weil der Haß gegen Ihre Landsleute größere, und ich füge hinzu, ungerechte Dimensionen angenommen hat, theilweise aber auch, weil dieser Krieg nicht blos, wie jeder Krieg überhaupt, ein Unglück, sondern eine Infamie ist. Die Wiederholung von Jameson's Raubzug durch die englische Regierung (ich will nicht sagen das englische Volk), die durch Börsen- und Minenspekulation hervorgerufen worden, ist die Enthüllung ihrer moralischen und politischen Korruption und ihrer militärischen und politischen Schwäche. Wäre in England ein Rest von Weisheit und von Vaterlandsliebe geblieben, so würde man Lord (sic!) Chamberlain nach Coventry schicken, dort sein Dreivetternsystem auszuspinnen, und dann einem übel behandelten Volke nicht nur den Frieden, sondern die volle Unabhängigkeit geben, auf die es ein Recht hat, dies wäre sicher nicht „geschäftlich", aber es würde ein moralischer Sieg sein, der jede militärische Niederlage austilgte.

Was die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland betrifft, so haben wir sicher die glorreichen Thaten des großen Friedrich und des General Steuben nicht vergessen. Wir können die mächtige Republik nicht als ein Anhängsel der englischen Nation betrachten. Die Millionen Deutschen, die ein deutsches Heim jenseits des Meeres gefunden haben, bilden ein Bindeglied zwischen Deutschen und Amerikanern, das den Engländern gegenüber fehlt. Es giebt in Deutschland keinen populäreren Namen, als den von Karl Schurz, und er ist ein ebenso guter deutscher Patriot, wie er ein Amerikaner ist. Aber so weit ich beurtheilen kann, gilt die Monroe Doktrin nicht allein für Amerika, sondern auch für Europa. Damit will ich sagen, daß in der Politik die zwei Theile der Welt nicht eng verbunden sind. Vermuthlich wird sich das allerdings ändern durch das Abbrechen von China und den Folgen des spanisch-amerikanischen Krieges. Ein Wechsel in der amerikanischen Politik,

der eine Umwälzung in militärischen und Marinefragen in sich schließt, steht vor der Thür, möge er den Vereinigten Staaten nicht nur weitere Ausdehnung, sondern größere Kraft und alles Heil bringen. Ich bin zweifellos ein Wünscher alles Guten, aber ein Prophet bin ich zweifellos nicht.

Ihr ganz ergebener

Mommsen."

Als sich in Folge der Stellung, die Mommsen zum Kriege einnahm, ein Herr Sonnenschein, Professor in Birmingham, an ihn wandte, erhielt er von unserm deutschen Professor folgendes Schreiben, das wir der „Germania", Nr. 73, erstes Blatt vom 30. März, entnehmen. Sie theilt mit: „Theodor Mommsen und der Krieg. Theodor Mommsen hat zur Rechtfertigung eines Artikels in einer amerikanischen Zeitschrift über den südafrikanischen Krieg vor mehreren Wochen folgendes Schreiben an den Professor Sonnenschein in Birmingham gerichtet, das jetzt in der englischen Presse veröffentlicht wird:

„Charlottenburg, 5. März. Geehrter Herr! Besten Dank für Ihren langen Brief. Gestatten Sie mir nur eine kurze Antwort. Außerhalb Englands ist nicht eine einzige Stimme zur Vertheidigung Ihres südafrikanischen Krieges laut geworden. Es ist der Fall Dreyfus, gegen England gerichtet. Glauben Sie, daß diese allgemeine Entrüstung unbegründet ist? Viele Ihrer besten Landsleute theilen die Ansicht des Kontinents, aber der Kriegszustand läßt sie schweigen — „right or wrong, my country!" Die Burenregierung mag Anlaß zu Klagen gegeben haben, allein diese sind nicht die Ursache, sondern der Vorwand des Krieges. Wer an die Diamantfelder und die Besetzung Kimberleys denkt, wird schwerlich Lord Salisburys Versicherung: „Wir suchen kein Territorium, wir wollen keine Goldfelder" ernst nehmen, Jameson's Raubzug wird heute allgemein verurtheilt, aber wollen Sie behaupten, daß nicht wenigstens ein Theil Ihrer Regierung an diesem skandalösen Verbrechen betheiligt gewesen ist? Wollen Sie behaupten, es wäre, wie es sich gebührt hätte, vom Parlament und von Rechts wegen bestraft worden? Sie möchten England von Cecil Rhodes und seiner Bande trennen, aber vergeblich. Hatte England nach jenen Vorgängen und nach der Art, wie sie offiziell behandelt wurden, irgend welchen Anspruch auf Glauben an seine guten Absichten? Glauben Sie allen Ernstes, ein

Volk wie die Buren habe einen Eroberungskrieg gegen das britische Reich führen wollen? Sie dachten an ein Jahrhundert von Unrecht und Missethaten und versuchten Nothwehr, leider vergebens. Fortan werden die Holländer am Cap ein zweites Irland bilden, und der Rächer wird früher oder später kommen. Glauben Sie mir, jeder Freund Englands trauert über solche Siege."

Der „Kladderadatsch" schreibt in seiner Nr. 12, vom 25. März, in Englands Stammbuch Folgendes:

Fürwahr, empörend ist's zu nennen,
Daß immer völlig noch verkennen
Dich mancher kann zu dieser Frist.
Hat nicht in ungezählten Jahren
Mehr als genügend schon erfahren
Die Welt, weß Geistes Kind du bist?

Man traut dir zu, es ist zum Lachen,
Als Starker könntest du dem Schwachen
Nun mild dich zeigen und gerecht,
Du könntest zur Erkenntnis kommen,
Daß Schändliches du unternommen —
Wer das erwartet, kennt dich schlecht!

Hast du in deinem ganzen Leben
Den kleinsten Anlaß je gegeben
Zu diesem kränkenden Verdacht?
Ich nehme dich in Schutz und spreche
Dich frei davon, denn keiner Schwäche
Hast je du schuldig dich gemacht.

Beim Himmel, eine freche Lüge
Ist's, daß gezeigt du jemals Züge
Von Großmut und von Edelsinn.
Was ist damit auch zu verdienen?
Nur eins ist lockend dir erschienen
Zu allen Zeiten: der Gewinn.

Nun solltest, hörend auf die Bitte
Von Schwärmern, hemmen du die Schritte,
Da näher schon dir winkt das Ziel?
Nein, das Begonnene vollbringen
Wirst du, es scheint ja zu gelingen
Der Räuberzug in großem Stil.

Mit unerschüttertem Vertrauen
Darf ich auch ferner auf dich schauen
Und ohne Sorge um dich sein;
Nicht wirst bereun du, nicht dich schämen,
Du wirst dich ferner auch benehmen,
Wie du dich stets benahmst: gemein.

II. Kapitel.

Die „englisch"-deutschen Blätter. Englische Geständnisse und Bekenntnisse. Bleibt England eine „Weltmacht", wenn es Südafrika verlieren würde?

Als eine traurige Vererbung der deutschen Kleinstaaterei ist die Verherrlichung alles Fremden und die Geringschätzung der deutschen Verhältnisse, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten noch lange nicht genügend ausgemerzt. Man hat es hier mit einer Bescheidenheit zu thun, die einer besseren Sache würdig wäre, und hauen die „Alldeutschen" manchmal über das Ziel, so mögen sie durch den noch nicht ausgemerzten Erbfehler ihrer Volksgenossen gereizt worden sein. — Wir hatten in Deutschland immer drei Hauptrichtungen zu beobachten gehabt: die französische, englische und russische. Die Geschichte der „deutschen Richtung" in Deutschland entstand erst durch die „Burschenschaften",*) ihnen ist das deutsche Bewußtsein der Deutschen, das allmählich ein Gemeingut wurde, zu danken. Eine Fortsetzung der deutschen Bewegung fand in den Revolutionsjahren 1848/49 statt, dann im „Nationalverein", der die Wege der „deutschen" Politik vorbereitete, die unter Bismarck zu den Kriegen gegen Dänemark, Österreich und Frankreich führte. Nun! Wer fähig ist, „politisch" zu denken, was allerdings nicht gleichbedeutend mit dem Denken über politische Dinge und Verhältnisse ist, wird längst darüber im Klaren sein, daß sich

*) Auf Veranlassung von Fichte, Jahn und den Studenten Scheidler, Riemann, Horn, sowie durch die Beteiligung der Jenaer Landsmannschaften, besonders der „Wandalia", wurde von 113 Studierenden am 12. Juni 1815 in Camsdorf bei Jena der „Burschenbund" gegründet.

Deutschland nicht am Ende seiner Wünsche und Erfordernisse befindet, ganz abgesehen von dem Gemeinplatze: daß Stillstand Rückgang ist. In der deutschen Vorwärtsbewegung, nicht sowohl in der Konsolidirung seiner wirthschaftlichen, militärischen, geographischen und politischen Verhältnisse, als auch in Hinsicht seines Expansiv-Vermögens, liegen die Aufgaben seiner inneren und äußeren Politik. Hierüber giebt es keine Frage, wohl aber treten Fragen in der Peripherie über den Begriff: „deutsche Politik" in demselben Umfange auf, als es Interessen giebt. Hier haben wir es nur mit dem rein politischen zu thun, und zwar in erster Linie mit derjenigen, welche eine nutzbare Verwendung unserer nationalen Kräfte als werthvollste Anlage politischen Kapitals, betrifft. Aber gerade hier tauchen die Zweifel, Befangenheiten und Velleïtäten gerade so erschwerend auf, als bei Erwerbung von Werthpapieren, in welchen wir ein erspartes Kapital anlegen wollen. Bei der Anlage und Verwendung politischer Kräfte können die Diplomaten und Staatsmänner ebenso verfehlte Spekulationen machen, als die Financiers bei ihren Transaktionen. Welche Interessen sind für den „eigenen" Gewinn zu vertreten? Soll nach dem Ausspruche des Kaisers: „Die Zukunft Deutschlands auf dem Wasser liegen", so dürfen wir unsere nationalen Kräfte doch sicher nicht für die Interessen einer Seite verwenden, welche dieser Zukunft aus vitalen Gründen entgegenwirkt. Wir werden auf dieses Thema in dem Schlußkapitel noch ausführlich zurückkommen. Nun! das Deutsche Reich ist geschaffen, „Deutschland sitzt im Sattel"; die Obhut für die konsequente „deutsche Richtung" liegt dem deutschen Kaiser und der dentschen Volksvertretung ob. Will man die oben genannten drei fremden Richtungen nur auf den Geschmack, die Mode und auf Sympathien und Antipathien zurückführen, so würde man sich einer argen Täuschung hingeben, denn wie heutigen Tags die reinen politischen, finanziellen und wirthschaftlichen Interessen den Ausschlag für die eine oder andere Richtung geben, so bestanden auch bereits früher, den realen Verhältnissen angepaßt, diese Rücksichten. In unserer Presse spiegelten und spiegeln sich auch heute noch diese Richtungen ab. Dagegen wäre gewiß im allgemeinen nichts zu sagen; die Verschiedenheiten des großen Publikums und vor Allem diejenigen seiner materiellen Interessen, verlangen nach einem öffentlichen Ausdruck und nach Vertretung.

Weit über diesen Interessen stehen aber Gesichtspunkte, welche für jede anständige und nationale Presse nicht zu umgehen sind. Tritt der Fall ein, daß die weitaus überwiegende Mehrheit oder gar, wie es jetzt bei dem Raubkriege Englands gegen die Buren-Staaten geschieht, die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes sich auf die Seite dieser gestellt hat, so wird durch eine Parteinahme gegen die Allgemeinheit das Rechtsgefühl des Volkes verletzt. Man sträubt sich gegen Auffassungen und Darlegungen, deren Zweck ist, die wahre Meinung des Volkes zu unterdrücken, Thatsachen zu verdrehen und zu verdunkeln und Rechtsstandpunkte zu fälschen. Selbst wenn wirklich materielle Interessen eines Theiles des Publikums maßgebend für seine abweichende Haltung gegenüber der großen Mehrheit sein sollten, so sind sie doch deßhalb niemals berechtigt, über das Rechts- und Ehrgefühl dieser Mehrheit gesetzt zu werden. Damit ein verschwindender Bruchtheil in seinem geschäftlichen Verkehr keine „Unannehmlichkeiten" erfahren und in keiner Weise gestört werden soll, läßt sich kein Volk bestimmen, Unrecht für Recht zu nehmen und auf die Seite stellen zu lassen, von welcher die Rechtsverletzungen ausgegangen sind. Das und nichts weniger will aber die „englisch"-deutsche Presse, besonders vertreten durch die „Kölnische" und die „Handels- und Finanz-Zeitung" in Berlin, sowie mehr oder weniger durch alle Börsen- und Manchester-Blätter. Um unsere Anschuldigungen zu begründen und dem großen Publikum Gelegenheit zu geben, die hier so nöthigen Übersichten zu gewinnen, lassen wir Auszüge aus verschiedenen Zeitungen folgen. Bemerkenswerth ist, wie auch jetzt wieder wahrgenommen werden kann, daß von Seiten, die nicht direkt pro domo, sondern für die Interessen von Anderen sprechen, schärfer geurtheilt und weit mehr verlangt wird, als von den nächsten Interessenten selbst. Wie es eine Presse und Leute giebt, die päpstlicher als der Papst, monarchischer als Monarchen sind, so giebt es auch eine „englisch"-deutsche Presse, welche womöglich noch englischer, als die englische Presse ist. Das kommt gleich bei den Ventilirungen der Frage vor: welche Einwirkungen die englischen Niederlagen auf die „Weltmachtstellung" Englands haben und ob die Integrität dieser Stellung durch den Verlust Südafrikas nicht eine empfindliche Einbuße erleiden würde. Hören wir nun zuerst die gesinnungstüchtigen englisch-deutschen Blätter. Die „Frankfurter Zeitung", welche nach einem

großen Muster auch eine „recht wohlwollende Neutralität“ in dem südafrikanischen Kriege beobachtet, meint in ihrer Nr. 358, Abendblatt vom 27. Dezember 1899, nachdem sie etwas über den Hochmuth und das Unrecht Englands gepoltert hat: „Es ist nicht zu leugnen, daß in ernsten, von Haß nicht verblendeten Kreisen Deutschlands eine Schwächung Englands als eines wichtigen Mitgliedes der europäischen Staatenfamilie nur mit Besorgniß betrachtet werden könnte, denn es liegt auf der Hand, daß eine solche Schwächung Englands nicht Deutschland, sondern Rußland und in zweiter Linie auch Frankreich zu Gute kommen würde. Dabei sehen wir natürlich ganz ab von den Phantastereien einiger deutschen, russischen und französischen Blätter, welche sich den Anschein geben, zu glauben, als ob England durch das Aufgeben seiner völlig ungerechtfertigten Ansprüche gegenüber Transvaal zu einer Macht zweiten oder gar dritten Ranges herabgedrückt werden könnte.

Der beste Beweis dafür, daß das nicht der Fall sein würde, ist wohl in dem Umstande zu sehen, daß keine der beiden Mächte, welche zunächst aus einer Schwächung Englands Vortheil ziehen würden, auch nur den Versuch gemacht hat, die Schwierigkeiten Großbritanniens auszubeuten. Die Russen haben die Gelegenheit nicht zu einem Vorstoße in Mittelasien benutzt, und die Franzosen träumen wohl nicht einmal davon, schon jetzt ihr altes Prestige im Nilthal wieder herstellen zu können. Eine Erklärung für diese zuwartende Haltung ist doch nur darin zu suchen, daß die Betreffenden nicht glauben, Englands Macht sei durch die Mißerfolge im Kriege gegen die Buren schon so geschwächt, daß man ihm ungestraft offen entgegentreten dürfe, oder daß, wenn die Engländer endgültig in Südafrika verlieren, so etwas wie eine Auftheilung der englischen Besitzungen vorgenommen werden könnte. In Petersburg wie in Paris weiß man überdies, daß, wenn Englands Macht wirklich so tief sinken würde, ihm sicher, wir wollen nicht sagen aktive Bundesgenossen, aber doch Freunde erstehen würden, die eine solche Machtverschiebung zu verhindern suchen würden.“

In den „Münchner Neuesten Nachrichten“*) Nr. 597, Morgenblatt vom 28. Dezember v. J. ist zu lesen: „Wir haben von Haus

*) Hier soll ausdrücklich bemerkt werden, daß das Münchener Blatt nicht zu den „englisch“-deutschen Blättern gezählt werden kann.

aus den Ausbruch des Krieges nicht nur aus menschlichen Gründen beklagt, sondern auch als nicht im deutschen Interesse liegend politisch bedauert. Aus den gleichen Gründen würde uns ein Abkommen der Parteien, nachdem die ernste Probe das Verhältniß der beiderseitigen Kräfte klargestellt hat, überaus willkommen sein. Die Fortsetzung des Krieges bis zum „Saigner à blanc" müßte, wie auch der Ausgang sein mag, menschlich die traurigsten Folgen haben und politisch für Deutschland bedenklich werden."

Die „Kölnische Zeitung" sagt in einem Artikel, der ihre jetzige Haltung gegenüber ihrer vor wenigen Jahren beobachteten rechtfertigen soll, in Nr. 1012, Abendausgabe vom 27. Dezember v. J.: „Unsere internationale Lage ist heute die, daß Rußland und Frankreich uns herzlich dankbar sein würden, wenn wir so gütig sein wollten, den Haupttheil der englischen Gegnerschaft auf unsere starken Schultern zu nehmen. Dieser Wunsch ist durchaus erklärlich, aber von dem Standpunkte eines Politikers aus, der deutsche und nicht burische Politik treibt, liegt keinerlei Anlaß vor, ihn zu erfüllen. Daran können auch die Nachwirkungen der inzwischen veralteten antienglischen Aktion nichts ändern. In unserer Mitte bestehen keinerlei Einflüsse, welche die Besorgniß rechtfertigen könnten, als sollten wir zu der Ehre ausersehen werden, den festländischen Degen Englands zu machen. Für eine deutschnationale Realpolitik sind also alle Vorbedingungen, die einst eine Aktion gegen England nothwendig machten, ausgeschieden."

Auch hier versucht dieses „englische Blatt", die Fragen untereinander zu werfen und das politische Auge zu trüben. Man braucht noch lange nicht einer „Buren-Politik" zu folgen und kann doch gegen England stehen, weil wir seine Spannkraft stets feindlich gegen unsere überseeischen oder Handels-Interessen gerichtet sehen. Sie mit oder durch England zu fördern, kann Niemand verlangen, der auf politisches Denken einigen Anspruch erhebt. Wer dennoch meint: es ginge, darf sich dann auch nicht wundern, wenn man ihn auf die „übersichtsvolle Höhe" eines Interessenten stellt, der die Positionen seines ärgsten Rivalen zu stärken sucht. Sonngeschickt ist jedoch die „Kölnische Zeitung" nicht, einen solchen politischen Schwach- und Trübsinn darf man ihr nicht zutrauen, der Widerspruch, der sich zwischen ihren Behauptungen und den deutschen Interessen erhebt, läßt sich sehr leicht durch die Erklärung

beseitigen, daß sie eben „englischen Interessen" dient, für welche gedankenarme Menschen eingefangen werden sollen. Wenn sie sagt: „in unserer Mitte bestehen keinerlei Einflüsse, welche die Besorgniß rechtfertigen könnten, als sollten wir zur Ehre ausersehen werden, den festländischen Degen Englands zu machen," so soll diese Phrase als Bransepulver dienen. Daß solche Einflüsse vorhanden sind, leugnet nicht einmal sie, nur will sie ihnen die Gefahr nehmen, als seien sie bereits maßgebend für die deutsche Politik geworden. In Nr. 931, Morgenausgabe vom 27. November v. J., bringt dasselbe Blatt einen langen Artikel, der sich gegen die sehr verdienstvolle Broschüre des Dr. Passarge über Südafrika wendet und unter sorgfältigster Verschweigung seiner Gründe ihn widerlegen und auch verdächtigen will. Die englische „Kölnische Zeitung" verräth durch ihre sehr lebhafte Vertheidigung des Herrn Cecil Rhodes, um was es sich eigentlich handelt und in welchen Interessen sie sich erhitzt. Sie schließt ihren „Rhodes-Artikel" mit folgenden Worten: „Man mag die Bedeutung des Herrn Cecil Rhodes noch so hoch schätzen — im übrigen sind ihm ja auch in der „Chartered Company" die Flügel sehr beschnitten worden — (lächerliche Lüge), so ist es doch noch geradezu ein ungeheuerlicher Gedanke, daß er nun gegen das Deutsche Reich in dessen eigenen Kolonien handeln wolle, dadurch, daß er sich an einigen Gesellschaften betheiligt. Woher kommt diese Kleinmüthigkeit, dieses geringe Vertrauen in die Leistungsfähigkeit des Deutschen Reichs und auf der anderen Seite die Überschätzung der Person, zu der der Kleindeutsche voll Grauen und doch bewundernd emporblickt?"

Diese Sätze entbehren nach jeder Seite der Beweiskraft; die überschwängliche Ausdrucksweise und haltlosen Behauptungen sollen Gründe sein? Wie so ist es denn ein „ungeheuerlicher Gedanke", daß Herr Rhodes in den deutschen Kolonien versuchen möchte, was er bereits in anderen Theilen Afrikas versucht und theilweise siegreich durchgeführt hat? Zuerst muß man immer selbst im Zimmer sein, um einen Anderen hinaus zu werfen, oder ihm das Fell über die Ohren zu ziehen. Solche Dinge machen sich ganz allmählich, die Hauptsache ist immer, eine Handhabe zu besitzen, um Gelegenheiten benützen zu können. Was noch das „Grauen und die Bewunderung" betrifft, welche die „englische" „Kölnische Zeitung" den

„Kleindeutschen" (wer sind denn die?) für Herrn Rhodes andichten will, so beruht diese Insinuation auf pyramidaler Dummheit, da beide Gefühle für jeden unabhängigen und denkfähigen Menschen nicht vorhanden sind. Bei dem Schreiber des „Rhodes-Artikels" wollen wir übrigens die Voraussetzungen nicht anzweifeln, welche für ihn nothwendig sein dürften, um „Grauen und Bewunderung" für Herrn Rhodes zu empfinden. Wir und Alle, welche Herrn Rhodes kennen gelernt haben, besitzen für ihn nur ein Gefühl, und das ist: Verachtung.

Die „Berliner Finanz- und Handelszeitung" bringt in ihrer Nr. 97 vom 3. Dezember v. J. einen Rückblick auf die englische Staatskunst und beruft sich hierbei auf den großen englischen Geschichtsschreiber Macaulay. In diesem Artikel heißt es: „Trotz der in diesem Augenblicke auch in Deutschland losgelassenen Preßmeute gegen die leitenden englischen Staatsmänner von heute, — daß sie in Rußland und Frankreich der Gegenstand heftigster Angriffe sind, versteht sich ja von selbst und sollte allein schon genügen, in deutschen Landen zur Einsicht und Umkehr zu stimmen — wagen wir es zu sagen, daß die englischen Staatsmänner von heute, die Chamberlain und Salisbury, nicht aufgehört haben, in den Fußstapfen ihrer großen Vorgänger aus der Zeit Shakespeares zu wandeln. Auch sie haben sich einen wohlüberlegten Einblick in den Zustand ihres eigenen Landes und den der anderen Staaten verschafft, auch sie haben genau die Zeichen der Zeit beobachtet — und aus alle dem sind sie zu der klaren Einsicht gelangt, daß es kein herrlicheres, kein heißer zu erstrebendes Ziel giebt, als eine Allianz — oder, wenn man das Wort vermeiden will, ein Einverständniß zwischen Deutschland, England und Amerika. Als Chamberlain in seiner großen Rede vom 30. November unter dem fanatischen Beifall seiner Zuhörer das Wort von dieser neuen Allianz fallen ließ, konnte er mit Recht sagen, er sehe viele Dinge voraus, die den Staatsmännern Europas Sorge bereiten müßten und in denen die Interessen Deutschlands, mit denen Englands identisch seien; er konnte mit Recht hervorheben, daß die Vereinigung Englands, Amerikas und des großen Deutschen Reiches, ein mächtigerer Einfluß sein wird für die Sicherung des Friedens der Welt, als der Dreibund. Er konnte es mit Recht. Wir müssen uns aus Courtoisie der Aufgabe enthalten, den Werth des Dreibunds einer Kritik zu unter-

ziehen, dieses Dreibunds, von welchem Deutschland sicherlich mehr Pflichten, als Vortheile hat, des Dreibundes, dessen südlicher Theil kaum mehr die militärisch nothwendigen Lasten wird tragen können, dessen östlicher aber in seinem weitaus größten Bestandtheile, von Deutschenhaß überschäumt. Herr Chamberlain konnte es unterlassen, darauf hinzuweisen, daß, wenn man aufhören wolle, vom Dreibund zu reden und an ihn zu glauben, an seine Stelle nichts anderes gesetzt werden kann, als das Bündniß mit England und Amerika. So kurzsichtig und verbissen auch die Englandsfresser in Deutschland sein mögen, einen solchen lückenlosen Mangel aller politischen Einsicht werden sie doch nicht besitzen, um auch nur einen Augenblick ernsthaft an ein deutsches Bündniß mit Frankreich, oder auch nur mit Rußland zu denken. Das Zarenreich ist weit und groß und mächtig, aber an seinem slavischen Busen läßt es sich für die Germanen nicht ruhen. Dazu trennt sie eine ganze Welt von einander. Anders gegenüber England und Amerika. Dorthin schlingen sich von Deutschland aus tausend sichtbare und unsichtbare Fäden um die drei großen stammverwandten Mächte, die drei Generationen hindurch alle Streitfragen, die zwischen ihnen auftauchten, in freundschaftlicher Weise geregelt haben. In den Adern des englischen und des amerikanischen Volkes pulsirte fortwährend deutsches Blut, London ist eine halbdeutsche Stadt, New York und Chicago gehören zu den größten deutschen Städten. Wahrlich, es ist wieder ein lebendiges Zeichen englischer Staatskunst, die schon zu Zeiten der jungfräulichen Elisabeth es verstanden hat, die Freunde zu vereinen und die Feinde zu trennen, dieses Bild von der neuen Alliance."

Wie das amerikanische und deutsche Volk die „Alliance-Idee" des Herrn Chamberlain aufgenommen haben, ist im vorigen Kapitel genügend dargelegt worden. In Bezug auf die letzte Botschaft des Präsidenten Mac Kinley sagt das Berliner Blatt in seiner Nr. 98 vom 7. Dezember v. J.: „Wie wir wiederholt darauf hingedeutet haben, daß der Gedanke eines Zusammengehens der drei großen teutonischen Völker, diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans mit dem Morgendämmern des neuen Jahrhunderts, sich in immer festere und körperliche Umrisse zu verdichten scheint, was alle mit Freude und Hoffnung begrüßen, welche die Zeichen des kommenden Jahrhunderts richtig verstehen, so hat auch die Bot-

schaft auf die engeren Beziehungen des Verkehrs und Handels und auf die bessere Verständigung zwischen den zwei Rassen, welche viele gemeinsame Züge haben, hingewiesen und betont, daß Deutschland der herzlichsten Mitwirkung der Regierung und des Volkes zur Herstellung eines immer inniger werdenden Verhältnisses zwischen den beiden Völkern versichert sein kann.

Was aber noch ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß die Sicherung der Fortdauer des Goldstandes mit dem Bemerken in den Vordergrund gestellt wird, daß die gegenwärtige Zeit und die günstige Finanzlage, zur Festlegung der Goldwährung sehr geeignet erscheine, und die Regierung diesem Ziele ihre ganze Fürsorge widmen werde. Die Einziehung der Greenbacks, welche nach ihrer Auslösung nicht wieder, ausgenommen gegen Gold, ausgegeben werden sollen, beraubt nunmehr die Silberleute aller ihrer Hoffnungen in fernliegender Zukunft. Die Sicherheit der Goldwährung ist der springende Punkt in der Botschaft, sie giebt den nationalökonomischen Verhältnissen der Union ein Rückgrat, das den inneren Werth amerikanischer Eisenbahnaktien hebt, weil man mit der Eventualität von Währungswirren nicht mehr zu rechnen hat."

Die „Berliner Finanz- und Handelszeitung" über die „drei großen teutonischen Völker" sprechen zu hören, ist ergreifend. Dieser „teutonische" Patriotismus erscheint im hellsten Lichte, und wird überhaupt erst verständlich, indem das Finanz- und Handelsblatt auf die „Sicherung und Fortdauer des Goldstandes" zu sprechen kommt und sich der Hoffnung hingiebt, daß „man mit Währungswirren nicht mehr zu rechnen haben wird". Wie der Hauptgründer und Stammvater der Rothschildischen Finanzhäuser, der große, gemüthliche Amschel, einst sagte: „Das Geld ist meine Ehre," so sagen alle Geldhändler: „Die Goldwährungsländer sind unsere Vaterländer, denn alle Goldwährungsmenschen bilden ein Volk, das durch die „heiligsten Interessen" verbunden ist.

Daß bei „diesem Volke" das Eigenschaftswort: „teutonisch" nur eine sinnlose Anwendung finden kann, darauf kommt es dem Blatte nicht an, weil es hofft, auf die urtheilslose Masse durch dieses Schlagwort zu wirken.

In Nr. 102 vom 20. Dezember v. J., äußert sich dasselbe Blatt in einem Artikel mit der Überschrift: „Englands Lage und der Kontinent" wie folgt: „Die beständigen Siegesnachrichten der Buren, die einen englischen Heerführer nach dem andern kalt stellen lassen, haben nicht nur in England selbst, die dort bisher herrschende Zuversicht gebrochen, sondern auch auf dem Festland ein Gefühl der Unsicherheit erzeugt. Dies kommt namentlich in der Baissebewegung zu Tage, der auch die kontinentalen Börsen sich nicht entziehen können. Wenn dasjenige, was man den Felsen des Kapitals nannte, aus welchem der Unternehmungsgeist stets das Naß hervorsprudeln lassen konnte, einen Born, der unerschöpflich schien, so droht derselbe, wenn auch nicht zu versiegen, so doch seine Launen zu haben. Bereits einmal im Laufe der letztjährigen Zeitgeschichte hat der englische Felsen versagt, man mußte den englischen Kredit auf dem Kontinent flüssig machen und bei Frankreich und Rußland borgen gehen. Das war zur Zeit der Baringkrisis, wo Frankreich sich das Prestige erwarb, der finanzielle Retter zu sein. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch diesmal wieder — der politische Antipode Englands, sein bester finanzieller Freund wird, diesmal sogar sein einziger, weil es auf Rußland nicht zählen darf. Ob England von der Bank von Frankreich unterstützt wird, bleibt noch abzuwarten, denn auch in Frankreich sind die Sympathien mit den tapfern und siegreichen Buren stark verbreitet, von denen man sich politische Vortheile verspricht.

Wie dem nun auch sein mag, sicherlich ist die Frage berechtigt, was die Folge sein wird, wenn England noch große und kostspielige Anstrengungen machen muß — und dies ist nur zu wahrscheinlich, wenn der Frieden nicht vermittelt wird — und das Kapital in England beginnt, sich scheu zurückzuziehen, wenn die Geldsorgen wachsen und der Discont höher wächst? Es mag die Stellung dieser Frage noch zu früh sein, da Englands Hülfsmittel geradezu kolossale sind und der englische Patriotismus beim Geldsack nicht Halt macht. Gleichwohl giebt es auf dem Kontinent und namentlich auch bei uns, dem Volke der Vorsicht und der Denker, Leute genug, die bereits den Finger am Hahn halten, um im gegebenen Moment einen Schreckschuß los zu lassen. Das könnte ein Signal zur allgemeinen Kopflosigkeit geben, und dieses Bedenken ist es, was frühzeitig bekämpft werden muß.

Die Parole lautet für uns: Besinnen wir uns auf uns selbst!"

Über die Politik und den „Patriotismus" dieser Wortführer der „drei teutonischen Völker" äußern sich das „Deutsche Volksblatt" in München und die Berliner „Staatsbürger-Zeitung" in einem Artikel mit der Aufschrift: „Der Burenkrieg und die Börsenjobber". Wir entnehmen ihn dem „Deutschen Volksblatt". In seiner Nr. 53 vom 31. Dezember v. J. schreibt es: „Während das ganze deutsche Volk, und mit ihm die wirklich deutsche Presse, in seltener und herzerfreuender Einhelligkeit, mit seinen Sympathien rückhaltlos auf Seiten der Buren steht und dem stammverwandten Volke in seinem Freiheitskriege Glück und Sieg wünscht, ertönen in den mehr oder minder verkappten jüdischen Börsenblättern, unter Führung des „B. T." Stimmen zu Gunsten Englands. Ein charakteristisches Beispiel für diese ekle Jobbergesinnungen bildet ein Artikel der „Berliner Finanz- und Handelszeitung", worin Deutschland und die europäischen Mächte aufgefordert werden zu einer — bewaffneten Intervention im englischen Interesse! Auch Deutschland könnte ja, so wird ausgerufen, eines Tages in Kiautschou fremde Hilfe gebrauchen, und im Interesse aller Länder liege es, einmal nothwendig gewordene Gebietsvergrößerungen, zum Schutze der Kultur und Handelsarbeit rasch und eventuell gemeinsam durchzusetzen. Denn, so heißt es wörtlich, „was soll es heißen, daß schließlich die ganze Welt in Aufruhr geräth, wenn tapfere Buren ihr Bißchen Land gegen England vertheidigen, das es zweifellos der allgemeinen Wohlfahrt nutzbarer machen kann, als es Buren je können oder wollen?"

Aber das citirte Finanzblatt geht noch weiter, es entwickelt auch ungeniert die eigentlichen Gründe seiner Haltung, und es gelangt dabei zu Bekenntnissen, die werthvoll sind: „Alle Welt hat es vom ersten Tage an satt, der lieben Buren wegen in Handel und Wandel gestört zu sein, Geld theurer werden zu sehen, weil Bauern gerade dort ihr Strohdach aufgeschlagen haben, wo die Welt, die Arbeit der Nationen ihren Puls, ihren Nerv, ihr Blut, ihr Gold hat. Man lasse uns ungeschoren mit den billigen Phrasen (!) von Recht und Bildung, wenn die Welt in ihren Grundfesten erschüttert wird, weil einige Bauern den Platz nicht einer kaufmännischen Verwaltung überlassen wollen." Nach einem geschmackvollen Vergleich

zwischen der Austilgung der Indianer und den Buren schließt das Blatt: „Macht geht vor Recht in kolonialen Fragen; denn wir haben als Gesammtbevölkerung das Recht auf geschäftliche Ruhe, und es besteht absolut kein Zwang, daß die ganze gesittete Welt in Angst und Bedrängniß über die Geldmarktlage ist, weil 100 000 Buren sich seit 40 Jahren, ein Heimathsrecht in Transvaal erworben haben wollen. Waren es die 100 000 Buren werth, daß in Folge einer gefürchteten Geldklemme, die gesammte industrielle und kaufmännische Welt zu 50 Procent geschädigt wird und Bankerott erleidet?"

Ist schon jemals mit gleichem Cynismus in deutscher Sprache die nackte Raubthiermoral des Judenthums gepredigt worden? Was gelten Freiheit und Recht, was alle edlen Regungen der Menschenseele, was der Todeskampf eines wackeren Volkes, wenn an den Börsen eine „Geldklemme" droht und die Spekulation sich vor der Gefahr sieht, ihren riesenhaften Gewinn geschmälert zu sehen?!"

Das besonders Widerwärtige der Börsen- und Handelsblätter ist die „dumme Schlauheit", die ihnen Allen mehr oder weniger eigen ist. Sie ist dumm, weil diese Organe mehr, als es zutreffen kann, auf die Gedankenlosigkeit und Dummheit aller Deutschen spekuliren. Wir finden hier wiederum die Behauptung gerechtfertigt, daß die Juden, die doch unbestritten die Führer und Vertreter jener Volksmenge sind, bei welcher der wirkliche Mensch erst mit dem Kapitalisten beginnt, nur schlau und verschlagen, aber nichts weniger als „gescheidt" sind. Bei ihrem Intellekt findet sich in der Regel ein Manco, denn es ist nicht der „Verstand", sondern es sind die „Sinne", die besonders bei ihnen vorherrschen und sie bei ihren Unternehmungen und Kalkulationen unterstützen. Der jüdische Grundzug ist durchaus „sensuell", ihr Hang, nach sinnlichen Trieben zu handeln, ist bei ihnen prävalirend. Aus diesem jüdischen Charakterzuge erklärt sich das ganze jüdische Wesen: ihre Beweglichkeit, Findigkeit, Charakter- und Taktlosigkeit, sowie ihr Anpassungs-Vermögen. Warum die Juden, und zwar nicht blos der „Adel" der Börse, sondern selbst die kleinen Krämer in den Dörfern und die Vieh-Juden gleich bei Beginn des Krieges für die Engländer waren, hat doch sicher nicht seinen Grund in der Verquickung der englischen Aristokratie mit dem Judenthume — denn diese kommt in einer direkt beschämenden, wie höchst verhängniß-

vollen*) Weise auch auf dem Kontinente vor —, auch nicht in der bereits genügend durchgesickerten Thatsache hinsichtlich des intimen, freundschaftlichen Verhältnisses des verstorbenen Milliardärs, genannt und bekannt als „Türken-Hirsch", mit dem englischen Thronerben, den er auch in sehr nobler Weise in seinem Testamente reichlich bedachte, auch kaum wohl, weil der englische Premier-Minister Benjamin Disraeli, später Lord Beaconsfield, ein Jude war, sondern der Grund der Sympathie für England, welche allen Juden eigen ist, beruht in der Überzeugung, daß sie in ihm eine Brustwehr für die Goldwährung erblicken, welche thatsächlich ein „Monopol" für die internationale „Geldmacher-Zunft" ist, unter dem die Produktivstände, vor allen die Landwirthschaft, den empfindlichsten Schaden erleiden. Die Goldwährung ist eine Schraube der „Finanzkünstler", deren Gewinde unsere heutigen Staatsmänner noch nicht kennen oder nicht kennen wollen, die aber Fürst Bismarck noch erkannte, wenn auch leider — — zu spät. Es ist als ein launiger Zufall zu betrachten, daß gerade Herr Chamberlain früher eine Schraubenfabrik hatte. Als persönlichen Abneigungsgrund der Juden für die Buren darf nicht übersehen werden, daß sie mit ihnen absolut keine Geschäfte machen können, und deßhalb Pretoria bei den Juden nicht beliebt ist, während sie bei den „Uitländern" in Johannesburg und mit den Kaffern ganz zufrieden sind; die Branntweinhandlungen in Johannesburg liegen fast ausschließlich in jüdischen Händen. Man sagt: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft," hier dürfte aber bessen passen, zu sagen: „Bei wem ich nichts profitiren kann, für den habe ich auch keine Interessen." Die Buren sind für die Juden ein ganz rückständiges, inferiores Volk, weil — — — weil — sie keine Juden brauchen. Indem wir diesen Exkurs über die Juden und das Judenthum schließen, wollen wir nicht unterlassen, von den rühmlichen Ausnahmen zu sprechen, die auch bei den Juden vorkommen. Wir haben selbst Juden kennen gelernt, die in jeder Hinsicht hochachtungswerth

*) Allerdings in einer „höchst verhängnisvollen Weise", denn durch die Sprossen dieser Geldheiraten rächt sich für Generationen der Verzicht auf die Rücksichten der Familien-Traditionen, und nicht gerade selten auch der, auf die persönliche Anständigkeit. Bei diesen Sprossen, mögen sie Grafen- und Fürstenkronen führen, verläugnet sich das jüdische Blut nicht; wir verzichten jedoch darauf, seine körperlichen und geistigen Spezialitäten zu nennen.

waren und das Vertrauen rechtfertigten, das wir in sie gesetzt hatten. Ausnahmen bestätigen aber die Regel, und in der Abtheilung unserer Registratur über „Juden, Judenthum und Antisemitismus" haben wir eine eigene Mappe mit jüdischen Bekenntnissen, in welchen öfters weit schärfer über die Juden geurtheilt wird, als wir es im obigen Exkurs thun.

In der Vorführung der „Bank- und Börsenblätter" weiter fortfahrend, kommen wir zum „Berliner Tageblatt". Sein Artikel: „Ein Mahnwort an das deutsche Publikum", ist für die ganze Haltung und Tendenz dieses Blattes so „stylvoll", daß wir ihn in extenso bringen zu müssen glauben. Das Blatt schreibt in seiner Nr. 629, Montags-Ausgabe vom 11. Dezember v. J. wie folgt: „Man schreibt uns von deutscher Seite aus London: Es gewinnt immer mehr den Anschein, als ob man in Deutschland in Beurtheilung der südafrikanischen Angelegenheiten in Presse und Publikum einen, um es gelinde auszudrücken, wenig diplomatischen Weg einschlägt. So lange der Krieg nicht zwischen England und der Buren-Republik erklärt, war es das gute Recht der öffentlichen Meinung und ihrer Organe, gegen den Krieg zu protestiren und laut die Stimmen gegen Englands beabsichtigte Vergewaltigung zu erheben.

Die Erhaltung des status quo war wünschenswerth, einmal, weil wir große handelspolitische Beziehungen zu Transvaal haben, dann, weil Transvaal mehr oder weniger als Pufferstaat gegen England für unsere Besitzungen in Ostafrika dient. Wir waren berechtigt, darauf hinzuweisen, daß, wenn England die Burenstaaten verschluckt und allmächtig in Südafrika wird, wir über kurz oder lang den britisch-interoceanischen Zollverein auf den Hals bekommen und uns zwei wichtige Absatzgebiete damit entzogen werden; andererseits war zu fürchten, daß in dem Wunsche nach einem festen Zusammenhange zwischen Nord- und Südafrika, die Engländer uns aus unseren ostafrikanischen Besitzungen herausdrängen würden.

Inzwischen ist es zu einem Kriege zwischen England und den Burenstaaten gekommen, und es ist ganz ausgeschlossen, daß weitere Sympathiekundgebungen für die Buren irgend etwas bezwecken. Wir müssen auch gestehen, daß die Buren die uneingeschränkte Begeisterung deutscherseits für Transvaal, selbst nach dem Jameson-Einfalle recht kühl behandelt haben, und daß, wo es galt, Deutsch-Afrikandern beispielsweise billige Berücksichtigung bei Besetzung der

amtlichen Stellen zu Theil werden zu lassen, sie das holländische Element bevorzugten. Auch haben die Buren erst recht nach dem Jameson-Einfall, eine viel größere Hinneigung zu den Franzosen entwickelt, als zu uns, ihren Stammesbrüdern, und der deutsche Einfluß auf ihre inneren Angelegenheiten blieb von den Buren eifersüchtig ausgeschlossen. Dagegen schienen sich in den Burenländern unsere Erwartungen dahin zu erfüllen, daß sich in diesen ein starkes, den Engländern gewachsenes Staatswesen entwickelte, das an Kraft noch wachsen mußte, sobald erst einmal die Fusion der beiden Republiken perfekt geworden war. Wir standen daher, ob geliebt oder ungeliebt, auf der Burenseite, und zwar lediglich im Interesse des Equilibriums.

Nun aber ist der Krieg da, ein Krieg auf Leben und Tod, von beiden Seiten unternommen, die Suprematie in Südafrika zu erringen. Der Eine muß unterliegen, und es besteht wohl darüber kein Zweifel, daß dies die Burenstaaten sein werden, wie lange der Krieg auch dauere und wie blutige Opfer er auch fordern wird. Damit aber ist es mit dem Pufferstaat und dem handelspolitischen Equilibrium für Deutschland aus. Eine Intervention ist unsererseits ausgeschlossen, England würde sie als einen unfreundlichen Akt betrachten. Außerdem giebt es andere Staaten, denen das Unternehmen einer Intervention, dank dem Friedenskongresse im Haag, näher liegt. Unsere Aufgabe kann nur die Beobachtung striktester Neutralität sein, und wir können, wie man in der Sprache der Faustkämpfer sagt, höchstens die Streiche zählen. Dauernd sich zu Sympathieausbrüchen für die Buren hinreißen zu lassen, mag schön sein, ist aber nicht klug. Wir haben gar keine Veranlassung, die Engländer wegen dieses Krieges anzubeten, im Gegentheil, durch Vertilgung der Burenrepubliken vertilgen sie uns anscheinend auch ein Stück unserer Sicherheit für Ostafrika, andererseits aber ist zu erwägen, daß sie die künftigen und ausschließlichen Herren in Südafrika sein werden, mit denen es zu verderben nicht weise sein würde. Es haben unter dem britischen Scepter in Südafrika dereinst viele Deutsche zu leben, und es ist nicht gleichgültig für diese, daß die Herrschaften daheim dem britischen Löwen dauernd auf den Schwanz treten. Nach dem Jameson-Telegramm haben wir in England reichlich erfahren, wie unbequem es ist, unter englischem Scepter zu leben, wenn der Engländer empfindlich wird.

Am Empfindlichsten aber ist der Engländer bezüglich seiner Armee und Marine. Die wirklich thörichten Bemerkungen, die in manchen Blättern über englische Soldaten und englische Kriegsführung gefallen sind, die kindische Verkleinerung der englischen Erfolge — es sind deren ja bis jetzt nicht viele —, das Aufgreifen sensationeller Depeschen, wie solche über den Fall von Ladysmith, mit daran geknüpften höhnischen Bemerkungen, das alles sind Dinge, die nicht dazu angethan sind, bei der Finalabwickelung der Dinge in Südafrika, günstig auf die Situation der Deutschen in Südafrika einzuwirken. Wir haben alle Veranlassung, die Tapferkeit der Buren zu bewundern, aber wir legen auch salutirend die Hand an die Mütze, wenn wir lesen, mit welchem Elan diese englischen Rothjacken, die in ihrer Circusuniform manches Lächeln bei uns erweckt haben, unter lauten Hurrahs die steile Kopje mit dem Bajonnet stürmend, sich wie Ähren im Herbste, von wohlgezielten Burenkugeln dahinmähen lassen. Wir hatten immer geglaubt, daß Bajonnetangriffe in unserer Zeit der Schnellfeuerwaffen nicht mehr möglich sind. Hier sehen wir, daß es nur des rechten Mannes hinter dem Bajonnet bedarf, damit sie nicht nur möglich, sondern auch wirksam sind.

Seit dem Ausbruche des Krieges haben sich aber auch andere Dinge ereignet, die uns in unseren Kundgebungen, bezüglich Englands doch etwas vorsichtiger machen sollten. Wir erwähnen nur das Entgegenkommen Englands in der Samoafrage. Wie viel schlimme Tage hätte uns England noch durch Nichtaufgabe des Kodominiums dort bereiten können, ohne daß wir im Stande gewesen wären, hiergegen auch nur das Geringste zu unternehmen. Wir fürchten nicht, zu weit zu gehen, wenn wir sagen, daß dieser Akt Englands, gegen die Interessen und Wünsche einer seiner Kolonien unternommen, allein uns eine gewisse Reserve in unseren Äußerungen über den Krieg auferlegen sollte.

Ein zweites Moment ist die Kaiserreise, welche, wir haben dies bereits in unseren Telegrammen zu konstatiren Gelegenheit gehabt, nicht blos eine Reise in Familien-Angelegenheiten war. „Acht Tage hat Kaiser Wilhelm für diese Angelegenheiten nicht übrig," sagte mir ein Staatsmann in der Umgebung des Kaisers. Neue politische Abmachungen sind also getroffen, nun sie werden sich unter Anderem auch auf unser künftiges Verhältniß zu dem briti-

schen Südafrika, wie auf die Sicherheit unseres Besitzes in Ostafrika erstreckt haben. Wie dem auch sein mag, Eines können wir versichern, daß während des lebhaftesten, diplomatischen geschäftlichen Verkehrs, während der Anwesenheit unseres Kaisers mehr, als ein Patriot hier gefürchtet hat, das Haus Germania konnte durch unzeitgemäße Kundgebungen, seinem hohen Reisenden und sich selbst das Geschäft verderben. Warum die unklugen und bissigen Bemerkungen gegen England, wo wir endlich zu dem Ziele gelangt sind, das uns in den letzten Tagen enthüllt wurde?

Vielleicht giebt es aber einige Optimisten, die glauben, daß die Buren doch die Sieger bleiben werden. Denen möchten wir bemerken, daß nach unseren Erfahrungen, die wir nach dem Jameson-Einfall und nach der davon unzertrennlichen Kaiserdepesche gemacht haben, wir auch durch dauernde Manifestirung des Wunsches, daß die Engländer Schläge bekommen, uns nicht bei den Buren insinuiren können, die Palme der Freundschaft wird den Franzosen gereicht werden."

An einem Stückchen jener „Schlauheit", die wir eben erst besprachen, betheiligt sich auch die „Frankfurter Zeitung". Als kürzlich Dr. Leyds, der Gesandte Transvaals, sich eine Woche in Berlin aufhielt und lebhaften Verkehr mit den übrigen Gesandten pflegte, auch vom Reichskanzler und dem Staatssekretär des Äußeren, Grafen Bülow, empfangen wurde, brachte zu derselben Zeit die „Central News" eine Nachricht, die entschieden mehr dumm, als schlau war und den Zweck verfolgte, Leyds in Berlin zu verdächtigen. Er wurde denuncirt, durch eine Intrigue, den Verdacht der Engländer auf angebliche Kontrebande in den deutschen Postdampfern der Ostafrika-Linie, gelenkt zu haben. Der Zweck dieser gemeinen englischen Lüge ist klar, man wollte mit einer Klappe zwei Fliegen treffen: Leyds als einen infamen Intriguanten hinzustellen, und zugleich die braven, friedliebenden, deutsch-freundlichen Engländer Deutschland gegenüber zu entlasten. War diese Verdächtigung absurd, so konnte man für den weiteren Versuch, auch Transvaal zu schaden, nur ein verächtliches Lächeln haben. Dem Gesandten und „Diplomaten" Leyds, der sich noch keiner Ungeschicklichkeit, geschweige denn einer Dummheit schuldig gemacht hat, die einem gewöhnlichen Privatmenschen ein Patent für seine „Ungefährlichkeit" erwirkt haben würde, wurde untergeschoben, er habe sich geäußert:

„Die Mittel der Republik seien durch den Krieg bereits erschöpft, außerdem herrsche ein Mangel an Munition und Lebensmitteln". Statt diese lächerliche Dummheit nicht zu beachten oder sie gebührend zu kennzeichnen, fand die „Frankfurter Zeitung" die Nachricht der „Central News" für ernst genug, um sie als Telegramm, ohne jeden Kommentar zu bringen. Wir benachrichtigten umgehend Dr. Leyds von der infamen Intrigue, der sie auch dem Frankfurter Blatte gegenüber berichtigte, denn wir lesen in seiner Nr. 29, Abendblatt v. 30. Januar, in seinen Privattelegrammen Folgendes: „Der Gesandte von Transvaal, Herr Dr. Leyds, der seine hiesige Anwesenheit, nebenbei bemerkt, zu einem ziemlich lebhaften Verkehr mit den Botschaftern und sonstigen diplomatischen Persönlichkeiten benutzt, erklärt uns die Behauptung der „Central News", daß er durch eine Intrigue den Verdacht der Engländer auf angebliche Kontrebande in den deutschen Postdampfern der Ostafrika-Linie gelenkt habe, für eine vollkommen aus der Luft gegriffene Erfindung. Das war nicht anders zu erwarten, und man hat auch in hiesigen amtlichen Kreisen keinen Augenblick geglaubt, daß eine derartige Intrigue möglich und daß Dr. Leyds ihrer fähig sei. Die weitere Behauptung der genannten englischen Korrespondenz, daß Leyds die Mittel der Republik durch den Krieg für erschöpft halte, beantwortet der Gesandte mit der Versicherung, daß gar kein Mangel, weder an Munition, noch an Lebensmitteln im Lande sei, zumal da die Ernte vorzüglich ausgefallen und gut eingebracht worden ist. An Luxusmitteln und Leckerbissen könne es allerdings mit der Zeit mangeln, doch ist ein derartiger Übelstand bei den einfachen Gewohnheiten der Buren leicht zu ertragen."

Wir gelangen in unserer „Abrechnung" mit der „englisch-deutschen Presse" zu dem mehr bekannten als respektablen „Weltblatte" am Rhein, über dessen Festigkeit, Unparteilichkeit, Unwandelbarkeit und „Resistenz" wir in der Abtheilung unserer Registratur über die „Presse"*) Deutschlands, bereits einen Band besitzen, der vor 21 Jahren angelegt wurde. Allen Blättern, welche mit mehr oder

*) Diese Abteilung, zirka 10 Bände, umfaßt die ganze namhafte deutsche Presse, man kann sie auch ihre „Naturgeschichte" seit mehreren zwanzig Jahren nennen. In ihr wird nicht allein die Haltung der Blätter, sondern werden auch ihre verschiedenen „Unglücksfälle" und ihre Entstehungsgeschichte besprochen und festgelegt.

weniger Schüchternheit die englischen Interessen vertreten, mithin der öffentlichen Meinung in Deutschland widersprechen, steht die „Kölnische Zeitung“ als „Generalstabsblatt“ voran. Von Schüchternheit bei diesem „abgehärteten“ Blatte, das selbst die peinlichsten Episoden im Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit, durch welche es sich von der ganzen übrigen Presse absondert, überstanden, ist natürlich nichts zu merken. Das Blatt ist ebenso über sich selbst klar, als über die Bedeutung, die es bei der übrigen Presse und dem deutschen Publikum genießt. Finanziell ganz unabhängig, dient es nur seinen eigenen Interessen, welche durch alle möglichen fremden, oft sehr werthvollen Interessen, angeregt, bestimmt und geleitet werden. Da erhebe man einmal einen Widerspruch gegen die Bezeichnung: „Weltblatt“; es ist eben „aller Welt Blatt“. Wir sind ja in der angenehmen Lage, dem Verlage nicht nachfühlen zu müssen, was die internationale Specialität des Blattes, das unter seiner moralischen Verantwortlichkeit erscheint, für Konsequenzen in Bezug auf die Achtung hat, über welche sich selbst diejenigen — wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber — nicht gern hinwegsetzen, die längst die Selbstachtung überwunden zu haben scheinen. Nach dieser wohlverdienten Verbeugung, die wir „diesem Weltblatte“ gemacht, wollen wir durch nachfolgende Auszüge versuchen, seinen Ruf auch in Bezug auf die Haltung zu befestigen, die es in diesem Kriege beobachtet. Selbstverständlich können in der vorliegenden Arbeit nur „besonders schöne Fälle“ vorgeführt werden, der Schwerpunkt für die Beurtheilung des rheinischen Blattes, liegt in seiner ganzen Haltung. Man muß die „Kölnische Zeitung“ täglich lesen, um sich einen vollen Überblick zu sichern.

Was die Beschlagnahme deutscher Schiffe betrifft, sagt das Blatt in Nr. 14, Abend-Ausgabe vom 6. Januar: „Was ist geschehen? Englische Kreuzer haben deutsche Reichspost-Dampfer der ostafrikanischen Linie, *auf hoher See* oder in britischen Häfen (Aden) angehalten und durchsucht, und einer von ihnen, der „Bundesrath“, ist verdächtig befunden worden, Kriegscontrebande zu führen, und ist vor das Prisengericht zu Durban gestellt worden. Haben die Engländer dadurch gegen das Recht verstoßen? Zweifellos nicht; denn das Völkerrecht gesteht in Kriegszeiten den Kriegsschiffen der kriegführenden Parteien das Anhalterecht, das Visitations- und Durchsuchungsrecht auf hoher See und in den eigenen

Häfen und bei begründetem Verdacht, daß Contrebande an Bord sei, auch das Recht zu, das Schiff mit Beschlag zu belegen, um das Urtheil des Prisengerichtes anzurufen. Wir würden und müßten genau so verfahren." — Der Artikel führt dann noch möglichst breit aus, was man unter Contrebande zu verstehen habe und wie widersprechend die Ansichten über diesen Punkt sind. Mit diesen Definitionen haben wir nichts zu thun, wohl aber mit der Tendenz, die diesem Artikel zu Grunde liegt. Zweimal wird von dem Rechte gesprochen, auf „hoher See" verdächtige Schiffe aufzuhalten und festzunehmen. Ebenso wird betont, daß dieses Recht bei „begründetem Verdachte" sich auch auf die Beschlagnahme bezöge. Es ist doch eine pure Unterschlagung der Wahrheit, eine vollständige Verdrehung der Thatsachen, was wir hier lesen mußten. Sind denn alle deutschen Schiffe auf der „hohen See" angehalten worden? weiß das rheinische Blatt nichts von den Protesten der portugiesischen Regierung, gegen die Beschlagnahme in portugiesischen Gewässern (Delagoabai)? Wie kommt ferner die „Kölnische Zeitung" dazu, sich der englischen Ansicht, daß ein begründeter Verdacht vorgelegen habe, sofort anzuschließen, und auf Grund dieses „begründeten" Verdachtes die Gewaltthat Englands zu vertheidigen? In Nr. 54, Abend-Ausgabe vom 20. Januar, bespricht das Blatt die Rede des Staatssekretärs Grafen Bülow im Reichstage und sagt: „Es sei als ein unzweifelhafter Erfolg schon die Freigabe der deutschen Schiffe und die grundsätzliche Anerkennung einer Entschädigungspflicht zu betrachten". Hier einen „Erfolg" zu finden, den man womöglich noch als eine Zuvorkommenheit und Freundlichkeit England zu danken habe, ist doch auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse ein reiner Hohn. Wie lange und unter welchen für Deutschland demüthigenden Umständen, mußte auf die Freigabe gewartet werden? Wie kann man ferner vernünftiger, wie ehrlicher Weise noch von einem „Erfolg" sprechen, wenn die Engländer nach einem langen, vergeblichen Suchen nach Kriegscontrebande die Schiffe endlich frei ließen? Sie konnten sie doch unmöglich behalten! Hier zeigt sich so recht die erbärmliche Haltung des „rheinischen Blattes", das sich noch einer infamen Fälschung der deutschen öffentlichen Meinung dadurch schuldig macht, daß es schrieb: „Alle Welt hofft und erwartet, daß mit der Ankunft Lord Roberts der Feldzug eine neue bessere Wendung nehmen

werde". Hierzu bemerkt die „Rheinische Volksstimme": „Wir wundern uns nicht darüber, daß die „K. Z." diese Hoffnung hegt, denn ihre Engländerei ist ja allbekannt. Daß sie aber behauptet, „alle Welt" theile diese Hoffnung, ist doch der Gipfel der Dreistigkeit. Das Gegentheil ist der Fall! „alle Welt" wünscht den Buren Sieg auf Sieg und dem englischen Raubvolke eine endgültige Niederlage." — Die „Kölnische Zeitung" benimmt sich eben öfters in einer Weise, die man sonst nur bei ungezogenen, frechen Buben findet.

Wir lassen noch einige Auslassungen dieses Lügenblattes folgen, welche der strengsten Zurückweisung bedürfen. In der ersten erfrecht sich ihr verächtlicher, vollständig ausgeschämter Schreiber, alle Deutschen, welche nicht wie er — aus welchen Gründen, wollen wir nicht näher erörtern — für England gesonnen sind, *als politisch inferior* hinzustellen. Dieser Mensch, der, wenn er außerhalb der „Kölnischen Zeitung" diese Behauptung äußern würde, der „*Behandlung*" sicher sein dürfte, die allein nur für eine solche unverschämte Insulte des ganzen deutschen Volkes paßte, schreibt in einem Artikel mit der Überschrift: „Großbritannien im Jahre 1899" in Nr. 9, erste Morgenausgabe vom 5. Januar: „Daß man in England die Nothwendigkeit erkannt hat, mit dem deutschen Reiche als gute Geschäftsfreunde zu beiderseitigem (?) Nutzen und zum Nutzen des Kulturfortschrittes (?) in fernen Welttheilen zusammenzuwirken, ist ein Ergebniß, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Der Kolonialminister Chamberlain, der bereits i. J. 1898 mehrfach das Zusammenwirken (mißbrauchen und übervortheilen) mit dem Deutschen Reiche empfohlen hatte, spann diesen Gedanken abermals in einer Rede aus, die er gegen Ende des Jahres in Leicester hielt, und wenn gleich das Bündniß, das er zwischen England und Deutschland, wie auch dasjenige, das er zwischen den Vereinigten Staaten und England zu Stande bringen möchte, als eine allzuferne Möglichkeit nicht näher erwogen zu werden braucht, so ist doch die Erscheinung zu begrüßen, daß dieser einflußreiche Minister unserer Weltmachtstellung vollauf (???) gerecht werden will. (Wie gnädig! man falle sofort auf den Bauch und rufe: hoch Chamberlain! hoch das edelmüthige, treue Großbritannien!) Die öffentliche Meinung theilt die Erkenntniß des Ministers noch nicht ganz (Lüge! sie widerspricht ihr direkt), *eben-*

so, wie man in unpolitischen Kreisen unserer eigenen Bevölkerung kein Vertrauen zu England fassen mag, zumal noch in den letzten Tagen des Jahres das Vorgehen gegen einen deutschen Reichspostdampfer in der Delagoabai (also nicht auf offener See) unsere Mitbürger verstimmen mußte." — Was die „englische" „Kölnische Zeitung" hier geleistet, bedarf keines Kommentars, bemerkt soll nur werden, daß die Bemühungen des englischen Kolonialministers: Deutschland und die Vereinigten Staaten für die englischen Interessen einzufangen, was Letztere betrifft, vollständig mißlungen sind. Die ganze amerikanische Presse, so weit sie unabhängig von den „englischen Pfunden" ist, hat die Bündniß-Träumereien des Herrn Chamberlain sans phrase abgewiesen, und die amerikanische Regierung hat mit einer nicht mißzuverstehenden Kälte für die Gnade und Liebenswürdigkeit desselben gedankt. Es gehört auch die echt englische Unverschämtheit dazu, in seiner jetzigen elenden Lage anderen mächtigen Völkern huldvollst Bündnisse gewähren zu wollen. Was die „deutsche" Presse und die deutsche öffentliche Meinung betrifft, so erhielt der Arrangeur des Jameson'schen Raubeinfalles und Spießgeselle des Herrn Rhodes ebenfalls die Antwort, die ihm auf seine faden, durchaus unstaatsmännischen Deklamationen gebührt; Herr Chamberlain mag sich für seine plumpen Bauernfängereien andere Leute als Amerikaner und Deutsche aussuchen, er mag sein Glück bei den Griechen, Portugiesen und Ägyptern versuchen, vielleicht auch noch bei den Italienern. In Hinsicht der Klage der „Kölnischen Zeitung" über das geringe Vertrauen, das England genieße, ist zu bemerken: Das Volk, das England traut und sich von ihm mißbrauchen läßt, ist werth, von ihm als ein „Hilfsvolk" behandelt zu werden. Auf den Artikel, den wir so eben besprochen, erhielt die Redaktion noch folgenden offenen Brief, den sie wahrscheinlich ihrer reichen Sammlung ähnlicher Briefe einverleibt hat, ohne nach der Manier gezüchtigter Jungen, darauf zu reagiren. Das Schreiben lautet: „An die Redaktion der „Kölnischen Zeitung". Ihre „englischen" Artikel berühren den weitaus größten Theil Ihrer Leser peinlich und erfüllen ihn mit Widerwillen. Wenn nun gar in dem Artikel: „Großbritannien i. J. 1899" (Nr. 9, erste Morgen-Ausgabe) gesagt wird: „ebenso wie man in unpolitischen Kreisen unserer eigenen Bevölkerung kein Vertrauen zu England fassen mag", so

liegt in dieser Insinuation eine Arroganz, die entsprechend zurückgewiesen werden muß. Bevor ich das in kurzen Worten thue, möchte ich nur noch die „politische Qualität" des Herrn Artikelschreibers durch Hervorhebung seines Gedankens feststellen, der sich in der Klage äußert: „daß auch in Kreisen unserer eigenen Bevölkerung kein „Vertrauen" zu England bestehe". Wer darüber zu klagen wagt, daß die Deutschen kein „Vertrauen" auf die englische Politik hätten, der kommt bei ernster Behandlung der „deutschen" Politik überhaupt gar nicht in Betracht, denn mit solchen naiven Schwärmern verliert kein ernster Politiker seine Zeit. Die historisch festgestellte schmachvolle englische Politik hat es zu Wege gebracht, daß nicht nur die Deutschen, sondern überhaupt kein Volk der Welt mehr „Vertrauen" zu England hat. Die Berufung auf den „einflußreichen" englischen Minister (Chamberlain), der so gnädig war, in seiner Leicester-Rede davon zu sprechen, daß er der Weltmachtstellung Deutschlands gerecht werden wolle, ist geradezu blamabel, und gönne ich dem Herrn seinen „Vertrauensmann" Chamberlain, aber solche Ansichten gehören in kein „deutsches" Blatt. Ich kehre nun den Spieß um und sage: Nur Leute, welche „englische" Interessen vertreten und durch englisches Geld „gewonnen" sind oder glauben: ihre geschäftlichen Interessen wögen auch für alle anderen Menschen schwerer, als die des deutschen Reichs, und welchen für Ehre, Recht und Anstand die Begriffe fehlen, stehen auf dem „politischen" Standpunkte des Artikels in Nr. 9. Die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes protestirt mit allem Nachdruck gegen eine perfide Fälschung ihrer Ansichten und Gefühle. Das deutsche Volk will keine „Großmutter-Politik", es ist die Brutalitäten und Ungezogenheiten Englands satt, die gerade jetzt wieder durch die Beschlagnahme von drei deutschen Schiffen in der flagrantesten Weise zum Ausdruck kommen. Das ist ja eine sublime Illustration zu dem „Versprechen" Chamberlains: der Weltmachtstellung Deutschlands gerecht werden zu wollen, und zur praktischen Bedeutung der deutsch-englischen Annäherungs-Politik. Das ganze deutsche Volk — und nie waren die Deutschen in ihren Sympathien und Antipathien einiger als jetzt — wünscht den Engländern Niederlage auf Niederlage, und die Demüthigungen, welche nöthig zu sein scheinen, um ihrem völlig unberechtigten Hochmuthe und ihren empörenden Rücksichtslosigkeiten eiserne Schranken zu setzen. — Wir wünschen

dem freien, tapfern Burenvolke von ganzem Herzen den Sieg, auf daß England gedemüthigt und gezüchtigt Südafrika für immer verlassen muß. Es ist Sache der freien, unbestochenen Presse, den wahren einheitlichen Willen des deutschen Volkes fort und fort zu betonen und die englischen Goldeier aus den Nestern zu werfen. Es wird Sache der geehrten Redaktion sein, „englischen" Artikeln nicht weiter Raum zu gewähren. Hochachtungsvoll

Frhr. v. Fechenbach-Laudenbach.

Z. Z. Wiesbaden, 5. Januar 1900."

Der Schreiber dieses Briefes erhielt aus Petersburg, Moskau und Finnland, sowie aus allen Theilen Deutschlands, Glückwunsch- und warme Anerkennungs-Schreiben, in welchen die „englische" „Kölnische Zeitung" nach Gebühr geschätzt wurde, von welchen das „Leipziger Tageblatt" sehr zutreffend schrieb: „Kein deutsches Blatt hat soviel, wie die „Kölnische Zeitung" zur Steigerung der englischen Unverschämtheit beigetragen." — Wir schließen in dieser Arbeit das widerwärtige Thema über ein entartetes, nur fremden Interessen dienendes Blatt mit einem Artikel, den es zur Verherrlichung eines Mannes schrieb, dem bereits in England geflucht wird, und vielleicht in nicht gar langer Zeit alle zur Besinnung gekommenen Engländer fluchen werden.

Die „Kölnische Zeitung" schreibt in Nr. 146, zweite Morgen-Ausgabe vom 22. Februar über den wiederholten Antrag im Unterhaus: daß die Untersuchung über den Jameson-Einfall wieder aufzunehmen sei, wie folgt: „Zum zweiten Male hat das Unterhaus sich geweigert, auf die Anschuldigungen einzugehen, die gegen den Kolonialminister Chamberlain erhoben worden waren, als habe er und das Kolonialamt um den Einfall Jameson's in Transvaal vorher gewußt. Die Operationsbasis war die Veröffentlichung von Telegrammen und Briefen, die der Solicitor Jameson's und seiner Mitschuldigen, Hawksley, mit politischen und amtlichen Persönlichkeiten gewechselt hatte, und aus denen wir bei der Veröffentlichung in der „Indépendance Belge" weiter nichts Verdächtiges herauslesen konnten, als etwa, daß Hawksley sich bemühte, eine für seinen Klienten günstige Zusammensetzung des Untersuchungsausschusses zu Stande zu bringen. Sodann kamen uns die einzelnen Punkte dieses Briefwechsels durchaus bekannt vor, und bei

näherer Prüfung ergab sich, daß das Wesentliche davon bereits vor dem im Jahre 1895 eingesetzten parlamentarischen Untersuchungsausschuß vorgebracht worden war. Bei der ersten Erörterung der Angelegenheit gelegentlich der Adresse konnte man mit Recht feststellen, daß, was an den „Enthüllungen" interessant, nicht neu, und was neu, nicht interessant war. Gestern nun konnte der Kolonialminister auf die Umstände der Veröffentlichung näher eingehen und dem Antrag auf Veranstaltung einer neuen Untersuchung die Spitze dadurch abbrechen, daß er ausführte, wie die von einem entlassenen Angestellten Hawksley's gestohlenen Schriftstücke zuerst einer Anzahl radikaler Blätter zum Kauf angeboten, von diesen aber abgelehnt worden seien, um dann an Dr. Leyds für 150 Pfd. Sterl. einen Käufer zu finden und dem belgischen Blatte eingehändigt zu werden. Die Leidenschaften gehen in England gegenwärtig hoch genug, um die conspiration du silence zu durchbrechen, die in der englischen Presse herrscht, wenn mehr oder weniger nationale Fragen in Betracht kommen. Wenn überhaupt mit den morschen Indicienbeweisen und dem Kommentar, der sie umrankte, um ihnen überhaupt den Anschein lebensfähiger Gewächse zu verleihen, etwas anzufangen gewesen wäre, hätte sich ohne Zweifel in England selbst ein nicht zu unansehnliches Blatt gefunden, um dem Kolonialminister einen schlimmen Streich zu spielen; denn Herr Chamberlain hat fürwahr Feinde genug im eigenen Lande. Die Opposition trat bei der Beratung über den Antrag des Abgeordneten Thomas auf Einsetzung eines neuen Untersuchungsausschusses sehr matt auf, und der Antrag fiel unter den Tisch. In England hat man nicht wie in Frankreich und Belgien Sinn für den Kampf mit Papierschnitzeln, und auch bei uns verlangt man vollwerthige Beweise."

Wie tief auch in intellektueller Weise dieser „Schreiber des Herrn Chamberlain" steht, geht aus seiner blöden Meinung hervor, der Kolonialminister hätte dem Antrage auf Veranstaltung einer neuen Untersuchung „die Spitze dadurch abgebrochen", daß er ausgeführt habe, wie die von einem entlassenen Angestellten Hawksley's gestohlenen Schriftstücke zuerst einer Anzahl radikaler Blätter zum Kaufe angeboten und dann von Dr. Leyds für 150 Pfd. gekauft worden seien. Wie entsetzlich konfus muß der Vertheidiger des Herrn Chamberlain sein, um das Publikum der „Kölnischen Zeitung" für so dumm zu halten, daß es wirklich an-

nehmen könnte, der Kolonialminister habe durch diesen Nachweis, es handle sich um gestohlene Papiere, dem Antrage auf eine neue Untersuchung die Spitze abgebrochen. Jeder unbefangene Leser wird sofort sagen: ja! handelt es sich denn darum, wie die Papiere in die Öffentlichkeit kamen, oder besteht die Frage nicht vielmehr darin, ob ihr Inhalt substanziell genug ist, um den Antrag auf eine neue Untersuchung zu unterstützen? Ein Kapital, und wenn es zehnmal gestohlen wäre, wird durch den Umstand, daß es gestohlen ist, nicht weniger, ebenso wie gestohlene Perlen immer Perlen bleiben. Über den Werth und die Bedeutung der gestohlenen Papiere schlüpft der Agent des Chamberlain in der vagen Hoffnung hinweg, das Publikum sei dumm genug, seinen Entlastungsversuch zu acceptiren. Aufrichtig gesagt, begreifen wir den Verlag der „Kölnischen Zeitung" nicht, wie er so einen notorisch unfähigen Menschen noch weiter beschäftigen kann. Als ein erfreuliches Zeichen, daß die „Kölnische Zeitung" keineswegs, wie sie gerne glauben machen möchte, berechtigt ist, ihre Haltung in dem südafrikanischen Kriege, als gedeckt durch das „Auswärtige Amt", hinzustellen, lassen wir nachstehenden Artikel der „Deutschen Tageszeitung" in ihrer Nr. 25, Abend-Ausgabe vom 16. Januar, folgen. Das Blatt schreibt: „Die „Kölnische Zeitung", die bekanntlich schon seit Jahren im englischen Fahrwasser segelt, hatte kürzlich anläßlich der englischen Gewaltthaten gegen unsere Schiffe dem deutschen Volke den Rath gegeben, „fein still zu halten und die Faust in der Tasche zu ballen" — bis einmal die deutsche Zukunftsflotte fertig sei. Doch das hatte das rheinische Blatt „aus Eigenem" geschöpft. In erfreulichem Gegensatz zu der hier empfohlenen Haltung des britischen Sklaven, der alle Demüthigungen zähneknirschend, aber widerspruchslos einsteckt und nur im Stillen darauf sinnt, wie er einmal seine Kette breche, steht eine offiziöse Note, die dem Blatte heute aus Berlin zugegangen ist, und die eine ernste Verwarnung an England richtet. Diese offenbar aus dem Berliner Auswärtigen Amt stammende Kundgebung lautet:

„Seit dem 28. Dezember ist der Postdampfer „Bundesrat" von den englischen Marinebehörden mit Beschlag belegt und einer gründlichen Durchsuchung unterworfen worden, aber immer noch nicht kann in zuverlässiger Weise festgestellt werden, daß an Bord Contrebande sich befindet, und welche Waren englischerseits dazu gezählt

werden. Wir beklagen diese endlose Verzögerung aufrichtig; denn sie trägt einen wesentlichen Theil der Schuld, daß die Verstimmung gegen England in Deutschland immer mehr vertieft und verbittert wird. Wir unserseits haben im vollen Bewußtsein unserer großen Verantwortung versucht, gegenüber diesem englischen Vorgehen kaltes Blut zu bewahren; wir sind uns jeder Zeit bewußt geblieben, wie billig, aber auch wie gefährlich es in diesen Zeiten ist, Öl ins Feuer zu gießen und die vorhandene große Aufregung zu steigern. Umsomehr aber glauben wir einen Anspruch darauf erworben zu haben, in England gehört zu werden, wenn wir mahnen, endlich einmal mit der bis jetzt beliebten Verschleppung ein Ende zu machen. Nach einer fast dreiwöchigen Untersuchung ist doch kein Zweifel über den Inhalt des Postdampfers mehr möglich. Von Tag zu Tag wird die deutsche öffentliche Meinung mit der Zusicherung vertröstet, die maßgebende Erklärung solle in den allernächsten Tagen erfolgen. Statt dessen bleibt sie immer länger aus, und ein irgendwie begreiflicher Aufklärungsgrund wird nicht geboten. Die Freigabe der Dampfer „Herzog" und „General" hat in erfreulicher Weise die Zuverlässigkeit der deutschen Rhederei aufs Neue bewiesen. Die Deutsche Ostafrika-Linie hat gleich nach Ausbruch des Krieges alles aufgeboten, um zu verhindern, daß auf ihren Schiffen Kriegscontrebande zur Verfrachtung kam. Sie ist im vollsten Maße den Pflichten der Neutralität gerecht geworden. Der englische Verdacht, daß die Dampfer dieser Linie gleichwohl Kriegscontrebande in Lourenço Marques auszuschiffen beabsichtigten, hat sich, was die Dampfer „General" und „Herzog" betrifft, sofort als unbegründet erwiesen; er wird, nach den Versicherungen der Rhederei, sich auch für den „Bundesrath" als unhaltbar herausstellen. Nachdem so die englische Regierung an drei auffälligen Beispielen erfahren hat, wie sehr die englischen Marinebehörden mit ihren Verdächtigungen im Unrecht gewesen sind, und wie sehr dieselben durch falsche Berichte bedenklicher Spione und Agents provocateurs auf den Holzweg geführt worden sind, dürften Loyalität und politische Klugheit es um so mehr erheischen, daß aufs schleunigste das bedauerliche Vorgehen der englischen Kapitäne wieder gut gemacht wird, und daß Sicherheiten gegen die Wiederholung solcher aufreizenden Beschlagnahmen deutscher Postschiffe geboten werden. Legt die englische Regierung Gewicht darauf, die bisherigen Beziehungen zu Deutschland nicht

vollends zu untergraben, so wird sie gut thun, der deutschen Volksstimmung eine größere Beachtung zu schenken, als sie dies bisher für gut befunden hat."

Erfreulich ist es zunächst, daß diese offiziöse Note im Gegensatz zu allen früheren Auslassungen der dienstbaren Geister des auswärtigen Amts die Herren Engländer ermahnt, der deutschen Volksstimmung Beachtung zu schenken, und sie darauf aufmerksam macht, daß die Verstimmung gegen England in Deutschland sich immer mehr vertieft und verbittert. Endlich einmal hat also die Regierung erkannt, daß nicht die Leisetreter ihr wahrhaft dienen, die sich ängstlich hüten, John Bull zu verärgern, sondern vielmehr diejenigen, welche die wahre Stimmung des deutschen Volkes, zu deutlichem Ausdruck bringen, und daß gerade diese einmüthige Forderung des gesammten deutschen Volkes, daß unsere auswärtige Politik sich von England nichts mehr gefallen lasse, ihr eine Stütze und einen Rückhalt den englischen Übergriffen gegenüber bietet, die sie heute durchaus nöthig hat. Noch vor Kurzem haben sich ja englische Blätter und englische Staatsmänner damit gebrüstet: Die deutsche Volksstimmung ist uns ganz gleichgültig — die deutsche Regierung kümmert sich darum nicht, und ihrer sind wir sicher, denn sie hat sich ja ganz und gar an uns gekettet! Daß die deutsche Regierung sich England gegenüber heute nun doch auf die deutsche Volksstimmung beruft, wird den leitenden Kreisen in London nun wohl ein Licht darüber aufstecken, daß seit dem Kaiserbesuch in England mit unserer auswärtigen Politik doch eine kleine Revision vorgenommen sein muß.

Hier können und wollen wir auch nicht eine Bemerkung unterdrücken hinsichtlich der Benützung der „Kölnischen Zeitung" zu „offiziösen" Mittheilungen. Die Zeiten haben sich geändert, und wenn Fürst Bismarck früher Veranlassung zu der Klage hatte: „daß anständige Menschen nicht für ihn schrieben", so fällt für die jetzige Regierung diese Klage weg, denn sie findet genug anständige Menschen und auch achtungswerthe Blätter für ihre offiziösen Mittheilungen. Sie hat nicht nothwendig, sich weiter mit der „Kölnischen Zeitung" zu behelfen, die nicht blos in ganz Deutschland, sondern auch über dessen Grenzen weit hinaus das gerade Gegentheil von „Achtung" genießt. Die Wandelbarkeit und Charakterlosigkeit des Kölner Blattes ist eine Schande für die ganze deutsche

Presse, wenn sie nicht noch weit mehr, als es schon geschieht, diesem „Fremdenblatte“ entgegentritt.

Immer neuen Stoff zur Abwehr und Verachtung bietet dieses „Fremdenblatt“. Während wir am Niederschreiben des zweiten Kapitels sind, brachte uns gestern die Abendpost eine neue „bestellte“ Leistung, welche wir im Allgemeinen erwähnen müssen. Nr. 157, Morgen-Ausgabe vom 26. Februar, bringt einen Artikel mit der Überschrift: „Die Gründe des südafrikanischen Krieges“. Diese Arbeit ist vollständig zusammengelogen, und nur für ein Publikum bestimmt, das über die englischen Verhältnisse in Afrika absolut ununterrichtet ist. Das Blatt am Rhein hat wiederum versucht, seine Leser irre zu führen und in frecher Weise zu belügen. Wer über die thatsächlichen und bereits der Geschichte angehörenden Verhältnisse sich unterrichten will, dem empfehlen wir, die Werke und Schriften zu lesen, die wir im Vorwort als Quellen-Material genannt haben. Besonders möchten wir das Buch von M. J. Hofmeyer (Bremen 1897, Müllers Verlagshandlung) und das von Dr. F. W. Reitz, Staatssekretär der Südafrikanischen Republik: „Ein Jahrhundert voller Unrecht“ hervorheben. Es ist geradezu empörend, in welch frecher, verlogener Weise die „englische“ „Kölnische Zeitung“ ihren Leserkreis behandelt. Für ihre Praxis giebt es nur einen Vergleich: sie lügt ebenso wie das englische „Reuter-Bureau“ und die englischen Schlachtberichte. Was ihren neuesten Artikel betrifft, so ist er werth, von Herrn Cecil Rhodes oder Herrn Chamberlain selbst geschrieben zu sein.

Wir gelangen zu der zweiten Abtheilung des Kapitels, in dem von den englischen Bekenntnissen und Geständnissen, sowie hinsichtlich der Frage: bleibt England noch eine Weltmacht, wenn es Südafrika verloren hat, gesprochen werden soll.

Die „Times“ schrieb: „Weder der Krimkrieg, noch die indische Meuterei setzte das Reich einer größeren Gefahr aus, als diejenige ist, welche uns heute bedroht. Dazu war Großbritannien in keiner dieser kritischen Perioden so isolirt, noch begegnete es solcher Mißgunst und solchem Mißtrauen, wie sie jetzt überall offen zu Tage treten.“

Und in einer solchen Zeit geht der „große Staatsmann“ Chamberlain mit seinen „Bündniß-Verträgen“ hausiren? In einem Berichte der englischen Kabelkorrespondenz heißt es bei Besprechung

der Schlacht am Tugelafluſſe (Dezember 1899): „Alles iſt wider uns: Wir haben keine brauchbaren Kundſchafter, unſere Kavallerie iſt unfähig in dieſen Terrainverhältniſſen einen irgendwie genügenden Aufklärungsdienſt zu thun, und überdies ſchlecht beritten und nicht entfernt zahlreich genug. Unſere Artillerie iſt weder an Zahl noch an Beſpannung, noch an Bedienung dem Feinde gewachſen, deſſen Geſchütze überdies faſt ſtets weiter ſchießen als die unſerigen. Unſere Infanterie hat nie gegen einen ähnlichen Gegner gekämpft, iſt durch die ununterbrochenen Mißerfolge demoraliſirt und vor Allem gar nicht auf die Dauer im Stande, dieſem wie Hagelſturm ſie plötzlich empfangenden Feuer eines unſichtbaren und faſt immer unerreichbaren Feindes zu widerſtehen. Die Leute ſind in ihrem Vertrauen zu ihren Offizieren erſchüttert, die ſie immer wieder einem irgendwo verborgenen Feinde faſt in die Arme führen. Bisher war ihre einzige Zuverſicht das Bajonnet: jetzt, wo die Buren ihre Taktik plötzlich geändert haben, und uns in tiefen laubverdeckten Laufgräben, durch Drahtzäune vor jedem direkten Bajonettangriff geſchützt, erwarten, iſt auch dieſe Zuverſicht gebrochen und mit ihr der Muth. Unſere Leute wiſſen ſehr gut — was immer auch daheim fälſchlich berichtet worden iſt —, daß die Buren, früher hinter ihren Felsklötzen, und jetzt in ihren Schützengräben, nur ganz geringe Verluſte im Verhältniß zu den unſrigen haben, und ſie fordern ſchon ganz offen, daß man ſie ebenſo ſchütze. Sie wollen nicht als „Mauſerfutter“ dienen. Dazu kommt die ſchlechte Verpflegung, das furchtbare Wetter mit ſeiner Tagesglut und den unerträglichen Nachtfröſten, gegen die wir faſt alle keinen Schutz haben, der häufige Waſſermangel, beſonders auf langen Märſchen, um die ſo ſchon nicht muſterhafte Disziplin völlig zu untergraben und die Offiziere zu zwingen, zu allem beide Augen zuzudrücken. Aber den Offizieren ſelbſt geht es nicht viel beſſer: ſie leiden, wenn auch in anderer Weiſe, unter denſelben Urſachen und Verhältniſſen, und das Ergebniß iſt bei ihnen ein nicht weſentlich verſchiedenes. Ihr Muth und ihre ſtete Bereitwilligkeit, das Leben in die Schanze zu ſchlagen, ſind noch unberührt, aber im Übrigen iſt die Wirkung auch bei ihnen in Allem zu bemerken und dieſelbe. Die kommandirenden Offiziere haben ſie faſt ebenſo wenig in der Hand, als ſie ſelbſt die Soldaten. Das Vertrauen in die Führung iſt hier ebenſo erſchüttert wie dort, und was faſt das Schlimmſte iſt: ſie haben das Vertrauen zu ſich

selbst verloren, denn wenigstens ein sehr großer Theil der jüngeren und manche der älteren Offiziere sind sich inzwischen darüber klar geworden, daß ihre taktische und allgemein theoretische Ausbildung diesem Gegner gegenüber ebenso wenig genügt, als ihre praktische Erfahrung. Ich habe mich etwas eingehender über diese Punkte ausgelassen, weil sie von elementarer Bedeutung für die Zukunft und die gesammte Weiterführung des Krieges sind und es von höchster Wichtigkeit ist, daß man zu Hause wisse, wie die Dinge in Wahrheit liegen, und sich nicht in Träume einwiege, die sich doch nie verwirklichen können. Ehe wir aus diesem Kriege siegreich hervorgehen können, müssen erst alle die Ursachen unserer bisherigen Mißerfolge beseitigt werden. Das aber geschieht nicht durch einfache Entsendung von Verstärkungen u. s. w. Wir standen hier am Tugela einem der Zahl nach kaum halb so starken Feinde gegenüber, der überdies gar nicht einmal nöthig hatte, seine Truppen mehr als zu einem Viertel ins Feuer zu bringen, kurz, kaum 3000 Mann zwangen unsere 20000 besten Truppen zum Rückzuge, brachten uns die schwersten Verluste bei, nahmen uns Hunderte von Gefangenen ab, dazu unsere besten Geschütze, und bedrohen uns jetzt mit einem ähnlichen Schicksal, wie es — soweit wir hier erfahren — Lord Methuen bereits ereilt hat."

Der konservative „Standard" schreibt in einem Anfluge von Galgenhumor: „Die Buren wenden den unbequemen Kniff an, es nicht einzusehen, wenn sie geschlagen sind". Hierzu bemerkt der „Reichsbote": „Es ist allerdings der Gipfel der Burenfrechheit, daß sie nicht alle von den Ingotelegrammen erfochtenen „Siege" blindlings anerkannten, ohne diesen „Kniff" marschirte Buller heute nach Pretoria und Methuen nach Bloemfontein".

Der Londoner „Daily-Telegraph" vom 9. Januar d. J. veröffentlicht Bemerkungen, die, wie er sagt, einer der berühmtesten und erfahrensten jetzt lebenden Kriegsbeobachter über England und seine Niederlagen gemacht hat. Dieser Herr läßt sich wie folgt aus: „Jede Nation sträubt sich dagegen, ihre Niederlagen zuzugeben, aber es giebt keine Nation, die in dieser Beziehung so halsstarrig ist, wie wir. Wir scheinen uns einzubilden, daß wir nicht blos für jetzt, sondern von Natur aus und für immer das größte Land der Welt sind. Wir können im innersten Herzen nicht begreifen, daß irgend eine Vernachlässigung oder Unterlassung uns

unserer rechtmäßigen Superiorität berauben könnte, oder daß eine der inferioren Nationen genug Kraft und Erfahrung aufspeichern könnte, um uns eines Tages niederzuwerfen und unseren Platz einzunehmen. Der Franzose ist in unseren Augen ein prahlerischer Großsprecher, der Deutsche ein Pädagoge in Wasserstiefeln, der Russe ein verschmitzter Barbar. Trotz unseres Geredes von der Überwindung jeder Entfernung, von der Leichtigkeit der Verständigung zwischen Nationen, von der Gemeinsamkeit der Kultur und was dergleichen schöne Worte mehr sind, sind wir das unzugänglichste Inselvolk der Welt. Diese arrogante Selbstüberschätzung und Verachtung unserer Nachbarn ist es, die die Erbitterung des ganzen Kontinents entfacht und uns in heillose Verwirrung versetzt, wenn wir auf die Probe gestellt werden. Es besteht gegenwärtig eine allgemeine Voreingenommenheit gegen uns, wie sie einst unter Ludwig XIV. und später gegen Frankreich bestand; und wenn wir uns nicht rechtzeitig besinnen, dann wird gegen das britische Reich eine Koalition zu Stande kommen, wie gegen Napoleon. Er ließ in Europa den Wunsch erstehen, ihn zu vernichten. Und der Wunsch ging in Erfüllung. Die Arroganz des Inselvolkes, das sich nie dazu herablassen will, seine Gegner vollständig zu respektiren, das niemals Gefahren vorbeugen oder Sicherheitsvorkehrungen treffen will — das ist die alte Fundamentalschwäche, die die gegenwärtige Situation herbeigeführt hat, und dafür müssen wir nicht Generäle oder Regierungen, sondern die ganze Nation verantwortlich machen. Dieses Erbübel der gewohnheitsmäßigen Verachtung Anderer wird vielleicht nicht eher geheilt werden, als bis die Engländer von Seiten irgend eines europäischen Gegners einen Denkzettel erhalten haben werden. Wir sind durch unsere Siege über farbige Rassen demoralisirt worden und haben ganz vergessen, daß es mit dem Krieg ähnlich geht, wie mit der Musik: schlechtes Üben ist nachtheiliger als Nichtüben. Und warum haben wir die Buren verachtet? Ich habe kaum einen Engländer aus Südafrika gekannt, der nicht davon überzeugt war, daß die Buren „elende Feiglinge" wären, die im Felde niemals britischen Soldaten Stand halten könnten. Wir hatten seiner Zeit dieselbe Meinung von den amerikanischen Kolonisten, und als Georg III. dachte, daß ein paar Regimenter genügen würden, um sie zu unterwerfen, — da war er eben nur ein typischer Brite. Vor dem letzten Burenkriege hätte nichts den bri-

tischen Offizieren die Überzeugung beibringen können, daß diese unfrisirten, schmutzigen Buren gegen geschulte und uniformirte britische Soldaten kämpfen könnten. Und nun — die fähigsten britischen Truppen, die jemals ins Feld geschickt wurden, von einem ungeübten Kolonialheere nach jeder Richtung umzingelt und blockirt! Das ist eine Situation, die uns von unserem blinden nationalen Egoismus heilen könnte. Aber ich fürchte, daß auch jetzt noch die öffentliche Meinung zu dem Glauben hinneigt, Alles wäre gut verlaufen, wenn nur das Kriegsministerium richtig vorgegangen wäre. Aber Südafrika mit seinen Kopjes, die für uns den verhängnißvollen Charakter des Landes ausmachen, ist doch nicht vom Kriegsministerium gemacht worden. Bei der Art unserer Gegner und den ungeheuren Schwierigkeiten des Terrains können wir froh sein, wenn wir in Zukunft mit heiler Haut davonkommen. Damit die Dinge also anders werden, müssen wir von unserer Theorie der nationalen Superiorität abkommen und rechtzeitig einsehen lernen, daß wir dieselben resoluten und beharrlichen Anstrengungen, wie die anderen Nationen machen müssen, um uns auf der Höhe der übrigen Menschheit zu halten. Die Chocolade der Königin zum Beispiel! Wir lachten über die Franzosen, weil sie im Krimkrieg Chocolade aßen, und nun sind wir selbst froh damit. Ich weiß nicht, ob wir im Transvaal weitere Niederlagen erleben werden. Wenn ja — dann bin ich nicht sicher, ob das nicht für uns ganz gut wäre. Der Ausgang des Krieges zu unseren Gunsten ist sicher, aber je einträglicher die Lektion ist, die wir erhalten, um so besser. Denn wir brauchen noch ein gut Stück nationaler Züchtigung."

Aus England wird der „Deutschen Tageszeitung" Nr. 593, Morgen-Ausgabe vom 19. Dezember 1899, unter Anderem geschrieben: „Die „New-York Tribüne" sagt den Engländern in dürren Worten: „Noch eine Niederlage, und England verliert Südafrika. Läßt es sich endgültig schlagen, so folgen jenem Indien und seine übrigen Besitzungen; Kanada und Australien lösen die Bande, die sie heute noch mit Großbritannien vereinen, und England sinkt auf das Niveau einer Macht dritten Ranges herab." Der englische Bericht der „Deutschen Tageszeitung" fährt fort: „So sehen auch heute alle klarblickenden Engländer die Lage an. Sie wissen sehr wohl, daß der Kampf nicht mehr um die Niederwerfung der beiden kleinen Buren-Republiken geht, sondern um die

Aufrechterhaltung ihres gesammten Weltreiches. Und Angesichts dieser Alternative giebt es kein Zurück, weder für die Konservativen, noch für die Liberalen. Es ist heute ein Kampf um die Existenz des Reiches selbst, und dieser Kampf muß durchgeführt werden — um jeden Preis."

Der „Daily-Telegraph" schreibt: „Wir haben schlecht angefangen, aber gedenken gut zu enden, was es auch an Blut und Geld kostet. Jedermann begreift, was auf dem Spiele steht, Jedermann ist deßhalb entschlossen, daß alles sich noch gut gestalten muß". — Die „Times" sagt: „Wir kämpfen jetzt nicht blos für unsere Obergewalt in Südafrika, sondern für unsere Stellung als Großmacht".

Diese Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Was die „englisch"-deutsche Presse vertuschen will, oder ganz in Abrede stellen möchte, das spricht die „national"-englische Presse unverhohlen aus. Sollte denn England das einzige Land sein, bei welchem die Niederlagen des Volkes ohne politische Konsequenzen bleiben würden? Verliert England Südafrika, oder es geht selbst nur als geschlagen aus dem Feldzuge hervor, während die beiden Buren-Republiken ihre volle Selbstständigkeit behaupten, so ist das bisherige Prestige Großbritanniens gebrochen, und man braucht kein besonderer Prophet zu sein, um zu behaupten, daß der Krieg gegen die Burenstaaten der Anfang des Endes der Herrlichkeit Englands ist. Ägypten dürfte zuerst folgen, Kanada, Australien und Indien werden nachkommen. Woran man viele Dezennien gebaut, das kann während einiger Jahre zusammenbrechen. Wie wenig innere Stärke England besitzt, um den furchtbaren Länder-Komplex gegen Angriffe oder Empörungen zu vertheidigen, hat es vollauf bewiesen. Und selbst wenn der Krieg mit der Niederlage der Buren endigen sollte, so ändert dieses Resultat doch nichts an dem Gesammturtheil über die wirkliche Macht Englands. Das zweite Kapitel soll geschlossen werden mit Äußerungen moralisch und geistig hochstehender Engländer, im vollen Gegensatze zu den gewissenlosen Kapitalisten, welche die Ströme von Blut und auch die Zukunft Englands zu verantworten haben. Wir beginnen mit dem alten Lord Rosebery, der in seiner Chatamer Rede vor Kurzem besonders betonte: „Der gegenwärtige Krieg werde ein wohlfeiler (?) Krieg sein, wenn er die Lehre ertheile, England müsse die Dinge im Handels-, Erziehungs- und Kriegswesen auf eine wissenschaft-

liche und methodische Grundlage stellen. Die Aufgabe, vor die England gestellt sei, wäre die größte, vor die je eine Nation gestellt worden sei. Es sei eine Aufgabe, welche die jetzige Regierung und vielleicht noch manch andere beschäftigen werde. Jetzt habe England den gegenwärtigen Krieg zu einem siegreichen Abschlusse zu bringen. Sei das geschehen, so sei die höchste Aufgabe Englands, für den Reichsgedanken (Imperialismus) freie Bahn und Boden zu schaffen und das britische Reichsideal zu verwirklichen, ohne Bedrohung und jede Unterdrückung als ein vorbildlicher Staat mit vorbildlichen Einrichtungen."

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Sätze sehr „ideenreich" sind, ob aber die Summe des Willens und der Macht genügend vorhanden ist, dieses „Reichsideal" zur Thatsache werden zu lassen, ist eine schwere Frage, welche sich sofort in nicht minder schwere Einzelfragen auflöst, wie man ihr zur praktischen Lösung näher tritt. Wird in Erwägung gezogen, *worin* dieses „Reichsideal" bestehen soll, und welche politische Konsequenzen es für England und seine Kolonien nach sich ziehen müßte, so dürfte es wohl nicht eher zur Ausführung kommen, bis London „nebelfrei" wäre. Schon bei dem sechzigjährigen Jubiläum der Königin Victoria wurde dieses Reichsideal von den Kolonial-Regierungen angeregt und diskutirt, wobei gerade die englische Regierung eine auffallende Zurückhaltung zeigte. Um diesem Ideal einigermaßen Formen zu geben, müßte eine ständige Vertretung sämmtlicher Kolonien des britischen Weltreiches in einem politischen Körper geschaffen werden, welcher selbstverständlich über dem Parlamente Englands, das ja nur ein Theil dieses Weltreiches wäre, stehen müßte. Vergegenwärtigt man sich die total verschiedenen Interessen, welche alle in diesem politischen Riesenkörper zu vertreten und möglichst in Einklang zu bringen wären, wie schwierig ferner auch der Modus für die Vertretung der einzelnen Reichsbestandtheile herzustellen sein müßte, so dürfte der Nebel wohl noch weit länger auf des Weltreichs Hauptstadt lagern, als die Raben den Kyffhäuser umkreisten. Und wenn irgend ein Arrangement zu Stande käme, das schwach und ungenügend eine Ähnlichkeit mit dem Ideal hätte, so würde selbst dieser politische Thurmbau nur so lange von Dauer sein, als die einzelnen Kolonien sich nicht stark genug fühlten, um selbstständige, unabhängige Reiche oder Staaten zu bilden. Der schönen englischen

Augen wegen wird keine Kolonie ihre Selbstständigkeit opfern und schwere Lasten für das Reichsideal übernehmen; wenn sie es daher thun, so geschieht es nur, um durch das britische Weltreich bei äußeren Konflikten geschützt zu werden. In dem Augenblick, wo dieses Bedürfniß nicht mehr vorläge, hörte auch das Interesse der Kolonien für das großbritannische Weltreich auf. Wer Andere für die eigenen Interessen dienstbar machen will, muß für diese aus irgend welchen Gründen so werthvoll sein, daß sie ihn in Folge ihrer eigenen Interessen unterstützen, beziehungsweise sich ihm unterordnen. Hört diese zwar nicht sehr ideale, dafür aber durchaus real-politische Wechselwirkung auf, so würde auch mit der Zeit der ganze Thurmbau zusammenfallen. Aber selbst ganz abgesehen von diesen Internas der großbritannischen Zukunftsmusik, hängt die praktische Ausgestaltung dieses geträumten Weltreiches doch auch noch etwas von den Faktoren ab, welche sich nicht allein außerhalb der Machtsphäre Englands befinden, sondern dieser feindlich gegenüber stehen. Von diesem Gesichtpunkte aus, dürfte England auch in den Vereinigten Staaten Amerikas ein gefährlicher Gegner erwachsen, der sich dann mit Rußland, Frankreich, Holland — — und hoffentlich auch mit Deutschland, über die Zugeständnisse benehmen würde, die dem neuen „römischen Reiche englischer Nation“ ohne Benachtheiligung der eigenen Interessen zu machen wären. Der englische Eigendünkel und die Routine in der Selbstüberschätzung werden ihr stählernes Korrektiv in dem kategorischen Imperativ finden, mit dem die übrige Welt, in Folge ihrer Selbsterhaltungspflicht, England entgegentreten muß. Den politischen „Orgien“ eines Chamberlain, Rhodes und Balfour werden die Grenzen gezogen werden, dessen sind wir sicher; eine Koalition gegen die fortwährenden Überhebungen, Beunruhigungen und Übergriffe „dieses Englands“ ist im Entstehen und wird begünstigt durch die unverschämten, wie prahlerischen Drohungen, die englische Blätter fortwährend gegen alle Staaten und Reiche richten, die sich in dem südafrikanischen Kriege nicht auf die Seite Englands gestellt haben. Der berühmte englische Journalist, Herr William Stead, dem wir am Schlusse dieses Kapitels das Wort ertheilen, dürfte mit seinen Prophezeiungen Recht behalten. Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ schreiben in ihrer Nr. 47, Abend-Ausgabe vom 29. Januar d. J.: „In einigen Londoner Blättern

dämmert bereits die Erkenntniß. So spricht sich der „Daily-Telegraph“ über die Zukunft Englands in einem bemerkenswerthen Leitartikel aus, worin er sagt: „Was soll aus England werden? Wie immer der Ausgang des Krieges sein mag — wir stehen dem Räthsel einer Sphinx gegenüber. Die Verantwortlichkeit für die nationale Verblendung und die politischen Fehler einer ganzen Generation liegt auf unseren Schultern. Unsere Väter haben saure Trauben gegessen und unsere Zähne sind stumpf geworden. Das Geschick Englands ist in unsere Hand gelegt, und es hängt jetzt von uns ab, ob das Reich neubelebt werden oder ob es vor unseren Augen in Stücke zerfallen soll. Das, und nichts weniger als das, ist unsere Verantwortlichkeit. Das Reich kann nicht mehr nach der alten Weise bestehen, und wir sind am Scheidewege angelangt... Der größte Segen des Krieges besteht darin, daß er unsere nationalen Schwächen vollkommen bloßgestellt hat. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sind unsere Methoden veraltet. Wir schwelgen in Worten und stützen uns immer auf die Tradition. Wir sind jeden Augenblick bereit, in wahre rhetorische Orgien über „die Vorzüge unserer Geburt und unseres Staates“ auszubrechen, bis diese Vorzüge, in Ermangelung faktischer Anstrengungen, sie zu behaupten, zu bloßen „Schatten und nicht Wesenheiten“ — wie der Dichter sagt — herabzusinken drohen. Unser Erziehungssystem ist eine Umschreibung für das Wort Konfusion, und wir machen nicht die geringsten Anstrengungen, um unser Erziehungswesen mit Klarheit und Sicherheit dem Staate dienstlich zu machen. Unsere ministeriellen Bureaus sind die kostspieligsten und unfruchtbarsten unter den ministeriellen Departements aller Mächte. Sogar unsere alte physische Überlegenheit ist uns verloren gegangen. Während wir leidenschaftlich Athletenspielen zuschauten, hat die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland von Generation zu Generation eine so ständige Verbesserung der Physis der Nation herbeigeführt, daß die Uniform eines preußischen Grenadiers vom Befreiungskriege dem Durchschnittsdeutschen von heute um einige Zoll zu klein wäre. (!)

„Beherrschung und Disziplin“ sind nach Burke die Grundlagen einer Welterziehung. Sicher sind die Grundlagen der Erziehung eines Deutschen, der einen Theil seines Lebens dem Dienste des Vaterlandes widmet, die dem Patriotismus gewidmete Zeit aber dann durch erhöhte Anspannung und Energie im Geschäfte wieder

einbringt. Wie wir uns dem Sport hingeben, so giebt er sich der Arbeit hin. Wir sollten es nicht mißgünstig betrachten — dieses geduldige, schwerfällige, unbezähmbare Deutschland, dessen einziger Genius ein nie zu stillender Wunsch ist, Alles zu lernen, was man von Anderen lernen kann, und das eine so unendliche Arbeitsenergie besitzt. Deutschland verdient jedes Atom seiner Erfolge, denn alle Gebiete seines nationalen Lebens werden von dem Worte „gründlich" beherrscht, und dieses Wort wird Deutschland noch zu weiteren Erfolgen bringen. Die Politik Englands muß also wissenschaftlicher, lebendiger, ernster und exakter werden, wenn in dem Chaos Ordnung geschaffen werden soll. Und das kann nicht blos — es soll und muß geschehen."

Das sind ja ganz interessante „Bekenntnisse und Geständnisse", aber die Leute, die so bekennen und gestehen, gehören zu den weißen Raben der englischen Nation. Die rühmlichst bekannte englische Schriftstellerin Ouida veröffentlicht in der „Westminster Gazette" einen Brief, worin sie ihren Landsleuten mittheilt, wie England gegenwärtig in den Augen Europas hassenswerth erscheint. Zum Schlusse ihrer Ausführungen schreibt Ouida: „Was wird es einem Lande nützen, wenn es eine Hemisphäre als Kolonien erobert, und seinen guten Namen verliert. Und das ist's, was England jetzt einbüßt vor aller Welt und so lange einbüßen wird, wie der gauklerische Imperialismus und die Spekulanten-Moral, deren Prophet Herr Joseph Chamberlain ist, noch weiter aus englischem Munde schreit und auf englischen Bannern gleißt. Daß die Presse, mit wenigen Ausnahmen, dieser Doktrine verkauft ist, macht den Kampf dagegen wohl schwerer, aber desto dringender und gebietender. Ich weiß, daß dies die Ansicht vieler der klarsten und edelsten Geister des Festlandes ist, und ich hielt es daher für meine Pflicht, es mitzutheilen." — Einer solchen englischen Dame küssen wir mit Vergnügen die Hand.

In der „Zukunft", Nr. 16 vom 20. Januar d. J., wird ein Artikel des schon erwähnten Herrn William Stead gebracht, den er in seinen „Review of Reviews" veröffentlichte. Aus diesem langen Artikel mögen nachstehende Stellen hier Platz finden. Sie lauten: „Das alte Jahr schloß für uns in einer düsteren Stimmung, von der man, so paradox es klingt, sagen kann, daß sie dem Weltreich größeren Segen brachte als die glänzendsten Erfolge, die ein San-

guiniker träumen konnte. Als wir uns in den südafrikanischen Krieg, den wir so leicht hätten vermeiden können, einließen oder vielmehr stürzten, da schien es möglich, unserem Verbrechen würde nicht gleich eine schleunige und exemplarische Strafe folgen. Diese Gefahr ist gnädig abgewendet worden. Wenn der Geist, in dem wir den Krieg mit den südafrikanischen Republiken begannen, mit leichten und glänzenden Erfolgen belohnt worden wäre, dann — auch ohne Prophet zu sein, konnte man es voraussagen — hätte der Übermuth unserer Volksstimmung uns binnen wenigen Jahren, ja, vielleicht binnen wenigen Monaten, in einen Krieg mit viel furchtbareren Gegnern verwickelt, als die Bauern von Südafrika es sind. Wenn wir auf den Beginn des Krieges zurückblicken und uns den Hochmuth, den Übermuth und die anmaßende Unverschämtheit ins Gedächtniß zurückrufen, die unser Volk beherrschten und die ungezügelten Ausdrücke in den Zeitungen fanden, deren Eifer zum Krieg gehetzt hatte, dann erst erkennen wir, wie heilsam die Züchtigung war, der wir unterworfen wurden. Kein Volk — und am allerwenigsten das englische, das durch eine ununterbrochene Reihe von Glücksfällen verwöhnt worden ist — hat Lust, besiegt zu werden. Der prahlerische Übermuth des Jingo Goliath hat einen schrecklichen Fall erlitten. Die Massen unseres Volkes waren so aufgebläht von dem Gedanken ihrer Wichtigkeit, ihrer Macht und ihres Werthes, daß es ihnen fast wie Gotteslästerung erschien, wenn kleine Bauernstaaten es wagten, mit „Nein" zu antworten, selbst auf Fragen, die das unabhängige nationale Bestehen ihrer Republik betrafen. Goliath, der Morgens und Abends prahlerisch hinaustrat, um die Heere Israels zu höhnen und zum Kampf herauszufordern, schien das Ideal des herrschenden Theiles unseres Volkes geworden zu sein. Unsere Tingel-Tangel waren die Schauplätze des lärmenden Jubels einer siegessicheren Plebs. Die Zeitungen, die den Krieg erzeugt hatten, sagten ihren Lesern Morgens und Abends, daß unsere unbesiegbaren Legionen zu Weihnachten in Prätoria sein würden, und daß die Armee des Generals Buller die frechen Buren zermalmen werde, die es gewagt hatten, auch nur ein Wort zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu sagen."

Herr Stead fährt auf Seite 100, 101 der „Zukunft" fort: „Wenn wir die Behandlung von Gefangenen als Maßstab der Civilisation betrachten, so ist der Bur ein viel civilisirterer Mensch,

als der Brite. Er hat beinahe dreitausend Gefangene gemacht, und obwohl deren Beaufsichtigung, Verpflegung und Einquartirung keine geringen Anforderungen an die ohnehin übermäßig in Anspruch genommenen Hülfsquellen der Republik bedeuten, ist er seinen Verpflichtungen doch in einer Weise nachgekommen, die den Gefangenen selbst begeisterte Anerkennung abgerungen hat. Alles war geschehen, um die Härte ihres Looses zu mildern und das unbehagliche Gefühl zu lindern, daß sie Gefangene in einem fremden Lande seien. Bezeichnend war der Empfang des ersten größeren Transportes britischer Gefangenen in Prätoria. Sie wurden von der Menge, die sich bei ihrer Ankunft versammelt hatte, mit achtungsvollem Schweigen empfangen, wurden durch die Straßen geführt, ohne daß auch nur ein Wort des Hasses oder Vorwurfes laut ward; und als sie am Haus des Präsidenten vorbeikamen, erhob sich Herr Krüger und entblößte, als echter Gentleman, sein Haupt, um die Tapferkeit der unglücklichen Gefangenen zu ehren.

Wie abscheulich ist dagegen das Bild, das unsere Behandlung der Gefangenen bietet! Als die erste kleine Abtheilung gefangener Buren in Ladysmith eintraf, wurden sie von den Eingeborenen mit Geheul und Beschimpfungen begrüßt, die von Berichterstattern mit kichernder Bewunderung wiedergegeben und, so scheint es, weder unterdrückt noch bestraft wurden. Die Buren, darunter viele Verwundete, wurden auf einen Dampfer gepackt und nach Kapstadt geschickt. Dort wurden sie nicht, wie es dem Kriegsgebrauch entspräche, irgendwo untergebracht, wo sie ein bescheidend Maß von Freiheit genießen konnten, sondern auf einem alten Hulk — der Penelope — zusammengepfercht, wo sie noch jetzt sind. Sie wurden nicht als ehrenwerthe Kriegsgefangene behandelt, sondern wie gewöhnliche Strafgefangene; bis heute noch hat man ihnen nicht gestattet, ihr schwimmendes Gefängniß zu verlassen und einmal an's Land zu gehen. Ungefähr ebenso erging es den Gefangenen, die Lord Methuen gemacht hatte. Die bei Nicholsons Nek gefangenen Briten wurden auf der Eisenbahn in Personenwagen nach Prätoria überführt, die Offiziere in Coupés erster Klasse. Die handvoll Buren, die Lord Methuen gefangen nahm, wurden auf offenen Frachtwagen über Land geschickt, ohne Schutz vor den brennenden Strahlen der afrikanischen Sonne bei Tag und vor der bitteren Kälte der Kapnächte. Als sie in Kapstadt ankamen, wurden sie von johlenden

Briten und Eingeborenen empfangen, die ihr Unglück beschimpften und sich ihres Elends freuten. Es ist für einen Engländer nicht leicht, das zu gestehen; aber es ist muthiger und ehrenwerther für uns, die Wahrheit zuzugeben, als uns selbst zu täuschen."

Hier ergänzend sagt Herr Stead auf Seite 102: „Unsere eigenen Soldaten haben berichtet, daß sie sich weigerten, den Männern Pardon zu geben, die ihre Waffen zu Boden geworfen hatten, weil sie — so schreibt ein Soldat — den von ihrem Offizier erhaltenen Befehl, das „Ungeziefer auszurotten", genau befolgen wollten". Wie paßt zu diesen Mittheilungen der verlogene, anmaßende Rechtfertigungsversuch der „Times", auf den wir in dem Kapitel: „Englische Grausamkeiten u. s. w." zurückkommen werden? Die englischen „Geständnisse und Bekenntnisse" können noch erweitert werden, die hier angeführten dürften jedoch genügen, um zu konstatiren, daß wir auch unter den Engländern Gesinnungsgenossen in Bezug auf die Verurtheilung des Raubkrieges der Herren Cecil Rhodes und Joseph Chamberlain haben.

III. Kapitel.

Englische Lügen, Ungezogenheiten, Rücksichtslosigkeiten, Überhebungen und Lächerlichkeiten.

(Cronjes heroische That des höchsten Patriotismus.)

Bevor wir dieses Kapitel beginnen, muß einer Katastrophe gedacht werden, die Alle schwer niederdrückt, die Herz und Verständniß für Recht und Gerechtigkeit haben. Die Eigenartigkeit unseres Buches, welches „Gedanken und Erinnerungen" über und an geschichtliche Geschehnisse behandelt, von welchen Viele noch nicht abgeschlossen sind, bringt es mit sich, besondere Episoden oder gar Abschnitte außerhalb des Zusammenhanges der Arbeit zu erwähnen. Als ein Abschnitt des südafrikanischen Krieges muß die Trauernachricht über die Kapitulation Cronjes vom 27. Februar aufgefaßt werden. Den Eindruck, den diese Botschaft nicht nur auf alle „deutschen" Männer, sondern — und wir sagen das mit Genugthuung und Stolz — auch auf alle „deutschen" Frauen, sowie auf unsere deutsche Jugend hervorgebracht, können wir nicht besser darlegen, als es in einem Artikel des „Reichsboten" mit der Überschrift: „Die Niederlage der Buren" in Nr. 50, geschehen ist. Wir treten deßhalb vorerst in aller Bescheidenheit zurück und ertheilen dem „Reichsboten" das Wort. Er sagt: „Die Niederlage der Buren. Die Übergabe des tapferen klugen Cronje und seiner Heldenschaar hat in der ganzen Welt die größte Theilnahme erweckt. Es ist ein Wunder, daß die kleine Schaar von 3—4000 Männern — so viel haben sich mit Cronje ergeben — sich eine Woche lang einer fast zwölffachen Übermacht gegenüber halten konnte. Erst als sich alle Hoffnung auf Unter-

stützung von Osten oder Süden her als vergeblich erwies, wahrscheinlich die Nahrung und die Munition ausging und die Einschließung durch die Engländer immer enger wurde — bis auf 80 Yards soll sie sich an die Buren herangeschoben haben — und in der letzten Nacht noch ein besonders heftiger Angriff auf ihn gemacht war, hat sich Cronje, da keine Aussicht auf Rettung mehr vorhanden war, zu der Übergabe entschlossen. Wenn nun auch das Umgehungsmanöver des englischen Generals Roberts, durch welches er die Buren vor Kimberley überraschte, als ein geschicktes anerkannt werden muß, so ist der Ruhm, mit einer Armee von 40 bis 50 000 Mann, geführt von Offizieren, die in der europäischen Kriegskunst geschult sind, ein Burenhäuflein von 3—4000 Mann, nach wochenlanger tapferer Gegenwehr endlich erdrückt, aber nicht eigentlich besiegt zu haben, nicht allzu groß, und in Feldmarschall Roberts dürfte es wohl peinliche Gefühle erwecken, wenn er von dem tollen Jubel hört, den sein Erfolg in London erregt hat und dabei an die Siege deutscher Generale in den Kriegen von 1866 und 1870—71 denkt. So groß, wie jetzt in London der Jubel über die Übergabe von 3000 Buren, war 1870 in Deutschland kaum die Freude über die Übergabe des Kaisers Napoleon und seiner Armee von 180 000 Mann.

Der Jubel der stolzen Engländer über die Gefangennahme eines Burenhäufleins, das sich durch den Mangel zur Übergabe gezwungen sah, gereicht den Buren zur hohen Ehre — den Engländern aber kaum; denn er beweist, wie hoch dieselben den tapferen Widerstand der Buren anschlagen und wie genügsam sie den Leistungen ihrer eigenen Armee gegenüber sind. — Es wird sich noch näher herausstellen, was bei Cronje schließlich den Ausschlag für die Übergabe gegeben hat. Wir haben öfters unsere Bedenken darüber geäußert, daß die Buren sich vor Ladysmith und Kimberley festlegten, statt weiter nach dem Süden in die Kapkolonie vorzugehen und dadurch auch die Afrikander derselben zum Anschluß an sie zu bewegen und den Vormarsch der neuen englischen Truppen zu hindern. Nachdem die Buren einmal in den Krieg eingetreten waren, mußten sie sich doch sagen, daß es sich für sie darum handeln mußte, die Engländer aus Südafrika hinaus zu treiben und die Union der drei Burenstaaten zu etabliren; denn wenn ihnen das nicht gelingt, so ist es um ihre politische Selbstständigkeit geschehen.

Es ist im englischen Parlament von Chamberlain rund heraus gesagt worden, daß nach dem Sieg England nicht noch einmal einen solchen Burenkrieg riskiren, sondern mit den Burenstaaten ein gründliches Ende machen wird. Aber auch wenn das nicht gesagt worden wäre, so hatte schon alles Andere, von dem Jameson'schen Raubzug an, darauf hingewiesen. Die Buren mußten sich also sagen: Entweder ihr oder wir — für beide zusammen ist fürder kein Raum in Südafrika, und danach hätten sie handeln sollen.

Man dachte auch, als sie Anfang Oktober so frisch und energisch die Initiative ergriffen, sie würden das thun; allein nachdem sie in wenigen Tagen die englischen Truppen vor sich hergetrieben hatten, legten sie sich vor die befestigten Städte, verkrochen sich hinter die aufgeworfenen Schanzen und Felsklippen ihrer Kopjes und ließen die Engländer in immer größeren Massen herankommen. Sie bewiesen dabei in der Abwehr der englischen Angriffe von Buller, Methuen und Gatacre gegenüber eine Klugheit, Umsicht und Tapferkeit, welche ihren Ruhm für alle Zeit in die Geschichte eingegraben und selbst den Engländern Bewunderung abgenöthigt hat. Es wird berichtet, daß ein Mitglied des Hauptquartiers Roberts im Hinblick darauf nach London telegraphiert haben soll: „Ich kann mir nicht helfen, aber in die Knie möchte ich sinken vor solcher Menschengröße!" Aber der Krieg beweist auf's Neue, daß man auch mit der tapfersten Defensive nicht ausreicht, sondern daß es nöthig ist, zur Initiative überzugehen, den Feind aufzusuchen und ihn zum Kampf zu stellen. Warum die Buren das nicht gethan haben, sondern sich nach dem ersten Anlauf alsbald auf die Defensive beschränkt und damit auf all die Vortheile der Initiative, von der allein ein wirklicher ausgiebiger Erfolg des Kampfes abhängt, verzichtet haben, darüber sind verschiedene Ansichten laut geworden.

Man sagt, die Buren seien durch ihre Bewaffnung (Mangel an Hieb- und Stichwaffen) und ihre soldatische Ausbildung für die Initiative in offener Feldschlacht nicht vorbereitet, ihre ganze Kriegskunst bestehe in der guten Ausbildung als Schützen und in der Ausnutzung des Terrains zu Schutzdeckungen, hinter denen sie ruhig und sicher die anstürmenden Gegner auf's Korn nehmen können. Lediglich diese Taktik haben sie bisher denn auch gehandhabt und haben damit ihre Erfolge errungen. Allein gerade dieser Umstand, daß sie sich an einzelnen Punkten, wie vor Ladysmith, fest-

gebissen hatten, hat es bewirkt, daß Cronje vor Kimberley von Roberts Umgehung überrascht wurde und daß es ihnen jetzt wahrscheinlich unmöglich gemacht wurde, Cronje Hülfe zu bringen, sonst wäre es nicht zu verstehen, daß Joubert ihm keine Hülfe gesendet hat. Das ist nur dadurch zu verstehen, daß letzterer offenbar seine Truppen selbst nöthig gehabt hat für die Belagerung von Ladysmith und die Abwehr des wieder andringenden englischen Generals Buller. Kleine Haufen, die wohl abgeschickt wurden, konnten den englischen Wall, der sich um Cronje gelegt hatte, nicht durchbrechen und wurden zerstreut.

Nachdem durch die Übergabe der Cronjeschen Truppen den Engländern kein Widerstand zu ihrem Vormarsch auf Bloemfontein und den Orangefreistaat im Westen mehr entgegensteht, ist zu erwarten, daß Roberts diesen Vormarsch sofort antreten wird. Da fragt es sich dann, ob Joubert nicht doch die Belagerung von Ladysmith aufgeben und überhaupt bestrebt sein muß, alle Burenabteilungen aus Natal zurückzuziehen, um sie zur Vertheidigung der beiden Republiken zu verwenden; denn nunmehr werden die Buren in die Defensive gedrängt, d. h. während dieselbe bisher eine freiwillige war, wird sie von jetzt ab eine erzwungene, und sie wird für sie um so schwieriger, wenn sie ihre Stellung dann auch noch gegen die jetzt in Ladysmith eingeschlossenen Truppen des General White und gegen die Armee Bullers, die dann jedenfalls sich nach Norden wenden werden, zu vertheidigen haben werden. Ob die Buren auch in der Defensive stark genug sein werden, den Vormarsch so großer Truppenmassen, wie sie die Armee Roberts und die Corps von Withe und Buller darstellen werden, zu hindern, und ob sie nicht dann doch noch zu einer entscheidenden offenen Feldschlacht gezwungen werden, das läßt sich schwer voraussagen. An sich ist ja der Verlust von 3000 Mann kein entscheidender, und wir wollen hoffen, daß er es nicht durch ungünstige Komplikationen wird, sondern daß es den Buren gelingt, zu einer neuen erfolgreichen Stellung zu gelangen. Die ganze Welt, soweit sie nicht englisch ist, steht in diesem widerwärtigen modernen Goldaktienkriege auf Seiten der Buren, und die Sympathie für die Letzteren hat sich durch ihre Tapferkeit dem kämpfenden, und ihre Ritterlichkeit dem geschlagenen, verwundeten oder gefangenen Feinde gegenüber, wie durch ihre ehrliche christliche Frömmigkeit zur begeisterten Verehrung gesteigert, wäh-

rend gleichzeitig die Gefühle für die Engländer und ihre Hab- und Herrschsucht ganz allgemein sich in ebenso große und tiefgehende Antipathie verwandelt haben. Wenn heute eine europäische Macht durch irgend welche Operationen, sei es in Afrika, sei es an einem Punkt der Erde, welcher die Engländer nöthigte, ihre Truppen an andere Punkte zu werfen, den Buren zu Hülfe käme, wie im vorigen Jahrhundert Frankreich den Amerikanern bei ihren Freiheitskämpfen gegen die Engländer zu Hülfe eilte und dadurch den Kämpfen eine, für die bedrängten Amerikaner günstige Wendung gab, so würde sie die Sympathie und den Dank der ganzen Welt für sich haben.

Aber an eine solche Aktion ist nicht zu denken; denn jeder Staat, der sie unternehmen wollte, müßte einen Kampf mit der englischen Flotte riskiren — abgesehen vielleicht von Rußland, wenn es von Afghanistan aus in Indien einfiele — und dazu ist keine europäische Macht der englischen Flotte gegenüber stark genug. Überdies will Frankreich sich seine Weltausstellung nicht stören lassen, und gerade dieser Umstand hat England wohl veranlaßt, den Krieg gerade jetzt zum Ausbruch zu bringen. Auch an eine friedliche Vermittelung ist kaum zu denken; denn England will in Afrika jeden Widerstand für die Zukunft beseitigen, wird sich also zu einem Frieden mit den Republiken nicht verstehen, weil es deren Beseitigung erstrebt, und es wird wahrscheinlich auch jeder Staat aus Furcht, dadurch selbst mit England in Feindschaft zu gerathen, sich hüten, einen solchen Antrag bei England zu stellen, und eine diplomatische Einigung der Großmächte zu einer solchen Vermittelung ist nach den in der orientalischen Frage mit solchen diplomatischen „Konzerten" gemachten Erfahrungen schwerlich zu erwarten.

Die Buren werden also ihren Heldenkampf für ihre staatliche Selbstständigkeit und Freiheit allein auskämpfen müssen. Sollte das tapfere Heldenvolk von der englischen Geldmacht mit ihren Söldnertruppen zertreten werden, so würde das den Engländern in der ganzen Welt jede Spur von Sympathie entziehen. Aber die Engländer werden im Hinblick auf ihre Seemacht und ihren Reichthum sich wenig daraus machen, und ihr Übermuth wird um so mehr wachsen, als sie dann, wenn Südafrika ihnen zweifellos gehört, jede andere Gegnerschaft mit ihrer Flotte überwinden können, und die Großmächte werden — eine nach der anderen — Anlaß bekommen, es zu bereuen, daß sie die Vernichtung eines so tüchtigen,

edlen, für Südafrika so hoffnungsvollen Volkes, zugelassen haben. Wir haben gestern erst mitgetheilt, daß es in England auch Kreise giebt, die ein ehrliches, offenes Auge haben für das Verhalten Englands; aber die politisch maßgebende Menge denkt anders, und der englische Dichter Austin, der seiner Zeit auch Jameson angesungen hat, veröffentlicht im „Standard" ein Gedicht, in welchem er die Stirn hat, zu schreiben:

„Den Galliern Schmach und Schande den Teutonen! Im Angesichte unserer edlen Thaten
Verstockt der Neid ihr Herz und fälscht Grundsätze, die sie prahlend heucheln!
Sie gaukeln mit der Wahrheit, bejubeln Lügen, und Haß lehrt sie entstellen und verspotten.
Von Gott erfleh'n sie Schutz für Tyrannei, vom Himmel Finsternis statt Licht.
So hört dagegen freigebor'ner Männer Ruf vom Reich des Sonnenuntergangs:
„Gott schütze dich, Alt-England, vielgeliebtes! gerecht und edelmütig handelst du!""

Wir schließen hieran als Antwort auf die „Schande den Teutonen" folgende Verse, die uns aus unserem Leserkreise zugehen und den Engländern sagen mögen, wie die „Teutonen" denken:

Gezeichnet.

Ein hart und goldesgierig Volk bist du
Britannien, nennst stolz dich „Christenvolk"
Und gleißest prahlend mit den Tugenden,
Die fern dir liegen wie die Nacht dem Tag;
Gerechtigkeit kennt nicht dein starrer Sinn
Und Menschlichkeit verstummt in dir, wo's gilt
Macht zu gewinnen, Vorteil zu erpressen.
Auch die Kultur, die deine Hand gebracht,
Ward meist zum Danaergeschenk den Völkern,
Denn Völker zu verderben, kamest du
Mit Branntwein, Opium, Dum-Dum und Lyddit.
Des ungerechten Krieges Weh schreit auf
Zu Gott und bebend fragt die Welt: wo bleibt
Der Mächtige, der stark ist und gerecht,
Schuldlos vergossnes Blut zu rächen? Wo —
Ist keiner da? — — — Verstummt ist's rings im Rund,
Die Völker harren schweigend, ohnmachtsvoll,
Auch du Allmächtiger im Himmel schweigst
Und hinderst nicht, daß sie dein Volk erwürgen,
Dein Volk, das treu dir dient in Zucht und Sitte,
Dess reinen Opfers Rauch dir wohlgefiel,
Das segnend an der Hand du durch die Wüste
Der Knechtschaft führtest hin zum Vaterland.
Still, still, der Gott im Himmel herrscht wie einst,
Als Kain Abel, Neides voll, erschlug!
Gott schuf den Menschen frei, er konnt' auch hier
Verhindern nicht, daß Kain Abel schlug!

Schon braust's vom Himmel nieder durch die Welt:
„Die Stimme deines Bruders Blut schreit
Zu mir vom Boden und verflucht seist du,
Der du dich schuldig machtest an dem Blute,
An dem vergossnen, das zum Himmel schreit,
Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden!"
Und Kain zitternd ruft: „So wird mir's geh'n,
Daß alle Welt mich zu erschlagen trachtet!"
— Nein! — siebenfältig wird's gerochen dem,
Der Kain totschlägt! — Sieh, schon hebt das Mal
Auf seiner Stirne sich, das keine Zeit
Und keine Macht der Lüge je verwischt.
Die Völker sehn's und wenden sich und schweigen."

Wir müssen noch der möglichsten Beantwortung einiger Fragen näher treten, die viele Tausende schon gestellt, und immer von Neuem gestellt werden. „Wo ist der größere Theil der Cronje'schen Streitmacht und ihre Artillerie hingekommen? Die Truppen, die unter Cronje fochten, wurden auf zirka 25 000, bis allermindestens 15 000 Mann geschätzt. Übergeben haben sich mit Cronje 3700, wo stecken die übrigen 21 300, beziehungsweise 11 300 Mann?" Weiter: „Warum hat Cronje mit dem Rest seiner Truppen nicht denselben Weg genommen, der von dem größeren Theile eingeschlagen wurde? Warum hat sich Cronje, wenn die Stellung am Paardeberge noch gehalten werden sollte, nicht mit dem abziehenden Theil seiner Truppen gerettet, da er doch wissen mußte, welchen unschätzbaren Werth seine Person für den weiteren Verlauf des Krieges hatte?" Alle diese Fragen lassen sich durch eine Antwort beseitigen, deren Pointe ist: „Cronje hat am 27. Februar 1900 eine heroische That des höchsten Patriotismus gethan", eine That! wie wir sie bisher in der Kriegsgeschichte nicht gekannt haben. An Beispielen der Selbstaufopferung und heroischen Preisgebung des Lebens fehlt es nicht, aber daß ein Feldherr, von der Natur Cronje's, sich gefangen nehmen läßt, nur um die strategische Lage seiner Truppe und die seiner Verbündeten zu verbessern und zu sichern, das war unseres Wissens in der Kriegsgeschichte noch nicht da. Für Cronje, von dem dieser Tage von Seiten, die ihn lange persönlich kennen, behauptet wurde: „Nein, er wird sich nicht ergeben und lieber im letzten Schützengraben sterben", war die Übergabe unvergleichlich schwerer, als es sein Tod gewesen wäre. Was konnte ihn deßhalb bestimmen, das Härteste auszuführen, das ihm aufgegeben werden konnte? Am 21. Februar

ist der englischen Censur ein kleiner Satz des „Reuter-Bureaus“ entschlüpft, der lautet: „Über den Kampf am Modderriver bei Koodosrand ist noch keine Nachricht eingegangen, doch sind Gerüchte über ein heftiges Gefecht im Osten von Cronje's Lager im Umlaufe. Die Verbindung mit Cronje ist noch offen.“ Daraus geht nicht nur hervor, daß die früheren „Reuter-Meldungen“ über die völlige Einschließung Cronje's falsch und seine angebliche Übergabe mit 8000 Mann erlogen war, sondern daß er freiwillig die Stellung am Paardeberge hielt, und nicht, weil ihm der Rückzug abgeschnitten war. Cronje hielt demnach vollkommen freiwillig und aus bestimmten Gründen in seiner Lage aus, bis er annehmen konnte, daß der Zweck seines Ausharrens, und seiner freiwilligen Gefangennahme erreicht sei. Dieser kann nur darin gefunden werden, seinem Kameraden Joubert die Zeit gesichert zu haben, die Burenabtheilungen in einem für die Vertheidigung am Besten geeigneten Gelände zu sammeln und zu befestigen. Cronje wird gewußt haben, daß es außer ihm keinem Burenführer gelingen werde, mit nur 3700 Mann und fünf kleinen Geschützen den Marschall Roberts, mit seinen 60 Geschützen und 40000 Mann neun Tage aufzuhalten. Er allein war dieser „That“ fähig, ihm allein war es möglich, das Häuflein von 3700 Mann so lange im Vertheidigungszustand zu halten. Diese Episode steht in der Kriegsgeschichte unerreicht da; viel mehr als das Leben opferte dieser heroische Mann im Kampfe für Freiheit und Recht seinem Vaterlande.

Es ist aber doch merkwürdig, daß, als wir die Kapitulation vernahmen, sofort dachten: liegt nicht vielleicht der Übergabe ein Plan unter? Hat sie nicht einen Haken für die Engländer, der erst später gefunden wird? Wir hielten die Gefangennahme eines nicht lebensgefährlich verwundeten Cronje ganz außerhalb der Rechnung aller Eventualitäten, so daß sie uns sofort als im hohen Grade erklärungsbedürftig erschien. Nun haben wir die Erklärung, die letzte That dieses „Mannes der Männer“ bestand noch in einem Düpiren der Engländer. Marschall Roberts und das ganze Kriegsamt in London sollen über das Schluß-Resultat der Kapitulation auch Gesichter gemacht haben, welche uns vielleicht durch den „Kladderadatsch“ noch veranschaulicht werden. Statt der 8000 Mann sind nur 3700 und statt der 15 Kanonen nur 5 vorhanden. Diese kleine

Streitmacht hat neun Tage 40 000 Mann hingehalten, fürwahr eine That, welche höher steht, und bei einer militärischen Beurtheilung auch relativ höher eingeschätzt werden dürfte, als eine gewonnene Schlacht. Cronje, welcher über die Stärke der gegen ihn anrückenden Engländer unterrichtet war, wußte, daß er sich mit seinen 15 000 bis 20 000 Mann nicht halten könnte und diese sammt seiner werthvollen, für die Buren unersetzbaren Artillerie, zerrieben und dem Feinde zur Beute werden müßten. Um diese Aussicht zu vereiteln, ersann er den Plan seiner Gefangennahme, welche dem Burenheere 12 000 bis 15 000 Mann und die ganze Artillerie erhielt. Zu welcher Bedeutung schrumpft nach dieser Aufklärung der „große englische Sieg" zusammen, über den die Herren Engländer schier toll vor Freude geworden sind, und Glückwunsch-Telegramme von verschiedenen Höfen bei der Kaiserin-Königin Victoria einliefen? Für alle Menschen, die nun den Zusammenhang der Dinge kennen und objektiv urtheilen, erscheint „dieser Sieg" für die englischen Waffen geradezu „blamabel", denn er beweist, daß es den Engländern trotz ihrer 40 000 Mann nicht möglich wurde, die 3700 Buren zu zerdrücken, dagegen von ihnen 9 Tage aufgehalten wurden. Ja! es hat mit diesen „englischen Siegen" ein eigenes Bewandtniß! Die Generale White, Methuen, Gatacre und Buller „siegten sich in ihre Niederlagen hinein, und dem Marschall Roberts war vorbehalten, einen Sieg zu feiern, über dessen Bedeutung sich nur ein Dummkopf begeistern kann. Cronje zollen aber alle Ehrenmänner ihre höchste Anerkennung und Verehrung. Ein Privat-Kabeltelegramm aus New York vom 28. Februar theilt mit, daß der Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen in einer Unterredung über die Kapitulation Cronje's äußerte: daß sie die Sache der Buren eher stärken als schwächen werde, denn daß 3000 Buren 50 000 Briten gegenüber gestanden, zeige, was die Buren auf dem Schlachtfelde werth seien".

Der „New Yorker Sun" sagt: „Die kleine Anzahl Mannschaften, die unter Cronje stand, rufe den Gedanken wach, daß nach Beendigung des Krieges die ganze Welt erstaunt sein werde, wenn sie erfahre, wie unbedeutend die gesammte Truppenmacht der Buren war, zu deren Bekämpfung die Briten ihre militärischen Hülfsmittel erschöpften." Die „New Yorker Tribune" schreibt: „Wir zweifeln nicht, daß der edelmüthige Geist der Briten (wo war, wo ist er

zu finden gewesen?) in der Zeit des Triumphes vorherrschend bleiben wird. Roberts selbst giebt ein schönes Beispiel dieses Geistes, indem er den besiegten Gegner mit aller Höflichkeit behandelt. Wenn dieser Geist auch in Westminster allgemein ist, kann der Jahrestag von „Majuba" zu gegenseitiger Verständigung und Achtung der beiden Rassen führen".

Das „Journal and Advertiser" führt aus: „Für Großbritannien scheine eine vortreffliche Gelegenheit zu sein, jetzt, wo das britische Prestige wieder hergestellt (???) sei, Großmuth zu zeigen". Welche Illusionen sich diese amerikanischen Blätter in ihren Friedenshoffnungen hingeben, mag aus nachstehender Meldung aus London hervorgehen.

„London, 1. März. Der Gedanke, welcher in vielen Zeitungen des Kontinents zum Ausdruck gelangt: daß der Augenblick gekommen sei, Friedensbedingungen anzubieten, da der Ehre jetzt Genüge gethan, findet hier durchaus keinen Anklang. Hier herrscht durchaus der Gedanke vor, daß die Zeitungen, welche die Sache beständig so darstellen, als ob England mit Hülfe von Söldnern zum Nutzen einiger Kapitalisten kämpfe, um die Goldminen sicher zu stellen und neue Gebiete zu erobern, ganz und gar die Stimmung der Engländer nicht verstehen, welche sehen, wie Tausende ihrer Landsleute opferfreudig ihr Leben hingeben, um einerseits das britische Gebiet zu schützen und andererseits, ein für alle Mal die britische Oberhoheit in Südafrika zu sichern. Wenn die Militärmacht der Buren nicht niedergeworfen wird, so wird England beständig eine Garnison von 100 000 Mann in Südafrika bereit halten müssen, nur um die Grenze seines Gebietes gegen neue Einfälle zu schützen. Dies würde eine unerfreuliche Last sein, daher wäre es unverständlich, im jetzigen Augenblicke aus sentimentalen Rücksichten von Frieden zu sprechen."

Hierzu bemerken die „Münchner Neuesten Nachrichten": „Der Inhalt dieser bedeutsamen Auslassung entspricht genau dem, was alle aufmerksamen Beobachter der Verhältnisse vorausgesagt haben. Dem gegenüber kann nur wiederholt werden, daß die Buren, deren Tapferkeit und Heldenmuth Angesichts einer erdrückenden Übermacht, unsere leidenschaftlichste und schmerzlichste Sympathie erregt, während das Verhalten der Engländer ebenso viel Antipathie einflößt, nur noch im Widerstande bis zum Äußersten die einzige und letzte

Gewähr für die Möglichkeit einer Erhaltung ihrer Unabhängigkeit haben."

Daß dem bis jetzt so ist, ist eine Schmach für die Welt, und völlig unvereinbar mit den Interessen mancher Kabinette, da man ihnen gegenüber doch von keiner Gefühlspolitik sprechen darf. Was wir in Deutschland schmerzlich vermissen, das sind die großen Volksversammlungen, in welchen die Bevölkerung ihre Sympathien für die Buren und das Verlangen nach Intervention der Mächte ausdrücken. Diese Gedanken beschäftigen auch das Petersburger — Publikum. Am 28. Februar wird aus Petersburg geschrieben: „Die Nachricht von der Kapitulation Cronje's wurde in allen Bevölkerungsschichten mit tiefem Kummer aufgenommen. So weit Preßstimmen vorliegen, ergreifen alle leidenschaftlich gegen England Partei; namentlich die leitenden Blätter sprechen die Meinung aus, Europa dürfe einer weiteren Vergewaltigung nicht länger zusehen. Der Moment zur Intervention sei gekommen. Diejenige Macht, welche die Initiative ergreife, werde sich mit unvergänglichem Ruhm bedecken. Einstimmig wird dem unvergleichlichen Heldenmuthe der Buren begeisterte und rückhaltslose Anerkennung gezollt, während man in dem schließlichen Siege der Übermacht keine Heldenthat erblickt. Ein Blatt meint, den Buren gebühre das unschätzbare Verdienst, das Phantom der Unbesiegbarkeit der Engländer zerstört zu haben."

Aus Washington wird vom 28. Februar gemeldet, daß dreißig Mitglieder des Kongresses nachstehendes Telegramm an General Cronje sandten: „Die unterzeichneten Mitglieder des Repräsentanten-Hauses der Vereinigten Staaten beglückwünschen Sie und Ihre Soldaten zu dem Heroismus und dem Muth, den sie bei Ihrem tapferen Kampfe für die Menschenrechte an den Tag gelegt haben." Zwei Nachrichten sind es noch, welche in diesem Einschub registrirt werden müssen. Die „Morning-Post" schreibt: „Der Entsatz von Ladysmith, nach der Übergabe Cronje's habe die Lage völlig geändert. Wahrscheinlich eile jetzt das Gros der Armee Jouberts nach Pretoria, welches, wie nicht im Mindesten zu bezweifeln sei, einer längeren Belagerung widerstehen könne. Krüger könne möglicher Weise sich zu diesem Schritte entschließen in der Hoffnung, daß, je länger er aushalte, desto eher sich die Möglichkeit biete, daß irgend etwas zu seinen Gunsten geschehe. Wenn aber Krüger

das Volk, das er angegriffen (eine geradeso infame, als echt englische Lüge) noch nicht richtig verstehe, so sei es wahrscheinlich, daß Europa es verstehen werde; andernfalls würden wir schon früher den Versuch einer Mobilisation gehabt haben".

Eine Notiz der „Daily-Mail" treibt, so kurz sie ist, uns das Blut zu Kopf. Sie sagt: „General Cronje hat nunmehr zum letzten Mal das republikanische Banner gesehen, er befindet sich jetzt unter britischer Flagge und wird unter derselben bleiben".

Hierzu bemerkt der „Reichsbote": „Was heißt das?"

Ein General, der sich im Kriege ergiebt, ist doch kein „politischer Staatsgefangener"! Die Notiz der „Daily-Mail" legt die Vermuthung nahe, daß England Cronje auch nach dem Friedensschlusse als Gefangenen behalten wolle. Das wäre ein Hohn und ein Attentat gegen das Völkerrecht; Cronje als „Staatsgefangenen zu behalten, wäre ohne den Spruch eines Gerichtshofes geradezu undenkbar, und könnte sich selbst in England ein Gerichtshof finden, der einen General, der sich englischen Truppen ergeben hat, gegen alles Völkerrecht zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilte? Cronje hat niemals weder gegen die Kapregierung, noch gegen England konspirirt, er ist in das Feld gezogen, hat sich geschlagen und einem übermächtigen Feinde auf Treu und Glauben ergeben. Cronje kann nicht im Entferntesten in eine Linie zu Rhodes gestellt werden, der seit seinem Eintritt in die Kapregierung nie aufhörte, gegen die Selbstständigkeit der Transvaal-Regierung zu konspiriren, die er durch Jameson überfiel und ihr auch den jetzigen Krieg verursachte. Könnten die Engländer Cronje auch nur annähernd vorwerfen, was die Buren bereits Rhodes gegenüber bewiesen haben, und noch weiterhin beweisen können, so wären sie in ihrem Rechte, Cronje, zwar niemals als „General", aber als einen Staatsfeind zu verurtheilen, der gegen die legitime Regierung ihres Landes konspirirt und ihre Freiheit und Rechte vernichten wollte. Würde das Unglaubliche wahr werden, sollten die Engländer Cronje auch nach dem Kriege als Gefangenen behalten, dann hätte England in seiner namenlosen Verblendung einen Schritt gethan, auf den die alte und neue Welt reagiren müßte. Ein Schrei der Empörung und Verachtung von Hunderten von Millionen würde sich gegen das gemeine Verbrechen Großbritanniens erheben, und wer noch einen Funken von Ehre im Leibe hat, müßte

die Freigabe Cronje's verlangen. Wir möchten dann doch die Regierung sehen, welche es wagte, dem einstimmigen Verlangen ihrer Bürger gegenüber, sich an der internationalen Intervention zur Befreiung Cronje's nicht zu betheiligen. Mehr! wollen wir jetzt nicht sagen, und nur im Allgemeinen daran erinnern, daß öfter kleine Veranlassungen zum Aufwerfen mächtiger Fragen führten, in deren Verlauf es zu „Revisionen" kam, welche große politische und auch geographische Veränderungen zur Folge hatten. Hiermit ist der Einschub beendigt, und gelangen wir zu den Titeln des Kapitels.

---

1. Abtheilung.

„Englische Lügen."

Wer die Politik Englands gegen die Buren-Staaten, insbesondere gegen Transvaal kennt, weiß, was für ein dickes Tau von Falschheit und Unwahrheiten sich in ihr durchzieht. Alle englischen und englisch-deutschen Deklamationen, über das „Recht" und die Rechte Großbritanniens auf Südafrika, sind hinfällig oder werden bedeutend modifizirt durch die historischen Arbeiten der Herren Hofmeyer und Dr. Reitz, die bereits in unserer Quellen-Angabe genannt sind. So lange die historischen Thatsachen, die beide Herren festgestellt haben, nicht widerlegt werden können, so lange bleibt auf der großbritannischen Politik das Odium lügenhafter Angaben und Vorspiegelungen haften. Seit dem Raubeinfall Jameson's haben wir in unserer Registratur über die südafrikanische Politik Englands Buch geführt, und können in chronologischer Reihenfolge nachweisen, wie Herr Chamberlain, gestützt und geschoben durch Herrn Rhodes, theils immer neue Differenzpunkte mit Transvaal suchte, theils die alten aufriß und vertiefte. Warum das geschah, war allen Menschen klar, die politisch zu denken fähig sind. Dieser Zweck wurde selbstverständlich in erster Linie von dem alten Transvaal-Präsidenten Krüger verstanden und veranlaßte ihn, sich bei Zeiten auf einen Krieg mit England zu rüsten. Die lügenhaften Verdrehungen und Verschiebungen zeigten sich auch in den Ver-

handlungen des Parlaments, sowie in den Reden der Herren Chamberlain und Balfour außerhalb derselben. Selbst der, oder die Verfasser der englischen Thronrede entgingen vor der ganzen Welt nicht der Bemerkung, daß ihre Angaben über die Gründe des Krieges sich mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht decken könnten. Über diesen Punkt herrscht in der Presse aller Länder und Reiche nur eine Stimme. Wir greifen aus dem hohen Stoß, der sich durch die Besprechung der Thronrede aufgethürmt hat, ein beliebiges Blatt heraus, um seine Ansicht wiederzugeben. Es sind die „Münchner Neuesten Nachrichten", welche in ihrer Nr. 52, Vorabendblatt vom 1. Februar d. J., Nachstehendes über die Thronrede schreiben: „Die englische Thronrede unterscheidet sich von ähnlichen deutschen Kundgebungen vor Allem durch den üblichen englischen Cant. Man vergegenwärtige sich die starken männlichen Worte von tiefster Wahrheit, die beim Ausbruch des Krieges von 1870, wie später bei ernsten Anlässen der alte Kaiser Wilhelm an das Volk richtete. Aber auch ohne diesen hohen Maßstab an die englische Thronrede zu legen, was soll man nach den Enthüllungen über die Intriguen dazu sagen, wenn die Minister der Königin die Worte „Friedensbruch" oder „Widerstand Englands gegen den Angriff der Buren" in den Mund legen? Ebenso unwahr ist die Begeisterung der Kolonien und der soldatische Heldenmuth der Kolonialtruppen. Was wollen die paar tausend Mann auf die Millionen Bevölkerung der englischen Kolonien besagen? Müßiges Volk, das sich gelegentlich für gutes Geld zu Abenteuern bereit finden läßt, giebt es überall; was den soldatischen Heldenmuth betrifft, so sind die australischen Lanzenreiter, die umkehrten, als sie hörten, daß die Buren ganz ernsthaft und nicht ohne Erfolg auf die Engländer schössen, ja noch in allgemeiner Erinnerung. So bleibt in Wahrheit nur die beträchtliche Vermehrung der Heeresausgaben bestehen, und es bleibt abzuwarten, wie viel John Bull noch an das „Geschäft" wenden will. Eine oder ein paar Niederlagen für die jetzt angelangte 6. und die unterwegs befindliche 7. Division werden zweifellos noch erforderlich sein, um der besseren Einsicht zum Durchbruch zu helfen."

Also nicht einmal bei dieser hohen Stelle herrscht die nöthige Wahrheit in der Beurtheilung, ohne welche es nicht möglich ist, einer wahrheitsgetreuen Darlegung der Verhältnisse gerecht zu werden. Was will man ferner von einer Diplomatie erwarten, die

Vertreter von dem genre hat, zu dem offenbar der englische Botschafter in Rom gehört? Der ersten Beilage des „Reichsboten" Nr. 25 vom 31. Januar d. J. entnehmen wir nachfolgende Notiz: „In London herrscht natürlich ein großer Winter des Mißvergnügens, wenn er sich auch nicht immer so ungenirt Luft macht, wie bei dem Botschafter, der England in Rom vertritt und früher ein näherer Kollege des Grafen von Bülow war. Von ihm veröffentlicht die „Corr. di Napoli" eine Unterredung, worin er unter heftigen Ausfällen gegen die „rebellischen" (?) Buren die absolute Erklärung abgab, daß England unter keinen Umständen den Frieden annehmen werde, ohne daß Transvaal gezüchtigt sei. England sei dies der Civilisation (!!!), dem Rechte und der Freiheit (!!!) schuldig, und Englands Sache sei die heiligste und gerechteste, für die es jemals die Waffen ergriffen habe. Die Engländer werden eher alle in Südafrika untergehen, als auf den Sieg verzichten."

Diesen schier unglaublichen Behauptungen ist nur ein pathologisches Interesse abzugewinnen, denn selbst der größte diplomatische Dilettantismus und die höchste geistige Inferiorität würden noch nicht genügen, um hier von der Civilisation, dem Rechte und der Freiheit sprechen, und Englands Sache die heiligste und gerechteste nennen zu können. Aber es ist Methode in dem Wahnsinn und der Schurkerei, die gleich einem Mehlthau auf dem ganzen nationalen Empfinden Englands liegen. Die Engländer sind hypnotisirt, und werden von Chamberlain und Rhodes suggestirt, aber! auch sie werden wieder zu sich kommen, jedoch dann zu spät einsehen, was ihnen die Experimente ihrer beiden bösen Geister geschadet und gekostet haben. In derselben Geistesverfassung, wie der englische Botschafter in Rom, muß sich die „Times" befunden haben, als sie schrieb: „Nichts könnte für das Reich verhängnißvoller sein, als irgend ein Zeichen von Schwäche, Seitens der Reichsregierung oder irgend ein Zeichen von Geneigtheit, sich dem Spruch anderer Mächte zu unterwerfen, oder von Zögern, es der ganzen Welt klar zu machen, daß nach der Herausforderung (!), welche uns zu Theil geworden ist, und nach den Opfern, die wir gebracht haben, die gesammten Buren-Republiken mit dem übrigen Theil (?) von Südafrika unter der Herrschaft der Königin vereinigt werden müssen. Diese Punkte sind jetzt so gut wie erledigt."

Was mag die „Times" wohl noch unter dem „übrigen Theile

von Südafrika" verstehen? offenbar den ganzen portugiesischen Besitz, und dann wird die Südgrenze immer höher nach Norden gerückt, wodurch Alles, was westlich und östlich unter ihr liegt, auch noch beansprucht werden kann. Auf diese Weise käme recht bald das Deutsche Reich auch an die Reihe, und würden seine Besitzungen im Namen der „Civilisation, der Gerechtigkeit und der Freiheit" in dem englischen Reiche aufgehen müssen. „Für was haben auch die dummen Deutschen Kolonien?" meinen schon seit Jahren die Engländer. Hinsichtlich des „Times"-Artikels bemerken die „Berliner Neuesten Nachrichten" in der Abend-Ausgabe der Nr. 105 vom 3. März d. J.: „Was die von der „Times" behauptete Herausforderung, welche England von den Buren zu Theil geworden sein soll, anlangt, so ist die ganze außerenglische Welt darüber einig, daß die militärische Herausforderung vom 11. Oktober v. J. nur die nothgedrungene Antwort auf die politischen Drangsalirungen war, deren Opfer Transvaal seit 1895 gewesen ist. Unter die gleiche Kategorie von Entstellungen der historischen Wahrheit fallen die Äußerungen, die der Kolonialminister Chamberlain gestern über das Verhalten des Präsidenten Steijn gethan hat."

Nun noch einige Worte über die englischen Lügenberichte vom Kriegsschauplatze. Man wird sich erinnern, daß die englischen Gefechtsberichte bereits „die Buren laufen ließen, was sie nur konnten", und man sich erstaunt frug: „Sollten das die Buren von den Griechen gelernt haben? Das sieht doch den Buren gar nicht gleich". Ferner hieß es in diesen englischen Berichten, die Buren seien vollständig demoralisirt. Die Siegesnachrichten der Generale White, Methuen, Gataere, die sich alle nachträglich als peinliche Niederlagen erwiesen, sind wohl auch noch in aller Erinnerung. Wir sagten damals: „Die Griechen*) liefen sich zu todt bis auf ihren Kronprinzen, der nie so weit den Türken entgegenging, daß er überhaupt vor ihnen zu laufen hatte, und die Engländer „siegen sich zu todt". In diesem Sinne am siegreichsten war bis jetzt (9. April) zweifelsohne der Generalissimus Buller. Seine Siegesberichte und Ansprachen gehören jedoch in eine andere Abthei-

*) In unserer Registeratur befindet sich der ganze türkisch-griechische Krieg, von den diplomatischen Verwicklungen anfangend bis zum Friedensschlusse. Als Material dienten 23 Tageszeitungen.

lung dieses Kapitels, in das der „Lächerlichkeiten", und dort wird sie der Leser finden. Auch über den Werth der englischen Kriegsberichte ist die Presse aller Länder und Reiche einig. Abermals greifen wir auf's Gerathewohl in den Stoß der Zeitungen, die wir registrirt haben, und zufällig sind es wieder die „Münchner Neuesten Nachrichten". Sie schreiben in ihrer Nr. 46 vom 28. Januar d. J.: „Die von Sir Redvers Buller gemeldeten Verluste Warrens klingen so geringfügig, daß man annehmen muß, sie seien in usum Delphini hergerichtet. Die englischen Bulletins sind nachgerade in den gleichen üblen Geruch gelangt, wie die Napoleons I. und seiner gelehrigen französischen Nachfolger. „Lüge" und „englischer Kriegsbericht" sind in Zukunft synonym. Wie es möglich war, daß General Warren auch nur eine Sekunde in den täppischen Irrthum verfiel, die von ihm durch nächtlichen Überfall genommene Stellung sei der Spionskop selbst, während es nur eine Art Glacis war, das von dem eigentlichen Spionskop unter verlustreiches Feuer (galling fire, wie der Engländer sagt) genommen werden konnte — das wird für jeden festländischen Militär für immer zu den unbegreiflichen Räthseln gehören, deren die militärische Naivetät der englischen Heerführer in diesem Kriege schon so viele aufgegeben hat. Die Wahrheit über die englischen Verluste wird wohl ganz anders lauten als das schönfärberische Geschwätz, das englische Quellen liefern, in denen wir von „ausgezeichneter Verfassung" von Truppen zu lesen war, die unmittelbar darauf in absoluter Kampfunfähigkeit zusammenbrechen. Ob nun Warren lügt, ob Buller lügt, ob das Londoner Kriegsamt lügt, das zu entscheiden ist schwer; wahrscheinlich thun sie es alle zusammen, und das Ergebniß liegt dann in den sinnlosen Faseleien vor, wodurch die englische Kriegsberichterstattung zum Gespötte der ganzen Welt geworden ist."

Man hat während des türkisch-russischen Krieges viel über die Unzuverlässigkeiten der russischen Berichte, noch weit mehr über die französischen v. J. 1870/71 sich aufgehalten, aber selbst diese bleiben in Bezug auf die Genialität der Einbildungskräfte weit hinter den englischen zurück. Für einen alten Offizier wirken sie geradezu erheiternd, sie sprühen eine so urwüchsige Naivetät, daß sie als Kuriosum registrirt zu werden verdienen.

2. Abtheilung.

Englische Ungezogenheiten.

Wenn man nach dem gewöhnlichen Engländer, den wir in unsern Eisenbahnen, auf den Dampfschiffen und in Bädern treffen, die Söhne Albions im Ganzen beurtheilt, so muß man sagen: sie sind „ungezogen und unerzogen". Das trifft jedoch für Alle nicht zu, nur der Durchschnitts-Engländer leidet an „Unerzogenheit" und einem Eigendünkel, die zu „Ungezogenheiten" führen. Die Anmaßungen der einzelnen Engländer finden ihren Gesammtausdruck in der Anmaßung der englischen Politik. Wie der Einzelne sich als einen höchst süblimen Zweck betrachtet und auch von Anderen als etwas ganz selbstverständliches verlangt, ihn so zu nehmen, so auch die Regierung. In der Nichtanerkennung dieses Zweckes findet nun der einzelne Engländer, wie die Regierung eine Verletzung ihrer berechtigten Ansprüche. Das führt zu der Ansicht, daß England „der Zweck der Welt sei" und Alles, was sonst noch in ihr ist, nur als Mittel diesem Zwecke zu dienen habe. In diesen Worten sind die Wurzeln für den ganzen britischen Hochmuth frei gelegt. Die Engländer, welche sich bereits als „Gottes Volk" betrachten, und ihre „göttliche" Regierung können nicht begreifen, wie andere Völker und Regierungen ihre vornehmste Aufgabe nicht in der Unterstützung Englands erblicken wollen. Am meisten nimmt man es jenseits des Kanals Deutschland übel, daß es immer noch nicht genug „Rücksichten" für die „herrschende Gottes-Nation besitzt". In welcher direkt unverschämten Weise wurde nicht Kaiser Wilhelm II. seit seiner Thronbesteigung von der englischen Presse „ermahnt", seinen „Verpflichtungen" nachzukommen und von seiner „erleuchteten" Großmutter zu lernen. Wie benahm sich der „Standard" bei dem ersten Besuche des Kaisers in England? „Man hatte eine jubelnde Begrüßung erwartet, statt dessen hieß es kühl und hochmüthig, der deutsche Kaiser könne an politischer Weisheit von seiner Großmutter noch viel lernen, so weit wie sie, werde er es aber doch nicht bringen." Die Absicht, den Kaiser zu beleidigen, lag hierbei wahrscheinlich gar nicht vor, der Grund ist in der eigenthümlichen

englischen Selbstüberhebung zu suchen, mit der man jeden guten Freund als einen hülfesuchenden Klienten behandelt. Wie wurde Wilhelm II. von dieser Presse unter dem Jubel der Engländer „behandelt", wenn er sich nicht als das „Mittel des englischen Zweckes" fühlte und seinen eigenen politischen Ansichten Ausdruck verlieh? Wir brauchen hier nur an die Wirkungen zu erinnern, die sein Telegramm an den Präsidenten Krüger nach Jameson's Einfall auf die Engländer ausübte. Diese Wirkungen blieben selbst in dem Kreise des Offiziers-Korps nicht aus, dessen Regiments-Inhaber der Kaiser ist. Sein Telegramm, das ganz der deutschen Volksseele entsprach, wirkte sogar noch bei dem 60jährigen Jubiläum der Königin und kam in ungezogenen Bemerkungen zum Ausdruck, als man in dem Festzuge den Stellvertreter des Kaisers, den Prinzen Albrecht erkannte. Die „Neue Züricher Zeitung" schreibt: „Man beklagt sich in England, daß die deutschen Witzblätter die Engländer und selbst die höchsten Kreise verhöhnen. Nun, man schlage einmal die englischen Witzblätter nach der Krüger-Depesche, nach Veröffentlichung des „Sangs an Aegir" u. s. w. auf, man blättere nur im letzten Jahrgange des „Punch", und man wird sich überzeugen, daß ungleich öfter in englischen Blättern verhöhnt worden ist, was dem deutschen Herzen teuer, als in deutschen, woran der Engländer hängt. Geschmacklosigkeiten sind auf beiden Seiten mit untergelaufen. Oder ist dies etwa keine Geschmacklosigkeit, daß der „Punch" ein Bild brachte, wo die Großmutter in Windsor ihren Enkel überlegt und ihn mit der Ruthe straft, ein Bild, das, wenn wir nicht irren, nach der Krüger-Depesche im „Punch" erschienen ist? Im Gegentheil, wir finden, daß sich die deutschen Karrikaturblätter noch sehr beschränkt haben. In den höchsten Kreisen, die sich bis jetzt nur als offizielle „Lebewohlsager" gezeigt haben, aber sich bisher nicht entschließen konnten, selber an der Aufgabe des Kampfes „für das Reich der Königin" theilzunehmen, bot sich eine karikaturistische Breitseite, die doch nur gering ausgenützt worden ist."

Hier anknüpfend, möchten wir bemerken, daß in der Abtheilung unserer Registratur über England, eine ihrer Unterabtheilungen dem Prinzen von Wales gewidmet ist, in der sich auch reiches Material aus der Zeit des Baccarat-Skandals befindet. Wir haben hier hauptsächlich englische Urtheile gesammelt, die alle entschieden

schärfer, als die deutschen sind. In einem der englischen Blätter*) wird sogar verlangt, daß der englische Thronerbe aus der Armee-Liste gestrichen werde und keine englische Uniform mehr tragen solle.

Durch die Behandlung des deutschen Kaisers Seitens der englischen Presse, fühlte sich das deutsche Volk verletzt und empört. Diese Gefühle sollten als ein kostbares Gut, als ein „politisches Kapital" vom höchsten Werthe beachtet und geschätzt werden. So lange sich ein Volk durch Zurücksetzungen und nicht genügender Achtung seines Oberhauptes verletzt fühlt, so lange ist die Grund-Basis sicher, auf welcher die Spitze des Reiches ruht. Man hat alle Ursache, diese Gefühle sorgfältigst zu pflegen und sie nicht durch Rücksichten für „Fremde" zu verletzen. Was ein einfacher Privatmann hinnehmen und ruhen lassen kann, das kann kein Fürst, weil das Volk an Allem, was ihm begegnet, Antheil nimmt. So lange es selbst auf seinen Fürsten etwas hält, so lange will es auch nicht dulden, daß dieser von Fremden eine geringschätzende, unwürdige Behandlung erfährt. Wie man aber durch Unverstand, Schwäche und Taktlosigkeiten die besten Gefühle abschwächen und selbst ganz beseitigen kann, so auch das Ehrgefühl in Bezug auf die Würde und Bedeutung seines oder seiner Fürsten. Sie müssen wissen, daß sie Fremden gegenüber sich nie als Privatleute fühlen dürfen, die ihr Ehrgefühl für sich haben; das Ehrgefühl der Fürsten hat sein millionenfaches Echo in dem Ehrgefühl der Völker. Wäre z. B. die Kaiserin Friedrich während ihres etwas unvorsichtigen Aufenthaltes in Paris ausgepfiffen und insultirt worden, ohne daß die französische Regierung entsprechende Genugthuung geleistet hätte, so wäre das für Deutschland ein casus belli gewesen. Was wir aber den Franzosen nicht hingehen lassen würden, das räumen wir auch sicher nicht den „Gottes-Engländern" ein.

Der „Reichsbote" schreibt in seiner Nr. 8 vom 11. Januar d. J.: „Die englische Presse hält es für zweckmäßig, zu dem Unrecht, das uns angethan wird (Beschlagnahmung der deutschen Schiffe), auch noch Spott und Hohn beizufügen; selbst vor der Per-

*) Wir befinden uns augenblicklich nicht am Orte unserer bereits 2100 Bände umfassenden Registratur, weshalb wir gegenwärtig nicht in der Lage sind, dieses englische Blatt zu nennen. Die Hauptabteilung: England, mit ihren Neben- und Unterabteilungen, umfaßt zirka zwölf Bände.

son des Kaisers scheuen sie nicht zurück, sondern suchen gerade ihn mit seinen Flottenplänen zu verspotten. So bringt der „Punch“ ein Spottgedicht zu der Neujahrsansprache des Kaisers mit der Überschrift: „Kleindeutschland spricht“, das aus vier achtzeiligen Strophen besteht und folgenden Inhalt hat: „Der deutsche Kaiser hat einen kleinen Handel an der Spree, was braucht er da eine große Flotte, so groß, wie solche noch nie das Meer befahren hat? Vielleicht für die Wacht am Rhein an Frankreichs Grenze? Mit demselben Recht, mit dem der Kaiser für seinen kleinen Hökerladen die Herrschaft des Meeres beansprucht, könnten die Schweizer sich eine Flotte kleiner Raddampfer bauen und als große Seemacht die wilden Wogen des Luzerner Sees beherrschen. Jawohl, die Flotte für den Kaiser wäre nothwendig, wenn er sie brauchen könnte, so z. B. wie Noah, denn wo wären wir, wenn Noah seine kleine Flotte zu bauen vergessen hätte? Wo mag des Kaisers kleiner Handel bleiben, wenn England Deutschlands Reichthum für alle Ewigkeit in die See versenkt hat?“

Die hier nicht ausgesprochene Antwort soll natürlich lauten: „Der Kaiser braucht keine Flotte, sondern nur eine Arche Noah, um sich in dieser auf's Meer hinaus zu retten, wenn es den Engländern beliebt haben wird, Deutschlands Reichthum in's Meer zu versenken.“ — Man sieht, die Engländer sind trotz ihrer Schläge, die ihnen die Buren appliziren, doch noch übermüthig; sie sollten sich hüten, „Kleindeutschland“ allzu sehr zu reizen; denn wenn ihnen Klein-Transvaal schon so gefährlich ist, so könnte ihnen Kleindeutschland noch viel gefährlicher werden. Solch einem Hochmuth pflegt der Fall bald nachzufolgen.“

Soweit der „Reichsbote“, der die englische Ungezogenheit noch äußerst gelinde abgestraft hat. Die Engländer, und zwar nicht nur ihr Pöbel, sondern auch ihre sogenannte gebildete Jugend, lassen es nicht bei verbalen Ungezogenheiten, sie gehen weiter und werden thätlich.

Das „Berliner Tageblatt“ schreibt: „Professor Tille aus Bonn, der an der Universität in Glasgow dozirt, wurde in Folge eines burenfreundlichen Artikels, den er für ein Berliner Wochenblatt geschrieben hat, von 500 Studenten überfallen und insultirt und mußte sich in das Zimmer eines anderen Professors retten. Die Studenten, die etwas angeheitert von einem Abschiedsfest schottischer

Volontäre zurückkehrten, wollten vor allem den Rock Professor Tille's zerstören. Um sicher zu gehen, zerfetzten sie drei bei einander hängende Röcke, von denen zwei anderen Professoren gehörten. Darauf überfielen sie Tille, schlugen ihm die Professorenmütze vom Kopf und zerrissen dieselbe. Dann stießen sie ihn hinaus und rissen ihm dabei die Kleider vom Leibe, mit der Absicht, ihm ein unfreiwilliges Bad im Kelvinflusse zu geben. Auf dem Wege dorthin kam ihnen Professor Murdoch Cameron entgegen. Dieser versuchte, die rohe Horde aufzuhalten. Der Universitätsdirektor kam ihnen zu Hülfe, und beide entrissen ihnen Tille. Die Studenten verlangten stürmisch, Tille solle um Entschuldigung bitten. Der Direktor erklärte: „Wie kann ein Gentleman eine Rotte um Verzeihung bitten?" Cameron und dem Direktor gelang es, Tille mitzunehmen und in Cameron's Zimmer unterzubringen. Eine amtliche Untersuchung ist eingeleitet."

Den Studenten machten es vierhundert Arbeiter der „Clyde-Schiffswerfte" von Glasgow nach. Sie marschirten Nachmittags mit Spitzeisen und Schaufeln bewaffnet, nach der Universität und verlangten die Auslieferung des deutschen Professors Tille, um ihn in's Wasser zu werfen. Die Universitäts-Behörde, sowie mehrere Professoren parlamentirten mit den Arbeitern und versicherten, daß Tille sein Amt niedergelegt und Glasgow verlassen hätte. Der rohe Pöbel gab sich nicht mit der Erklärung zufrieden, zertrümmerte das Hauptthor der Universität und richtete noch weiteren Schaden an. Der englische Siegesübermuth hatte keine Grenzen mehr. So lesen wir in der „Germania" Nr. 51, erstes Blatt vom 4. März: „In Dover wurde am Donnerstag der belgische Postdampfer, der zwischen Dover und Ostende verkehrt, ein Opfer des englischen Siegesübermuthes. Die Mannschaft des Staatsdampfers wurde nämlich beim Verlassen Dovers von der Menge ausgepfiffen und angeschrien. Und der Grund? Alle Schiffe hatten im Hafen aus Anlaß der Entsetzung Ladysmiths geflaggt, nur der belgische Dampfer nicht. Der Magistrat Dovers bat vergebens den burenfreundlichen Kapitän des belgischen Dampfers, dasselbe zu thun. Als der englische Hafenpöbel die Hartnäckigkeit der Mannschaft und des Kapitäns erfuhr, strömten dichte Schaaren an die Anlagestelle des belgischen Postdampfers und fingen an, eine fürchterliche Katzenmusik zu veranstalten. Glücklicher Weise war die Abfahrts-

stunde herangerückt, sonst wäre es noch zu einem Handgemenge zwischen den englischen und belgischen Matrosen gekommen. Dasselbe Schicksal ist auch einem französischen Passagirdampfer zugestoßen."

---

3. Abtheilung.

Englische Rücksichtslosigkeiten und Überhebungen.

Die Ersteren sind immer, wenn sie nicht auf geistiger Beschränktheit, auf Unachtsamkeit und Zerstreutheit, auch nicht auf schlechter Erziehung beruhen, Folgen von Überhebungen; diese haben stets Rücksichtslosigkeiten für Andere im Gefolge. Die Beschlagnahme deutscher Schiffe, und vielleicht noch mehr die Art und Weise, wie sie die Engländer vornahmen, bis sie auf Grund ihres falschen Verdachtes sich gezwungen sahen, die Schiffe frei zu geben, war eine Kette von Rücksichtslosigkeiten gegen das, ihnen doch in offizieller Hinsicht freundschaftlich gegenüberstehende Deutsche Reich. Die englischen Rücksichtslosigkeiten beweisen, welche Überhebungen sich England gestattet. Am flagrantesten kamen sie bei der Besprechung der Bülow'schen Rede zur Geltung, die der Staatssekretär auf die Interpellation wegen den Beschlagnehmungen im Reichstage hielt. Was Graf Bülow sagte, muß als bekannt voraus gesetzt werden, außerdem ist man im Stande, die Rede nachzulesen. So schonend und mild auch der Graf sprach, so war er dennoch nicht im Stande, die offiziellen Kreise und die Presse Englands zufrieden zu stellen. Die Beschlagnahme der deutschen Schiffe ist eine geschichtliche Episode des südafrikanischen Krieges, gehört demnach in den Kreis geschichtlicher Arbeiten. Aus diesem Grunde soll sie auch eingehend hier besprochen werden, und lassen wir eine Reihe von Zeitungsstimmen folgen. Die „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 34 vom 21. Januar, schreiben: „Die Beschlagnahme deutscher Schiffe hat mit der nunmehr endlich erfolgten Freigebung des völkerrechtswidrig angehaltenen, völkerrechtswidrig nach Durban verschleppten und in frivolster, absichtlich ungezogenster Weise Wochen lang fest-

gehaltenen „Bundesraths“ gerade in dem Augenblick ihr Ende gefunden, da auch im Deutschen Reichstag die erregte Volksstimmung in einer ungemein scharfen Kritik des englischen Verfahrens ihren Ausdruck und in den Mittheilungen des Grafen Bülow das brutal und absichtlich begangene Unrecht, eine vernichtende Beleuchtung und entsprechende Sühne fand.

England hat sein Unrecht zugestehen, eine Entschädigung versprechen und sich formell entschuldigen müssen, eine Demüthigung, die verschärft wird durch die Zusagen, daß es in Zukunft sich korrekt verhalten und Alles vermeiden wolle, was gegen das internationale Recht und die einer befreundeten Nation gebührende Achtung verstoße. Vielleicht wird man auch in England noch so viel Schamgefühl besitzen, um zu erkennen, was es, um ein Beispiel aus dem Privatleben anzuführen, für einen Mann bedeutet, wenn er gezwungen wird, das Versprechen abzulegen, sich in Zukunft anständig und den Gesetzen entsprechend zu benehmen.

Die Einzelheiten über die unerhörten Anmaßungen, die nach den Mittheilungen des Grafen Bülow und des Herrn v. Podbielski die Engländer sich gegen die Deutschen herausgenommen haben, müssen das Blut auch ruhig denkender und nicht leicht erregbarer Menschen in Wallung bringen. Was Herr Liebermann v. Sonnenberg in temperamentvoller Weise vorbrachte, überschritt wohl hier und da die Grenzen, die namentlich in Deutschland der parlamentarischen Gepflogenheit im Allgemeinen eingeräumt werden, aber die etwas wegwerfende Art, wie der nachfolgende Redner die Worte Liebermann's abthun zu können glaubte, entsprang einem Irrthum —, dem Irrthum, daß Liebermann nicht aus der Seele des weitaus zahlreichsten Theiles des deutschen Volkes gesprochen habe. Was Liebermann gesagt hat, ist das, was die Deutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit denken. Darüber ist ein Zweifel nicht möglich, und das muß gesagt werden, damit nicht aus den Bemerkungen des Grafen Oriola im Auslande falsche Folgerungen gezogen werden.“

Das Blatt schließt seinen Artikel mit nachstehender Mahnung: „Man würde in England einen schweren Irrthum begehen, wenn man nun die ganze Angelegenheit für erledigt, vergessen und begraben hielte. Deutschland kann und wird für lange Zeit nicht vergessen, in wie übermüthiger und anmaßender Weise England

in dieser Frage sowohl wie in den samoanischen Wirren das verletzt und mit Füßen getreten hat, was Graf Bülow sehr glücklich die „volle Parität und gegenseitige Rücksicht“ nennt. In England scheint eine Ahnung von dem, was man angerichtet hat, nicht zu fehlen; eine telegraphische Meldung besagt, daß die Rede Bülow's dort große Bestürzung erregt und auf die leitenden Kreise die deprimirende Wirkung eines kalten Wasserstrahles gehabt habe.

Jedenfalls wird man in Deutschland auch mit dieser Stimmung zu rechnen haben und vor England fortgesetzt auf der Hut sein müssen.“

In der „Augsburger Abendzeitung“ Nr. 20 vom 21. Januar lesen wir: „Die „Times“ äußert sich: „Graf Bülow's Sprache kann in England schwerlich etwas Anderes, als ein aus Erstaunen und Bedauern gemischtes Gefühl hervorrufen. Man hätte erwarten können, daß die von England abgegebenen Versicherungen, die einen so ernsten Wunsch nach Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern bekunden, auf der anderen Seite eine weniger eingeschränkte Würdigung hervorrufen würden, als Graf v. Bülow ihnen zu Theil werden ließ, wenn in der That der Ausdruck „Würdigung“ auf den fast drohenden Ton angewendet werden kann, mit dem er seine Rede schloß. Wir möchten fast glauben, Graf Bülow hielt es für Zwecke der inneren Politik für wünschenswerth (!), seine Rede in einem schärferen Tone zu halten, als er im Allgemeinen von verantwortlichen Staatsmännern bei Erörterung internationaler Fragen eingeschlagen wird. Wir halten uns für verpflichtet, zu bemerken, daß es nicht weise ist, die Praktik allzu weit zu treiben, heikle internationale Fragen auszubeuten selbst für Förderung einer Flottenvorlage. Deutschland möge versichert bleiben, daß England niemals abgeneigt sein wird, im offenen liberalen Sinne jeden Vorschlag zu erörtern, welcher die Achtung der Rechte des friedlichen Handels in Kriegszeiten sichern will.“ (Diese Worte der „Times“, die auch zu den oben charakterisirten Blättern gehört, zeigen, daß man noch nicht kräftig genug gesprochen hat, um den Hochmutsteufel herauszubringen. Eigentlich ist so viel dünkelhafte Beschränktheit zum Lachen: Man zeigt sich noch gekränkt, daß ein unerhörtes Benehmen gebührend, wenn auch nicht energisch genug, zurückgewiesen wurde, und wagt es auch noch, zu tadeln und gute Lehren zu geben.)“

In demselben Artikel steht: „Der „Standard" schreibt: „Unsere Marine-Offiziere müssen fortfahren, verdächtige Schiffe jeder Nationalität in afrikanischen Gewässern zu untersuchen und dabei diejenige vorsichtige Rücksichtnahme ausüben, an der man es, wie Graf Bülow irrthümlicher Weise annimmt, hat fehlen lassen". (Dieses „irrthümlicher Weise" zeigt die ganze Frechheit, mit der man bei dem Handel englischerseits vorgegangen ist und mit der, Blätter wie der „Standard" die Entwicklung der Sache glossirt haben. Man hat zu Kreuze kriechen müssen, weil man Unrecht gehabt, hinterher aber behauptet man doch wieder, man habe Recht gehabt. Das ist Bubenmanier".)

In Nr. 21 desselben Blattes vom 22. Januar lesen wir: „Über die Rede des Grafen Bülow im Reichstage liegt noch eine Reihe bemerkenswerther ausländischer Preßstimmen vor. Den unheilbar vom Hochmuthsdünkel besessenen Äußerungen von Blättern wie die „Times" und der „Standard" gleicht die Sprache des „Globe": „Bülow's Sprache ist ebenso ungewöhnlich, wie unfreundlich. Wir sehen nicht ein, wozu unsere Regierung der deutschen ihr Bedauern ausdrückte. Graf Bülow sollte sich zuerst umsehen, was die Praxis seines eigenen Landes war, ehe er uns eine Vorlesung über Rechte und Pflichten von Kriegführenden und Neutralen hält." Der „Globe" verweist auf das deutscherseits erfolgte Anhalten eines britischen Postdampfers zur Zeit der Partei-Unruhen auf Samoa, sowie auf die durch deutsche Schiffe vorgenommene Beschlagnahme englischer Kohlenschiffe vor Rouen im Januar 1871 und fährt dann fort: „England hat überhaupt diese Vorlesungen fremder Kritiker über das Völkerrecht und die militärischen Operationen schon satt. Die Militär-Kritiker in der auswärtigen Presse sollten uns doch ihre Akkreditive sehen lassen und uns sagen, was für einen wirklichen Krieg sie gesehen haben. Österreich hat nichts gethan, seitdem es die bosnischen Bauern mit sieben Armeekorps überwunden hat. Selbst Deutschland lebt seit 1871 im Frieden. Wir wissen nicht, wie es um die Mannschaft im deutschen Heere jetzt stehen mag, aber das wissen wir, daß die veränderten Lebensbedingungen in Deutschland den trainirten Unteroffizier zu einer Sache der Vergangenheit gemacht haben. Es giebt Jungen von 21 Jahren in der englischen Armee, welche so viel Feldzüge mitgemacht haben, daß es für die Reputation eines deutschen Generals hinreichen würde. Es

ist lächerlich, wenn die fremden Kritiker uns die Elemente der Strategie lehren wollen."

In welch' „wirkungsvoller" Weise die Franzosen die Belästigungen durch englische Schiffe abweisen, erfahren wir durch das „Echo de Paris". Dem „Berliner Tageblatt Nr. 86, Abendausgabe vom 16. Februar, entnehmen wir: „Wie die Franzosen die englischen Beschlagnahmen abwehrten. Das „Echo de Paris" veröffentlicht ein längeres Interview mit dem Kapitän des Dampfers „Cordoba", der vor Lourenço Marques von dem englischen Kreuzer „Magicienne" angehalten wurde. Die Engländer beschränkten sich aber darauf, das Manifest der am Bord geführten Waaren zu prüfen, ohne bis zu einer Durchsuchung des Fahrzeuges zu gehen. Trotzdem ließ der französische Konsul von Lourenço Marques, als ihm über diesen Fall berichtet worden war, dem Kapitän des „Cordoba", Herr Debonnaire, folgendes offizielles Schreiben zugehen:

„Provinz Mozambique. Französisches Vizekonsulat in Lourenço Marques. Lourenço Marques (Delagoa-Bucht), 8. November 1899.

Kapitän! So lange Sie sich in portugiesischen Gewässern aufhalten, ertheile ich Ihnen formellen Befehl, bis auf Weiteres keinen Besuch eines Offiziers oder Matrosen der königlich englischen Marine am Bord ihres Schiffes zu empfangen. Ich fordere Sie auf, im Nothfalle die gewaltsamen Mittel, über die Sie verfügen, anzuwenden, um denselben den Zutritt zu Ihrem Fahrzeuge zu verwehren. Genehmigen Sie u. s. w. Amyot, französischer Vizekonsul."

Bekanntlich haben die Engländer seit diesem Vorfalle kein weiteres französisches Schiff belästigt. Das energische Vorgehen hat also gefruchtet."

Außer den Beschlagnehmungen deutscher Schiffe giebt es noch eine unendliche Reihe von englischen Überhebungen, welche zu registriren sind; wir lassen nur die markantesten folgen. Die Art der Telegraphen-Censur, die sich England zu Schulden kommen läßt, berührt die ganze Welt und ist von einer Insolenz, die ihres Gleichen sucht. Hier ergriff Rußland die Initiative und richtete eine Note an die Mächte, in welcher es sich auf die, im Jahre 1896 in Budapest stattgefundene Telegraphen-Konferenz berief. Der von ihr angezogene Artikel 46 hat folgenden Wortlaut:

„1. Von der durch Artikel 7 der Konvention vorbehaltenen Befugniß, die Übermittelung aller Privattelegramme, welche für die Sicherheit des Staates gefährlich erscheinen oder welche gegen die Gesetze des Landes, die öffentliche Ordnung oder die guten Sitten verstoßen, einzustellen, soll nur Gebrauch gemacht werden unter der Bedingung, daß hiervon sofort die Verwaltung verständigt wird, welchen das Aufgabeamt (bureau d'origine) unterstellt ist.

2. Diese Controle wird ausgeübt von den Aufgabe- und Endstationen (par les bureaux télégraphiques extrêmes) oder den dazwischen liegenden Telegraphenämtern, vorbehalten ist der Rekurs an die Centralverwaltung, welche ohne Appellation entscheidet.

3. Die Übermittelung der Staatstelegramme (télégrammes d'Etat) und der Diensttelegramme (télégrammes de service) besteht zu Recht (se fait de droit). Die Telegraphenämter haben keine Controle über diese Telegramme auszuüben (Les bureaux télégraphiques n'ont aucun contrôle à exercer sur ces télégrammes.)"

Unter einem großen Aufwande von Worten versichert der „Globe", die deutsche Regierung habe nicht die Absicht, sich in die Friedensverhandlungen einzumischen und diesbezügliche Vorschläge zu machen. Das englische Blatt verlangt von seiner Regierung, sie solle offen und deutlich erklären, daß die Unabhängigkeit der Buren in jeder Gestalt zu Ende sei. Wenn man den Zeitpunkt dieses Verlangens — Anfangs Februar — mit der Situation der englischen Truppen vergleicht, so gehört schon eine lächerliche Überhebung dazu, die Abhängigkeit der Buren als sicher voraus zu setzen. Inzwischen ist jedoch trotzdem der Wunsch des „Globe" in Erfüllung gegangen, denn die englische Regierung hat — einstweilen allerdings nur auf dem Papier — die Unabhängigkeit der Buren als aufgehoben erklärt. Eine Naseweisigkeit begehen die englischen Blätter, indem sie sich über den Besuch des transvaalischen Gesandten Dr. Leyds in Berlin aufhalten, insbesondere darüber, daß man mit ihm dort offiziell verkehre. Hierzu bemerkt die „Rheinische Volksstimme" in ihrer Nr. 27 vom 4. Januar: „Die Schläge, welche die Engländer von den Buren fortwährend bekommen, scheinen eine demüthigende Wirkung noch immer nicht ausgeübt zu haben. Seit

8 Tagen entrüsten sich nämlich die englischen Blätter über Deutschland, daß der Vertreter von Transvaal zum Geburtstage des Kaisers nach Berlin gekommen, an dem offiziellen Festmahle Theil genommen, das der Reichskanzler den auswärtigen Vertretern gegeben hat und vom Grafen Bülow empfangen worden ist. Da müssen wir doch fragen: Sind wir denn englische Vasallen, die bei allen ihren Handlungen nach den Augen ihrer Herren sehen müssen? Die Blätter, die dem auswärtigen Amte nahestehen, bringen eine Art Entschuldigung auf die Angriffe der englischen Blätter. Dieselbe lautet:

„Englische Blätter regen sich darüber auf, daß Herr Dr. Leyds nach seiner Ankunft in Berlin von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Graf Bülow, empfangen worden ist und auch dem Mahle beim Reichskanzler am Kaisers Geburtstag beigewohnt hat. So findet z. B. Daily Chronicle diese „Komplimente" auffällig, da Herr Leyds nicht offizieller diplomatischer Vertreter Transvaals sei. Hiernach scheint in England noch nicht genügend bekannt zu sein, daß Dr. Leyds außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Südafrikanischen Republik und als solcher, wie bei einer Reihe anderer europäischer Regierungen, so auch bei der deutschen, beglaubigt ist. Selbstverständlich mußten ihm, als er sich hier zur Theilnahme an der Feier des Geburtstages des Kaisers einfand, die „Komplimente" erwiesen werden, auf die er als akkreditirter Gesandter Anspruch machen darf. So wurde er vom Staatssekretär empfangen und wohnte, gleich allen übrigen fremden Missionschefs und Geschäftsträgern und gleich seinem Vorgänger auf dem Gesandtenposten in früheren Jahren, dem Mahle beim Reichskanzler zu Kaisers Geburtstag bei. Das ist so natürlich, daß das Gegentheil hätte auffallen müssen.

Es wäre uns lieber und für die Engländer heilsamer gewesen, wenn man denselben einfach bedeutet hätte, daß sie sich nicht um unsere, sondern um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern sollten."

Mit welcher einfältigen Überhebung englische Blätter die deutsche Kampflust besprechen, geht aus einer Notiz der „Army and Navy" hervor. Sie sagt: „Deutschland ist immer noch das Land, in dem das Söldnerthum die leitende nationale Industrie ist; man kann dort davon haben, soviel man begehrt — geradezu in unbegrenzter Zahl. Der Deutsche ist der hauptsächlichste Lohnsoldat in

der Welt, weil er zu einer militärischen Rasse gehört und arm ist. Wenn wir wollten, könnten wir die absolute Unparteilichkeit der Deutschen zwischen uns und den Buren mit vollständigem Erfolg auf die Probe stellen. Wir brauchten einfach nur eine deutsche Legion zu errichten, und Tausende von Rekruten würden zuströmen für einen Schilling den Tag, ein Handgeld und das Versprechen von zehn Pfund den Kopf, wenn die Legion entlassen wird."

Von großer Überhebung zeugt ein Wort des „Reuter-Telegrammes" über die Begegnung Cronje's mit dem Marschall Roberts nach der Kapitulation. Es heißt: „Roberts und sein Generalstab empfingen die Ankommenden „stehend". Setzen die Engländer vielleicht voraus, daß hierin eine besondere Artigkeit gesehen werden muß? Wir wissen für die Herren Engländer allerdings noch eine andere Art des Empfangs, welche für ihren großen Gegner ganz passend gewesen wäre, nämlich die nach dem chinesischen Ceremoniell. Der „Daily-Telegraph" schwang sich am 18. Januar zu einer Verherrlichung auf, welche ihr Analogon in den Fieber-Phantasien eines Victor Hugos, in welchen er 1871 über das „heilige Paris" in der Hand der Barbaren jammert, findet. Auch die Meinung des Herrn Leon Bloch: „daß, wenn Frankreich leidet, Gott leidet," gehört in die Kategorie solchen geistigen Aufschwunges. Der „Daily-Telegraph" schreibt: „Der Franzose wird des Ruhmes wegen fechten, der Deutsche und Russe werden einen Hügel nehmen oder eine Batterie stürmen aus Pflichtgefühl, aber der Engländer geht in die Schlacht, als wenn es ein Fußballspiel wäre, mit Freude und Lust am harten Kampfe. *Das sind Männer, die nicht geschlagen werden können, weil sie es nie empfinden, daß sie geschlagen sind.* Sie werden auf ihren Posten stehen wie die Kanoniere in der Schlacht bei Colenso, mit ruhmreichem Kampfesfeuer in den Augen und dem Lächeln des Todes im Antlitz. Kein Eroberer kann Macht über Herzen haben, die keine Furcht kennen."

Dieses läppische, schwachsinnige Selbstlob ist sehr bezeichnend und trifft thatsächlich für die meisten englischen Schlachtberichte zu. Zurückgeworfen und nach Noten gehauen, siegten die englischen Generale ihrer Meinung nach, doch. Die englische Verblendung läßt noch nicht zu, daß der Schreiber des „Daily-Telegraph" nicht gemerkt hat, daß, was er über seine Landsleute sagt, in aller erster Linie

für die Buren zutrifft. Sie „stehen mit Kampfesfeuer in den Augen und dem Lächeln des Todes im Antlitz“ ihrem Feinde gegenüber; „über sie übt kein Eroberer eine Macht, weil sie in ihrem Herzen keine Furcht kennen,“ und nicht nur die Herzen der Männer, sondern auch ihrer Frauen und Kinder sind frei von Furcht, fand man doch in den Laufgräben am Paardeberge todte und verwundete Frauen.

Wir gelangen in den Aufzeichnungen der englischen Selbstüberhebungen zu einem Falle, der nur flüchtig in der Presse Erwähnung fand, obgleich er, wie kaum ein Anderer, beweist, welche namenlose Geringschätzung besonders die jetzige englische Regierung für andere Regierungen und Völker besitzt. Anfangs Januar las man die lakonische Notiz: „England habe an Österreich und Italien die vertrauliche Anfrage gerichtet, ob sie nicht gegen Vergütung sämmtlicher Kosten, sowie für spätere territoriale Zuwendungen geneigt wären, Truppen nach Ägypten zu senden, damit die dort befindlichen Streitkräfte für den südafrikanischen Krieg frei würden; es handle sich um je 5000 Mann Infanterie und entsprechende Kavallerie. Die italienischen Truppen sollten nach dem Sudan, die österreichischen nach dem Norden gehen.“ Die österreichische Regierung wies das unverschämte Ansuchen sofort ab, von der italienischen hörte man nichts Bestimmtes, doch muß auch sie abgelehnt haben. Also soweit ist England in seiner Überhebung schon gekommen, daß es die Österreicher, Ungarn und Italiener als „Hülfsvölker“ betrachtet, wie seiner Zeit Napoleon die Bayern, Württemberger, Sachsen und die kleinen deutschen Kontingente! Zu Königreichen von „Englands Gnaden“ sind allerdings Österreich-Ungarn und Italien nicht mehr zu erheben, wie aus „Napoleons Gnaden“ deutsche Königreiche creïrt worden sind, aber England stellte beiden Mächten großmüthigst Gebietserweiterungen in Aussicht. Für Italien wahrscheinlich Tunis und Tripolis, wodurch zugleich Frankreich abgestraft würde, und für Österreich: „etwas Marokko“ oder Vergrößerung durch Theile der Balkan-Länder, wodurch Rußland getroffen wäre. Von der Plumpheit des Vorschlages abgesehen, ist er ganz praktisch, denn England hätte nicht nur mit einem Schlage zwei Bundesgenossen für seinen jetzigen Krieg, sondern auch für seine weitere Politik gefunden und Deutschland, wenn es sich nicht offen zu ihm gestellt, seine beiden Partner genommen;

der Dreibund wäre gesprengt und Deutschland isolirt worden. Wie man sieht, ist die Politik des Herrn Chamberlain sehr einfach, doch aber etwas „zu einfach“ für die Regierungen der anderen Reiche und Länder.

In der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ schildert eine Persönlichkeit aus genauer persönlicher Bekanntschaft die Minderwertigkeit der englischen Schulbildung und weist auf den Zusammenhang der Unwissenheit der vornehmen Engländer in allen Berufen hin. Das deckt sich auch mit der Klage des alten Lord Rosebery, die er in seiner kürzlich gehaltenen Rede erhob. In dem Artikel ist zu lesen: „Dem, der England in seinem öffentlichen und Familienleben studirt hat, der die Knabenschulen und Universitäten genau kennt, der den englischen sogenannten Manövern beigewohnt hat, dem erscheinen die Niederlagen und die Unfähigkeit der Generale als die ganz natürliche Folge der englischen Mißstände, oder sagen wir richtiger, des englischen Dünkels.“ Der Artikel fährt fort: „Wenn je eine Nation sich überhoben hat in beinahe lächerlichem Vollgefühle ihrer Bedeutung, so ist es die englische; und von einem Sachverständigen hätten die militärischen Niederlagen mit logischer Gewißheit vorhergesagt werden können. Und doch ist der Nationalstolz der Engländer gering im Vergleich zu ihrem persönlichen Familienstolz. Derselbe bildet sich in den höheren Schichten in jenen drolligen Dünkel aus, der alles Englische vorzüglich und schön, alles Nichtenglische kaum der Beachtung werth findet — mit einem Wort, er wird zur Arroganz.

Nie wird der Engländer einem Fremden gegenüber zugeben, daß irgend etwas in den Gesetzen, den Gebräuchen und Sitten Albions der Verbesserung bedürfe; weil es englisch ist, kann keine andere Nation diesem Ausbund von Vollkommenheit auch nur annähernd gleichkommen, und das Schlechteste in England ist — in seiner Meinung — immer noch besser als das Beste anderswo.

Aus diesem Dummstolz entspringt die Selbstgefälligkeit, und aus dieser wiederum der Mangel an Sichmühegeben und Sichvervollkommnen. Und die nächste Folge sind ungründliches Wissen, oberflächliches Können, Mangel an tiefer Bildung. Die englischen Knaben — ich spreche vorwiegend von den Upper Ten Thousand — erhalten keine strenge, gründliche Erziehung, weder in der Schule noch zu Hause, und das, was sie „working hard“ nennen, ist him-

meilweit verschieden von dem, was wir in Deutschland unter Lernen, Wissen und Können verstehen."

Als eine besonders schätzenswerthe Charakteristik der Engländer wollen wir registriren, was unser berühmter Rechtsstaatslehrer Max von Seydel in München über sie sagt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" schreiben in Nr. 38, Vorabendblatt vom 24. Januar d. J.: „England und das Völkerrecht. Über dies Thema äußert sich der bekannte Lehrer des Staatsrechts Max v. Seydel in der Münchner „Jugend" wie folgt: Als ich, noch jung an Jahren, einmal sagte, es gebe kein Völkerrecht, nahm man mir das sehr übel. Ich sagte es nimmer, um die Leute nicht unnütz zu ärgern; aber ich glaube es noch. Und diese anscheinend laxere Anschauung stellt im Gegentheil die strengere Anforderung. Jeder wird sich davon überzeugen, wenn er sich fragt, was schwerer ist, sich rechtmäßig oder sich anständig zu verhalten. Ich kenne Leute, denen ich vor dem Staatsanwalt nichts nachsagen möchte, denen ich aber auch nicht bezeugen könnte, daß ich sie für Gentlemen halte. Und so meine ich, den Engländern wäre es recht, wenn es ein Völkerrecht und damit jene formelle Korrektheit gäbe, die des Heuchlers Stärke ist. Heine sagt einmal, er glaube, ein fluchender Franzose sei ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit als ein betender Engländer. Sicher, und daß Letzterem das große schwarze prayer-book so gründlich um die Ohren geschlagen wird, freut die ganze Welt. Über die Behandlung unserer Postschiffe durch die Engländer verschreibt man bei uns jetzt viel Tinte. Pro nihilo. Es ist klar, wie etwas, daß der Schiffsverkehr eines neutralen Staats mit einem neutralen Staate keiner Beschränkung durch einen Kriegstheil unterliegt, den Engländern also gar keine Befugniß zu ihrem Verfahren zur Seite steht. Nur den Verkehr Portugals mit den Burenstaaten mögen sie fassen, wenn er ihnen zugänglich ist. Es ist ebenso klar, daß darüber kein Streit wäre, wenn wir eine Flotte hätten, die den Engländern Furcht einflößen würde. Woraus weiter ersichtlich ist, daß nur dasjenige Völkerrecht etwas werth ist, hinter dem Kanonen stehen. Hätten die Engländer nicht die Übermacht zur See, ihre Ansprüche würden sich als das darstellen, was sie sind, — als lächerlich. Würde ein anderer Staat das beanspruchen, was England jetzt beansprucht, die Engländer wären die Ersten, Lärm darüber zu schlagen und es unfaßbar zu finden,

daß man den heiligen Handel des Inselreichs zu stören wagt. Ich bin überzeugt, unsere Stammesvettern werden dies mit der Zeit noch einsehen. Sie brauchen zur Schärfung ihres Verstandes nur ein Allheilmittel — noch mehr Prügel. Man glaubt gar nicht, wie einsichtig ein Engländer wird, wenn er ordentlich verhauen ist. Und ich meine, die deutschen Gelehrten sollten in Erwartung dieses Endes ihre Bücher zuklappen, in denen sie zehn Worte aufwenden, um klar zu machen, was man mit zwei Worten erklären kann. Die Beweisgründe des Völkerrechtes heißen Pulver und Blei. Mit dem Völkerrecht als Rechtsbuch von Bluntschli hat man noch Niemandem imponirt, nicht einmal in Heidelberg."

Die Veröffentlichung des englischen „Blaubuches" im Parlamente giebt der englischen Presse weitere Gelegenheiten ihrer Insolenz gegen Deutschland Luft zu machen. Den „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 125, Morgenblatt vom 15. März d. J., entnehmen wir Nachstehendes. Sie schreiben: „Der „Standard" sagt in Besprechung des Blaubuches, es scheine aus den in diesem Blaubuche veröffentlichten Schriftstücken ziemlich deutlich hervorzugehen, daß man den deutschen Schiffen etwas mehr als die Rechtswohlthat des Zweifels angedeihen ließ, in Folge der bei der britischen Regierung herrschenden Ansicht, daß die Freundschaft Englands für Deutschland von größerer Bedeutung sei, als der Schaden, der England erwachse, wenn die Ladung der Schiffe am Bestimmungsorte gelöscht würde. Das Blatt hebt auch hervor, daß die Delagoabai kein gewöhnlicher Hafen sei, da er den Buren für alle ihre konsignirten Waaren und Güter diene, und sagt dann bezüglich der von Deutschland geführten schroffen Sprache, Großbritannien erwarte, daß es nicht in so gebieterischer Weise von einer Macht zurechtgewiesen werde, mit der die englische Regierung auf freundschaftlichstem Fuße stehe, fügt aber hinzu: Ende gut, Alles gut, auch wollen wir über die Rede des Grafen v. Bülow im Reichstage am 19. Januar nicht weiter klagen. Es seien ohne Zweifel, sagt das Blatt noch, die über vorliegenden Punkt bestehenden Rechtsgrundsätze noch sehr dehnbar, aber gerade deßhalb hätte man sich deutscherseits der größten Seemacht gegenüber freundlicher zeigen müssen, einer Macht, die nur wünschte, in ihrem Vorgehen so rücksichtsvoll wie möglich für den neutralen Handel zu sein.

In der gleichen Angelegenheit telegraphirt unser □-Korrespon-

dent aus London: Die Abendblätter kommentiren das Blaubuch über die „Bundesrath"-Affaire sehr feindselig und deuten an, es werde künftig nöthig sein, Deutschland gegenüber andere Seiten aufzuziehen. „St. James Gazette" meint, der Zweck der Veröffentlichung sei, das englische Volk darauf vorzubereiten. „Globe" warnt Deutschland vor Grobheiten gegen die größte Seemacht. Nur die liberalen Blätter erkennen an, daß Deutschland schwer provozirt war."

In welcher Weise der Größenwahn und die Überhebungen in England Platz gegriffen, bestätigt die „Times". Einem Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" in Nr. 1095, zweites Blatt vom 22. November 1899, mit der Überschrift: „Deutschland und England Hand in Hand", entnehmen wir Nachstehendes: „Dem Deutschen Reiche wird von der „Times" am Tage der Ankunft des Kaisers vorgehalten, welchen großen Vortheil man ihm gewähre, wenn man ihm überhaupt gestatte, sein südwestafrikanisches Schutzgebiet zu entwickeln, das ganz und gar auf Englands oder genauer Kaplands Gnade angewiesen sei. Die englische Bevölkerung in der Kapkolonie habe es übel empfunden, daß Deutschland im Jahre 1884 Englands Nachbar in Südafrika wurde, und dieses üble Empfinden habe durch eine fortwährende passive Feindlichkeit, Seitens der Kapkolonie bis auf gegenwärtige Zeit sich bekundet. Verschiedene Kapregierungen hätten gesagt: „Wir brauchen nichts weiter zu thun, als die Walfischbai festzuhalten, und Deutschland wird aus Südafrika hinausgleiten." Das neue Eisenbahnabkommen, heißt es in dem Times-Artikel weiter, könnte andeuten, daß diese Politik aufgegeben sei; Deutschland solle als dauernder Nachbar in Südwestafrika acceptirt werden.

„Acceptirt!" England gestattet hoffentlich auch gefälligst, daß Deutschland existirt. Der Ausdruck kennzeichnet zur Genüge den Hochmuthsstandpunkt auf englischer Seite, anderseits läßt er leicht ahnen, daß man von Deutschland für jenen „Gnadenerweis" einen guten Preis fordern möchte.

Als vorläufigen Schluß der Berichterstattung über die englischen Überhebungen lassen wir die Meinung eines englischen Geistlichen folgen. Der „Germania" Nr. 58, drittes Blatt vom 13. März d. J, entnehmen wir aus einem Londoner Briefe Nachstehendes: „Wie weit selbst in besseren Kreisen und gar in den

friedlichen Zirkeln der Anglikanischen Geistlichkeit der Geist des politischen Protzenthums und der lächerlichen Überhebung sich durchgerungen hat, wird Ihnen folgendes klassische Pröbchen drastisch erläutern. Der hochw. Herr Dr. Watson, unter dem Namen Jan Madeam als ein sehr fashionabler und erfolgreicher socialer Schriftsteller und Wanderprediger bekannt, hielt am Jahrestage von Wesley's Tode in einer großen Versammlung patriotischer Wesleyaner eine längere Rede folgenden Inhaltes: „.. Warum sollte unser Glaube (derjenige der Engländer) nicht noch weiter gehen und noch umfassender sein, wie derjenige der Propheten der alten Hebräer? In unserem Herzen tragen wir auch als gute Christen, nicht nur als Bürger, dieses England, welches Gott unseren Vätern gab. Warum sollen wir nicht den Muth fassen, wenn wir die Geschichte des Vergangenen mit der des Gegenwärtigen vergleichen, und in unserem eigenen Volke das moderne Israel erkennen, in besonderer Weise von Gott auserwählt!? Männer wie Cromwell, Wesley, Carlyle, Ruskin 2c. glaubten, daß Gott „Englands Gott" sei. Ist nicht die rechte Hand Gottes immer ganz besonders fühlbar gewesen zu Englands Gunsten in der Weltgeschichte? Kann irgend ein Mensch so blind sein, daß er Englands Bestimmung und Mission nicht verkennt? Gott hat während dieses Krieges England einen nobleren Geist verliehen, als den materieller Gewinnsucht 2c. 2c." England, das auserwählte Volk der Gegenwart und Zukunft, frei von Gewinnsucht und voll der edelsten Triebe für andere Völker! Ein herrliches Bild und eine herrliche Bescheidenheit und echt britische Demuth, die nicht einmal in ihrer ganzen heuchlerischen Häßlichkeit vor unserem Herrgott Halt macht!"

Wer die Überhebungen Englands ruhig, streng objektiv und vom psychologischen Standpunkte, auch von dem der „Geschäfts-Philosophie", aus betrachtet, wird nicht im Zweifel sein, daß wir vor einem hochinteressanten völker-geschichtlichem Problem stehen. Wir sehen ein großes Volk unter rein verschwindenden Ausnahmen vollständig dem Größenwahn verfallen; es ist, als wenn fast ganz England mit politischer Blindheit geschlagen wäre. Immanuel Kant würde heutigen Tags sein Urtheil über das englische Volk, was den ersten Theil seiner Kritik betrifft, bedeutend modifiziren, er schrieb: „Die englische Nation, als Volk betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen im Verhältniß gegen einander." Was

aber den zweiten Theil angeht, so kann man sein Urtheil auch heute noch nur dick unterstreichen. Es lautet: „Aber als Staat gegen andere Staaten der verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegerregendste unter Allen".

4. Abtheilung.

Englische Lächerlichkeiten.

Daß sich die Engländer durch den südafrikanischen Krieg auf dem Kriegsschauplatze, wie auch zu Hause, lächerlich gemacht haben, ist eine Welt-Thatsache, welche durch die Zusammenstellung der einzelnen Fälle und Begebenheiten — wenn überhaupt noch nöthig — bewiesen werden soll. Von großer Komik ist schon die außerordentliche Verblüffung, die in ganz Großbritannien über die langen Mißerfolge und Niederlagen seiner Truppen herrscht. In der Armee, wie im bürgerlichen Leben hat man sich Alles ganz anders gedacht, als es kam, weil man sich selbst und den Gegner gänzlich falsch abgeschätzt hatte. Große, selbstverschuldete Täuschungen haben mehr oder weniger immer komische Wirkungen, das trifft denn auch in vollem Umfange für die Engländer zu. Wie sie die Niederlagen aufnehmen, besonders aber, wie sie sich über dieselben zu trösten suchen, gehört zu ihrer Charakterisirung und ist zu registriren. An sich schon ist jede Überhebung lächerlich, wenn sie nicht durchgeführt werden kann und von den Seiten, gegen welche sie gerichtet ist, gebührend zurückgewiesen wird. Im tagtäglichen Leben sagt man: „Der ist einmal schön abgefahren, der kann genug haben, dem ist sein Übermuth schlecht bekommen, es geschieht ihm Recht". Wir glauben, daß selbst in Kreisen, die England sehr wohlwollend sind, keine Stimme vorhanden ist, die sagt: „Die armen Engländer! wie ist ihnen Unrecht geschehen! Das haben sie doch nicht verdient!"

Das Bewußtsein über die flagrante Ungerechtigkeit dieses Krieges haben nicht allein mehr oder weniger alle Engländer und „englische" Deutsche, sondern es zeigt sich gerade am Tiefsten und Klarsten auf den Seiten, die ihn mit Gewalt herbeigeführt haben. Wer verdreht am meisten die Thatsachen, wer lügt am dümmsten

über die Ursachen, und wer entschuldigt sich am lebhaftesten, als gerade die Personen, welche den Jameson'schen Einfall inszenirten und seit dieser Zeit fort und fort der Transvaal-Regierung keine Ruhe ließen? Den ganzen Umfang einer Schuld weiß selbstverständlich der Schuldige immer am Besten, und nicht gerade selten liegt in der Art seiner Vertheidigung für den Juristen, besonders für den Psychologen, das ausschlaggebende Moment für seine Schuld. Wenn jetzt wieder die „Times" von den „Herausforderungen" der Buren spricht, um die Fortsetzung des Krieges bis zur Annektion ihrer Staaten zu rechtfertigen, so spinnt sie nur den Faden der Unwahrheit weiter, den Cecil Rhodes und Chamberlain angefangen, und der auch in der englischen Thronrede weiter gesponnen wurde. Das Bedürfniß, die Schuld von sich abzuwälzen, nicht vor der ganzen Welt einem Urtheile zu unterliegen, das über den „Handlanger" Jameson gefällt wurde, einem Urtheile! das selbst in heuchlerischer Weise die treibenden Kräfte der englischen Regierung acceptirten, indem sie sich durch die öffentliche Meinung der Welt gezwungen sahen, eine Untersuchung anzustellen und Jameson verurtheilen zu lassen, ist so mächtig, daß selbst ein „Chamberlain" sich alle Mühe giebt, nicht als Urheber des Verbrechens zu gelten. Und in der That ist zwischen dem Jameson'schen Raubeinfall, der auch von Kaiser Wilhelm II. in den schärfsten Worten verurtheilt wurde, und dem Kriege gegen die Buren nicht der geringste moralische und politische Unterschied. Wer irgend logisch denkt, wird finden, daß es sich bei dem Überfall, wie bei dem Kriege, um ganz denselben Zweck, um dieselbe Raubgier, um dieselbe Herrschsucht handelt. Auch hier werden wir wieder an ein, von uns schon öfter besprochenes Thema erinnert, das seinen Kern in den Sätzen hat: daß bestimmte Handlungen von kleinen Leuten mit schwachen Mitteln ausgeführt, als Verbrechen angesehen und bestraft werden, während sie von Mächtigen begangen, mit großen Mitteln durchgeführt, als etwas ganz anderes gelten. Unwillkürlich erinnern wir uns der Worte Reinsdorf's vor dem Reichsgerichte in Leipzig, die dem Sinne nach lauteten: „Unser Verbrechen ist unsere Machtlosigkeit, unsere Schwäche; hätten wir die Macht, könnten wir Bataillone gegen Bataillone marschiren lassen, so wäre mit einem Schlage unsere Sache eine andere."

Was bei reinen Machtfragen gilt, das gilt auch leider auf den

Gebieten des bürgerlichen und geschäftlichen Verkehrs; es führte zu dem alten deutschen Sprüchworte: „Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen“. Wer im Kleinen stiehlt und betrügt, der wird gefaßt, wer hingegen in der Lage ist, mit ganz denselben Intentionen „Großes“ zu unternehmen, und es sich nicht um Hunderte oder Tausende von Mark, sondern um Hunderte oder Tausende von Millionen handelt, da fangen die Urtheile zu schwanken an, und doch liegen die Unterschiede der Fälle nur in der Höhe der Summen, und der Verschiedenartigkeit der Mittel, während der Zweck, die Intentionen, der Erfolg und die Wirkungen, unter Bezugnahme auf die selbstverständlichen formalen Verschiedenheiten ganz dieselben sind. Was wollten wohl vor circa sechzehn Jahren Herr Ofenheim, der Ritter von Pont-Euxin, was wollten Cornelius Herz, Arton und Konsorten? was die Schienen-Flicker und Schienen-Verschönerer? was alle Wein- und Nahrungsmittel-Fälscher? Alle wollten und wollen auf eine betrügerische, verbrecherische Art Geld gewinnen und möglichst rasch auch, oder noch reicher werden. Nichts Anderes will ja auch Herr Rhodes, nichts Anderes sollte der mit militärischen Machtmitteln unternommene Raubeinfall Jameson's bezwecken, dem als zweite, stark vermehrte Auflage der südafrikanische Krieg folgte. Obgleich nun Zweck und Intentionen bei ihnen ganz dieselben sind, wird der „Einfall“ verurtheilt, der Krieg aber entschuldigt und als „gerecht“ erklärt; das Recht der Macht besteht in der Gewalt; der Mächtige macht Gesetze und schafft durch sie Rechte. Was wahr und was Recht ist, dafür giebt es in der „Welt“ kein absolut wahres, sicheres Forum, denn was heute als wahr und recht erkannt wird, das kann der Mächtige morgen durch seine Gesetze in das Gegentheil verwandeln. Es giebt nur ein Forum für wahr und recht, das ist aber kein öffentliches, in der „Welt“ wird es selbst bestritten und verläugnet, denn es besteht in dem erleuchteten, „christlichen“ Gewissen, dessen Gesetztafeln die „Zehn Gebote“ sind. Wie viele Menschen kennen jedoch heute die „zehn Gebote“? und von den Wenigen, die sie kennen, richten sich die Meisten nicht nach ihnen. Auch nur so ist es möglich, daß so zu sagen ein ganzes Volk sein Gewissen verliert, oder es in einer Weise getrübt und verworren wurde, um ihm die Fähigkeit zu rauben, wahr und gerecht zu denken und zu handeln. Wir geriethen unabsichtlich in

einen Exkurs, der jedoch nicht allzu fern liegt, wenn man den Ursachen der Begebenheiten nach geht, aus welchen unser soziales, wirthschaftliches und politisches Leben besteht. Man würde mehr und leichter finden, wenn man mehr und schärfer denken wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Als kostbarstes Material zu den englischen Anstrengungen, die Niederlagen zu entschuldigen und die Schuld den deutschen militärischen Einrichtungen beizumessen, lassen wir einen Artikel der „Berliner Neuesten Nachrichten" Nr. 54, Morgenausgabe vom 2. Februar d. J., folgen.

„Unter den Versuchen, die Enttäuschungen, die der Krieg bisher der britischen Armee gebracht hat, systematisch zu erklären, nimmt die Darlegung, die gestern von den „Times" veröffentlicht wurde, und deren Urheber, nach dem Umfang, den das Blatt ihm eingeräumt hat, zu schließen, jedenfalls unter den hervorragenden Persönlichkeiten des englischen öffentlichen Lebens zu suchen ist, mindestens den Vorzug der Originalität für sich in Anspruch. Es wird nämlich nicht mehr und nicht weniger behauptet, als daß die sklavische Nachahmung deutscher Militäreinrichtungen durch die englische Armee der Grund alles Übels sei. Es heißt in der Darlegung:

„Durch nahezu eine Generation wurde unsere Armee gezwungen, in einer Atmosphäre zu leben, die vom Geiste der Bewunderung für die deutsche Armee durchdrungen war, — einer Bewunderung, die weit über das wirkliche Verdienst hinausging. Die deutsche Armee ist eine großartige Einrichtung, die dem Lande und dem Volke, für das sie geschaffen wurde, wunderbar angepaßt ist, aber nicht nothwendiger Weise auch den Verhältnissen eines anderen Landes und eines anderen Volkes entsprechen muß. Unsere Bewunderung hat, wie schon so oft, die Form bloßer Nachahmung angenommen. Von den Armeekorps bis zu den Pickelhauben und von der Mobilisation bis herab zu den Achselklappen sind wir einfache Nachahmer gewesen. Das Einzige, was wir mit Nutzen hätten nachahmen können — die geistigen Einflüsse in der deutschen Armee —, haben wir nach Art der äußerlichen Nachahmer bei Seite gelassen. Ist es ein Wunder, daß wir im gegenwärtigen Augenblick, wie ein deutscher Kritiker neulich ausführte, die Taktik von

St. Privat nachahmen? Als militärisches Ideal wurde es unseren Offizieren beständig vor Augen gehalten, sich in einem Kriege auf dem europäischen Kontinent Auszeichnung zu erwerben. Deßhalb die zahllosen Schriften über deutsche Schlachten, deßhalb die Besuche unserer hoffnungsvollen militärischen Führer auf den Schlachtfeldern von 1870 und die ausführlichen Berichte über die deutschen Herbstmanöver. Dann kam die Nachahmung dieser Manöver von unserer Seite. In welcher Weise unterscheidet sich die Organisation der Armeekorps, die wir nach Südafrika geschickt haben, von der Organisation eines Heeres, das wir beispielsweise nach dem Rheinland geführt hätten? Wir haben erfahren, wie zweckdienlich diese Organisation für den Kampf gegen die Buren war. Der Kampf mit Leuten, wie es die Buren sind, war das Letzte, was von Jenen gelehrt wurde, denen die Karriere eines Marlborough — eines englischen Offiziers in auswärtigen Diensten — als das höchste Ziel des Ehrgeizes erschien. Da der Pädagoge in Deutschland sich einer übertriebenen Werthschätzung erfreut, so mußten wir ihn auch hier überschätzen. Militärische Pedanten vergriffen sich an der muthigsten und begabtesten Jugend der Welt, dem denkbar besten Material für Offiziere und thaten ihr Bestes, um sie in eine Anzahl militärischer Gecken zu verwandeln. Die tapferen und energischen Jungen Großbritanniens mußten Vorlesungen anhören und Prüfungen über sich ergehen lassen, bis sie glücklich so weit gebracht wurden, zu denken, Bücher wären Alles, die Praxis in einer praktischen Kunst nichts, und die Generäle entstünden durch das Zeichnen auf eine Wandtafel oder durch das Anhören einer pedantischen Vorlesung. Der Vortragende war nur allzu oft ein Dilettant seiner Wissenschaft, der, nachdem er eine Zeit lang Soldat gewesen war, zur Pedanterie umsattelte. Die Sehnsucht eines Majors oder Obersten, Professor genannt zu werden, ist ebenso stark wie die Sehnsucht eines Doktors, „Oberst" genannt zu werden. Der Krieg hat es jedenfalls gezeigt, was der Pedant und germanisirende Nachahmer aus dem tapfersten und hingebendsten Soldaten machen kann."

Da haben wir es ja! weil die Engländer in Folge ihrer schlechten militärischen Erziehung und aus Mangel an Erkenntniß: was wissenschaftliche Kriegsbildung heißt, nicht minder in ihrem Unvermögen, die Truppen nach den taktischen Bedürfnissen und ört-

lichen Verhältnissen zu verwenden, Schlappen und Niederlagen erhielten, machen sie die deutschen Heereseinrichtungen verantwortlich. Der Sinn dieser Klagen kann doch nur der sein: hätten wir es den Deutschen nicht nachmachen wollen, würden wir die Buren längst geschlagen und die beiden Republiken schon vor Wochen annektirt haben. Hier trifft wieder zu: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es dennoch nicht dasselbe". Was können unsere großen Taktiker und Strategen dazu, wenn die Engländer sie nicht verstehen, aber trotzdem kopiren wollen? Die besten Lehren und Regeln sind nutzlos, öfter sogar sehr gefährlich, wenn sie nicht begriffen und falsch angewendet werden. Die Klagen der „Times" über die geistige Mißhandlung „der muthigsten und begabtesten Jugend der Welt" legen das beste Zeugniß für die große Konfusion ab, die bei ihnen herrscht, zugleich bilden sie Kommentare zu den Ursachen ihrer Niederlagen, die unter den herrschenden Prämissen ganz selbstverständlich erscheinen. Wenn übrigens die Engländer glauben, jetzt die wahren und einzigen Ursachen ihrer Niederlagen erkannt zu haben, so ist es ihnen leicht geworden, sie für die Zukunft zu vermeiden. Sie brauchen nur von Allem das Gegentheil von dem zu thun, was bei uns üblich ist und geschieht, dann sind ihnen die Siege sicher. Wir werden dann in den siegreichen englischen Feldherren lauter Anti-Moltke, Anti-Blumenthal, Anti-Göben, Anti-Werder, Anti-Franseckv und Anti-Roon's erblicken.

Recht erheiternd wirkt eine Korrespondenz der „Daily-News" aus Ladysmith vom 3. Februar. Es wird berichtet, daß man zwischen einer Menge von Burenwagen, welche nordwärts zogen, eine Abtheilung in Khaki gekleideter englischer Soldaten sah, welche von berittenen Buren eskortirt, „zu Fuß" marschirten. Alle diese englischen Soldaten waren „unbewaffnet und zeigten keine Spur von Niedergeschlagenheit, sondern marschirten aufrecht wie Männer, die ihre Schuldigkeit gethan haben". Was müssen die Engländer in Ladysmith für ausgezeichnete Ferngläser besitzen, um gesehen zu haben, daß ihre gefangenen Landsleute „keine Spur von Niedergeschlagenheit besaßen". Daß man aber den Gefangenen die Waffen abnahm, sie „zu Fuß marschiren" ließ, während die kulturwidrigen Buren protzig auf ihren Pferden saßen, das ging allerdings gegen den Respekt, den alle Welt den „Gottes-Engländern" schuldig ist. Aus

folgendem Schlachtberichte wird jeder einsichtsvolle Mensch ersehen müssen, warum der große Generalissimus Buller auch bei seinem dritten Angriff am Tugela diese eigensinnigen Buren nicht besiegen konnte. Das „Reuter-Bureau" berichtet vom 10. Februar: „London, 10. Februar. Das Bureau Reuter meldet über die dritte Niederlage Bullers ausführlicher Folgendes aus Springfield: Die Stellung der britischen Truppen nördlich vom Tugela konnte nicht gehalten werden. Die Verstärkungstruppen, die über den Fluß gesandt worden waren, gingen direkt auf eine Kette von Laufgräben über. Aber in Folge der starken Stellung des Feindes auf dem Brakfonteinhügel zur Linken, war es den britischen Truppen unmöglich, weiter vorzurücken, wenn nicht nutzlos große Verluste von Menschenleben auf's Spiel gesetzt werden sollten. Der Feind beschoß fortwährend die Stellung der britischen Truppen. Mehrere Geschosse des langen Tom fielen in die Transportkolonne. Vier derselben zerplatzten auf dem Zwartskop. Doch konnte der Feind die dort aufgestellten britischen Geschütze nicht in seinen Schießbereich bekommen. Die Kanonade war fürchterlich. Die gesammte britische Artillerie war in Thätigkeit, konnte aber den Langen Tom und andere Geschütze des Feindes nicht zum Schweigen bringen. Die Buren schossen fortwährend mit Nordenfeld-Geschützen auf die britische Infanterie. Am Mittwoch Nachmittag beschloß der britische General, den Vormarsch nicht zu forciren. Die Transportkolonne trat alsdann den Rückzug an. Nachts verließ die Infanterie den Vaalkranz. Die Überlegenheit des feindlichen Geschützfeuers machte den Vormarsch unmöglich."

„Modderriver, 10. Februar. Die vereinigte Streitmacht von Macdonald und Babington ist hierher zurückgekehrt. Ihr Marsch ist, obgleich wegen Terrainschwierigkeiten der ursprüngliche Plan nicht ausführbar war, in jeder Beziehung erfolgreich gewesen, denn die Buren wurden zurückgeschlagen."

Wenn allerdings die rohen, rücksichtslosen Buren — wie der Bericht zweimal hervorhebt — die Engländer fortwährend beschossen haben, sogar mit dem „langen Tom", wie durch „Nordenfeld-Geschütze", und „die Kanonade fürchterlich" war, so mußte Buller zurück, aber das ist doch klar, daß daran nur die eigensinnigen, verbissenen Buren schuld waren, die nie begreifen wollen, daß sie von den Engländern geschlagen sind. Der ersten

Beilage des „Reichsboten“, Nr. 37, vom 14. Februar d. J. entnehmen wir:

„Modderriver, 11. Februar. (R. B.) General Methuen gab auf Anordnung des Hauptquartiers, dem General Macdonald den Befehl, seine Truppen vom Koodoos-Berge zurückzuziehen. In militärischen Kreisen ist man der Ansicht, daß dieses Manöver Macdonalds, bei dem es sich nur um eine Rekognoszirung handelte, ganz vortrefflich (sic!) ausgeführt worden ist.“

Solche selbstzufriedenen Stilübungen von Generalen, die soeben erst geschlagen wurden, fangen allmählich selbst in England an, Anstoß zu erregen, und die Londoner Wochenschrift „South Africa“ fertigt sie heute unter der Überschrift „Löwen (?) von Eseln geführt“ derb ab, in dem sie u. A. erklärt:

„In all' diesen Dingen (Sport, Spiel, prahlerische Reden) sind gewisse britische Offiziere bewanderter, als im Kriegführen. Vielleicht sind die Klubs des Londoner Westends mit ihrem Sport und die Salons von Regent Street und Piccadilly nicht die beste Vorbereitungsstätte für den Ernst eines südafrikanischen Feldzuges.“

Wenigstens ein englisches Organ giebt es also, was die festländische Kritik über diese Erscheinungen jetzt als berechtigt übernimmt. Die große Menge will freilich nichts von ihr wissen, sie berauscht sich lieber an dem formidablen Rüstungszauber, der soeben wieder im Parlament als blauer Dunst für einen peinlichen Augenblick vorgeführt wird. Er wird aber am wenigsten an der Thatsache etwas ändern, daß die Dinge in Südafrika momentan für England immer schlechter zu gehen anfangen. Schon der letzte Rückzug Bullers über den Tugela dürfte zu einer Art Deroute geführt haben. Die Burenpositionen auf dem Dornkloof im Osten sind offenbar sehr gefährlich und drohend gewesen; ihre Artilleriestellung dort, von deren vernichtendem Eindrucke Buller selbst wiederholt meldete, war der eigentliche Schlüssel zum Wege von Ladysmith, nicht der, welchen Buller in den Händen zu haben glaubte. Nur schleunige Flucht scheint die Engländer vor einer noch umfangreicheren Katastrophe bewahrt zu haben.“

Eine weitere englische Kritik über die Generale auf dem Kriegsschauplatze entnehmen wir der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 97 vom 31. Januar d. J. Es heißt: „London, 29. Januar 1900. Die ersten amtlichen schriftlichen Berichte vom Kriegsschauplatze wer-

den hier in fast allen Blättern, selbst in den konservativsten, ganz gründlich durchgehechelt und die bisherige englische Kriegführung der schärfsten Kritik unterzogen. Die Times kennt keine Schonung mehr für Buller, und die St. James Gazette giebt in einem Leitartikel: „Würde und Depeschen," wohl die rücksichtsloseste und offenste Lektion, die den britischen Generalen bisher zu Theil geworden ist. War es überhaupt nöthig, daß dieser Begleitbrief, welcher die Sorglosigkeit der Buller'schen Offiziere bestätigte, veröffentlicht wurde? Lord Methuen füllt seine Rapporte mit dem slang (Straßenredensarten) und dem Humor Rudyard Kipling's aus. Wir hören von ihm, daß eine Abtheilung der schottischen Garden eins ausgewischt bekommen hat, und man wundert sich nur, daß er nicht hinzugefügt, daß sie dem Feinde „blaue Bohnen zu schmecken gegeben haben". Ferner giebt er folgende kleine Probe von slang und Geschwätz in seiner Depesche vom 28. November: Nach Allem, was ich erfuhr, begannen einige Buren bereits am 2. d. sich zu drücken, und am 4. d. verdufteten eine weitere stattliche Anzahl, und ihre Führer lunchten in demselben Hotel, in welchem ich dies schreibe; sie waren vollständig entnervt wegen unserer Verbissenheit. Ich denke, ein weiteres Gefecht bei Spytfontein wird die Freistaatler überzeugen, daß es besser ist, nicht mehr zu kämpfen! — Das ist der Stil eines Zeitungskorrespondenten, aber nicht eines Generals, und übrigens, etwa acht Tage später erhielt Lord Methuen von diesen Freistaatlern exemplarische „Dresche" (thrasing)."

Man kann gerade nicht behaupten, daß die englischen Generale und Truppenführer es verstanden haben, seit Januar und Februar ihre Blätter günstiger zu stimmen, trotzdem sie nun unter dem Oberbefehl eines Marschall Roberts und Generalstabs-Chef Kitchner stehen. Die Urtheile der englischen Blätter in der ersten Hälfte des April sind weit schärfer und gereizter, als sie es früher waren, erklärt doch der „Times"-Korrespondent in Kapstadt, die Mehrheit der englischen Generale und Offiziere für dumm. Dieses Urtheil über unsere englischen Kameraden ist zu scharf und erscheint uns entschieden ungerecht. Es ist von Federfuchsern abgegeben, die, wie ja überall bekannt, hinter ihren Pulten Alles verstehen und hinterher die schönsten Feldzugspläne ausarbeiten. Der „Frankfurter Zeitung" Nr. 101, Abendblatt vom 12. April d. J., entnehmen wir Nachstehendes: „Die englischen Blätter gehen in ihrem

Unmuth über die letzten Niederlagen mit den britischen Heerführern sehr scharf in's Gericht. Nachdem der „Times"-Korrespondent in Kapstadt die „Mehrheit" der englischen Generale und Offiziere für „dumm" erklärt hat, bemerkt nun der „Morning Herald", daß man längst für Remonten und warme Kleider gesorgt hätte, „wenn das Kriegsministerium nicht so unglaublich dumm und verbohrt wäre". Dann bemerkt das Blatt weiter:

„Jeder Mensch, mit Ausnahme der Beamten im Kriegsministerium, habe schon lange gewußt, daß, wenn bei uns der Sommer herannaht, es in Südafrika Winter wird. Man habe eingewendet, daß die Schuld nicht das Kriegsministerium träfe, sondern daß die Verzögerung eine Folge der zu langen rückwärtigen Verbindungen der Armee wäre. Diese Entschuldigung sei aber nicht stichhaltig, da die Bahn von Kapstadt nach Bloemfontein offen sei. Außerdem hätte man die Truppen nie mit dem dünnen Khakizeug aussenden dürfen, da jedes Kind wisse, daß in Südafrika auch im Sommer die Nächte bitter kalt sind und langanhaltende Regengüsse die Temperatur manchmal sehr abkühlen. Davon habe natürlich das Kriegsministerium nichts geahnt, und erst die letzten Transporte hätten wärmere Uniformen erhalten. Die Folge sei, daß ein großer Theil der Truppen an Lungenentzündung und sonstigen bedenklichen Erkältungen erkrankt sei, gerade jetzt, wo jeder Mann zur höchsten Noth gebraucht würde. Dann geht der Artikel auf die Fehler der Führer über: Der Hinterhalt von Koorn Spruit zeige, daß dieselben Dummheiten immer wieder gemacht würden. Aus der langen Reihe von „Unglücksfällen" hätten die Führer noch keine Lehre gezogen, weder für ihre Strategie, noch für ihre Vorsicht. Die Engländer seien in den Hinterhalt getrieben worden, wie man Rebhühner der Schützenlinie zutreibe: ein Augenzeuge habe gesagt, es sei gewesen, als ob man in eine Theatergarderobe gegangen sei, um seine Sachen abzulegen. Die Buren hätten wohlgefällig Jedem die Waffen abgenommen und ihn dann gebeten, den einzigen Weg zu gehen, der offen war. Es sei klar, daß der Offizier, der den Transport geführt hätte, nicht die nothwendige Vorsicht angewandt habe, und dadurch, daß sein Name geflissentlich geheim gehalten werde, würde die Sache nicht besser. (Es wurde zuerst behauptet, der Führer sei der Herzog von Teck gewesen. Red.) Außerdem sei der Rücken des Obersten Broadwood nicht genügend geschützt ge-

wesen, und das sei ohne Frage ein Fehler der Oberleitung selbst."

An diese Auslassungen knüpft ein Leitartikel des „Morning Herald" an. Das Blatt meint, es sei jetzt endlich Zeit, die Wahrheit zu sagen, und unpatriotisch, dieselbe zu verschweigen. Die Presse sei wahrlich mild genug mit den Offizieren an der Front umgegangen. Kein Volk des Kontinents hätte sich das gefallen lassen, während die englische Presse noch immer Worte des Lobes für die Tapferkeit der Soldaten gefunden hätte. Die neuesten Vorfälle hätten aber bewiesen, daß die Offiziere nichts lernen wollten, und da sei es dann die höchste Zeit, zu fragen, ob denn überhaupt die rechten Leute in der Front ständen. Daß sie tapfer seien, wolle Niemand leugnen, das genüge aber heutzutage nicht mehr. Die Offiziere verständen ihre Aufgabe nicht und ließen sich von Leuten zum Narren halten, die auf jedem Paradefeld selbst ausgelacht werden würden. Ein Soldat müsse seine Aufgabe ebenso zu verstehen lernen, wie ein Rechtsanwalt oder Arzt seine Beschäftigung. Der erste Schritt zur Besserung würde sein, wenn die socialen Verhältnisse bei der Auswahl der Offiziere keine Rolle mehr mitspielen dürften, sondern eben nur die geeignetsten Leute dazu genommen würden. Der Offizier müsse ebenso, wie der Kaufmann immer das Gefühl haben, daß er sich vermöge seiner Fähigkeiten heraufarbeiten könne. Seine gesellschaftliche Stellung dürfe mit dem Dienst überhaupt gar nichts zu thun haben. Das Interesse der Armee müsse eben über allem Anderen stehen, dann erst könne von einer Besserung der Verhältnisse die Rede sein."

Einen höchst interessanten Beleg für die umfassende, auf alle erdenklichen Umstände und Verhältnisse ausgedehnte Tapferkeit und für den heroischen englischen Muth, giebt die zweite Ausgabe der „Times" vom 28. Januar d. J. In einem Lapidar-Styl berichtet das Weltblatt: „Die Nachricht von dem Mißerfolge Buller's wurde mit „Muth und Tapferkeit" aufgenommen. Der Platz (Ladysmith) kann ausharren. Die Gesundheitsverhältnisse sind besser."

Ja! wir kleinlichen Deutschen kennen die Engländer immer noch nicht ihrer ganzen Größe und Erhabenheit nach. Nachrichten, die wir und andere kleine Völker mit „Resignation" aufnehmen würden, nehmen die „Gottes-Engländer" mit „Muth und Tapferkeit" auf. Wie sie bei solchen Gelegenheiten ihre „Tapfer-

keit“ bethätigen können, das! bleibt allerdings vorerst noch ihr Geheimniß.

Wir gelangen zum Generalissimus Buller, der bei seiner Ankunft in Südafrika (Durban), darauf schwören wollte, daß der Friede im Mai von England in Pretoria diktirt würde, und bei seinem ersten Versuche, Ladysmith zu entsetzen, am Tugela seinen Truppen zurief: „Ein Zurück giebt es nicht“, was ihn jedoch nicht hinderte, viermal zurückzugehen. Am bullersten war jedenfalls Buller, als er sich unter schweren Verlusten vom vermeintlichen „Spionskop“ zurückzog. Den großen und für die Buren so verhängnißvollen Fehler: nach den schönsten Siegen den Feind nicht zu verfolgen, ihn sogar gänzlich ungehindert mit seiner Artillerie und dem Train einen Fluß überschreiten zu lassen, faßte der „englische Ducrot“ in folgender Weise auf. Der Schluß seiner Meldung an das Kriegsministerium, worin er mit Stolz den ungefährdeten Rückzug über den Tugela-Fluß hervorhebt, lautet: „Die Thatsache, daß die Truppen sich bei naher Fühlung mit dem Feinde — an einzelnen Stellen waren die Linien weniger als 900 Meter von einander entfernt — in tadelloser Ordnung zurückziehen konnten, ist ein genügender Beweis für die Moral der Leute, und daß wir unseren schwerfälligen Ochsen- und Maulthier-Transport über einen sehr stark fließenden 76 Meter breiten Fluß mit 6 Meter hohen Ufern unbelästigt zurückbringen konnten, ist, wie ich glaube, ein Beleg dafür, daß der Feind gelehrt worden ist, die Gefechtsart unserer Soldaten zu achten“.

Hierzu bemerkt sehr richtig die englische Wochenschrift: „South-Africa“: „General Buller war stolz darauf, daß die Buren den Briten einen ungehinderten Rückzug gewährten. Wahrlich, es scheint keinerlei Art von Demüthigungen zu geben, wobei die Eigenliebe englischer Generale nicht noch einen Anlaß zum Stolz findet. Das ist eine wundervolle Anlage und echt britisch, aber eine solche, die uns bisweilen dem Spotte unserer Nachbarn auf dem Festlande aussetzt. General Buller denkt, das Verhalten der Buren sei ein Beweis der Achtung vor den glänzenden Kampfeseigenschaften des englischen Soldaten gewesen. Wenn dem so ist, dann haben die Buren in der That eine sonderbare Art, ihre Achtung kundzugeben. Tommy im Kampfe vermögen sie Stand zu halten, Tommy auf der Flucht dagegen lähmt sie. Es ist unglaublich, daß bri-

tische Offiziere zeitweilig (?) so pompöse Reden führen. Unsere Nation scheint thatsächlich in großer Gefahr, durch maßlose nationale Überhebung zu schweben."

Wer das schrieb, gehört zu den wenigen „weißen Raben", die England gegenwärtig besitzt. Dächte man über dem Kanal, wie dieser Hell- und Klarseher, so hätten wir auch kein Kapitel über die „englischen Lächerlichkeiten" zu schreiben, und ebenso wenig hätten wir Ursache, über englische Überhebungen, Rücksichtslosigkeiten u. s. w. zu sprechen. In welcher Weise uns jedoch immer wieder neue Veranlassungen geboten werden, über die Engländer zu schreiben, mag aus der Rede des immer mehr „verbullerten" Buller hervorgehen, die er nach seinem „tapferen" Rückzuge über den Tugela und seiner Niederlage am Spionskop an seine Truppen hielt. Der große Sprecher und „verkannte Sieger" sagte: „Sie sollten nicht glauben, weil sie sich zurückgezogen von ihrer Stellung, daß alle ihre Mühen nutzlos gewesen wären. Nach seiner Meinung hätten sie den Schlüssel zu dem Wege nach Ladysmith gewonnen, wo sie, wie er glaube (diesmal schwor er also nicht), binnen einer Woche sein würden."

Da er aber trotz „seinem Schlüssel" ein drittes und viertes Mal zurückgeworfen wurde, auch nicht binnen einer Woche, sondern erst nach Wochen in Ladysmith einziehen konnte, weil die Buren die Belagerung aufhoben, so scheint es, daß er den Schlüssel wieder verloren hatte oder es ein falscher Schlüssel war. Über die Befreiung von Ladysmith durch den freiwilligen Abzug der Buren, den sich Buller gern als Sieg aneignen möchte, schreibt die „Deutsche Tages-Zeitung" in der Abendausgabe Nr. 105 vom 3. März d. J., wie folgt: „London, 3. März. Dem Kriegsamt ging folgendes Telegramm des Generals Buller von gestern Abend $6^1/_2$ Uhr aus Ladysmith zu: „Ich finde, daß die Niederlage (!) der Buren vollständiger ist, als ich anzunehmen wagte. Der ganze Bezirk ist vollständig von ihnen geräumt, und abgesehen von der Höhe des Van-Reenens-Passes, wo einige Wagen sichtbar sind, kann ich keine Spur von ihnen entdecken. Ihr letzter Zug hat Modderspruit-Station gestern um 1 Uhr verlassen, und hierauf haben sie die Brücke gesprengt. Ihre Wagen haben sie vor 6 Tagen gepackt und sich dann in nördlicher Richtung von Ladysmith in Bewegung gesetzt, so daß es uns nicht möglich war, sie abzuschneiden; jedoch haben sie große

Mengen von Munition jeder Art, Viehfutter, sowie Lagergeräthschaften und anderes Gepäck zurückgelassen. Ihre Geschütze haben sie bis auf zwei mitgenommen."

General Buller stellt es mit seiner bekannten Großsprecherei so dar, als ob die Buren vor ihm gewichen wären, während sie schon sechs Tage vor Abgang seines Telegrammes, also bevor sie ihm noch die blutigsten Gefechte lieferten, in denen er ungeheure Verluste erlitt, ihre Wagen zum Abmarsch nach der Grenze gepackt hatten. Und daß die schweren Verluste der letzten Tage dem General Buller nur von der Nachhut der Buren beigebracht worden sind, wird dadurch bewiesen, daß er gestern nur noch ihre letzten Wagen auf der Höhe des Van Reenens-Passes erblickte. Daß die Buren den Abzug über diesen Paß in den Oranje-Freistaat mit aller Ruhe und Umsicht vollzogen haben, zeigt die Meldung von der Sprengung der Brücke bei der Modderspruit-Station. General Buller hat wahrlich keinen Grund, von einem Siege zu sprechen. Wenn man erst erfahren wird, wie klein die Burenabtheilung war, die ihn beinahe noch am Einzug in Ladysmith gehindert hätte, wenn sie nicht dem Ruf in den Oranje-Freistaat hätte Folge leisten müssen, so wird sich die Unfähigkeit dieses ruhmredigen englischen Generals in ihrer ganzen Lächerlichkeit herausstellen."

Wir verlassen unseren lustigen Buller, nachdem noch einer Lektion gedacht ist, die er von dem Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" in London, einem „alten preußischen Offizier", in Nr. 64, Abendblatt vom 6. März, kostenfrei erhielt. In seinem Artikel sagt der alte Herr: „Fassen wir nun noch einmal kurz die Eindrücke von Buller's Verhalten bei dem vierten Entsatzversuche zusammen, so sehen wir zunächst das tolle Draufgehen ohne gehörige vorherige Aufklärung. Wie bei den meisten früheren Gelegenheiten, führt Buller seine Truppen zunächst gegen die günstig postirte Front des Feindes und, wie immer, läßt er mit gewaltigen Verlusten eine Stellung stürmen, die sich nachher als unhaltbar herausstellt. Dabei müssen wir bedenken, daß Buller nicht in Feindesland, sondern in einer englischen Kolonie kämpft, wo ihm durch englische Farmer Auskunft zur Verfügung stand, die in Feindesland sicherlich fehlen wird. Wenn nun Buller bei früheren Gelegenheiten, das Unmögliche einer Stellung erkennend, vor weiteren Opfern zurückschreckte, so wäre diesmal, wo er es nur mit einer

Arrièregarde zu thun hatte, im Interesse der Kriegslage vorzuziehen gewesen, auf dem, wenn auch nur unter schweren Opfern zu erkämpfenden Wege zu bleiben. Jeder Tag, der den abziehenden Buren zugestanden wurde, war für Buller ein unersetzlicher Verlust. Aber wiederum bricht Buller's Zaghaftigkeit nach den schweren Verlusten des 23. und 24. Februar durch. Noch einmal geht er über den Tugela zurück, um jetzt den Angriff zu machen, den er Monate früher hätte versuchen müssen. Die Buren können Buller zu Dank verpflichtet sein, denn er hat ihnen ihre Geschütze gerettet, da nur zwei, wahrscheinlich verwundete Geschütze, von ihnen zurückgelassen wurden. Die merkwürdigste Leistung Buller's ist aber endlich die, daß er am 2. März meldet, jede Spur von den Buren verloren zu haben, nur auf der Höhe des Van Reenen-Passes seien Wagen sichtbar. Was, so fragt man sich, thut denn eigentlich Dundonald's Kavallerie? Hält Buller etwa den Krieg für beendet, daß er mit dem zurückgehenden Gegner jede Fühlung aufgiebt? Es wird für Lord Roberts äußerst unerfreulich sein, im Unklaren darüber gelassen zu werden, ob sich die Buren nördlich oder westlich gewendet haben. Buller, der Wochen lang mit ihnen im Kampfe stand, hätte in der Lage sein müssen, ihm dies sagen zu können, aber Buller zuckt die Achseln und sagt: „Ich habe jede Spur von ihnen verloren." Wenn die englischen Sachverständigen thatsächlich mit solchen Leistungen zufrieden sind, so ist dies sehr günstig für Buller; Lord Roberts, das ist meine feste Überzeugung, wird jedoch nicht damit zufrieden sein."

Wir gelangen zu dem vorläufigen Schlusse über die „englischen Lächerlichkeiten". Zu diesen gehören auch die Manifestationen des Freudentaumels über den Sieg der 40 000 Engländer unter Marschall Roberts gegen 3700 Buren am Paardeberge, und Entsetzungen von Kimberley und Ladysmith. In welch' brutaler, wie ungezogenen Weise sich die Freude über d i e s e Siege in Großbritannien geäußert, haben wir schon berührt, es bleibt nur noch, ihre lächerliche Art zu registriren. Der „Frankfurter Zeitung Nr. 62, drittes Morgenblatt vom 4. März, entnehmen wir nachstehenden Bericht: „Englischer Siegesjubel. London, 2. März. Der Enthusiasmus, welchen gestern die Nachricht von Dundonald's Einzug in Ladysmith hier entfesselte, war so groß und so allgemein, wie die jetzige Generation hier noch keinen erlebt hat, und selbst

Personen, die ein langes Leben hier in London verbracht haben, sind erstaunt darüber, wie der äußere Charakter der Bevölkerung und die ganze Physiognomie der riesigen Themse-Stadt sich mit einem Male so gründlich hat ändern können, nachdem gestern Morgen das kurze Telegramm hier bekannt geworden war. Wer gestern Abend plötzlich, etwa mit der Eisenbahn von auswärts ankommend, mitten in die jedem Besucher Londons bekannte Gegend von Charing Croß oder an den Strand versetzt wurde, konnte bezweifeln, ob er in London wäre. Man konnte eher glauben, man sei in eine Stadt gerathen, in der der Karneval gefeiert wird: man sah nichts, wie Aufzüge von singenden und lärmenden Leuten mit der dreifach gekreuzten blau-weiß-rothen britischen Flagge, dem Union Jack in zahllosen großen, kleinen und ganz kleinen Exemplaren. Union Jack's sah man auf Stöcke und auf Schirme aufgesteckt, Union Jack's sah man um Cylinderhüte und um allerlei andere Hüte gewickelt, Union Jack's hatten manche Personen um ihre Schultern oder um den Leib gebunden, Union Jack's flatterten von allen möglichen Fuhrwerken herab. Die Omnibuskutscher und die Cabbies hatten blau-weiß-rothe Bänder an ihren Peitschen, Hunde trugen die nationalen Farben an ihren Halsbändern, und die fliegenden Händler, welche am Rande des Trottoirs sonst allerlei nützliche und unnütze Gegenstände feilbieten, handelten gestern nur mit kleinen Union Jack's, mit blau-weiß-rothen Rosetten, blau-weiß-rothen Blumensträußen und Medaillonbildern von Roberts, Kitchener, Buller, Warren und Baden-Powell. Und sie machten Geschäfte! Zu diesem Getriebe kam nun ein Lärm und ein Getöse, wie man es in London noch nicht erlebt hatte. Den Gesang der Massen begleiteten allerlei Musikinstrumente, welche zum Theil auch an einen Karneval erinnerten.

Der Jubel begann am lautesten in der City vor der Börse, der Bank von England und dem Mansion House. Das ist der richtige Ort für den lautesten patriotischen Jubel. Die ganze City ist ja eine Börse, und der Lord Mayor ist auch ein Mann der Börse, und der ganze Platz zwischen den drei berühmten Gebäuden kann aus mehreren Gründen als das Centrum und der Schwerpunkt des ganzen englischen Weltreichs bezeichnet werden. Das ganze englische Weltreich ist ein Handelsunternehmen, und der witzige Herausgeber der „Truth", Herr Labouchère, ist nicht sehr weit von der Wahr-

heit abgegangen, als er vor mehr als einem Jahre schon das englische Weltreich in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung verwandelte und den Prospekt dieser Gesellschaft bekannt machte. Es standen die Namen vieler berühmter oder wenigstens bekannter Männer auf dem Prospekte... Thatsächlich ist das englische Weltreich noch nicht eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung geworden, sondern es sind vorläufig noch mehrere — aber das thut nichts zur Sache: die Börse und die City von London wissen, daß es ihr Geschäft ist, patriotisch zu sein. Darum der laute Jubel in der City, in der Börse und bei Lloyds. Darum gerieth mancher Herr in der City gestern in solchen patriotischen Enthusiasmus, daß sein glänzender seidener Cylinderhut Schaden erlitt, darum ging der eine oder andere sehr stabile Finanzmann gestern so aus der gesetzlichen Haltung heraus, daß er einen Union Jack auf seinen Spazierstock steckte oder einen Union Jack um seine Schultern wand. Selbst die „alte Dame von Threadneedle Street", die solide Bank von England, ging soweit von ihrem sonstigen Gebrauche ab, daß die Gouverneure und die höheren Beamten sich um halb fünf Uhr Nachmittags versammelten, um „God save the Queen" zu singen, während die Angestellten sämmtlicher Bureaux der Bank mit Flaggen und Bannern dabei standen. Auch die Beamten des Bankrott-Gerichtshofes unterbrachen ihre Thätigkeit, um die Volkshymne zu singen."

Die „Kölnische Zeitung" schreibt über den Sieges-Jubel in ihrer Nr. 171, Sonntagsausgabe vom 4. März: „London, 2. März. Die freudige Bewegung über den Entsatz von Ladysmith, die während des gestrigen Tages in Londons Straßen herrschte, steigerte sich in der Nacht zu einem förmlichen Begeisterungsrausche. In der City schien die Menge, trunken vor Siegesfreude, völlig den Kopf verloren zu haben. Dort wurde gesungen, gejauchzt und gelacht, — ja sogar getanzt. Reich und Arm befreundete sich, der Mann aus dem Westend mit dem aus dem Osten, und die Standesunterschiede schienen völlig verwischt. Am erregtesten war das Volk natürlich in der Nähe des Mansion House, doch auch anderwärts, wie am Piccadilly Circus, wollten die Hochrufe auf die Königin und die Helden des Tages kein Ende nehmen. In der Nähe der Bank war jeder Wagenverkehr unterbrochen, und die gutmüthigen englischen Schutzleute ließen dem Volk gern seinen Willen. Besonders

begeisterte Patrioten versahen sich mit einer Fahne und waren denn auch stets eines stattlichen Gefolges sicher. Einem kleinen Jungen, der eine Penny-Fahne trug, folgten über hundert erwachsene Personen, und ein Anderer, der sich bis zu einer 50 Penny-Standarte verstiegen hatte, erhielt die Führerschaft über eine noch größere Anzahl. Wenn Soldaten auf der Bildfläche erschienen, wurden sie mit einem nicht enden wollenden Jubel begrüßt. Am Mansion House wurde unaufhörlich nach dem Lord Mayor gerufen, und obwohl er nicht erschien, wurden die halbe Nacht Hochrufe auf ihn ausgebracht. Einem sehr alten Herrn, der den Union Jack in der einen, eine Trompete in der anderen Hand hielt und unaufhörlich blies, wurde ein besonderes Hoch dargebracht. Ein anderer Herr lenkte die Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß er von einem Cab aus in der Absicht, eine Rede zu halten, eine Fahne schwenkte. Als die Volksmenge einen genügend großen Kreis um ihn gebildet hatte, hielt er die Fahne empor und rief: „Bald gehst du über Pretoria auf." Er beabsichtigte wohl, eine Ansprache zu halten, aber das Geschrei war so laut, daß man keines seiner Worte verstehen konnte. Man sah auch kleine Kinder, die von ihren Eltern mit in das Getümmel genommen wurden, um sich eine Erinnerung an den denkwürdigen Tag bewahren zu können. Von den Straßen verpflanzte sich die Begeisterung in die Theater und Spezialitätenbühnen. Die Alhambra hatte eine „Patriotische Nacht" veranstaltet, und der Jubel wollte kein Ende nehmen, als nach dem grimmigen Gesicht „Dom Paul's" Lord Salisbury's und Chamberlain's Bilder durch den Kinematographen gezeigt wurden. In einem der vornehmsten Theater Londons, in „Her Majesty's Theatre", wurde der Abend mit der Nationalhymne eingeleitet, die ausgelassene Stimmung in den „Music Halls" vermögen Worte kaum wiederzugeben."

Und das Alles — — für solche „Siege" und Erfolge. Wären die Engländer in allen anderen Fällen und bei anderen Gelegenheiten ebenso bescheiden und anspruchslos, so wären sie das liebenswürdigste Volk der Erde.

IV. Kapitel.

Über die englischen Grausamkeiten, Schandthaten und Verbrechen.

Unsere Aufgabe als Registrator liegt in erster Linie darin, bestimmte Verhältnisse und Begebenheiten festzulegen, sie als Thatsachen nachzuweisen und dadurch theils der Vergessenheit, theils den Versuchen zu entziehen: sie aus irgend welchen Gründen mit mehr oder weniger Erfolg abzuleugnen. Aus den geschichtlichen Aufzeichnungen, im Reflexe philosophischer Gedankenarbeit entstehen die Geschichtsbücher, die, wenn sie sind, was sie sein sollen, keine „Geschichten"-Bücher sein dürfen. Der aufmerksame Politiker — und ein Registrator für geschichtliche Begebenheiten muß doppelt aufmerksam sein — weiß, mit welchen fortgesetzten Anstrengungen versucht wird, Thatsachen, Verhältnisse oder Beziehungen zu verdrehen, abzuschwächen oder womöglich ganz abzuleugnen, wenn sie von bestimmten Seiten als lästig und peinlich empfunden werden oder diesen für gewisse Zwecke im Wege stehen. Wissen wir doch, daß geschichtliche Personen bemüht waren, ihre eigenen Handlungen in Abrede zu stellen und sie gegenüber „ihren Geschichtsschreibern" zu bestreiten. Hierüber haben wir besonders aus den letzten zwanzig Jahren die interessantesten Belege. Was den Inhalt dieses Kapitels betrifft, so wird von Seiten der Engländer Alles aufgeboten, ihn zu ignoriren oder abzuleugnen. Wir sehen im Geiste bereits englische Geschichtsblätter vor uns liegen, auf welchen die englischen Grausamkeiten und Schandthaten als Märchen bezeichnet werden, erdacht von den Feinden der großen Nation. Den Anfang machte bereits die „Times", mit der wir

uns gründlichst auseinandersetzen werden. Bei Bearbeitung des vorliegenden Materials erschien es uns besonders geboten, mehr „referirend" als „produzirend" zu sein, weshalb wir auch noch mehr, als sonst den Zeitungsberichten den Vorrang ließen. Nach diesem Kapitel werden alle Versuche der Engländer, ihre Grausamkeiten und Gemeinheiten zu negiren, vergebliche Arbeit sein. Die Geschichte wird Großbritannien zum Trotz feststellen, in welcher schmachvollen Weise sich seine Söhne in dem südafrikanischen Kriege vom Jahre 1899/1900 benommen haben.

Wir beginnen unser Referat mit einem Artikel über die „Standesehre in der englischen Armee", wohl wissend, daß er seiner Materie nach mehr in den Abschnitt des vorangegangenen Kapitels gehört, das von den englischen Überhebungen handelte. Wir lassen ihn jedoch eigens hier folgen, um zu zeigen, wie sich diese „Standesehre" zu den Vorkommnissen verhält, die zur Sprache gebracht werden sollen. Der „Frankfurter Zeitung", Nr. 332, zweites Morgenblatt vom 30. November 1899, entnehmen wir nachstehenden Artikel: „Die Standesehre im englischen Heere. Aus London schreibt man uns: Der Leser wird erstaunt sein, daß man auch in England die höchst merkwürdige Pflanze Standesehre kennt, und er wird noch mehr erstaunt sein, wenn er hört, daß diese Standesehre der englischen Militärs noch weit über diejenige der kontinentalen Militärs gehen soll. Den Beweis dafür bietet ein Artikel in einem englischen Offizierblatt, welches u. A. schreibt:

„Wir dürfen niemals vergessen, daß der Bur kein Soldat in unserem Sinne des Wortes ist. Er ist nur ein Bürger, der kämpft, wenn er dazu berufen wird. Der Sinn für Ehre ist daher bei ihm nicht so ausgeprägt, wie bei unseren Leuten mit ihrer vorzüglichen Disziplin, ihrem Esprit de corps und ihrer großartigen militärischen Tradition."

Erstaunlich ist es freilich, daß man in England nur dann die hohe Standesehre des Militärs anzuerkennen scheint, wenn ein Krieg tobt, denn in Friedenszeiten wird der an Ehre so hoch stehende Soldat aus englischen Wirthshäusern gewiesen, weil der Wirth befürchtet, daß ihm sonst die Bürger aus dem Lokal laufen. Selbst Unteroffiziere können es erleben, daß man ihnen sagt: „Soldaten erhalten hier nichts." — Das läßt allerdings weder auf hohes Ansehen des Militärs, noch auf eine besonders entwickelte

Standesehre schließen, und wer weiß, daß alle möglichen gescheiterten Existenzen, besonders solche, die den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht recht begriffen haben, in der Armee eine Zufluchtsstätte suchen, wird ebenfalls darüber erstaunt sein, daß den englischen Soldaten eine hohe Standesehre innewohnen soll. Besehen wir uns aber diese Standesehre einmal etwas näher. Nach der Übergabe der englischen Bataillone bei Ladysmith wurde von den englischen Soldaten mit maßlosem Erstaunen wahrgenommen, daß die Buren die ihnen von den Gefangenen entgegen gehaltenen Geldbörsen mit Entrüstung zurückwiesen. Die Buren, das ging daraus klar hervor, waren eben Leute, die keine Ahnung von Standesehre — nach englischen Begriffen hatten, sonst hätten sie wissen müssen, daß der Gefangene von dem Sieger ausgeplündert wird. Anfangs glaubte ich, daß man die Buren vielleicht für Barbaren gehalten und deshalb angenommen habe, daß sie die Gefangenen berauben würden. Heute weiß ich, daß die Ausplünderung des Feindes thatsächlich zu den Privilegien des englischen Soldaten gehört, der nach Ansicht des Offizierblattes eine so fein entwickelte Standesehre besitzen soll. Es liegt nämlich aus Misselborough ein Telegramm vor, welches bald nach der für die Engländer siegreichen Schlacht bei Elandslaagte aufgegeben wurde und durch die englische Presse ohne Kommentar die Runde macht. Dieses Telegramm hat folgenden, für unsere Ehrauffassung etwas überraschenden Inhalt:

„Viele unserer Soldaten sind durch die ihnen zugefallene Beute ganz reich. Pferde hatten am Sonntag Morgen gar keinen Werth. Die Infanterieregimenter, welche mit dem Feind in's Handgemenge gekommen waren, haben den besten Profit gemacht. Ich sah einen Gordon-Hochländer, der ein nicht gut aussehendes Pferd für drei Cigaretten verkaufte. Ein anderes Pferd erzielte, gesattelt und gezäumt den Preis von 10 Mark und 50 Pfennigen, ein anderes wurde für 2,50 Mark und eine Runde Whiskey für sechs Personen verkauft. Mausergewehre waren für alle Preise zwischen 10 Mark und 60 Mark zu haben, und ein Füsilier hatte sogar das große Glück, eine Brieftasche mit Papiergeld im Werthe von 5400 Mark zu erobern. Unsere Jungens paradiren jetzt mit goldenen Uhren, Ketten und anderen Schmuckgegenständen."

Die Blätter drucken diese Mittheilungen ohne Entrüstung ab,

schimpfen dabei aber mit größter Entrüstung über die Räubereien der Buren, die sich unterstehen, in Feindesland Lebensmittel und Vieh zu requiriren.

Wer übrigens Gelegenheit hat, englische Ausstellungen zu besichtigen, der kann auch dort manches werthvolle eroberte Stück sehen. Manchmal sind diese Werthgegenstände zum Verkauf ausgestellt und eine Inschrift besagt, wer sie erobert hat, und wo. So sah ich z. B. im Crystal-Palace folgende Inschriften:

„Zu verkaufen: Ein mit rothem Goldfirniß gefirnißter Kleiderschrank mit geschnitzten und vergoldeten Thüren. Aus dem Palaste eines Tai Ping — rebellischen Fürsten — zur Zeit der Rebellion von 1861 genommen. Freundlich geliehen von den Erben des verstorbenen Obersten Cooke." „Geschnitztes Täfelwerk — alte Arbeit — einen Alkoven bildend — genommen aus dem Palaste . . . u. s. w."

Dieses Täfelwerk war so riesengroß, daß ich nicht begreifen kann, wie man es hatte transportiren können. Der Werth mußte ein ganz fabelhafter sein. Auch waren gleichzeitig andere geschnitzte Möbel aus der Krim aufgestellt, deren Eroberer ein anderer Oberst war. Ich glaubte nun, daß neuerdings die Mode des Plünderns in der englischen Armee abgekommen wäre, allein nach dem Mitgetheilten ist das doch nicht der Fall. Unverständlich ist darum, wie unter solchen Umständen ein englisches Offiziersblatt von der besonders hohen Ehrauschauung der Berufssoldaten redet, die höher sein soll, als diejenige der Bürgerheere!"

Der ersten Beilage des „Reichsboten" zu Nr. 284 vom 2. Dezember 1899 entnehmen wir Nachstehendes: „Gegen die fortgesetzten englischen Versuche, die Buren wie grausame Wilde und sich selbst als Lichtträger der Humanität auszuspielen, muß mit aller Schärfe protestirt werden. Es mag außerhalb und innerhalb, wie überall unter Menschen gesündigt werden; aber das Bild, das man dem Nationalcharakter der Buren auch in Bezug auf Menschlichkeit gemeinhin anhängt, ist ein derartiges, daß gewiß die Engländer zu allerletzt berufen sind, darüber die Splitterrichter, welche den eigenen Balken nicht sehen, zu spielen. Es liegt gerade heute ein gewaltiges Belastungsmaterial auch nach dieser Seite gegen sie vor. Es wird den englischen Soldaten, die bekanntlich vorher vielfach Proletariat und obdachloser Abschaum gewesen sind, zunächst vorgeworfen, daß

sie selbst verwundete Feinde, die sich ergaben, weiter stechen und schießen, und daß sie dieselben außerdem plündern.

Von den gefangenen Deutschen und Holländern wird, der „Deutschen Wochenschrift aus den Niederlanden" zu Folge, eidlich erhärtet, daß die Engländer bei Elandslaagte Verwundete und Gefangene plünderten. Kein einziger Gefangener besaß mehr Geldbeutel oder Uhr. Dem verwundeten Gymnasiallehrer Beijleveld aus Pretoria wurden durch Lanzenreiter 14 Pfd. Sterl. abgenommen, dem General Kok, der später in Natal starb, 40 Pfd. Sterl. Die Leiche Dr. Costers war total geplündert. Beim plötzlichen Ansturm der Lanzenreiter auf die 90 Deutschen und Holländer, welche das bekannte Kopje vertheidigten, warfen letztere die Gewehre weg, da sie sich verschossen hatten, und hoben die Arme in die Höhe. Nach eidlicher Aussage des auf der „Penelope" gefangenen transvaalschen Oberbeamten Sausenthaler rief der Kapitän der Reiter: „Kill the buggers!" (Schlagt die Hunde todt!) und daraufhin stachen die Reiter nach jedem, den sie erreichen konnten. Man muß in Erwägung ziehen, daß die Gefangenen, von denen die vorstehenden Aussagen herrühren, geistig hoch entwickelte Leute sind, an deren eidlichen Aussagen nicht zu zweifeln ist.

Auch der Deutsche Fritz Goldmann erzählt: „Der Anfall der Lanciers geschah so plötzlich, daß wir keine Zeit mehr hatten, zu feuern. Mein Bruder und ich ließen uns fallen und stellten uns todt. Auf kurzem Abstand von mir stand ein Kamerad von uns mit dem Gewehr in der Hand. Er wurde aufgefordert, es abzulegen, und als er dem Befehl nachgekommen war, stachen ihn zwei Reiter gleichzeitig in den Hals. Ein anderer Reiter stach einen Verwundeten, der den Arm aufhob, in den Leib. Mein Pferd stand neben uns, und ich sagte zu meinem Bruder: „Sitz' gleichzeitig mit mir auf, dann wollen wir flüchten." Wir thaten's, doch er fiel hinten wieder herunter. Er rief mir zu: „Reit' schnell weg, ich leg' mich zwischen die beiden Todten!" Ich that's mit schwerem Herzen, denn einige Reiter sprengten auf mich zu. Ich entkam" . . .

Diese Erzählung deckt sich völlig mit dem brieflichen Bekenntniß eines Korporals dieser Lanciers, das vor einiger Zeit in englischen Blättern erschienen ist.

Dr. Lingbeck (Arzt des Roten Kreuzes) endlich hat von Newcastle (Natal) unter dem 26. Oktober nach Pretoria gemeldet, daß

die Engländer Unbewaffnete und Verwundete getödtet hätten. Er will im Besitz von beeidigten Erklärungen darüber zwecks Einsendung an die Regierung sein."

Die „Deutsche Tageszeitung" bringt in ihrer Nr. 20, Morgenausgabe vom 13. Januar, nachstehende Notiz: „Abschlachtung verwundeter Buren. Lord Methuen theilte bekanntlich mit, daß nach dem Gefecht an dem Modderflusse in einem Hause 81 Buren durch Hochländer niedergemacht wurden. Von transvaalischer Seite wird nunmehr amtlich festgestellt, daß nicht 81 kämpfende, sondern 40 verwundete Buren in diesem Hause gefunden wurden. Die vier Doktoren, worunter ein Deutscher, welche sich bei ihnen befanden, wurden gefangen genommen und von Lord Methuen nach Capstadt gesandt. Von den 40 Buren hat man seitdem nichts mehr vernommen; wohl aber wurden auf dem Modderflusse mehrere Burenleichen treibend gefunden."

Der „Kölnischen Volkszeitung", Nr. 1193, erstes Morgenblatt vom 21. Dezember 1899 entnehmen wir den ganzen Artikel, der einen entschiedenen Werth für die Geschichte des südafrikanischen Krieges hat. Sie schreibt: „Die englischen Klagen über Verletzungen des Völkerrechts, deren sich angeblich die Buren schuldig machen, finden, wie man immer mehr erkennt, nirgendwo außerhalb Englands auch nur das leiseste Echo. A priori hält man, und nicht mit Unrecht, die englischen Truppen solcher völkerrechtlichen Ausschreitungen für fähiger, einmal ihres Soldatenmaterials wegen, dann auch auf Grund der neueren englischen Kriegsgeschichte. Schon seit langer Zeit haben die Engländer keinen Krieg mehr gegen zivilisirte Nationen geführt, keinen mehr seitdem die Genfer Konvention zum Schutze der Verwundeten und Gefangenen bestimmte Vorschriften erlassen hat. England ist ja der Genfer Konvention ebenfalls beigetreten, allein gegen die wilden und halbwilden Völker, gegen welche es in Asien und Afrika fortwährend gekämpft hat, nahm es die Sache nicht so genau. Dort freute es sich denn auch der „wundervollen" Wirkung seiner Dum-Dum-Kugeln und seiner Sprengstoffe an den Leibern der Feinde im vollsten Maße. Die Mehrzahl der Engländer dachte sich noch im Oktober den Kampf gegen die Buren ganz ähnlich, wie gegen die indischen Gebirgsvölker und gegen die Schwarzen des Kalifa; sie sah die Buren als ein halbwildes Volk an, und kann auch heute noch nicht so viel über sich

gewinnen, die Buren anders als brutal, roh und unzivilisirt zu nennen in einem Athem mit dem Eingeständniß, daß sie die englischen Gefangenen mit Menschlichkeit und Güte behandeln. Daß sie ihre staatliche Selbstständigkeit zu bewahren berechtigt sind, haben die Buren in überraschendem Maße bewiesen. Freilich nicht in den Augen der Engländer, die nun erst recht alle Sehnen anspannen, um im Ringen mit den einfachen, anspruchslosen, aber freiheitliebenden Landleuten schließlich der Gewalt über berechtigte Freiheitsliebe den Sieg zu verleihen.

Neben der neuesten englischen Kriegsgeschichte kommt bei den völkerrechtlichen Fragen, wie gesagt, auch die Sinnesart der englischen Soldateska in Betracht. Es ist ein ganz verschiedenes Menschenmaterial, das gegen einander im Felde steht. Auf englischer Seite kämpfen geworbene Söldner, auf der anderen Seite befindet sich ein ganzes Volk in Waffen, Knaben, Männer und Greise, die für ihr Vaterland ihr Leben eingesetzt und in der Behandlung der verwundeten und gefangenen Feinde auch nach englischem Zeugniß, ein gutes Beispiel gegeben haben. Freilich, wenn sie noch häufig solche Grausamkeiten erfahren, wie sie im Kampfe bei Elands Laagte erfolgt sind, dann wird man auch den Buren nicht verdenken können, wenn sie ihrerseits das menschliche Gefühl gegenüber den Gefangenen zurückdrängen; die Gefangenen sind ihnen ja nur eine Last.

Man kann den Engländern nicht genug Vorhaltungen machen, wie unrichtig, ja, wie heuchlerisch ihre Klagen wegen Verletzungen des Völkerrechtes durch die Buren sind. Unverfroren leugnen Blätter, wie die „Daily Mail", Alles ab, was von Seiten der Buren oder ihrer Freunde, zu Lasten der englischen Truppen gesagt wird; und doch kann man sie so zu sagen aus ihrem eigenen Munde widerlegen. Wir erinnern an einen Brief, den ein an dem Kampfe bei Elands Laagte betheiligter Offizier nach England schrieb; die „Times" hat denselben seiner Zeit veröffentlicht, ohne daß unseres Wissens in der deutschen Presse desselben Erwähnung geschehen ist.

Dieser Offizier beschreibt das Tödten der Buren als pig sticking, d. h. als Schweinestechen. In Indien ist es ein beliebter Sport, Schweine zu Pferde mit dem Spieß zu jagen. Der Offizier bekundet seine Freude darüber, daß bei Elands Laagte eine Jagd von nur zehn Minuten 60 Stück Wild ergeben habe. „Nachdem

der Feind hinausgetrieben war, verfolgte ihn eine unserer Schwadronen und kam im Zwielicht mitten unter sie, und das famose Schweinestechen ging jetzt für zehn Minuten und mehr los. Die Beute betrug über 60. Einer unserer Leute, der zwei Buren auf einem Pferde sah, stach seine Lanze durch beide hindurch und tödtete sie mit einem Stoß. Wäre es nicht dunkel geworden, dann hätten wir ihrer noch viel mehr umgebracht."

Zu diesem älteren Berichte kommt jetzt ein neuer im „Daily Chronicle", jenem Blatte, das sich zum Glauben an das Recht der Engländer im südafrikanischen Kriege bekehrt hat. Einer von den Gordon Highlanders schreibt: „Ich befand mich hinter dem kommandirenden Offizier Dick Cunnigham; er bekam einen Schuß und setzte sich hin, rief aber seinen Leuten zu: „Vorwärts, Gordons; die ganze Welt schaut zu, was Ihr thut. Tapfere Jungen, schlagt drauf und rottet das Ungeziefer aus." Darauf ereigneten sich dann Scenen, wie die früher geschilderten, wobei die Engländer auf Befehl den Gefangenen, die kniefällig um ihr Leben baten, keinen Pardon gaben, sie niederstachen und niederschossen, auch wenn sie schwer verwundet waren.

Diese englischen Truppen befinden sich sämmtlich in Ladysmith mit dem General White eingeschlossen; was an Grausamkeit auf ihrem Konto steht, das weiß nicht nur die weite Welt, das wissen vor Allem die belagernden Buren selbst. Diese haben somit noch einen ganz besonderen Grund, Ladysmith hart zuzusetzen und es womöglich in ihren Besitz zu bringen. Es würde dann Niemand wundern, wenn die Buren an jene Highlanders einige kitzliche Fragen stellten und sie an das kill the Buggers und exterminate the vermin von Elands Laagte erinnerten. Aber die Buren werden es wohl nicht thun; sie sind dafür zu brutal, roh und unzivilisirt. Hat doch Lord Methuen gemeldet, daß jenes „Ungeziefer" bei Maggersfontein gerade die dort so hart mitgenommenen verwundeten Highlanders mit außergewöhnlicher Freundlichkeit versorgte und verpflegte. Glühende Kohlen!"

Die „Pfälzer Zeitung" berichtet über die Verwundungen und den Tod des Grafen Zeppelin: „Der Tod des Grafen Zeppelin. Die „Tägl. Rundschau" giebt nach einem Berliner Blatte, das sie nicht näher bezeichnet, einen Brief aus Johannesburg wieder, in dem weitere Einzelheiten über den Tod des Grafen Zeppelin im

Gefecht bei Elands Laagte am 21. Oktober mitgetheilt werden. Darnach zählten die Transvaal-Truppen nur 700 Mann mit 2 Geschützen, während die Engländer 2000 Mann und 22 Geschütze hatten. Von Reichsdeutschen (zum Unterschied von den Deutschen, die Transvaal-Bürger sind und als Buren zählen) waren nur 50 Mann am Gefecht betheiligt. Von dem Grafen Zeppelin wird berichtet: Er fiel nach muthigem, verzweifeltem Kampfe und wurde leider erst anderen Tages, am 22. Oktober, mit einer schweren Kopfwunde beinahe bewußtlos vom Felde fortgebracht. Er starb am 23. Oktober, Vormittags 10 Uhr, und wurde schon an demselben Tage Mittags um 1 Uhr von seinen zahlreichen Freunden mit Thränen in die Erde gebettet. Er ruht in einem aus zwei Sodawasserkisten gezimmerten Sarg; sein Grab haben wir hübsch geschmückt und ein Kreuz darauf errichtet. Graf Zeppelin hat sich für zahlreiche Kameraden geopfert. Als sie bereits rechts und links umzingelt waren, in der Front einem vernichtenden Kanonenfeuer ausgesetzt, in den Flanken rechts und links von heransprengenden Kavalleriemassen bedroht, hat er noch seinen Mitstreitern in den Sattel geholfen und dann erst, als einer der Letzten, das Pferd bestiegen, um sich und seine Mannschaften in Sicherheit zu bringen. In dem Augenblick verwundete ihn eine Kugel an der Stirn. Nach mehrfachen Aussagen soll der am Boden bewußtlos Liegende von heransprengenden Kavalleristen noch einen Säbelhieb erhalten haben."

Der „Deutschen Tageszeitung", Nr. 18, vom 12. Januar, wird geschrieben: „Vom englischen Räuberheer erzählt folgender, dem „B. T." entnommener Brief, den ein junger Mecklenburger aus Capstadt an seine Eltern gerichtet hat, erbauliche Dinge:

Capstadt, 20. Dezember 1899. Liebe Eltern! In diesem Briefe muß ich Euch leider mittheilen, daß es mir hier sehr schlecht ergangen ist. Denn die englischen Soldaten haben mich, so zu sagen, ausgeplündert, und da ich es mir nicht freiwillig nehmen lassen wollte, haben sie mir auch den ganzen Kopf zerhauen, so daß ich bis Tagesanbruch vollständig besinnungslos darnieder gelegen habe. Die Soldaten haben mir alles weggenommen, was ich bei mir hatte, und als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in der Polizeiwache mit verbundenem Kopfe. Jedoch bin ich jetzt wieder hergestellt. Zwei Tage konnte ich nicht arbeiten. Die schönen Sachen,

wie Uhr, Kette, Ring und Geld — alles ist mir geraubt. Überdies kann ich noch von Glück sagen, daß die Soldaten mir nicht ärger die Knochen zerschlagen haben. Vom Wiedererlangen der Sachen ist selbstverständlich keine Rede. Denn wie soll man die Thäter herausfinden, da jeden Tag neue Soldaten kommen und gehen. Außerdem kommt es jeden Tag vor, daß Leute von Soldaten ausgeplündert werden. Um Euch darzulegen, wie gefährlich es hier jetzt ist, theile ich Euch den Überfall, dem ich zum Opfer gefallen bin, etwas näher mit. Mein Freund und ich gingen um halb 8 Uhr Abends zur Stadt. Da mein Freund in den Verein mußte, begab ich mich um 9 Uhr allein auf dem belebtesten Wege nach Hause; wir wohnen nämlich eine englische Meile von der Stadt entfernt. Auf der einen Seite des Weges stehen Wohnhäuser, während auf der anderen Seite sich der Paradeplatz und ein großer Marktplatz hinzieht. Am Ende des Paradeplatzes kommen mir fünf bis sechs englische Lanciers entgegen und wollten von mir wissen, wie viel Uhr es sei. Ich sagte ihnen, ohne die Uhr zu ziehen, daß es 9 Uhr sei, und ließ sie stehen. Als ich etwas weiter gegangen war, sah ich, daß die Lanciers mir wieder entgegen kamen, doch beruhigte ich mich, da ich glaubte, daß es nicht dieselben seien. Wie die Soldaten mich dann überfallen und zu Boden geschlagen haben, darüber weiß ich nichts mehr.

Und das passirt vor den Thoren der Hauptstadt! Da lebt man ja unter den Kaffern sicherer, als unter dem Schutz der englischen Armee. Wie mag „Tommy Atkins" erst auf dem Schlachtfelde geplündert haben! Meist freilich hat er keine Zeit dazu gehabt, da er fast immer vorzeitig weglaufen mußte."

Der ersten Beilage des „Reichsboten" zu Nr. 301, vom 22. Dezember 1899, entnehmen wir: „Britische Greuel. England hat zu politischen Tendenzzwecken mit den „Greueln" anderer Völker in einseitiger Entrüstung gemacht, daß ihm nur Recht geschieht, wenn ihm selbst von der anderen Welt, hinsichtlich seiner Kriegsführung scharf auf die Finger gesehen wird. Nach den Türken, Russen u. s. w. waren es zuletzt die Buren, welche die englische Presse in den schwärzesten Farben zu verdächtigen suchte; sie sollten nicht nur in hohem Grade faul, nichtsnutzig und unwissend, sondern auch roh und grausam sein. Alles, was man von dem wahren Wesen dieses Bauernstammes wußte, widersprach a priori diesem gefärbten

Bilde, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Tapferkeit, welche die Buren auszeichnen, pflegt sich nicht mit Grausamkeit, sondern mit Menschlichkeit und natürlicher Ritterlichkeit zu vereinen. So haben denn auch die Engländer den Schmerz erleben müssen, daß alle ihre erlogenen Fabeln von Grausamkeiten der Buren, von Mißhandlungen der Bevölkerung durch sie, von Verletzungen des Völkerrechts u. s. w. nach und nach platt zu Boden gefallen sind und an ihrer Stelle immer mehr Züge von Gutmüthigkeit, hülfsbereiter Freundlichkeit und harmloser Friedlichkeit nach dem Kampfe auf Seiten der Buren bekannt geworden sind. Selbst englische Offiziere rühmen in ihren Privatbriefen jetzt die rücksichtsvolle Behandlung, die sie in ihrer Gefangenschaft oder verwundet bei ihren Feinden gefunden haben. Ganz im Gegentheil dazu häuft sich das Material, welches das englische Heer mehr und mehr als eine verwilderte Soldateska erscheinen läßt, die es mit Rohheiten und Grausamkeiten keineswegs genau nimmt.

Wir lassen von Ärzten drei weitere Berichte folgen, deren Authenticität selbst von der „Times" nicht in Frage gestellt werden können. Der ersten Beilage des „Reichsboten" zu Nr. 306, vom 30. Dezember 1899, entnehmen wir: „Die britischen Greuel, über welche schon wiederholt geklagt wurde, können jetzt, so weit sie namentlich die Schlacht bei Elands Laagte und die Ausschreitungen der Engländer dort betreffen, als feststehend betrachtet werden, so viel objektive Zeugnisse liegen jetzt dafür vor. Wir haben an anderer Stelle noch einen neuen Beleg für das dort von den englischen Lanzenreitern veranstaltete „Schweinestechen" mitgetheilt; jetzt berichtet einer der Sanitätsärzte, die bei Elands Laagte hinterdrein thätig waren, folgende für die Engländer gravirende Thatsachen:

„Wir wären gleich Nachts noch gerne hinausgegangen, um die Verwundeten zu holen und mit den Sterbenden zu beten, aber die Engländer erlaubten es nicht, damit wir ihren Verlust nicht zählen konnten. Morgens 4 Uhr durften wir hinaus, wir waren 10 Ärzte und etwa 30 Assistenten. Die ganze Nacht lagen sie oben im kalten Regen, allein, mit Schüssen durch Kopf, Brust, Mund, Augen, Leib und Glieder; Vielen waren ganze Stücke, Vielen das Gehirn herausgerissen von Granatsplittern. Wir hatten bis 11 Uhr 14 Tote und 50 Verwundete. Die Engländer hatten über 100 Todte

(Gordon-Hochländer). Der bekannte Advokat Dr. Coster von Pretoria war durch den Kopf geschossen — der Besitzer vom Fountain-hotel in Pretoria (vor etwa 5 Monaten verheirathet), ein hübscher, beliebter Herr, Mehrens, durch die Brust — ein Bekannter von mir, Bodenstein, ein Rheinpfälzer, lag auf den Knien vor einem Stein, sein Gewehr noch an der Schulter, todt — u. s. w. — Die englischen Gordon-Hochländer lagen haufenweise da — meist durch den Kopf geschossen — Beine zusammengekrampft, Hände gekrallt nach dem Himmel — viele riefen meinen Namen, und ich rannte, blutig und naß, mit dem abscheulichsten Blut- und Pulvergeruch in der Nase, von einem zum andern, um jedem aus meiner Feldflasche zum Trinken zu geben. Einige gaben mir noch ihre Adressen an Mutter oder Vater. Unseren Kommandanten Schiel fanden wir auch, durch den linken Oberschenkel geschossen — er klagte nur um seine Leute, nicht um sich. General de Kok (etwa 70 Jahre alt) war schwerverwundet durch zwei Schüsse, sein ältester Sohn todt, zwei verwundet. Potgieter, unser Feldkornet, lag todt da, zwei Schüsse, Gesicht nach dem Himmel, die Hosentaschen voll mit Patronen, ein Held. Leider zu spät, als Erster in die Linien der Gordon-Hochländer vorgerückt, fanden wir unseren lieben Lieutenant, Graf Zeppelin 4 Uhr Nachmittags. Er hatte zwei Bajonettstiche in dem Kopf — sein Gehirn hing, mit abgeschnittenen Haarlocken vermischt, an den Steinen — Siegelring, Uhr und Alles hatte er noch, — weil er nicht von den englischen Verwundeten-Trägern bemerkt worden war (ein ganzes Hundert halbnackter Indier mit Turbans trugen die Bahren an Bambusstangen). Wir trugen unseren armen Zeppelin hinunter nach dem Lazareth, die Ärzte thaten alles, ihm das Leben zu retten. Sonnabend war die Schlacht. Sonntag 4 Uhr fanden wir ihn — Sonntag Nacht saß ich zwei Stunden Nachtwache bei ihm — Montag früh 10 Uhr starb er. Wir machten ein Grab, ich zimmerte und malte ein Kreuz — wir weinten alle, als wir ihn begruben — und stellten Blumentöpfe auf sein Grab. Er war erst 31 Jahre alt, verlobt, ein schneidiger Reiter und der liebenswürdigste Kamerad, den man sich denken kann. Liebe Mutter, Hermann soll an Graf von Zeppelin in Konstanz schreiben und dem Vater mittheilen, daß er einen schönen Soldatentod gestorben ist, daß wir ihn selbst beerdigt haben, daß ich seinen durchstochenen Hut und Haarlocken, Uhr und Siegelring gut aufgehoben habe, um

ihm später das Alles zu schicken, wenn die Post nach Europa wieder sicher ist. — Wenn die Engländer uns erlaubt hätten, sofort nach dem Gefecht mit Laternen auf's Schlachtfeld zu gehen, hätten wir viel arme Teufel noch retten können. Die kalte Nacht mit dem unaufhörlichen Rieselregen hat Manchen getödtet."

Folgender Privatbrief aus Capstadt, datirt vom 3. Dezember, wird ferner dem „Kl. Journal" zur Verfügung gestellt: Ihr werdet Euch gewiß wundern, aus Capstadt von mir einen Brief zu erhalten, und sind es nur herzlichste Weihnachtsgrüße und innigste Neujahrsgratulation, die ich Euch sende. In wenig Worten ist die Sache so. Als Assistent von Dr. Mangold habe ich die Schlachten bei Belmont, Moilaagte mitgemacht und alle Schreckuisse des Krieges und ihre Folgen miterlebt. Ich habe manchem Verwundeten geholfen, manchen Zerschossenen getröstet und manchem tapferen Krieger die Augen zugedrückt. In der Schlacht am Modder-River wurden Dr. Mangold und sechs Kollegen von den Engländern gefangen (!!) genommen und per Eisenbahn in viertägiger Fahrt nach Capstadt in das Gefängniß für Kriegsgefangene (!) gebracht. Heute früh sind wir angekommen, und nachdem wir einem Kriegsgerichte gegenüber gestellt worden waren, Abends um 9 Uhr nach Johannesburg zurück befördert worden. Es wurde uns hier mitgetheilt, daß die Schlacht am Modder-River leider mit einer gänzlichen Niederlage (!!) für die Buren geendet hat."

Es ist wohl das Unerhörteste, daß eine zivilisirte Macht, Ärzte als Kriegsgefangene vom Schlachtfelde fort transportiren läßt. Wahrscheinlich waren sie als Zuschauer unbequem, wie auch die Lüge von der angeblichen Burenniederlage beweist."

Den „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 46, erstes Blatt vom 28. Januar d. J. entnehmen wir einen Bericht des Dr. Krause in Bloemfontain. Sie schreiben: „Der transvaal'schen „Volksstem" wird aus Jakobsdal, 7. Dezember, noch Folgendes über die Gefangennahme einer Ambulanz, durch die Engländer gemeldet: „Sieben Ärzte mit ihren Gehülfen, im Ganzen 35 Personen, kamen soeben von Capstadt an, und sie haben eine schreckliche Zeit durchlebt. Dr. Krause aus Bloemfontein theilt mit, sie seien damit beschäftigt gewesen, Verwundete zu verpflegen, als sie gefangen genommen wurden, ohne daß man ihnen einen Grund angab. Ein gewisser Slabbert aus Johannesburg lag schwer verwundet da,

aber sie durften ihm nichts geben, obwohl sie darum ersuchten. Die Antwort war: „Let the bloody boer die“ („Laßt den verdammten Bur sterben!“) In Tweerivier waren sie über Nacht in einem Hühnerstalle untergebracht, und von dort brachte man sie in einen Wagen dritter Klasse. Dr. Zwaibach aus Trompsburg wurde mit Dr. van Nickerk aus Transvaal in einem Viehwagen, der noch mit Mist beschmutzt war, nach De Aar befördert. Die Verwundeten waren in einem Güterwagen, und ungefähr 36 Stunden ließ man sie ohne Nahrung und ohne Wasser. Slabbert starb bei Willeputs Siding. In De Aar wurden sie in das Gefängniß gebracht, und sie hörten, wie Hauptmann Edwards zum Wachtposten sagte: „You kick them if they move and shoot them if they come to the door!“ (Du trittst sie, wenn sie sich rühren, und erschießt sie, wenn sie zur Thür kommen!“) Von De Aar bis Capstadt mußten sie für ihre Kost bezahlen, und sie erhielten Kaffee aus Eimern. Bei Beaufort West hatten sie Gelegenheit, mit Afrikandern zu sprechen, und sie meldeten ihnen Alles. Darauf erhielten sie gute Behandlung. Es wurde ihnen bei Beaufort West erzählt, daß die Buren der Capkolonie entwaffnet werden. In Capstadt waren die Ärzte ungefähr acht Stunden im Gefängnisse, dann wurden sie nach Tweerivieren zurückgebracht, wo ihnen die Augen verbunden wurden. Da ihnen ihre Ambulanzwagen mit Allem abgenommen waren, mußten sie bis zu unseren Vorposten zu Fuß gehen, von wo sie dann auf Wagen und Karren in das Lager gefahren wurden. Die freigelassenen Gefangenen klagen über die gemeine Behandlung, die ihnen von Seiten der Engländer zu Theil wurde.“

Als drittes Aktenstück lassen wir folgen, was Dr. Küttner an Professor Bruns-Tübingen schrieb. Wir entnehmen dieses Schreiben der „Frankfurter Zeitung“, Nr. 26, vom 27. Januar d. J., Abendblatt: „Von Dr. Küttner, Mitglied der Expedition des Deutschen Rothen Kreuzes nach Südafrika, hat Prof. Bruns-Tübingen einen Brief erhalten, der im „Schwäb. Merk.“ veröffentlicht wird. Am Schlusse des vom 11. Dezember v. J. aus Pretoria datirten Schreibens heißt es: „Hier sind 50 gefangene englische Offiziere und 1404 gefangene Soldaten, meist aus der Schlacht bei Modderspruit (Ladysmith). Sie werden sehr gut gehalten und machen einen sehr zufriedenen Eindruck. Die Soldaten sind alle auf der Rennbahn untergebracht, wo sie sich den Tag mit Cricket, Football ꝛc.

vertreiben. In dieser vorzüglichen Behandlung der Gefangenen zeigt sich die große Gutmüthigkeit der Buren, die mit der der Engländer im starken Widerspruche zu stehen scheint. Ich will nicht eher urtheilen, als bis ich am eigenen Leibe oder mit eigenen Augen Erfahrungen gesammelt habe. So viel steht aber fest, daß die Engländer das Rothe Kreuz häufig nicht achten, und daß sie die gefangenen Ärzte schlecht behandeln. Daß von englischer Seite der Krieg, wie zu erwarten war, zum Theil recht roh geführt wird, kann ich aus eigener Anschauung bestätigen. Ich sah im hiesigen Hospital einen Tiroler vom deutschen Freikorps, der nicht weniger als 17 Lanzenstiche aufwies. Ich fragte den Mann aus, der sich merkwürdiger Weise erholt hat. Er wurde bei Elands Laagte von einem Lancier vom Pferde gestoßen, sofort saßen drei englische Lanciers ab, nahmen ihm Uhr, Geld und Kleidungsstücke ab und bearbeiteten ihn, während er mit einem Lanzenstich am Boden lag, mit ihren Lanzen, wobei ihm das Herumdrehen der Lanze in der Wunde besondere Schmerzen verursachte. So haben es die Lanciers vielfach gemacht, nur sind alle anderen gestorben, während dieser einzige, trotz der Lanzenstiche durchkam. Die Folge ist, daß keinem Lancier mehr Pardon gegeben wird; so haben die Buren neulich mehrere Hundert niedergeschossen, und zwar nur die Reiter, keine Pferde. Überhaupt sind die Schußleistungen der Buren, die mit dem Mauser ganz außerordentlich zufrieden sind, ungemeine; es werden hier von Augenzeugen kolossale Schußleistungen erzählt, und die ungeheuren englischen Verluste, die sich zu denjenigen der Buren wie 10:1 verhalten, sprechen dafür."

Als Beweis, daß sich die Grausamkeiten bei den englischen Truppen bis zu Verbrechen vertiefen, mag nachstehende Notiz des „Würzburger Journals" dienen. Es schreibt: „Mit aller Gewalt vertuschen die Engländer burenfreundliche Nachrichten vom Kriegsschauplatze, und wo die Zensur nichts fertig bringt, da helfen sich die englischen Offiziere mit gemeinem Mord. Darunter haben besonders jene Kriegskorrespondenten der Zeitungen zu leiden, die es sich nicht versagen können, Rohheiten und Dummheiten der englischen Truppen beim rechten Namen zu nennen. Einige Beispiele liefern den besten Beweis hierfür:

Ein Telegramm des „Daily Mail" aus Capstadt berichtet, daß der Korrespondent Colle, der über die Kriegsoperationen des

Generals Gatacre berichtete, unlängst von dem Hauptmann Montmorency getödtet worden ist.

„Daily Chronicle" meldet aus Capstadt, daß der Lieutenant Harrison vor das Kriegsgericht gestellt sei, weil er den Korrespondenten des „Daily Chronicle" ermordet hat. Es war zwischen beiden ein Streit ausgebrochen, bei welchem der Offizier den Journalisten durch einen Revolverschuß niederstreckte.

Und drittens wird ebenfalls aus Capstadt gemeldet: Die beiden Offiziere, welche den Korrespondenten des „Simonstown Chronicle", Timbell, in's Wasser geworfen hatten, wurden zu je 25 Frcs. Geldstrafe oder 8 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Diese Sühne zeigt besonders deutlich, wie gering der dornenvolle Beruf des Kriegsberichterstatters eingeschätzt wird."

„Dem „Berliner Tageblatt", Nr. 616, vom 4. Dezember 1899, entnehmen wir nachstehende Notiz. Es schreibt: „Wie unsere Leser wissen, sind schon des öfteren von den Buren Mittheilungen verbreitet worden, in welchen die Engländer beschuldigt wurden, daß sie sich große Grausamkeiten bei der Kriegsführung zu Schulden kommen ließen. Alle Meldungen derart werden aber übertroffen durch neue Berichte, über die unser Brüsseler Korrespondent uns das nachstehende Privat-Telegramm sendet:

Der Haarlem'sche „Courant" erhebt gegen die Engländer furchtbare Beschuldigungen, welche ich ohne Gewähr wiedergebe, die das Blatt jedoch durch bestimmte Aussagen von Augenzeugen erhärtet. Danach tödteten die Engländer 300 gefangene Buren unter den Rufen: „Tödtet dieses Gesindel!". Mehrere Buren wurden verstümmelt. Auch der Brüsseler „Soir" veröffentlicht ähnliche Mittheilungen. Die Transvaal-Gesandtschaft wird dieselben näher prüfen und sodann zur Kenntniß der Großmächte bringen.

Wir geben diese Meldungen natürlich nur unter allem Vorbehalt und ohne die Verantwortung dafür zu übernehmen, wieder. Sie sind geeignet, das größte Aufsehen zu erregen, und eine Aufklärung ist dringend nothwendig."

Ein Widerspruch ist nicht erfolgt, man müßte denn den schon erwähnten Artikel der „Times", auf den wir noch zu sprechen kommen werden, und der, ohne sich auf Einzelheiten einzulassen, jede Anschuldigung in Pausch und Bogen ableugnet, als solchen nehmen. Was die „Aufklärungen" betrifft, so sind sie in der Presse

der Welt in reichem Maße eingetroffen, so daß ein Zweifel über die englischen Grausamkeiten und Schandthaten nicht mehr existiren kann. Ein Brandmal ist den Engländern auch wegen ihrer scheußlichen Behandlung der verwundeten und gefangenen Buren aufgedrückt worden. Während die englischen Gefangenen von diesen in der nobelsten, rücksichtsvollsten Weise gehalten wurden, haben sie von den Engländern in Allem das Gegentheil erfahren. Die Verwundeten sind in offenen Viehwagen, der Sonne und dem Regen ausgesetzt, eingeladen worden, und Gefangene haben die Engländer auf Schiffe eingepfercht und ließen sie im echten Sinne des Wortes „absterben". Diese Behandlung ist die reinste Verspottung, der reinste Hohn auf die Humanität, auf welche sich die Herren Briten so viel zu gut thun. Dem „Rheinischen Courier", Nr. 93, Abendausgabe vom 4. April, entnehmen wir nachstehenden Bericht: „London, 3. April. (Von unserem Spezialberichterstatter.) Nach einem soeben aus Capstadt eingelaufenen Telegramm ist die Deportation nach St. Helena mit dem ersten Transportdampfer „Milwaukee" begonnen worden. Aber auch dieser Dampfer ist lediglich aus dem inneren Hafen herausgegangen, um sich draußen vor Anker zu legen, und so ist immer noch die Möglichkeit vorhanden, daß diese äußerste Maßregel im letzten Augenblick zurückgenommen wird. Auf der „Milwaukee" befinden sich 500 gefangene Buren, unter ihnen eine große Anzahl Kranker, und es heißt, diese sollten erst wieder an Land gebracht werden. Bekanntlich behaupten die Gefangenen, daß die zahlreichen Fieber- und Dysenteriefälle die direkte Folge des ihnen gelieferten schlechten Wassers und der fürchterlichen Enge sind, in welcher sie in den Zwischendecken der Gefangenenschiffe eingepfercht wurden. Englischerseits wird das bestritten und behauptet, die Krankheiten seien von den Gefangenen, mit aus dem Lager von Paardeberg gebracht. Wahrscheinlich ist beides richtig. Jedenfalls erscheint es nicht unnatürlich, daß Krankheitskeime sich bereits unter den Gefangenen auf dem Transporte entwickelt, die dank der ungesunden Verhältnisse auf den Gefangenenschiffen dann zu dem furchtbaren Ausbruche kamen, dem man sich jetzt gegenüber befindet. Der kommandirende Admiral besuchte mit einem Stabe von Ärzten am 31. März selbst die Gefangenentransporte und war durch den Zustand, in welchem dieselben gefunden wurden, offenbar in hohem Grade erregt; er befahl sofort, so viele der

Kranken, als irgend möglich, d. h. so viele überhaupt untergebracht werden konnten, an Land zu bringen und dort zu isoliren. Die Ärzte machten jetzt kein Geheimniß mehr daraus, daß die Form, unter welcher der Typhus auftritt, eine sehr gefährliche, und daß, wenn diese Kranken nach dem kleinen St. Helena überführt würden, der größte Theil ihrer Mitgefangenen von Ansteckung bedroht sein würde. Die sämmtlichen Bordorgane protestiren fortgesetzt auf das Energischste dagegen, daß man die Drohung mit der Deportation nach St. Helena zur Ausführung bringt."

Der „Deutschen Zeitung", Nr. 85, vom 11. April, entnehmen wir Weiteres: „Nach Meldungen aus Pretoria beschloß ferner Präsident Krüger, wegen Verschickung der gefangenen Buren nach St. Helena, die englischen Gefangenen in die Nähe von Johannesburg zu schaffen. — Zu den Kohlengruben! Wir würden einen solchen Schritt völlig gerechtfertigt finden. Wenn auch die englischen Gefangenen nichts für die Brutalität der Heeresleitung können, so kann man es doch der Transvaalregierung nicht verdenken, wenn sie den gefangenen Buren das bittere Gefühl ersparen möchte, daß sie auf St. Helena Kartoffeln graben müssen, während die Engländer in Pretoria Fußball spielen. Wie schlecht thatsächlich die Behandlung der Burengefangenen auf den Schiffen war, bezeugt wieder ein Brief in der „South African News", in dem einer der ersten Burengefangenen, die durch abenteuerliche Flucht von der „Manilla" entkamen, davon erzählte. Er bestätigt alle Angaben über schlechte Luft, schlechtes Wasser und dergleichen, fügt aber u. A. hinzu, daß einmal der Schiffsarzt einem kranken Buren seine Dienste verweigerte; er sei nur für die Bemannung da! — Nach einem Kopenhagener Telegramm endlich soll der Prinz von Wales ein Glückwunschtelegramm zu seiner Lebensrettung bei dem Attentat von dem Präsidenten Krüger erhalten haben."

Es bleiben uns noch zwei wiederholt beglaubigte Fälle der englischen „Bestialität" zu registriren, welche geeignet sind, ein tiefes Schaudmal dem Volke aufzudrücken, das solche Bestien besitzt. Der erste Fall betrifft die Behandlung des verwundeten Buren-Generals Philipp Kocks, der in englische Gefangenschaft fiel. Der Bericht, den wir dem „Berliner Tageblatt" vom Dezember 1899 entnehmen, ging durch die ganze europäische und amerikanische Presse. Das Blatt schreibt: „Der Tod des Generals Kock und

britische Greuel. Der Johannesburger „Standard und Diggers News“ enthält eine eidliche Erklärung Philipp Kocks, des Adjutanten und Neffen des Generals Kock, abgegeben vor F. E. T. Krause, Friedensrichter der S.-A. Republik. Dieselbe ist ein schlagender Beleg für die schändliche Behandlung, welche die Verwundeten nach Elands Laagte von Seiten der Engländer erfahren haben. Nachstehend einige Abschnitte aus der Erklärung:

Nach Ablauf des Gefechtes, gegen 6 Uhr 30 Minuten, als es anfing zu dunkeln und stark regnete, hörte ich, wie mein Vater mich rief; als ich zu ihm kam, sah ich, daß er eine durch eine Dumdumkugel verursachte Wunde durch den linken Arm und Ellenbogen hatte. Mit Ach und Krach brachte ich ihn gegen zwei Uhr Nachts nach dem Ambulanzwagen und überhändigte ihn dem Dr. T. L. Visser, der gleich darauf mit einer Laterne und einem seiner Leute nach dem Schlachtfelde zurückging, um die Verwundeten zu suchen und die nöthige Hilfe zu leisten.

An demselben Morgen früh ging ich zusammen mit Dr. Visser wieder nach dem Schlachtfelde. Der erste Verwundete, den ich fand, war der General Kock; er lag damals in einem kleinen Zelt, ganz nackt. Er erzählte mir dann, daß ein englischer Soldat zu ihm gekommen sei und ihn allen Geldes, seiner Uhr und all seiner Kleider beraubt habe. Er theilte mir auch mit, daß der Räuber den indischen Truppen angehöre. General Kock hatte eine dünne Decke über sich und lag auf einer kleinen, nassen Matratze.

Ich traf darauf S. S. Kock (Phanie), der durch die linke Lunge geschossen war, und der mir erzählte, daß, während der Doktor damit beschäftigt war, nach seiner Wunde zu sehen, ein englischer Soldat gekommen sei und ihn all' seiner Kleider, außer seiner Hose und einem Paar Socken, die er anhatte, beraubt habe. Ich ging dann zurück zum General Kock und trug ihn, mit Hülfe von fünf Anderen, etwa vier Meilen weit nach dem Ambulanzwagen.

Durch die freundliche Vermittelung des Dr. Hornebrook (eines englischen Arztes) ward General Kock durch die englische Ambulanz nach der Station gebracht. An der Elands Laagte-Station traf ich den Major Allthum, einen Stabsoffizier des Generals Sir George White, der den General fragte, ob er direkt nach Pretoria zurückwünschte, oder ob er erst nach Ladysmith zu gehen wünschte und dann später nach Pretoria, da Ladysmith näher wäre, und er mit-

hin gleich bessere Verpflegung bekommen könne, — er theilte mir da auch mit, daß ich ein Gefangener sei.

Auf Bitten des Generals wurde mir gestattet, zu seiner Pflege bei ihm zu bleiben, und ich bekam einen Permit zu diesem Zwecke. Er theilte mir damals auch mit, daß, so bald der General sich stark genug fühle, ihm gestattet würde, nach Pretoria zurückzukehren. Der General F. W. Kock und S. S. Kock wurden sodann nebst einigen englischen Soldaten in den Zug gesetzt und nach Ladysmith befördert.

In Ladysmith wurde der General fast eine ganze Stunde auf einer Tragbahre draußen im Freien gelassen, dann traten die englischen Ärzte hinzu, und der General wurde nach dem Operationszimmer gebracht und chloroformirt. Darauf wurde er nach einem Zelte befördert, in dem sieben englische Soldaten lagen. Die ganze Nacht hindurch war er sehr krank. Montag um 12 Uhr bekam ich zum ersten Male etwas zu genießen.

Mit Mühe bekam P. R. Kock Montag Morgen für den General einen halben Becher Milch.

An dem Morgen kamen auch drei Offiziere in's Zelt. Einer der Offiziere war ungehalten, daß der Adjutant nicht im Gefängniß war. Als dieser den Schein sehen ließ, daß er beim General bleiben dürfe, sagte der Offizier: „Wenn ich Sie außer diesem Grundstücke finde, schieße ich Sie wie einen Hund nieder."

Zwei Tage blieb General Kock in diesem Zelte bei den gemeinen Soldaten liegen. Montag Mittags kam der General White, um nach ihm zu sehen, und fragte ihn, ob er es gut habe. „Nein", antwortete General Kock, und er bat, in die holländische Kirche zu seinen Brüdern gebracht zu werden. General White gab seine Zustimmung, aber erst Mittwoch, als der Adjutant einen englischen Arzt daran erinnerte, wurde der General nach einem Zelte neben der holländischen Kirche gebracht.

Glücklicher Weise erbarmte sich eine holländische Dame, eine Frau de Haas, des Generals und brachte ihm allerlei kräftigende Mittel. Durch die Freundlichkeit eines Sergeanten des Hospitaldienstes konnte der Adjutant auch noch Champagner, Porter u. s. w. für den verwundeten General bekommen.

Alle Verwundeten bekamen ihr Fleisch roh. Sie sollten es nur selbst zubereiten. Einige von ihnen beschwerten sich beim Oberst

Rhodes (der es in der Gefangenschaft in Pretoria wohl anders gehabt hat), aber er zuckte darauf mit den Achseln.

Am 27. Oktober schrieb der Adjutant an den General White, ob General Kock jetzt nach Pretoria gebracht werden dürfte. Trotz des Versprechens versagte General White die Bitte. Montag, den 30. Oktober, ward der große Sieg von unseren und den Vrijstaatschen Bürgern über die kombinirten Truppen in Modderspruijt davongetragen. Während des Nachmittags flohen die Engländer wie Heuschrecken nach Ladysmith, und lagen in den Straßen haufenweise ohnmächtig da. Frau de Haas hat fast siebzig Eimer Wasser hinaustragen lassen, um sie zu laben.

Wir hörten die Bomben unserer großen Kanone über die Häuser schwirren und im englischen Lager explodiren. Der General fragte mich da, ob es unsere Kanone sei, die so schieße. Ich sagte: „Ja.“ Er antwortete darauf: „Das ist schön, aber Kind, was fange ich nun an?“ Ich sagte: „Onkel, gedulde Dich doch nur, Du wirst eines Tages wieder eine Chance bekommen!“ Nach der Zeit hat er nicht wieder mit mir gesprochen. Er ist gestorben, nicht sowohl an den Wunden, die er empfangen, als in Folge der schlechten Behandlung, welche er gehabt hat.

Der General starb am 31. Oktober Morgens früh. General White gab jetzt seine Zustimmung, daß die Leiche nach Pretoria befördert würde, und daß die drei Kocks, F. W., S. S. und P. R., mitgingen unter der Bedingung, daß drei Engländer von gleichem Range dafür ausgeliefert würden.

Der Adjutant Kock erzählt jedoch noch von anderen Dingen, die er auf dem Schlachtfelde gesehen hat.

Auf dem Schlachtfelde sah ich die Leiche des Assistent-Kommandanten Bodenstein (Landdrost von Krügersdorp). Er hatte eine Kugel an der linken Brust durch das Herz bekommen. Sein Fernrohr war gestohlen. Seine Ringe waren von seinen Fingern genommen, und all' sein Geld war weg.

Ich sah auch die Leiche des Piet Blignant jr.; seine Schuhe, seine Uhr, Geld und Schnupftabackdose waren weg. Von der Leiche des Willie Pretorins (Steuerexekutor in Johannesburg) ward seine ganze Baarschaft und sein Ring vom Finger genommen.

Serwaas de Wet, der nur verwundet war, wurde sein Ring

und Geld abgenommen. Ich höre, daß er jetzt ausgewechselt ist, und dieser wird dasselbe erklären können.

J. A. Lepeltak Kiest (ein Holländer) wurde von einem Lancier verwundet, er warf darauf sein Gewehr weg und streckte seine Hände empor und ergab sich als Gefangener. Seinen Revolver und sein Patronenband gab er sodann ab. Ihm wurde befohlen, vorwärts zu marschiren und sich nach links zu wenden.

Er that dies nach der Meinung des englischen Offiziers nicht rasch genug und wurde dann von dem Offizier hinterrücks mit einem Revolver geschossen und bekam eine Kugel zwischen die Schultern und in die Lunge, wo die Kugel sitzen blieb. Ich ward später in's Hospital gerufen, um die Erzählung des J. A. Lepeltak Kiest für einen englischen Offizier zu übersetzen, und dies ist in Kürze der Hergang, wie er ihn selbst erzählte. Am nämlichen Abend ist er gestorben.

Der englische Offizier sagte, daß er es rapportiren würde."

Wir gelangen zu den scheußlichsten Verbrechen der Engländer. Die „Kreuz-Zeitung" erhält folgende Zuschrift von Rustenburg, vom 10. Dezember 1899:

„An die löbliche Redaktion der „Kreuz-Zeitung", Berlin. Hier bei dem Landdrost des Distriktes Rustenburg liegen eidliche Aussagen der Frauen und Mädchen, welche die Engländer hatten durch Kaffern fangen lassen. Dieselben erklären, daß sie durch Kaffern gehalten und von den Engländern vergewaltigt wurden. Erheben Sie doch im Namen der Menschheit und der Civilisation Ihre Stimme gegen solche Schandthaten. Die armen Geschöpfe sind gegenwärtig im Spital. Freiherr von Dalwig, königlich preußischer Rittmeister a. D., gegenwärtig Kapitän und Batterie-Chef in der Buren-Armee."

Als in dem türkisch-serbischen und dem folgenden türkisch-russischen Kriege ähnliche Schandthaten von den „Baschi-Bosuks" berichtet wurden, ging ein Schrei der Empörung durch die Welt. Gegen kein Verbrechen richtet sich ein so leidenschaftlicher Abscheu, als gegen dieses. Wer auch nur flüchtig an die entsetzlichen geistigen und meistens auch physischen Qualen denkt, in welche so arme Geschöpfe, als Opfer bestialischer Wollust verfallen, und in Erwägung zieht, welche furchtbaren Folgen in moralischer, wie körperlicher Beziehung diese gewaltsamen Entehrungen besitzen, dem steigt das Blut zu

Kopfe, und er wird von einem brennenden Hasse gegen diese hündischen Verbrecher erfüllt. Der Schreiber*) dieser Zeilen hat den Krieg vom Jahre 1866 und den ganzen Feldzug 1870/71 mitgemacht. In letzterem ging es, besonders im Winter, manchmal auch etwas rauh her, aber wir wissen von allen Theilen des deutschen Heeres und von allen Kriegsschauplätzen auch nicht einen Fall, wo sich ein deutscher Soldat solcher Schandthat schuldig gemacht hätte. Diese Verbrechen bleiben an den irregulären türkischen Truppen und den innerlich und äußerlich rohen Engländern haften, deren Redner und Zeitungen der Welt vorlügen: England führe im Interesse der Civilisation seine Kriege, es sei ein Hort der Humanität und des Anstandes. Von diesem Gedanken-Kreise aus mag Heine wohl Recht haben, wenn er schrieb: „Gott sei ein fluchender Franzose immer noch angenehmer, als ein betender Engländer". Auch das Unglaublichste kann beziehungsweise eine Unterlage von Glaubwürdigkeit und das Scherzhafteste eine ernste Bedeutung erhalten. Wenn wir bedenken, daß Herr Cecil Rhodes, der wohlbehalten in England ankam, Hunderttausende von Bibeln**) in mehreren Sprachen durch seine Schwestern in Südafrika vertheilen läßt, wobei seine Presse nicht versäumt zu bemerken: daß die großen Kosten von ihm getragen werden, und man diesen Cecil Rhodes, als ein Prototyp für einen „betenden Engländer" halten muß, so erhält durch ihn das Unglaubliche eine Folie von Glaubwürdigkeit. Nimmt man an, was sich dieser Mensch der Menschheit gegenüber herausnimmt, wie er sie zu behandeln wagt, was er ihr Alles zumuthet, so muß man bei ihm eine Menschenverachtung voraussetzen, gegen welche die des ersten Napoleon und des ersten deutschen Reichskanzlers geradezu verblaßt. Wer die Menschen-Verachtung des Herrn Rhodes hingegen rechtfertigt, für den sie paßt, das sind gerade seine Landsleute, und die wenigen Menschen außerhalb Englands, die ihn zu verherrlichen suchen. Als Beweise für die englischen Grausamkeiten und Bestialitäten sollen noch einige Be-

*) Er erhielt im September 1870 vor Paris aus der Hand „des Kronprinzen" das „eiserne Kreuz", demnach zu einer Zeit, wo es noch selten war.

**) Hierzu bemerkt der „Reichsbote" in der ersten Beilage seiner Nr. 56 vom 8. März: „Besser wäre, er lese selbst einmal die Bibel nach, was sie vom König Ahab, der dem Israeliten Nabot mit falschen Zeugen den Weinberg stahl und ihn zu Tode steinigen ließ, im Buche der Könige erzählt."

richte folgen. Den „Münchener Neuesten Nachrichten", Morgenblatt Nr. 49, vom 30. Januar d. J., entnehmen wir nachfolgenden Artikel: „Seit alten Zeiten betrachten es die Engländer als ihr Vorrecht, über Verstöße gegen die Menschlichkeit bei andern Völkern ein entrüstetes Wehklagen zu erheben; bekannt ist ihr selbstgenügsam-pharisäisches Verhalten gegenüber den Beschuldigungen, die gegen österreichische Feldherren in Oberitalien, gegen den Rè Bomba in Neapel und vor nicht langer Zeit von dem alten Gladstone gegen die Türken erhoben wurden. Was sie selbst während des indischen Krieges an wilder Grausamkeit ausgeübt, wie sie seiner Zeit in Spanien gehaust, wie sie das Volk der Matabele ausgemordet und was sie sonst in allen Theilen der Erde verübt haben, wird verschwiegen. Es ist daher an der Zeit, einmal an das unheimliche Sündenregister der Engländer zu erinnern und damit zu vergleichen, was an schändlichen Nichtswürdigkeiten im gegenwärtigen Kriege, das schimpfliche Kapitel ihrer Geschichte weiter bereichert. Bei der Zusammensetzung des englischen Heeres ist diese Erfahrung ja nicht weiter wunderbar; aber sie darf um so weniger vergessen werden, je mehr die englischen Blätter sich selbst darin gefallen, die unrühmlichen Eigenschaften ihres Tommy Atkins zu verhüllen oder vor andern — allerdings nur in englischer Einbildung vorhandenen — Eigenschaften, wie z. B. märchenhafter Stärke und unüberwindliche Tapferkeit in den Hintergrund treten zu lassen.

Wir haben schon vor einigen Tagen von der Infamie erzählt, deren sich Engländer gegen arme Burenfrauen schuldig gemacht haben. Haarsträubende Einzelheiten über diesen Vorgang werden in einer weiteren Zuschrift bekannt, die ein ehemals deutscher Artillerie-Offizier E. van der Berg an einen in Dresden wohnenden Herrn gerichtet hat. In der „Frankf. Ztg." findet sich die Angabe, daß selbst Mädchen im Alter von zwölf Jahren den englischen Bestien in Menschengestalt zum Opfer gefallen sind.

Diese Greuel schreien zum Himmel, und es würde ein unauslöschlicher Schandfleck auf das englische Parlament fallen, wenn es unterließe, die von den eigenen Landsleuten verübten Greuel zu besprechen, während es über solche anderer Nationen sehr redselig zu sein pflegt."

Der „Frankfurter Zeitung", Nr. 22, vom 23. Januar, zweites Morgenblatt, entnehmen wir ein Schreiben aus Johannesburg. Es

lautet: „Wir erhalten aus Johannesburg ein Schreiben vom 16. Dezember, in welchem bestätigt wird, daß die Kaffern vom Khama-Stamme, angereizt durch Engländer, die Weißen in Derdepoort (an der Nordwestgrenze von Transvaal) überfallen haben. In einem aus dem Burenlager bei Derdepoort stammenden Berichte heißt es: „Eine Anzahl Bauersfrauen und Mädchen, darunter welche von 12 Jahren, wurden durch die Kaffern gefangen. Nach einem Marsch von 60 Meilen — Frauen und Mädchen mit Kindern auf dem Rücken — wurden dieselben von vier Kaffern gehalten, damit die englischen Soldaten ihre Gelüste befriedigen konnten. Einige davon liegen jetzt hier im Hospital krank an Syphilis, ich habe sie selbst gesehen. Die Regierung wird die Affidavits (gerichtlich protokollirte Aussagen) veröffentlichen, aber wenn es durch die ganze Presse geht, wird es mehr helfen. Unter uns gesagt, die Engländer werden keinen Pardon mehr erhalten." Dazu bemerkt der Briefschreiber in Johannesburg: „Unter all' den Grausamkeiten, die sich die Engländer schon bisher gegen unsere Verwundeten und Ärzte haben zu Schulden kommen lassen, steht dies doch einzig da, und Sie können sich die Erbitterung vorstellen, die dies hier hervorruft. Die Engländer behaupten, diesen Krieg zu führen, um uns von einer „barbarischen" Regierung zu befreien, und es ist unser aller Wunsch, daß wir vor solcher Civilisation bewahrt werden."

Was in diesem Kapitel über die englischen Grausamkeiten und Schandthaten berichtet wird, ist ganz das Gegentheil von dem Verhalten der Buren gegen ihre Feinde. Selbst die „englische" „Kölnische Ztg.", Nr. 1002, erstes Morgenblatt vom 22. Dezember 1899, veröffentlicht ein Schreiben vom 3. November, das ihr aus Johannesburg zuging und in dem es heißt: „Ich unterlasse es, Ihnen alle die mannigfaltigen Meldungen über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze mitzutheilen, die hier in zum Theil recht wenig beglaubigten Gerüchten umlaufen; ich bezweifle, daß diese Zeilen vor sechs Wochen in Ihrem Besitz sein werden, und bis dahin werden alle diese Meldungen durch ausführliche jüngere Depeschennachrichten längst überholt sein. Aber das verdient jedenfalls schon jetzt festgestellt zu werden, daß die Buren, die zuerst sehr wenig Zutrauen auf rasche Erfolge hatten, jetzt mit den immer mehr sich häufenden Siegesnachrichten auch immer zuversichtlicher werden, und daß sie jetzt die Übermacht der Engländer nicht mehr

fürchten. Die Umstimmung hat sich besonders auffällig vollzogen, als die ersten englischen Gefangenen, und zwar gleich in der stattlichen Stärke von 46 Offizieren und 1200 Mann, in Pretoria ankamen, und als die verbürgte Nachricht eintraf, daß vor Ladysmith eine ganze englische Bergbatterie von 6 Geschützen erbeutet worden sei. Ich hatte inzwischen Gelegenheit, mehrere der gefangenen Offiziere und Mannschaften, die zu den Royal-Fusiliers und zum Gloucester-Regiment gehörten, in Pretoria zu sprechen. Sie sprachen sich übereinstimmend über die ihnen dort zu Theil werdende Behandlung sehr zufrieden aus. Als sie auf dem Bahnhof in Pretoria angekommen seien, hätten die ihrer Ankunft harrenden Buren keine unpassende Bemerkung gemacht; die englischen Offiziere, worunter alle militärischen Grade bis zum Oberst aufwärts sich befinden, seien von den Leuten auf der Straße durch Hutabziehen begrüßt worden, und als die Offiziere den Wunsch geäußert hätten, nicht gemeinsam mit den Mannschaften auf der Rennbahn im Lager zu bleiben, sei ihnen sofort eine öffentliche Schule mit einem großen freien Platze zur Wohnung eingeräumt worden. Dieses Verhalten der Buren ist um so anerkennenswerther, als kurz vor der Ankunft der englischen Gefangenen durch die „Times of Natal" verbreitet worden war, daß die von den Engländern zuerst gemachten Burengefangenen bei ihrer Ankunft in Ladysmith, von der dortigen weißen und schwarzen Bevölkerung in schlimmster Weise verspottet und verhöhnt worden seien."

Welchen Schluß wird man wohl bei der Vergleichung des Benehmens der Buren mit dem der Engländer ziehen? Er kann nur lauten: „die Rollen, welche im Anfange des Krieges die Engländer vertheilten, sind falsch. Die Thatsachen stellen allenthalben fest, daß die „Wilden" und zurückgebliebenen Menschen *nicht die Buren*, sondern die Engländer sind. Was diese jenen unterschieben wollen, das haben sie selbst im höchsten Grade gethan. Die Buren sind vor der ganzen Welt die „Gentlemens", und die Engländer? nun! sie sind, was ihr Landsmann Cecil Rhodes ist, und was er von ihnen hält.

Am Schlusse des Kapitels kommen wir zu der gründlichen Abfertigung der „Times", die wir in Aussicht gestellt haben. Daß die englische Presse im Allgemeinen nicht auf dem Niveau stehe, englische Schandthaten und Verbrechen zur Sprache zu bringen und

sie gehörig abzustrafen, wodurch sie am meisten im englischen Interesse gehandelt hätte, haben wir als sicher vorausgesetzt, daß aber die „Times" auch die beglaubigten und erwiesenen Fälle kurzer Hand weglügen oder durch ganz allgemein gehaltene Phrasen über sie hinweggehen und sich noch in der verlogensten Weise durch die deutschen Soldaten vom Jahre 1870 zu decken suchen würde, das! haben wir selbst bei ihr nicht vorausgesetzt; wir wissen jetzt aber, was man Alles bei diesem Weltblatte voraussetzen muß. Wir wollen uns hier persönlich nicht weiter äußern, und unserer Presse, nachdem der „Times-Artikel" gebracht ist, das Wort ertheilen. Der „Frankfurter Zeitung", welche den Artikel der „Times" ebenfalls bringt, entnehmen wir aus ihrer Nr. 37, drittes Morgenblatt, vom 7. Februar, Nachstehendes: „Die „Times" erzählt, daß sie eine Reihe von Zuschriften aus dem Auslande, hauptsächlich Deutschland, und Ausschnitte aus deutschen Zeitungen erhalten, in denen über Akte der Brutalität und Grausamkeit britischer Soldaten in Südafrika berichtet wurde. Mehrere jener Zuschriften ergänzen jene Ausschnitte mit beleidigenden und gemeinen Kommentaren und stellen die Frage, ob sie, die „Times", etwa die betreffenden Angaben widerlegen könnte. Andere wiederum, die in freundlicherem Sinne geschrieben seien, spornten das Blatt an, Berichten entgegenzutreten, die weit und breit ausgestreut werden, um die öffentliche Meinung gegen England aufzubringen. Dann bemerkt das Blatt:

„Es ist uns offenbar unmöglich, alle verleumderischen Anklagen zu beachten, die täglich in auswärtigen Blättern, die der Sache der Buren ergeben sind, gegen unsere Armee vorgebracht werden. Wir möchten indessen unsere deutschen Kollegen, die so bereitwillig parteiischen Meldungen der gedachten Art Glauben schenken, darauf hinweisen, daß der deutsche Konsul in Natal bereits Gelegenheit genommen hat, einer Sammlung ähnlicher Meldungen, die ihren Weg in die gastfreundlichen Spalten der deutschen Presse fanden, mit öffentlichem Dementi und Protest entgegenzutreten. Es ist uns vielleicht auch gestattet, ihnen in Erinnerung zu bringen, daß, als die Franzosen dieselbe Sorte von Anklagen gegen die deutschen Truppen im deutsch-französischen Kriege schleuderten, anständige englische Blätter sich weigerten, den Erzählungen Glauben zu schenken oder sie als feststehende Thatsachen abzudrucken, so ausführlich und dem Anschein nach authentisch sie auch übermittelt

wurden, da sie doch offenbar vom bitteren Gefühle der nationalen Niederlage inspirirt worden waren. Vereinzelte Fälle von Ausschreitungen kamen ohne Zweifel unter den deutschen Soldaten in Frankreich ebenso vor, wie unter den britischen Soldaten in Südafrika vorgekommen sein mögen. Aber in diesem Lande waren wir nicht bereit, Geschichten, die auf bloßem Hörensagen beruhen, Glauben zu schenken, wonach die deutsche Armee plötzlich alle ihre Traditionen der Disziplin und ehrenwerthen Aufführung Lügen zu strafen schien, und wir sind aus demselben Grunde berechtigt, dasselbe Maß von Billigkeit von der öffentlichen Meinung nicht nur Deutschlands, sondern der kontinentalen Nationen im Allgemeinen zu beanspruchen."

Leider hat man nun aber in England selbst bei solchen Ausschreitungen, die gut beglaubigt waren, nicht einmal den Versuch gemacht, festzustellen, inwiefern Übertreibungen untergelaufen waren. Eine große Anzahl Grausamkeiten ist in Briefen englischer Soldaten, die von englischen Blättern veröffentlicht wurden, mitgetheilt worden."

Zum „Times"-Artikel bemerken die „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 68, Morgenausgabe vom 10. Februar: „Zunächst mag festgestellt sein, daß die Berichte über Ausschreitungen und Grausamkeiten englischer Soldaten in großer Zahl Briefen englischer Soldaten entnommen worden sind, welche in englischen Blättern veröffentlicht waren. Was den Fall anlangt, von dem die „Times" anscheinend ausgeht, so handelt es sich um die von einem deutschen Offizier mit voller Namensunterschrift beglaubigten eidlichen Aussagen von Frauen und Mädchen, welche bekundet haben, daß englische Soldaten sie von Kaffern haben festhalten lassen, um sie zu vergewaltigen. Ein solcher Fall konnte im deutsch-französischen Kriege nicht vorkommen und ist nicht vorgekommen. Soweit wir gesehen haben, ist es keinem anständigen deutschen Blatte eingefallen, das Vorkommniß der ganzen englischen Armee zur Last zu schreiben. Die Mittheilung hat begreifliches Aufsehen erregt und diejenige Beachtung gefunden, die der Erklärung eines deutschen Offiziers gebührt. Im Übrigen ist in England selbst das Erforderliche eingeleitet worden. Auf ein Ersuchen des Vorsitzenden der Allgemeinen Deutschen Sittlichkeits-Konferenz, Pfarrer Lic. Weber von hier, an Mistreß Josephine E. Buttler, die Ehren-Präsidentin der britisch-kontinentalen Föde-

ration zur Bekämpfung der Prostitution (eines Weltbundes mit Tausenden von Mitgliedern), gegen die neulich bekannt gewordenen furchtbaren sittlichen Ausschreitungen englischer Soldaten zu protestiren, hat dieselbe geantwortet:

„Bei Empfang Ihrer Notiz telegraphirte ich an das Haus der Gemeinen (Parlament) in London, und unsere Freunde dort haben an den Oberkommandirenden der englischen Armee in Südafrika telegraphirt. Der berichtete Fall von Mißhandlung wird untersucht werden, und wenn die Soldaten schuldig befunden werden, werden sie öffentlich erschossen werden. . . . In England werden wir unser eigenes Volk verurtheilen, wie wir es immer thun, wenn sie im Unrecht sind."

Schließlich möchten wir noch den hochfahrenden Ton der „Times" zurückweisen, die am allerwenigsten Berechtigung hat, sich über Entstellungen der Wahrheit, sofern von solchen überhaupt die Rede sein kann, zu entrüsten. Ein Blatt, das eine so systematische Irreführung der öffentlichen Meinung in England hinsichtlich der Vorgänge in Deutschland durch seinen hiesigen Vertreter duldet und begünstigt, hat keinen Anspruch auf besondere Autorität in Sachen der Wahrheitsliebe."

Über den verlogenen „Times-Artikel" äußert sich der Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung", der „alte preußische Offizier" in London in Nr. 44, Abendblatt vom 14. Februar: „Bisher habe ich es absichtlich vermieden, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die traurigsten Folgen eines jeden Krieges zu lenken, nämlich auf die unvermeidliche Verrohung, welcher die sittlich weniger Widerstandsfähigen unter den Soldaten aller Grade und aller Völker verfallen. Nachdem aber die „Times" unvorsichtiger Weise den kontinentalen Blättern den Vorwurf gemacht hat, Unwahrheiten über das Verhalten der englischen Truppen veröffentlicht zu haben, und da jetzt durch die gegenseitigen Anklagen, welche Buren und Engländer, die Ersteren durch ihre Präsidenten, die Letzteren durch den Oberkommandirenden, Lord Roberts, gegen einander richten, eine Besprechung des Benehmens der Kriegführenden fast geboten erscheint, will ich der Grausamkeit und dem Vandalismus eine kurze Betrachtung zu Theil werden lassen. Vor allen Dingen veranlaßt mich auch dazu ein Artikel in dem englischen Militärwochenblatt „Broad Arrow", in welchem den Buren vorgeworfen wird, daß sie,

ohne gleich viel Veranlassung dazu zu haben, in Natal ebenso schlimm gehaust hätten, wie die Preußen in den Jahren 1814/15 in Frankreich. Der Schreiber dieses Artikels belegt seine Behauptung über das Verhalten der Preußen mit keinem einzigen Beispiel, ich bin daher auch nicht in der Lage, seinen Quellen auf den Grund zu gehen, und muß mich darauf beschränken, seine Angaben einfach zu bezweifeln, bis er sie unwiderlegbar beweist. Wenn aber die „Times" versichert, daß die englische Presse im Jahre 1870 den aus französischen Quellen kommenden Verleumdungen deutscher Truppen ihre Spalten verschlossen habe, so irrt sie sich. Noch vor wenigen Jahren gefielen sich Londoner Morgenblätter in der Erzählung von deutschen Plünderungen in dem französischen Kriege, ohne daß sie eine andere Quelle anzuführen wußten, als chauvinistische Schmutzblätter, die selbst in Frankreich bei dem anständigen Publikum keine Geltung haben.. Wenn aber während des augenblicklichen Krieges deutsche Blätter Berichte über englische Schandthaten brachten, so thaten sie dies hauptsächlich auf Grund der in der englischen Presse selbst mit einem gewissen Behagen veröffentlichten Briefe englischer Soldaten, die sich öffentlich des gemachten Raubes und der Niedermetzelung wehrloser Gefangener rühmten. Der englische Rittmeister, der bei Elands Laagte seinen Ulanen zurief, „das Ungeziefer zu tödten" und dadurch den Mord der um Pardon flehenden Buren veranlaßte, der Jubel der englischen Soldaten über die reiche Beute an Uhren, Geld und anderen Werthsachen, die Mittheilungen, daß die vom Modderfluß in den Oranjestaat eindringende Kavallerieabtheilung Farmen niederbrannte — alle diese Dinge sind englischen Blättern entnommen und bis heute noch nicht widerlegt worden. Wir können also von allen Berichten der Buren über das Verhalten der englischen Soldaten absehen und uns bei der Verurtheilung des englischen Militärs ganz auf englische Quellen stützen."

Weitere authentische Bestätigungen der englischen Grausamkeiten und Verbrechen finden sich in den Aussagen des transvaalischen Gesandten Dr. Leyds, die er bei seinem Interviews in Berlin gethan. Ferner werden sie auch als positive Thatsachen in Amerika berichtet, indem ein Mitglied des Repräsentantenhauses, der Demokrat Sulzer, eine Resolution nachstehenden Inhalts einbrachte: „daß ein Kriegszustand in Südafrika besteht, der Transvaal die Rechte einer kriegführenden Partei gewährt, daß gegen die

barbarische Art, in welcher Großbritannien den Krieg geführt hat, Vorstellungen erhoben und protestirt, und der Präsident autorisirt werden soll, solche Schritte zu unternehmen, die nach seiner Ansicht geeignet sind, die Befolgung der Kriegsgesetze, wie sie von allen civilisirten Nationen anerkannt sind, zu sichern und einen ehrenhaften Frieden herbeizuführen."

Schließlich werden die englischen Schandthaten widerspruchsfrei durch einen offiziellen Schritt der Transvaal-Regierung dadurch festgelegt, daß sie eine Note an die auswärtigen Konsuln gerichtet hat, die auf Grund authentischer Nachweise speziell folgende Anklagen gegen die Engländer erhebt. Wir entnehmen der „Germania", Nr. 277, erstes Blatt vom 2. Dezember 1899, Nachstehendes: „Die Buren und das Völkerrecht. Wie am Donnerstag gemeldet, hat Lord Methuen in einer Ansprache an die Truppen, welche, wie es scheint, schon vor der Schlacht am Modder River gehalten wurde, wohl die Taktik des Feindes als vortrefflich bezeichnet und der Tapferkeit desselben Anerkennung gezollt, dagegen in scharfen Ausdrücken das angebliche Verfahren der Buren, auf die Ambulanzen zu schießen und Dumdum-Geschosse zu verwenden, gegeißelt. Diese Anklage scheint auf einer böswilligen Verleumdung zu beruhen und in der Absicht erhoben zu sein, völkerrechtswidrige Praktiken auf englischer Seite durch den Hinweis auf ähnliche Vorkommnisse bei den Buren zu rechtfertigen oder zum mindesten zu entschuldigen. Denn brieflicher, glaubhaft erscheinender Meldung aus London zu Folge, soll die Transvaalregierung an die auswärtigen Konsuln eine Note gerichtet haben, die auf Grund authentischer Feststellungen speziell folgende Anklagen gegen die Engländer erhebt:

1. eine weiße Fahne mißbraucht zu haben, um einen Panzerzug zu decken,

2. unter einer weißen Fahne, bei Dundee, sich glücklich zurückgezogen und ein Truppenkorps erreicht zu haben, das, statt gefangen zu sein, jetzt gegen die Freistaatler kämpfe,

3. daß ein britischer Ulan einen mit dem Genfer Kreuz bezeichneten Arzt zu ermorden versuchte,

4. daß die britischen Truppen bei Elands Laagte auf eine Ambulanz schossen,

5. daß die Engländer dreizehn, zum Theil verwundete Gefangene an einen Proßkasten banden und so mitschleppten,

6. daß nach Angaben des Kommandanten Botha Oberst Baden-Powell bereits am 18. Oktober hundert bewaffnete Kaffern in's Gefecht führte, und daß

7. auch nach Meldung General Joubert's die britischen Behörden im Basutoland, und zwar zu 5 Schilling für Tag und Kopf, Schwarze gegen die Buren anwerben.

Also die Engländer waren die Attentäter. Wenn von englischer Seite die Dinge einfach auf den Kopf gestellt werden, so zeigt sich darin wieder die englische Heuchelei und niederträchtige Perfidie in ihrer ganzen Glorie."

Man beachte die Zeit, in welcher diese Note erlassen wurde. Im Dezember 1899 waren die weiteren Verbrechen noch nicht erfolgt, konnten demnach in der Note auch nicht aufgeführt werden. Der frech-dumme Entlastungsversuch der „Times", der von der ganzen „deutschen" Presse ad absurdum geführt wurde, wird von der „englischen" „Kölnischen Zeitung" unterstützt, und zwar in einer Weise, welche nur die tiefste Verachtung gegen dieses charakterlose Blatt rechtfertigen kann. Sie schreibt in ihrer Nr. 103, zweite Morgenausgabe vom 7. Februar: „Der folgenden würdigen und berechtigten Erklärung der „Times" ist Beachtung in weiten Kreisen zu wünschen." Nun folgt der Artikel, dem die schamlose „Kölnische Zeitung" die Epithetons „würdig und berechtigt" beifügt. Stammten diese bekannten Artikel direkt aus der Feder des Herrn Cecil Rhodes, sie könnten auch nicht erbärmlicher sein, aber sie wären alsdann doch von keinem „Deutschen" geschrieben. Wie schon früher bemerkt, fällt das Odium für die Haltung einer Zeitung auf ihren Verlag zurück, der doch immerhin verantwortlich ist und nicht die Rolle des Zuschauers übernehmen kann. Die „Kölnische Zeitung" gilt in und außerhalb Deutschlands, als ein internationaler Wechselbalg, als eine journalistische und politische „Ablagerungsstätte" der verwerflichsten Art. Gerade so, wie es oft kunterbunt in solchen Kisten oder Gruben der Höfe aussieht, so auch in den Redaktions-Stuben dieses „Weltblattes". Wie ebenfalls schon bemerkt, haben wir in unserer Registratur, Abtheilung: Presse, einen eigenen Band für dieses Blatt, können ihm also zu jeder Zeit mit konkreten Fällen dienen. Hier soll nur der peinliche Wider-

spruch festgelegt werden, den sich die „Kölnische Zeitung" zwischen ihrer Buren-Haltung vom Jahre 1896 und jetzt schuldig macht. Bestimmter kann man sich nicht mehr widersprechen. Das horrend Dumme bei der Sache ist, daß das Blatt für alle seine Leistungen, dieselbe Glaubwürdigkeit mit der Miene eines Mannes verlangt, der noch nie gelogen, sich noch nie widersprochen hat, und dessen Unerschütterlichkeit allwärts anerkannt ist. Der „Deutschen Zeitung", Nr. 54, vom 6. März, entnehmen wir aus ihrem Artikel: „Die Gegner der Buren" Nachfolgendes: „Und nun kommen wir zum Schluß- und Prunkstück. Die „Kölnische Ztg." in ihrer Mischung von Börsen-, de Beers Minen- und charakterlos offiziöser Politik, führe den letzten Beweis von der Gegenseite! Die „Rhein. Westf. Ztg." hat sich das Verdienst erworben, einige Leitartikel der Kölnerin aus dem Jahre der Krügerdepesche wieder abzudrucken. Und schärfer kann kein Spiegel spiegeln, als diese Citirung der „Köln. Ztg." gegen die „Köln. Ztg."

Im Leitartikel vom 2. Januar 1896 (Abendausgabe) lesen wir:

„Nun ist von vornherein klar, daß diese Bestrebungen, eine Vermehrung der politischen Rechte der Uitlanders zu erreichen, eine rein innere Sache des Transvaalstaates darstellen, die keiner auswärtigen Regierung, auch nicht der englischen, das Recht der Einmischung geben kann. Der Transvaalstaat ist ein unabhängiger Staat, der seine innere Verfassung ganz nach dem Gutdünken der maßgebenden Gewalten des Landes aufstellen kann, und dessen volle Unabhängigkeit unangetastet erhalten zu sehen, ein dringendes Interesse mehrerer europäischer Mächte, insbesondere auch Deutschlands ist. In allen jungen Staaten, die einen so raschen und ungeahnten Aufschwung nehmen, wie das in der Transvaal-Republik der Fall ist, können selbstverständlich die Interessen der Eingeborenen und der Einwanderer längere Zeit schwer unter einen Hut gebracht werden. Erst nach und nach ist hier eine Entwickelung möglich, die mit der Zeit alle Interessen befriedigt. Diese Entwickelung wird um so ruhiger und stetiger vor sich gehen, je kräftiger die leitende Staatsgewalt ist und je zuverlässiger sie es versteht, Ordnung und Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten. Präsident Krüger hat bisher sein schwieriges Amt mit großem Takt und Geschick im Interesse des Landes verwaltet; es ist anzunehmen, daß er auch weiter bereit

sein wird, den berechtigten Interessen der dauernd im Lande angesessenen Ausländer entgegenzukommen, wie er ja noch neuerdings in seinem öffentlichen Aufruf zugesagt hat, alle solche Forderungen gewissenhaft durch den **Volksrath prüfen** zu lassen. . . .

Es muß für jeden, der in den letzten Jahren so reichliche Gelegenheit gegeben hat, die mannigfachen Äußerungen der englischen Ländergier und die verschiedenartigen Wege, sie zu befriedigen, zu beobachten, ohne Weiteres klar sein, daß, wenn diese jetzige unerhörte Rechtsverletzung gelingt und Transvaal dem englischen Einfluß dadurch dauernd ausgeantwortet wird, sehr bald gleiche oder ähnliche Bestrebungen sich gegen den deutschen Besitz in Afrika geltend machen würden. Nur ein rechtzeitiges und deutliches Hände weg! kann das verhindern. Wir vertrauen der deutschen Regierung, daß sie es daran fehlen nicht lassen wird."

Sehr schön, nicht wahr? Und wie heißt es am gleichen Tage in einem Artikel „Verhältnisse in Transvaal"?:

„Daß alle diese Buren nicht edle, uneigennützige und erleuchtete Menschen sind, deren einziger Lebenszweck die Ebnung der Wege der Goldgruben-Industrie und deren Anbeter ist, wird wohl begreiflich sein; gewiß giebt es unter ihnen schlimme Gesellen, käufliche und uneigennützige, beschränkte und sogar dumme; aber im Vergleich mit den Tausenden von Abenteurern, die ihnen gegenüber stehen, kommen sie noch sehr gut davon, und jedenfalls durchdringt sie alle, die nicht unmittelbar dem Rhodesschen Gelde und dem seiner Trabanten erlegen sind, ein glühender Eifer für ihre Unabhängigkeit und ihre alten, ehrwürdigen Staatseinrichtungen, ein Eifer, den die Engländer stets nur an ihren eigenen Landsgenossen erheben, in jedem anderen Falle, wo er ihren Erwerbsinteressen entgegensteht, abgeschmackt finden und mit jedem erdenklichen Schimpf belegen. Nachdem unter Leitung des Präsidenten Krüger und seines Staatssekretärs Dr. Leyds die Volksvertretung allen berechtigten Anforderungen der neuen Bevölkerung auf materiellem Gebiete bereitwillig entgegengekommen ist, nachdem ein musterhaftes Grubengesetz ausgebildet, dem vermehrten Verkehr in Post-, Eisenbahn- und Telegrapheneinrichtungen jede Erleichterung gewährt worden, nachdem es sogar durch Unterlassung von Schutzmaßregeln diesen Gruppen ermöglicht ist, sich fast des halben Landbesitzes in Transvaal zu bemächtigen, blieb ihnen nur noch eins

zu thun übrig, nämlich, wenn irgend möglich, die Kurbel der Gesetzgebung in die eigenen Hände zu bekommen."

Und welche Schlußfolgerungen zieht am 3. Januar ein Leitartikel über die „Vorgänge in Transvaal" aus alledem?:

„Die deutsche Regierung kann nun sehen, daß man nur eine energische That — und eine solche war der rasche Einspruch gegen die Vergewaltigung der Buren — zu wagen braucht, um sofort die ganze Bevölkerung ohne Unterschied der Parteien hinter sich zu haben. Für eine starke thatkräftige Politik ist im deutschen Volke das Verständniß noch nicht erloschen."

Bekanntlich treiben wir eine feinere Politik, als daß wir alle diese offiziösen Liebedienereien gelten lassen könnten. Aber für die „Kölnische Ztg." und ihre derzeitigen Mitanbeter Englands sind sie vernichtend. In Fragen des deutschen Volksthums, der deutschen Zukunft und der deutschen Ehre haben solche Professionäre der Charakterlosigkeit jetzt und fortan einfach nicht mitzusprechen."

V. Kapitel.

Der Kaiser.

Als das Inhaltsverzeichniß des Buches bekannt wurde, erhielten wir wegen der Überschrift des „fünften Kapitels" schriftliche wie mündliche Einsprachen, Erwägungen, Ermahnungen und auch Bedenken. Was kann man überhaupt thun oder unterlassen, ohne „Bedenken" zu verursachen? Die Interpellationen, für die wir hier nochmals bestens danken, denn sie waren alle wahrhaft gut gemeint, theilten sich in zwei Hauptrichtungen, und waren nur darin einig, daß es sehr schwer und gewagt sei, in dem von uns gewählten Thema, besonders in Bezug auf das kritische Stadium der betreffenden Frage, ein Kapitel mit der Überschrift: „Der Kaiser" zu bringen. Auf der einen Seite wurde nahe gelegt, daß, wenn wir deutlich, auf Grund der öffentlichen Meinung und der bereits bekannten Thatsachen schreiben würden, der Gefahr kaum entgingen, Bekanntschaft mit dem Staatsanwalte zu machen, während man uns auf der andern vorhielt, es wäre eine undankbare Aufgabe, ein Thema zu behandeln, das voller Maulkörbe und Fußangeln sei, so daß bei Berücksichtigung dieser, nur eine oberflächliche, ganz allgemein gehaltene Diskussion über des Kaisers Verhalten zum südafrikanischen Kriege herauskäme. Auf Grund von unseren Ansichten und Überzeugungen treffen die Bedenken dieser Seiten nicht zu, wir vermögen nicht einzusehen, daß es, selbstverständlich unter Beobachtung allen Respektes, den ein loyaler Reichsbürger an und für sich dem deutschen Kaiser nie versagen wird, unmöglich sei, oder nur bei Gefahr: Bekanntschaft mit dem Staatsanwalte zu machen, in Angelegenheiten offen über den Kaiser zu sprechen, die das öffentliche Interesse beherrschen, und zu welchen er selbst Stellung genommen hat. Würde man die persönliche Stellungnahme, die der Kaiser zu

einer Frage eingenommen, ignoriren, so läge hierin für jeden objektiv Urtheilenden eine direkte Geringschätzung für den Kaiser, wie sie für Jeden angenommen werden muß, von dem man sagt: der kann reden was er will, darauf kommt es nicht an. Wäre es im Deutschen Reiche so weit gekommen, daß ein loyaler Deutscher über den Kaiser nicht mehr frei und offen sprechen wollte oder könnte, so müßten bereits Verhältnisse bestehen, welche noch jedesmal als der Anfang des Endes zu bezeichnen waren. Diese Verhältnisse bestehen aber thatsächlich nicht, und indem wir sie bestreiten und offen wie frei über den Kaiser und sein Verhalten zur Streitfrage zwischen England und den Burenstaaten sprechen, glauben wir unsere loyalen Gesinnungen am prägnantesten auszudrücken. Da wir nicht der Jurisdiktion des Reichstags-Präsidenten unterstellt sind, brauchen wir auch nicht darnach zu fragen, ob diese oder jene Äußerung des Kaisers im „Staatsanzeiger" gestanden hat. Was wir über den Kaiser sagen werden, entspricht denselben Gefühlen, Ansichten und Überzeugungen, welche Herr Dr. Lieber und den Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem bestimmten, sich über die Person des Kaisers zu äußern. Der erste Herr sagte in seiner brillanten, denkwürdigen Reichstagsrede vom 12. Dezember 1899, in welcher er die „Flotten-Rede" des Kaisers vom 18. Oktober in Hamburg zur Sprache brachte: „Ich frage noch einmal: was war in diesen $1^1/_2$ Jahren vorgegangen, um in Sr. Majestät erlauchtem und erhabenem Herzen eine solche Wandlung seiner Vorstellungen von dem deutschen Volke herbeizuführen? Wir würden die Verehrung für das Haupt des deutschen Bundes, unseren herrlichen Kaiser, nicht haben, die in unsern Herzen lebt, wenn wir nicht auf's Tiefste ergriffen wären von den harten Worten, die in Hamburg über uns gefallen sind." —

In seiner Kaisergeburtstags-Rede vom heurigen Jahr, welche von den „p o l i t i s c h e n" Seiten des Reichs, als die vorzüglichste in ihrer Art bezeichnet wurde, äußerte sich der von allen Parteien verehrte Reichstagspräsident Graf Ballestrem ebenfalls mit einem Freimuth, der ein Erbtheil für alle deutschen Männer ist, die an den Traditionen ihres Volkes festhalten. Wer die offene, freimüthige Denk- und Redeweise der Deutschen nicht versteht oder sie perhorrescirt, der hat auch kein Verständniß für die deutsche Eigenart, für deutsche Wahrhaftigkeit, Treue und Liebe; der Betreffende mag

denken und fühlen, wie er will, aber er denkt und fühlt nicht „deutsch", er ist dem Kopfe und dem Herzen nach für uns ein „Fremder".

Graf Balleſtrem ſagt in ſeiner Rede: „Wenn ich nun die in kühner Höhe befindliche Spitze betrachte, ſo ſehe ich doch, daß ſie, um den dortigen ſcharfen Winden zu widerſtehen, auch nach oben eine Stütze hat. Wenn der Kaiſer der Repräſentant der Einheit der Fürſten, der Regierungen iſt, ſo iſt der Reichstag der Repräſentant der Einheit des deutſchen Volkes. Neben dem Kaiſer ſteht der Reichstag, und er ſtreckt ſeine Streben aus nach jener kühn emporragenden Spitze, um ſie zu ſtützen. Dieſe Stützen ſind die Liebe, die Treue und das Vertrauen des deutſchen Volkes zu ſeinem Kaiſer, und dieſe ſtützen in wild bewegten Wettern da oben dieſe Spitze und halten ſie." Im Verlaufe ſeiner Rede kommen noch nachſtehende prächtige Sätze vor. Er ſagte: „Sobald eine Frage die Volksſeele bewegt, ſei ſie politiſcher, ſei ſie wirthſchaftlicher, ſei ſie ſelbſt wiſſenſchaftlicher oder gelehrter Natur, der Kaiſer nimmt Stellung dazu. — Er benützt irgend eine Gelegenheit, um ſich darüber und über die Stellung, die er zu dieſer Frage einnimmt, öffentlich auszuſprechen, er richtet eine geiſtige Standarte auf, die man von weitem ſieht. Meine Herren! nach meiner Anſicht richtet er ſie nicht zu dem Zwecke auf, daß man ſich ſtill und ſtumm dabei vorbeidrücke, ſondern er richtet ſie auf, damit ſie beachtet, erwogen und beſprochen wird von all' Denen, die es angeht, vor Allem von den Vertretern des deutſchen Volkes."

Dieſe Sätze ſind ſtreng logiſch, denn wenn der König von Preußen und der „deutſche Kaiſer" auch viel können, wenn ihre Machtſphären auch weite Grenzen haben — die des Kaiſers in Kolonial-Fragen*) ſelbſt zu weite, — ſo vermögen doch Beide ohne die Nation oder im grundſätzlichen Widerſpruch zu ihr nichts, was zum Heile Beider und des Volkes ausſchlagen könnte.

Zur Bearbeitung des vorliegenden Materials übergehend, theilen wir es in vier Abſchnitte ein. Im erſten muß die Reiſe des Kaiſers nach England, trotz dem betonten familiären Charakter, den ſie haben ſollte, als ein „politiſches Ereigniß" be-

*) Man erinnere ſich nur an den „Sanſibar-Vertrag", durch den Landgebiete wie das vielfach Größere des Deutſchen Reichs (Wituland, Sanſibar, Unganda, Somaliland), die teils thatſächlich in unſerem Beſitz, teils in unſerer Machtſphäre waren, um die Inſel Helgoland preisgegeben wurden.

sprochen werden, allein schon wegen den Meinungen und Ansichten, die sie in Deutschland, England und in allen anderen Ländern gefunden hat. Der erste Abschnitt zerfällt in drei Theile: vor der Reise, während und nach derselben. Im zweiten Abschnitt sollen alle Äußerungen und Handlungen des Kaisers, so wie solche seiner Minister und Räthe, auch Preßäußerungen, die man als officiös zu nehmen hat, aufgeführt werden, welche für eine strenge Neutralität in dem Kampfe Englands gegen die Burenstaaten sprechen. In den dritten fallen jene, welche eine gewisse Tendenz für England vermuthen lassen und als Emanationen einer sehr „wohlwollenden Neutralität" aufgefaßt werden müssen. Im vierten Abschnitte sollen Nachrichten Erwähnung finden, welche in der deutschen Presse gestanden, ohne daß sie kommentirt oder desavouirt worden sind, ihrer Substanz nach aber in einer historischen Arbeit aufgenommen werden müssen.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß, je subtiler politische Konjunkturen sind, je weniger sie in äußeren, bestimmten Erscheinungen zu Tage treten, je ungewisser und schwerer die Beurtheilung bei ihnen ist, eine um so größere Bedeutung die „Imponderabilien" erhalten, welche sie begleiten. Nicht umsonst hat der Groß- und Lehrmeister der äußeren Politik, Fürst Bismarck, großes Gewicht auf sie gelegt, und ihre politische Wichtigkeit oft genug hervorgehoben. Wo in der Politik ein bestimmtes Vorgehen, ein Eingreifen, oder selbst eine mehr oder weniger pronoucirte Haltung noch nicht oder überhaupt nicht opportun erscheint, haben diese „unwägbaren" Theile eine große Bedeutung für die Behandlung bestehender oder in der Entwickelung begriffener politischer Konstellationen. Das Verstehen und die Werthschätzung der „Imponderabilien", besonders in Hinsicht der sich bildenden politischen Ansichten und Konjunkturen, fallen in das Gebiet rein individueller Auffassungen; bei ihrer Beurtheilung giebt der politische Instinkt den Ausschlag, da sehr oft gar keine anderen Merkmale oder Anhaltungspunkte vorliegen. Bei der Kaiser-Reise nach England, deren verwandtschaftlicher Charakter auf das Bestimmteste von Seiten der Regierung, und auch durch den Kaiser selbst betont wurde, spielen für ihre Beurtheilung die Imponderabilien eine Hauptrolle. Daß etwas nicht geschieht, daß dies und jenes nicht gesagt wird, ist in vielen Fällen mehr, und für die politische Lage aktueller, als

wenn etwas gethan oder gesagt worden wäre. Diese allgemeine Erwägung empfehlen wir zum besseren Verständniß der Kaiserreise unseren Lesern. Aus der dritten Mappe des Bandes 63: „Kaiser Wilhelm II. 1899", welche die Überschrift hat: „Der Kaiser reist dennoch nach England", entnehmen wir nur, was direkt nothwendig ist, um die Stimmungen und Umstände festzulegen, welche sich durch die Kaiserreise ergaben. Sie ist durch alle ihre Umstände ein geschichtliches Ereigniß geworden, und hat deßhalb auch in unserer Registratur, die eine historische Fundgrube sein soll, ihren entsprechenden Platz gefunden.

Wir ertheilen wieder einer ganzen Reihe von Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen das Wort, wodurch der Ausdruck der öffentlichen Meinung am sichersten gewahrt wird. Unsere Arbeit hat einen entschieden zeitgeschichtlichen Charakter, weßhalb wir auch aus diesem Grunde davon absehen, nur unsere Meinung zu äußern, oder durch ein allgemeines Resümee über den Inhalt der Tages-Presse genügen zu wollen.

I. Abschnitt.

Die Reise des Kaisers nach England.

---

1. Abtheilung.

Vor der Reise.

Die „Berliner Neuesten Nachrichten", Abend-Ausgabe Nr. 540, vom 16. November 1899, schreiben: „Die wiederholte Betonung des rein privaten Charakters des Kaiserbesuches in England hindert die englische Presse nicht, in der Ausbeutung der Reise zu politischen Zwecken fortzufahren. Je eifriger dies im Widerspruch mit amtlichen deutschen Kundgebungen geschieht, desto deutlicher verräth sich das englische Bedürfniß nach Anlehnung. Wenn der Besuch des Kaiserpaares in England der Vergangenheit angehören wird, so werden die jetzt verbreiteten Legenden vor dem Lichte der Wahrheit

alsbald verschwinden. Von der in England im Hinblick auf das bevorstehende Ereigniß herrschenden Stimmung giebt unser Londoner Korrespondent unterm 14. d. M. folgendes Bild:

„Wo immer sich hier drei Menschen über politische Fragen unterhalten, da bildet der bevorstehende Besuch Kaiser Wilhelms den vornehmsten Gesprächsgegenstand. Das Interesse am südafrikanischen Kriege, über dessen weiteren Verlauf die Nachrichten immer spärlicher fließen, erscheint beinahe erstorben. Alle Welt spricht von der Kaiservisite. Dabei ist es auffallend, daß in demselben zunehmenden Maße, wie der freudig erwartete Monarch den privaten Charakter seines Besuches betont, hier Presse und Publikum bemüht sind, ihm eine hohe politische Bedeutung zu vindiciren. Anfangs war, um England der Dankespflicht möglichst zu überheben, das Gegentheil der Fall. Kaiser Wilhelm will seine Königliche Großmutter begrüßen, das ist Alles. So hieß es in den Blättern, so sprach man in den Clubs. Inzwischen haben die Leute hier eingesehen, daß England sich in Anbetracht der allgemeinen Weltlage in's eigene Fleisch schneidet, wenn es die politische Bedeutung des Ereignisses über Gebühr herabsetzt. So erleben wir denn das seltsame Schauspiel, daß, nachdem der Kaiser ausdrücklich gebeten hat, von offiziellen Begrüßungen mit Rücksicht auf den privaten Charakter seines Aufenthaltes in England abzusehen, die öffentliche Meinung plötzlich den entgegengesetzten Maßstab zur Bewerthung des Ereignisses anlegt wie vorher. In der That hat die „St. James Gazette" nur Recht, wenn sie ihren heutigen Leitartikel mit den Worten beginnt: „Es besteht in England keinerlei Meinungsverschiedenheit darüber, daß der bevorstehende Besuch des Deutschen Kaisers mehr, sogar erheblich mehr ist, als ein Akt formaler verwandtschaftlicher Höflichkeit."

Der „Reichsbote" bringt in seiner Nr. 264, vom 8. November 1899, nachstehenden Artikel: „Zur Reise des Kaisers nach England wird dem „Hann. Corr." aus der deutschen Kolonie in London geschrieben:

„Wie freudig man unter anderen Umständen in der hiesigen deutschen Kolonie einen Besuch des deutschen Kaisers in England auch würde begrüßt haben, rufen die Pläne des Kaisers unter den gegebenen Verhältnissen doch nur Befremden hervor, und man hofft immer noch auf ein Verschieben des Besuches. Wenn aber die ver-

antwortlichen Rathgeber Sr. Majestät den gegenwärtigen Zeitpunkt für einen solchen Besuch als besonders geeignet erachten, so dürfte doch auch wohl anderen Stimmen, die, wenn auch nicht so maßgebend, immerhin auch Gelegenheit gehabt haben, über die einschlägigen Verhältnisse hier sich ein Urtheil zu bilden, das Recht zustehen, sich vernehmen zu lassen."

Dieser Artikel weist dann auf die vielen Beweise freundlichster Gesinnung unseres Kaisers gegen England hin, auf das Hoch auf die britischen Sieger in Omdurman, auf die Lorbeerkränze an das britische Dragoner-Regiment am Waterloo-Tage, an die Entsendung seiner Yacht zu englischen Regatten, an die Beglückwünschungs-Telegramme auf die Ruderwettfahrten englischer Studenten und fährt dann fort:

„Und wie haben die Engländer auf alles das geantwortet? Was hat die Königin Freundliches gethan? Ich wüßte nichts. Und der Prinz von Wales? Ich wüßte nichts. Doch ist er jedes Jahr in deutsche und böhmische Bäder gereist, ohne seinem Kaiserlichen Neffen auch nur ein einziges Mal einen Besuch abzustatten. Und das englische Volk? Gelacht hat es und gehöhnt und gelästert. Niemand ist seit Jahren die Zielscheibe des allgemeinen Spottes in dem Grade gewesen, wie unser Kaiser, so daß manche Deutsche, die wohl weniger hochherzige, weniger Kaiserliche Gesinnungen hegten, in ihrer bürgerlichen Einfalt bei jedem neuen Beweis Kaiserlicher Huld, die sich gegen England richtete, wohl unwillkürlich ausriefen: „Genug, genug! Es wird ja doch nur mißverstanden oder absichtlich verkehrt gedeutet." Alles das kann ja auch dem Kaiser und seinen Rathgebern nicht entgangen sein; denn bei allen seinen Freundschaftsbeweisen hielt er es solch' ausgeprägt feindseliger Stimmung des englischen Volkes gegenüber, doch mit Recht nicht für angebracht, seine vormals regelmäßigen Besuche in England bislang zu erneuern.

Jetzt würden die Engländer den Besuch des Kaisers gern sehen „als Balsam auf das noch immer wohl nicht ganz erstorbene Gewissen und natürlich auch als eine Waffe der Drohung den Mächten gegenüber". Dann schließt der Artikel:

„Freilich, leitende Staatsmänner können sich nicht immer von ihren persönlichen Neigungen und Erwägungen leiten lassen, wie einfache Bürger des Reiches. Freilich, das Wohl Deutschlands mag es erheischen, daß wir unter allen Umständen mit England uns gut

stellen sollten. Das ist auch unser Wunsch. Aber hat nicht der Kaiser im vorigen Herbst auch den geplanten Besuch bei der Königin von Spanien aus Rücksicht auf die Amerikaner noch im letzten Augenblick aufgegeben. Schulden wir nicht auch dem armen, heldenmüthigen Burenvolke eine gewisse Rücksichtnahme, wenigstens insofern, als wir unsere Neutralität streng bewahren sollten! Nun, das sind Erwägungen, die man ja auch in Deutschland anstellen wird. Es sei hier nur noch angefügt, daß selbst manche Engländer, so gern sie jetzt den Kaiser willkommen heißen würden, einigermaßen verwundert sind, daß der Besuch in diesem Augenblick stattfinden soll und — noch nicht recht daran glauben wollen."

Wie man im deutschen Volke über die Reise denkt, darüber theilt ein süddeutsches Blatt Folgendes mit:

„Nach England gehe nicht!" Unter diesem Titel cirkulirt im Volke ein Gedicht, welches in schärfster Weise der allgemeinen Stimmung gegen den englischen Reiseplan des Kaisers Ausdruck giebt. Ein anderes Gedicht, das den gleichen Titel führt, ist in milderer Tonart geschrieben und enthält u. A. folgende Stellen:

Wenn sonst, o Herr, zur Reise die Standarte
Am Mast emporstieg auf dem Orlogsschiff,
Dann segnend, grüßend an dem Strande harrte
Ein treues Volk — ob's ging zum Nordlandsriff,
Ob Deine „Hohenzollern" wie ein Schwan
Nach Süden flog, gehorchend dem Befehle
Des Herrn, durchfurcht den weiten Ozean:
Es zog mit Dir des deutschen Volkes Seele.
Doch geht Dein Weg ins Britenland hinein,
Dann, Kaiserlicher Herr, fährst Du allein.
O höre, was Dein Volk jetzt bittend spricht:
„Nach England gehe nicht!"

Dasselbe Blatt schreibt in Nr. 267, vom 11. November 1899: „Die Kaiserreise nach England ist, wie berichtet wird, festgestellt. Am 17. November reist der Kaiser nach Kiel auf die „Hohenzollern", welche am 18. die Überfahrt antritt. Ob die Kaiserin mit den jüngsten Kindern ihren hohen Gemahl begleitet, scheint noch nicht festzustehen; die Nachricht wird als verfrüht bezeichnet. Wie der „Lok.-Anz." berichtet, wird der Staatssekretär Graf v. Bülow den Kaiser begleiten und zwar, wie es heißt, in Folge einer direkten Einladung der Königin Victoria. — Da gerade in diesen Tagen der

Reichstag zusammentritt, am 14., und dann sehr wahrscheinlich bald Fragen in die Debatte gezogen werden, welche das Auswärtige Amt berühren, so ist es schwer glaublich, daß der Staatssekretär dieses Amtes in diesen Tagen eine Besuchsreise nach England machen wird, wo seine Anwesenheit in Berlin um so mehr nothwendig sein wird, als der Reichskanzler Fürst Hohenlohe nicht in der Lage ist, wie seiner Zeit Fürst Bismarck, den Angriffen der Opposition — Richter und Bebel — selbst a tempo entgegenzutreten. Und gerade unsere Beziehungen zu England, der Samoavertrag und wahrscheinlich auch die Kaiserreise, dürften in die Debatte gezogen werden; denn England — und die englische Presse darf als England angesehen werden — hat durch die Verbreitung gehässiger und verhetzender Nachrichten über Deutschland und den dabei kundgegebenen haßvollen Neid auf Deutschlands Aufschwung bis zu dem Ruf: „Deutschland muß vernichtet werden!" in Deutschland das Vertrauen, daß wir im engeren Zusammengehen mit England etwas erreichen könnten, zu sehr erschüttert, als daß wir uns noch irgendwelchen Illusionen hingeben dürften. Wie man darüber im Lande denkt, möge man aus folgender Zuschrift ersehen, die uns aus unserem Leserkreise zugegangen ist:

„Die Anzeichen mehren sich, daß die offiziöse Presse für England Stimmung zu machen sucht. Das muß auf's Höchste befremden. Man sollte die sittlichen Empfindungen des Volkes etwas mehr schonen; sie spielen auch in dem heutigen realpolitischen Deutschland noch eine Rolle und werden es hoffentlich stets thun. Wir haben fünfzig Mal gesagt und sagen es zum einundfünfzigsten Male: Kein vernünftiger Mensch denkt bei aller begeisterten Theilnahme für die Buren daran, England den Krieg zu erklären, und Niemand verübelt es der deutschen Regierung, wenn sie mit England die sogen. guten Beziehungen unterhält, die der diplomatische Brauch fordert. Deutschland hat seiner Zeit versucht, Rußland und Frankreich zu einem Bündniß gegen England zu gewinnen, aber Frankreich ist unversöhnlich, es will von Elsaß-Lothringen nicht lassen, und Rußlands Geschäfte zu besorgen haben wir keine Veranlassung. Also die deutsche Regierung thut recht daran, strenge Neutralität zu beobachten. Die diplomatischen Beziehungen der Regierungen können nicht immer mit den Empfindungen der Völker übereinstimmen. Aber etwas Anderes ist es, dem Volke zuzumuthen,

daß es sein einfachstes Rechtsgefühl verleugne und schwarz für weiß ansehe. „Gut ist schlecht, und schlecht ist gut" — so lautet nach dem großen britischen Dichter das Grundgesetz des Bösen. Die Briten mögen sich diesen Grundsatz aneignen, aber wir können's nicht mitmachen. Wir sehen das nichtswürdige Schauspiel, wie ein kleines, still seinen Acker bauendes Völkchen von einem übermächtigen Gegner, der sich jetzt als den Hort der Freiheit und Religion aufzuspielen beliebt, frech und brutal vergewaltigt werden soll; wir sehen aber auch das erhebende Schauspiel, wie dies Völkchen in dem Vertrauen auf seine gerechte Sache dem Riesenreiche entgegentritt; wir sehen ein Burenvolk, das für sein Dasein und die Freiheit kämpft, zu einem Heldenvolke werden, das die Söldlinge der Unterdrücker zu Paaren treibt. Und da wird von uns verlangt, daß wir unsere Gesinnung wechseln, wie man einen Rock wechselt? — Wir können kaum glauben, daß es wirklich Absicht der Regierung sein sollte, Stimmung für England zu machen, sondern müssen annehmen, daß in den offiziösen Blättern, wie schon manchmal, allerhand Hintertreppenmänner ihr Wesen treiben. Noch immer freilich wird das deutsche Volk auf die Folter gespannt, ob die Reise des Kaisers nach England wirklich stattfindet, und mit der größten Sorge bemerken gerade die Leute, die monarchisch sind bis auf die Knochen, wie sich das Kopfschütteln im Volke mehrt. Jeder Deutsche, der es gut mit seinem Kaiser meint, hat das Recht, die Berather der Krone zu fragen: Kennt der Kaiser die Stimmung des Volkes? Er hat schon einmal (bei der Kanalangelegenheit) seinen Unwillen darüber ausgesprochen, daß man ihn über die Volksstimmung im Unklaren gelassen habe; die Frage ist also berechtigt. Weiter möchte man fragen: Hat man dem Kaiser verhehlt, daß alle persönliche Liebenswürdigkeit, mit der er die Engländer behandelt hat, nur mit Hohn und Unverschämtheiten belohnt worden ist? Hat man dem Kaiser die Niederträchtigkeit verborgen, die an seinem Bilde in dem englischen Offizierkasino verübt worden ist? Auf alle diese Fragen möchte das deutsche Volk, dem die Ehre seines Kaisers am Herzen liegt, wie seine eigene, eine Antwort hören. — Vielleicht haben die Herren Offiziösen auch die Güte, zu sagen, was wir zu erwarten hätten, wenn wir wirklich unsere sittliche Empfindung England gegenüber verleugneten. Bleiben die Buren Sieger, so entsteht ein afrikanischer Staatenbund, der eine feindselige Haltung

Deutschlands damit beantworten würde, unseren Kolonien das Leben sauer zu machen und sie im Laufe der Zeiten womöglich herüberzuziehen. Oder meinen wir, die Engländer würden unsere Kolonien gegen die Buren und den afrikanischen Staatenbund vertheidigen? Siegen aber die Engländer, so werden sie unsere Freundschaft weder im Allgemeinen, noch im Besonderen (d. h. in Afrika), belohnen. Ihre siegreiche Unverschämtheit wird keine Grenzen mehr kennen, und das englische Afrika wird schnell Thatsache geworden sein, selbst wenn unseren ostafrikanischen Kolonien, die ja, dank einer früheren Staatskunst, ganz von England umklammert sind, noch eine Galgenfrist gewährt sein sollte. Die Betrogenen würden wir unter allen Umständen sein. Glaubt denn der deutsche Michel wirklich, dem Rhodes und ähnlichen Ehrenmännern gewachsen zu sein? Und es handelt sich bei diesem ruchlosen Kriege nicht mehr bloß um Afrika; es handelt sich um die Frage, ob der britischen Gewaltherrschaft, die unter der Maske des Freiheits- und Religionskämpfers die heiligsten Rechte mit Füßen tritt, ob dieser Gewaltherrschaft endlich ein Ziel gesetzt werden wird, oder ob wir uns nachgerade darauf vorbereiten sollen, unter ihre Räder zu kommen.

Und noch eins möchten wir der Regierung zu bedenken geben. Es werden demnächst 30 neue Schiffe gefordert werden, und alle Vaterlandsfreunde werden begeistert zustimmen. Die Freude darüber, daß Deutschland endlich ernst daran gehen will, sich eine angemessene Seemacht zu schaffen, ist um so größer, als uns die augenblickliche Weltlage die Mißlichkeit einer zu schwachen Marine wieder einmal handgreiflich vor Augen geführt hat. Aber wird die Begeisterung anhalten, wenn der Verdacht aufsteigt, die deutsche Marine sollte in dem Kielwasser Englands segeln?"

In seiner Nr. 268, vom 12. November, sagt der „Reichsbote":

Die Nachricht, daß Graf v. Bülow den Kaiser begleiten werde, bezweifelten wir gestern, und heute berichten offiziöse Organe, wie das „Berl. Tagebl.", daß das noch nicht feststehe, und die „B. Börs.-Ztg." bemerkt, an amtlicher Stelle sei von einer direkten Einladung der Königin Victoria nichts bekannt. In England behandelt man dieselbe aber bereits als feststehend und sucht den Kaiserbesuch in der überschwenglichsten Weise für England auszunutzen.

Dem „B. L.-A." wird berichtet: „Der Besuch des deutschen

Kaisers fährt fort, hier den Gegenstand alles absorbirenden Interesses zu bilden. Von vielen Seiten wird vorgeschlagen, der Lord-Mayor solle den Kaiser zum Mansions-House einladen, und die City solle ihm einen großartigen offiziellen Empfang bereiten. Man erwartet, daß der Lord-Mayor Schritte hierzu ergreifen werde. Aus Windsor wird gemeldet, daß der Ankunftstag des Kaisers von der ganzen Stadt als Festtag begangen werden soll."

Weiter sagt der „Reichsbote" in Nr. 260 vom 3. November: „Die Reise des Kaisers nach England wird in der englischen Presse in der tendenziösesten Weise zu Gunsten Englands schon jetzt ausgenutzt, wo es noch fraglich ist, ob sie überhaupt nach alledem, was seit dem Frühjahr, wo sie projektirt ist, passirt ist, wirklich stattfindet. Sogar der englische Minister Chaplin hat in einer in Manchester gehaltenen Rede darin den Ton angegeben, der in der englischen Presse weiter tönt, indem er behauptete, „der deutsche Kaiser habe den Wunsch nach Freundschaft mit England bei allen jüngsten Schwierigkeiten Englands gezeigt. Die Erinnerung an den Zwischenfall, welcher nach dem Raubzug Jameson's stattfand und damals eine sehr erhebliche Erkältung zwischen beiden Ländern veranlaßte, sei glücklicher Weise gänzlich gewichen. Er hoffe, daß der Besuch viel dazu beitragen werde, die beiden Länder durch Bande gemeinsamer Freundschaft enger zu verbinden!" Der „Standard" geht in dieser tendenziösen Ausbeutung noch weiter, indem er den Kaiser gegen den Czaren zu Gunsten Englands auszuspielen sucht, indem er schreibt:

„Die Spannung der politischen Lage ließe England mit besonderer Befriedigung das Wohlwollen wahrnehmen, wovon des Kaisers Anwesenheit in wenigen Wochen ein sichtbares und emphathisches Symbol liefern werde. England halte den Sohn der Tochter der Königin und des Mannes, für dessen Gedächtniß es liebevollste Ehrerbietung bewahre, gewissermaßen als englischen Fürsten hoch. Hierzu komme das Interesse für den Souverän, der einen so fesselnden und mächtigen Platz unter den Herrschern einnehme, und dessen Charakter und Gaben die Volksphantasie so einzunehmen geeignet seien. Zwar müsse nicht angenommen werden, daß der Kaiser durch den Besuch sich zu definitiver Theilnahme an allgemeinen englischen Plänen oder politischen Zielen bekenne, doch würde derselbe einigen kontinentalen Mächten schmerzliche Ent-

täuschungen bereiten. Man wolle damit keine feindlichen Absichten unterlegen, aber wenn kein Übereinkommen der kontinentalen Mächte, entweder für die Intervention zum Schaden der englischen Pläne oder für feindliche Unternehmungen in anderen Welttheilen zu Stande gekommen, sei dies nicht die Schuld des Petersburger Kabinetts. Es sei eine absolute Thatsache, daß Murawieff Schritte that, die Haltung einiger Staaten, die er der Überredung für zugänglich hielt, zu sondiren, um eine derartige gemeinsame Aktion zu arrangiren. Wenn man am Quai d'Orsay diese Fühler höflich ablehnte unter der Erklärung, keine Risikos übernehmen zu wollen, so könne der Grund in der Haltung einer anderen, ebenfalls konsultirenden Macht gefunden werden. Die Schwächung Englands könne Deutschland nur Schaden bereiten. Falls England einer Bündnißgruppe beitreten sollte, würde das ganze System von Bündnissen tief erschüttert werden. Der Besuch des Kaisers würde als spontane Freundschaftsbezeugung geschätzt werden, und das Telegramm an die ersten Königlichen Dragoner, als huldvoller Beweis der chevaleresken Gesinnung ihres Ehrenkommandeurs. Ein Zeichen der Zeit sei, daß wenig Aussicht auf eine formelle Zusammenkunft zwischen dem Zaren und dem Kaiser vor des letzteren Besuch bei der Königin bestehe."

Die Ehre, „gewissermaßen als englischer Fürst hochgehalten zu werden", wird der deutsche Kaiser zu würdigen wissen. Es ist ja noch nicht lange her, daß er in der englischen Presse in der rohesten Weise beschimpft und sein Bild in dem Offizierkasino des Dragoner-Regiments besudelt wurde. Deutschland will mit allen Völkern im Frieden leben, auch mit dem englischen; und es will sich deßhalb nicht zu Gunsten Englands mit Rußland verfeinden lassen. Haben wir keine Ursache, England Rußland gegenüber schwächen zu helfen, so haben wir auch keine Ursache, es stärken zu helfen; was England und Rußland mit einander haben, das mögen sie unter sich ausmachen. Wir wissen aus der Erfahrung, daß wir auf die Freundschaft Englands keine Häuser, nicht einmal Hüttchen bauen können. Wir verlassen uns auch nicht auf Rußland; aber Rußland hat sich 1870/71 sehr loyal verhalten, während England mehr auf Seiten unserer Feinde stand und sich stark bemühte, Deutschland nicht groß werden zu lassen. Und in den letzten Jahren ist kaum eine Woche vergangen, wo die englische Presse nicht falsche

gehässige Nachrichten über Deutschland verbreitete, um es in Schwierigkeiten mit anderen Ländern zu verwickeln. Wir müssen deshalb jetzt energisch dagegen protestiren, daß hier unter der Maske der Freundschaft gegen Deutschland, Verstimmung zwischen Deutschland und Rußland gesäet und die Welt getäuscht werden soll, indem man ihr ankündigt, die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Czaren würde unterbleiben, der letztere werde durch Berlin reisen, ohne den Kaiser zu begrüßen, aber der Kaiser werde nach England reisen, um vor aller Welt für die Freundschaft Deutschlands und Englands zu demonstriren.

Schon der „Standard" hat darauf hingewiesen, daß der Kaiser die durch sein Kriegstelegramm angerichtete Verstimmung jetzt wieder gut zu machen suche. Noch taktloser als der „Standard" thut das die „St. James Gazette", indem sie ausdrücklich an die Beschimpfung des Kaisers in seinem Bilde durch die Dragoner-Offiziere hinweist und dann schreibt:

„Ist es (das Telegramm) nicht an ein Regiment geschickt worden, das seinem Unwillen über die Beschimpfung einer anderen Depesche in so bezeichnender Weise Ausdruck gegeben hat, daß der Kaiser jedenfalls auch davon gehört haben wird? Und doch nimmt er die Gelegenheit wahr, um die Welt daran zu erinnern, daß er Oberst der britischen Dragoner ist. Er hätte das Telegramm schwerlich abgesandt, wenn er es nicht als Zeichen von Freundschaft hätte aufgefaßt wissen wollen."

Unseres Erachtens wären diese tendenziösen Ausdeutungen der englischen Presse Grund genug, um die Reise für spätere Zeit aufzuschieben. Wenn der Kaiser Privatmann wäre, könnte es ihm ja gleichgültig sein, was die englische Presse über seine Reise schreibt; allein er ist eben Kaiser von Deutschland, und die englische Presse und auch Minister Chaplin identificiren ihn sehr geflissentlich mit Deutschland. Der letztere sagte ausdrücklich: „Er freue sich, daß Deutschland ein freundschaftliches Gefühl gegen England gezeigt habe; der Enkel der Königin habe den Wunsch nach Freundschaft mit England bei allen jüngsten Schwierigkeiten Englands gezeigt", und die englische Presse spielt den Kaiser als Freund Englands gegen die deutsche öffentliche Meinung und gegen den Czaren aus."

Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt in der Abend-Ausgabe zur Nr. 532 vom 11. November: „Zur Reise des Kaisers nach

England wird der „Magd. Ztg." aus Berlin geschrieben: „Ein Berliner Blatt wollte gestern Abend wissen, daß der Staatssekretär Graf Bülow den Kaiser auf seiner Reise nach England begleiten werde. An hiesigen unterrichteten Stellen ist davon nichts bekannt. Jedenfalls liegt eine Einladung der Königin Victoria, auf deren Wunsch gerade Graf Bülow angeblich nach England mitreisen sollte, nicht vor. Die schwebenden politischen Fragen zwischen Deutschland und England sind durch die Entscheidung über Samoa zur Lösung gebracht, so daß also die Begleitung durch den Minister des Auswärtigen nicht erforderlich ist. Der Reise des Kaisers soll der Charakter eines Familienbesuches nicht genommen werden."

Ob von der Begleitung des Grafen Bülow thatsächlich nichts bekannt ist oder nur noch nichts bekannt gegeben werden soll, lassen wir dahingestellt. Das „Berl. Tagebl.", das doch ebenso Bülow-offiziös ist, wie die „Magd. Ztg.", erfährt nur, daß darüber noch nichts feststeht, und giebt uns den Rath, doch erst abzuwarten, ob eine etwaige Begleitung des Grafen Bülow wirklich, wie wir dargelegt haben, „überall als ein eminent politisches Ereigniß aufgefaßt werden würde". Wir meinen, daß, wenn es zu dieser Begleitung kommt, doch nicht einmal in der so harmlosen Redaktion des „Berl. Tageblatts" eine andere Auffassung herrschen würde. Doch mit oder ohne Bülow: der Kaiserreise im gegenwärtigen Augenblick den Charakter eines Familienbesuchs zu wahren — wir möchten doch den sehen, der dies Kunststück fertig brächte! Denn der Charakter des Besuchs hängt weder von den Dispositionen des Hofmarschallamts, noch von den Offiziösen des Auswärtigen Amts, ja nicht einmal von den Intentionen des Kaisers ab. Denn gegenüber der englischen Ausbeutung des Besuchs zu politischen Zwecken, ist auch der Kaiser ohnmächtig. In welcher Weise eine solche Ausbeutung schon jetzt vorbereitet wird, lehrt nachstehendes Telegramm, das dem „Berl. Tagebl." selbst aus London zugeht:

„Bei dem Lordmayorbankett in Hove erklärte Sir Blundell Maple, die Kaiserreise sei eines der wichtigsten Ereignisse. Der Kaiser komme nach England mit ausgestreckter Freundeshand, und er, Maple, wünsche, daß nicht nur die Stadtgemeinde, sondern die Presse Englands und das ganze Land erfahre, daß es sich nicht nur um den Besuch des Enkels bei seiner Großmutter, sondern um den

Besuch einer Nation bei einer anderen in Sorge befindlichen Nation handle. Man habe gut von einem Heere und Flotte reden, aber wo wäre England heute, wenn es zu diesen Schwierigkeiten noch in einen Krieg mit großen kontinentalen Mächten verwickelt wäre? Er appellire an England, den deutschen Kaiser, die Kaiserin und die beiden Söhne nach England nicht in Privateigenschaft kommen zu lassen; wir wollen alle als Engländer dem Kaiser unsere Freundeshand entgegenstrecken und ihn in einer Weise bewillkommnen, daß er sieht, wie das englische Volk auf Deutschland mit freundlichen Gefühlen blickt. Auf diese Weise würde das Samenkorn der Verbrüderung zwischen Deutschland und England gesät, das so nothwendig für den Weltfrieden und den Fortschritt der Civilisation sei. Maple drückt die Erwartung aus, daß die Mayors von Brighton und Hove in Portsmouth sein würden, um den Kaiser mit Adressen zu bewillkommnen und ihn in ihre Städte einzuladen. Alle die, welche sich Mühe gäben, bei ihren Freunden in den Kolonien anzufragen, oder mit der City zu thun hätten, wüßten sehr wohl, daß die britischen Kolonien durch Hülfe der Deutschen, die deren beste Bürger sind und immer an der Spitze stünden, wo immer sie gesunden würden, eine besondere Kraft erhielten. Er hoffe, daß der Kaiser einen glänzenden Empfang in Mansion House haben würde. — Maple ist bekanntlich der Schwiegervater des Barons Eckardstein, der früher an der deutschen Botschaft war und zu dieser noch lebhafte Beziehungen unterhält."

Wo bleibt da der Charakter des Familienbesuchs? Aber es scheint ja in gewissen Kreisen unseres Auswärtigen Amtes — wenigstens nach unseren Offiziösen zu urtheilen — gar nicht einmal die Absicht zu bestehen, den privaten Charakter des Kaiserbesuchs zu wahren. Dieselbe „Magd. Ztg.", die an der einen Stelle die erwähnte Beruhigungsnotiz bringt, ist an einer anderen Stelle so ungeschickt, die deutsch-englischen Beziehungen — wenn auch ohne Hinweis auf den Kaiserbesuch — beinahe als Alliance hinzustellen. So schreibt das Blatt:

„Die Politik des Friedens findet in Deutschland ebenso, wie in Rußland eine so starke Vertretung, daß die Gefahr ausgeschlossen zu sein scheint, es könnte der kleine (!) südafrikanische Krieg auch andere Mächte in Mitleidenschaft ziehen. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Kaiserbegegnung in Potsdam jenen fried-

lichen Bestrebungen durchaus förderlich gewesen ist, und da zum Glück die Innigkeit der deutsch-russischen Beziehungen einem gut freundschaftlichen Verhältniß zwischen Deutschland und England durchaus nicht im Wege steht, so ruht der Weltfrieden offenbar auf so starken Säulen, daß die Völker mit guter Zuversicht sich weiter ihren Kulturaufgaben widmen können. Lord Salisbury hat gestern auf dem Bankett des Lordmayors in Guildhall eine lange Rede gehalten, in der er besonders die guten Beziehungen betonte, die England mit Amerika und Deutschland unterhalte; er wies dabei auch auf den eben vollzogenen samoanischen Vertrag hin, dem er deßhalb eine größere Bedeutung beimaß, weil er die Gefahr von Mißhelligkeiten mit einer Macht beseitigte, deren guten Willen England sehr hoch schätze. Dieser Vertrag hat in der That Manches wieder getilgt, was wir gegen das britische Reich auf dem Kerbholz hatten. Wir freuen uns über die Neuordnung der samoanischen Verhältnisse nicht zum wenigsten (!) auch deshalb, weil sie die Herzlichkeit unserer freundschaftlichen Beziehungen zu dem großen Inselreiche zu stärken geeignet ist. Deutschland hat gar keinen Anlaß, ein Gegner Englands zu sein; Raum für alle hat die Erde, und wir wüßten nicht, warum nicht die beiden größten Handelsmächte der Welt friedlich und im besten Einvernehmen miteinander sollten arbeiten können. Wird die Politik der Intriguen, wie der Nadelstiche aufgegeben, und zwar sowohl von der englischen Regierung, wie von der englischen Presse, dann wird sich auch das volle Vertrauen auf beiden Seiten wiederfinden, das dem Weltfrieden eine so gute Gewähr bietet."

Wie das Bestreben, an England näher heranzurücken, mit der „Innigkeit der deutsch-russischen Beziehungen" vereinbar sein soll, das ist das Geheimniß des Artikelschreibers der „Magdeb. Ztg.". Das Bemerkenswertheste an der jüngsten Rede Lord Salisbury's ist gerade, daß er Rußlands und Frankreichs mit keinem Wort Erwähnung that. — Nun noch einige solche Artikel, und wir wissen, daß die Besorgniß, die uns beim Bekanntwerden des Samoavertrags beschlich, wohl begründet war.

Die „Berliner Neuesten Nachrichten" schreiben in der Abend-Ausgabe der Nr. 514 vom 1. November: „Seit dem Telegramm der Hamburger Volksversammlung an den Kaiser, worin der Monarch in Form einer Resolution ersucht wurde, nicht nach Eng-

land zu reisen, ist dieses Thema in Blättern aller Farben zur Erörterung gelangt. Einem westpreußischen Blatt hat für diesen Zweck sogar die Prosa nicht genügt, es hat die Poesie in Form eines an den Kaiser gerichteten patriotischen Gedichtes zu Hülfe gerufen.

Der Kaiser ist verfassungsmäßig der oberste Hüter und Repräsentant der Interessen des Deutschen Reiches. Diesen Interessen ordnen sich selbstverständlich auch seine persönlichen Beziehungen zu den fremden Höfen unter, gleichwie dies bei jedem pflichttreuen und politisch gut berathenen Monarchen der Fall ist. Der Besuch bei der Königin Victoria war zu einer Zeit angekündigt, als die Beziehungen Englands zu Transvaal bereits recht gespannter Natur, aber noch keineswegs kriegerischer Art waren, und wenn heute behauptet wird, die Reise müsse unterbleiben, weil sie sonst als Parteinahme für England gegen die Buren ausgelegt werden würde, so läßt sich dem mit gleichem, vielleicht noch größerem Recht entgegenhalten, ob der Verzicht auf die Reise in England nicht noch mehr als eine Parteinahme angesehen werden würde, als ihre Ausführung Seitens der Buren. Daß der größte Theil des deutschen Volkes in diesem beklagenswerthen Kampfe auf Seiten der Buren steht, ist bekannt; auch die Sympathien unserer militärischen Kreise sind diesmal bei Weitem vorwiegend auf der Seite der Miliz-Armee. Das angeborene Recht, das jeder Deutsche hat, in einem Völkerkonflikt seine Sympathien der einen oder der anderen Seite zuzuwenden, gleichviel, wie die Interessen seines Landes liegen, hat der Kaiser nicht. Er hat in seinem öffentlichen Auftreten ausschließlich den Geboten des letzteren zu folgen. Die Interessen Deutschlands verlangen nichts weniger, als eine Parteinahme für England, deren England auch gar nicht bedarf, sie gestatten aber einer klugen und vorschauenden deutschen Politik nicht, Großbritannien unnöthig zu verstimmen."

Dasselbe Blatt schreibt in der Morgen-Ausgabe zur Nr. 545 vom 19. November 1899: „Die viel erörterte Englandfahrt des Kaiserpaares ist nun Ereigniß geworden. Zur richtigen Beurtheilung der Entschließung des Kaisers, trotz der in den letzten Monaten ausgebrochenen, akuten Krisis in Südafrika die Reise zur Ausführung zu bringen, ist daran festzuhalten, daß es sich um die Erfüllung einer vor einer Reihe von Monaten, auf wiederholte Ein-

ladung Seitens der Königin von England gegebenen Zusage handelt. Es dürfte allerdings fast ohne Präzedenzfall sein, daß ein solcher Akt eines deutschen Monarchen im Volke so wenig Zustimmung gefunden hätte, wie dieser Besuch unseres Herrscherpaares jenseits des Kanals. Ein Analogon könnte höchstens gefunden werden in der Reise Kaiser Wilhelms I. nach Alexandrowo am 1. September 1879. Einen wesentlichen Unterschied bildet aber der Umstand, daß der damalige, durch begreifliche Empfindungsmomente bestimmte Schritt des Monarchen, mit der amtlich eingenommenen politischen Stellung des Reiches, innerhalb der internationalen Konstellation jener Tage nicht im Einklang stand. Der charakteristische Zug des Ereignisses, welches sich gegenwärtig vor den Augen der Welt abspielt, hingegen ist, daß nicht sowohl die Ausführung der Reise, als vielmehr ihr Unterbleiben politische Folgewirkungen hätte haben müssen.

Die absolut neutrale Haltung der deutschen Politik, Angesichts des bedauerlichen Konflikts zwischen England und Transvaal wird von keiner ernst zu nehmenden Seite angezweifelt. Wenn der Besuch in England diese Haltung in keiner Weise in ein anderes Licht rücken wird, so wäre andererseits die Absage des vor längerer Zeit in Aussicht gestellten Besuches, als eine Stellungnahme gegen England erschienen und in diesem Sinne von solchen Stellen, die ein lebhaftes Interesse an deutsch-englischen Verstimmungen haben, sicherlich ausgebeutet worden. Gerade die Erinnerung an die Vorgänge vor vier Jahren, hätte dem Unterbleiben der Reise einen gegen England gerichteten, demonstrativen Charakter aufgedrückt und unvermeidlich derartige Verstimmungen bewirkt, an denen sich mehr, als ein tertius gaudens ergötzt hätte. Das Widerstreben, mit welchem in weiten Kreisen des deutschen Volkes, die Kunde von der Englandfahrt aufgenommen wurde, hatte seinen Grund nicht in letzter Linie in ihrer tendenziösen Ausbeutung, Seitens der englischen Presse, sowie in dem Gedanken an die Unfreundlichkeiten, welche Deutschland erst vor Kurzem auf Samoa von englischer Seite erfahren hatte. Unbeschadet ihrer Sympathie für das tapfere Burenvolk, kann die deutsche Nation sich mit den Dingen, wie sie sich nun einmal unter dem Einfluß gewichtiger politischer Erwägungen gestaltet haben, abfinden, nachdem England sich in der Samoa-Frage den deutschen Wünschen, wenn auch gegen entsprechende reale Äquivalente akkomodirt hat. Überdies ist deutscher-

seits Alles geschehen, um dem Aufenthalt des Kaiserpaares in England einen streng privaten Charakter zu wahren. Wie hiesige Blätter berichten, hat der Kaiser nach der Rekrutenvereidigung in Berlin an die Generalität eine Ansprache gehalten, in welcher er darlegte, aus welchen Gründen er trotz der herrschenden Volksstimmung nach England reisen müsse; er sei durch ein Versprechen gebunden, dessen Bruch beleidigend empfunden werden müsse. Die Reise trage nach seiner Auffassung durchaus keinen politischen, sondern ausschließlich einen familiären Charakter. Auch die englische Regierung ist den deutschen Empfindungen gerecht geworden, indem sie durch den Mund des Untersekretärs des Krieges, Wyndham, in loyaler Weise das Bestreben rügte, aus dem Besuche politisches Kapital zu schlagen."

Wir gelangen zur Besprechung der Kaiser-Reise in der „Kölnischen Zeitung". Daß sie den Ansichten der übrigen „deutschen" Zeitungen widerspricht, ist von ihrem englischen Standpunkte aus selbstverständlich. Das rheinische Blatt schreibt in seiner Nr. 867, Morgen-Ausgabe vom 4. November: „England und Deutschland. London, 2. Nov. Trotz der einigermaßen scharfen Haltung, die ein Theil der deutschen Presse England gegenüber einnimmt, schreibt der Daily Telegraph, ist es befriedigend zu wissen, daß die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen von herzlichster Natur sind. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in einem Lande, wo das Maß der Bildung und geistiger Auffassung so hoch steht, wie in Deutschland, die Presse so wenig die Ansichten der Regierung oder die Meinungen des Durchschnittsmenschen widerspiegelt. Nicht nur in der heutigen Krisis, sondern auch bei vielen früheren Gelegenheiten, wo es sich um die Beziehungen der beiden Länder handelte, haben einzelne Organe im Deutschen Reiche fortwährend gepoltert und genörgelt, während die Regierung im versöhnlichsten Sinne verhandelte. Und so ist es im gegenwärtigen Augenblicke. Herr Chaplin drückte sich keineswegs zu stark aus, als er dieser Tage in seiner Rede in Manchester bemerkte: „Es ist sicher, daß der Kaiser bei uns einen einstimmigen und herzlichen Empfang genießen wird, wie er nicht nur seiner hohen Machtstellung und vornehmen Persönlichkeit, sondern auch seiner Eigenschaft als Enkelsohn unserer Königin zukommt. Ich hoffe und glaube, daß der Besuch des Kaisers viel dazu beitragen wird, die beiden Länder enger mit den Banden gemeinschaftlicher Freundschaft zu verbinden. Daß er

diese Wirkung haben möge, ist mein wärmster und herzlichster Wunsch, nicht nur im Interesse Deutschlands und Englands, sondern im Interesse des Friedens der Welt in kommenden Tagen.“ Diese Worte stellen, wie wir glauben, die Anschauungen unserer Regierung und, wenn wir nicht sehr irren, auch die des Kaisers und seiner Minister dar, fährt das „englische“ Blatt fort. Thatsächlich giebt es auch keine zwei Länder in Europa, für die ein gutes Einvernehmen von größerer Wichtigkeit wäre, als für Deutschland und England. Selbst wenn wir den Gedanken an die Bande gleicher Abstammung und an die enge Verwandtschaft der beiden Herrscherfamilien aus dem Spiel lassen, bleibt die große Haupterwägung, daß wir viele Interessen gemein, und andererseits nur wenige Punkte haben, wo sie einander widerstreiten. Der deutsche Unternehmungsgeist auf dem Gebiete des Handels und der Industrie setzt uns zweifellos hart zu, allein wir haben, als wir uns zur Politik des Freihandels bekannten, nun einmal den Wettbewerb in die Schranken gerufen und haben deshalb weder Recht noch Grund, uns zu beklagen. Deutschland aber nimmt die Lehre an, daß bei der kolonialen Ausdehnung der Grundsatz „freies Feld und keine Gunst dem Mutterlande“ ihm so sehr, wie seinen Wettbewerbern zu Gute kommt. Unter allen industriellen und Fabrikantenkreisen in Deutschland ist es anerkannt, daß der Kaufmann sich unter der britischen Flagge so gut gestellt sieht, als ob die deutsche über ihm wehte, und daß sie alle Vortheile unseres Schutzes genießen, ohne zu dessen Kosten beitragen zu müssen. Vom politischen Gesichtspunkte aus liegt ebenso viel Grund und in der That ebenso viel Nothwendigkeit für ein harmonisches Zusammengehen der beiden Länder vor. In allen Hauptkämpfen, die Europa erschüttert haben, sind Deutschland und England nie gegen einander in Waffen gestanden. Es ist allerdings richtig, daß in vergangenen Tagen die deutsche Regierung unsern Beitritt zum Dreibunde wünschte und einigermaßen ärgerlich über unsere Ablehnung war; allein der eigenthümliche Charakter unseres Reiches verbot uns, in solche Verbindlichkeiten einzutreten, obschon er kein Hinderniß für den Ausdruck unserer Sympathie für die Ziele des Bundes bildete. Wir haben, wie gerade im jetzigen Augenblick ersichtlich ist, Interessen zu vertheidigen, für deren Wahrung wir keine deutsche Hülfe erwarten könnten. So ist Deutschland andererseits mit seinen Ver-

bündeten Gefahren ausgesetzt, aus denen sie unter normalen Verhältnissen nicht erwarten könnten, von uns befreit zu werden. Es liegt indessen kein Grund vor, warum wir, obschon wir nicht Geschäftsgenossen sein können, nicht ausgezeichnete Freunde sein und bei vorkommender Gelegenheit zum gemeinsamen Vortheil zusammenwirken sollten. Wir glauben, daß die Feindschaft, die ein gewisser Theil der deutschen Presse gegen England zur Schau trägt, nur ein veralteter Rückstand gewisser persönlicher Abneigungen des Fürsten Bismarck ist, von denen in seinen Denkwürdigkeiten Manches zu lesen steht. Allein wenn auch sein unbändiges Selbstvertrauen ihn mitunter dazu führte, Angriffe gegen England zu unterstützen oder gar anzuregen, so war er doch zu klarblickend und zu weitschauend, jemals Händel mit uns zu suchen. Er ließ seine Schakale heulen, allein er peitschte sie hinweg, wenn sie zu beißen drohten. Schließlich giebt es ja doch immer einen großen Hauptgrund, warum Deutschland nicht auf die Seite unserer Gegner treten sollte. Würde England zu der Stellung einer Macht dritten Ranges hinabgedrückt, so müßte die Stellung Deutschlands, wir wollen nicht gerade sagen, bedenklich werden, allein sicher größere Opfer erheischen, als seine Landeskinder heute zu tragen haben. Wie sehr auch die Chauvinistenblätter gegen England schmähen und schimpfen mögen, dieser wichtige Hauptpunkt wird von denen, die er am nächsten angeht, in seiner vollen Bedeutung gewürdigt."

Daily Graphic beschäftigt sich mit dem Artikel eines Berliner Blattes, in dem angedeutet wird, es liege im Interesse des Reiches, nicht unnöthiger Weise in England böses Blut zu machen, und deshalb werde auch der kaiserliche Besuch gemacht. „Alles das," bemerkt der Daily Graphic, „mag ja richtig sein, wenn auch die ungemischte Selbstsucht, die dem Kaiser da zugeschrieben wird, wohl einigermaßen übertrieben scheint. Die heute von Deutschland verfolgte Politik ist die Politik Bismarck'scher Überlieferung, und wenn heute gewisse Feuerfresser in Petersburg und Paris ein wenig mehr klaren Blick besäßen, so würden sie erkennen, daß diese Politik für Deutschland eine unbedingte Nothwendigkeit ist. Denn Deutschland hat eine sehr starke Ausfuhr nach britischen Märkten, es hat ein lebhaftes Interesse daran, in Südafrika eine feste Grundlage gelegt zu sehen, und hat überhaupt überall im Gefolge der britischen Flagge und der britischen Handelspolitik seine bedeutenden Vor-

theile. Wir können nur hinzufügen, daß in keinem Augenblick, während der verflossenen Wochen, die Gerüchte über allerlei Geflüster auf dem Festlande bei uns die geringsten Besorgnisse erregt haben. Geistig gesunde Leute haben glücklicher Weise noch in Europa die Oberhand, und wäre das auch nicht der Fall, so ist doch England noch wohl im Stande, sich und seine Interessen in allen Theilen der Welt zu schützen."

Interessant ist, daß der „Kölnischen Zeitung" durch den „Daily Telegraph" bestätigt wird, daß sie die Ansichten und Meinungen der deutschen „Durchschnittsmenschen" und die der Regierung wiedergäbe.

In der Abend-Ausgabe zur Nr. 908, vom 18. November v .J., macht sich das „englische" Blatt einer frechen bubenhaften Lüge schuldig, welche die härteste Abstrafung verdient. Wie kann sich die „Kölnische Zeitung" herausnehmen, der öffentlichen Meinung zum Trotz zu schreiben: „Das deutsche Volk schließt sich von ganzem Herzen der Ehrenbezeugung an, die Kaiser Wilhelm seiner erhabenen Großmutter erweisen will."

Das „ganze deutsche Volk" hat mit der erhabenen Großmutter nichts zu schaffen, es hat sich auch seiner Zeit mit den Memoiren der Königin von England, in welchen der Kammerdiener Brown so oft genannt wird, wenig befaßt, es hat aber bei allen Gelegenheiten auf das Bestimmteste und in voller Einmüthigkeit zu erkennen gegeben, daß es von einer englischen Suprematie nichts wissen will und das Prävaliren einer „Großmutter-Politik", die man jenseits des Kanals dem deutschen Kaiser oktroiren möchte, über deutsche Interessen mit seiner ihm zustehenden politischen Macht, perhorrescirt. Auf die ungezogenen, zudringlichen Provokationen, die das „englische" Blatt am Rhein sich dem ganzen deutschen Volke gegenüber erlaubt, gehört eine Abfertigung, wie wir sie ihm gegeben. Das deutsche Volk wird sich doch nicht durch die von aller Welt gebrandmarkte „Kölnische Zeitung" seine Gefühle und Ansichten fälschen lassen! So direkt das Gegentheil von dem zu behaupten, was ein ganzes Volk fühlt, denkt und will, ist ebenso dumm, als frech, es ist die Handlungsweise frecher, dummer Jungen. Der betreffende Theil des Artikels in der Abend-Ausgabe Nr. 908, vom 18. November 1899, lautet: „Der Besuch der deutschen

Majestäten. Amtliche Äußerungen lassen keinen Zweifel darüber, daß der Besuch des kaiserlichen Paares und seiner Kinder bei der ehrwürdigen Herrscherin des britischen Reiches einen rein privaten Charakter behält. Unsere Wünsche begleiten diesmal wie immer den Träger der Krone auf die Reise. Das deutsche Volk schließt sich von ganzem Herzen der Ehrenbezeugung an, die Kaiser Wilhelm seiner erhabenen Großmutter erweisen will. In England begrüßt die öffentliche Meinung den Vertreter des Deutschen Reiches mit vollendeter Ehrerbietung. Darüber herrscht kein Zweifel, daß, soweit unser Kaiser, während der nächsten Tage mit dem englischen Volke in Berührung kommen wird, die Begrüßung, die dem Enkel der Königin gilt, ebenso herzlich sein wird, wie die, die Kaiser Friedrich erfuhr, als er vor zwölf Jahren an dem feierlichen Zuge beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin theilnahm. Auch insofern sie sich an den Kaiser, als das Oberhaupt des Deutschen Reiches richten, sind die Ehrungen, die wir bereits in den Willkommgrüßen der englischen Blätter finden, aufrichtig gemeint und dankenswerth. Man weiß in England, wie sehr der Kaiser die vortrefflichen Eigenschaften des britischen Volkes zu schätzen weiß, und zollt seinem mächtig aufstrebenden Reiche die Bewunderung, die eine genaue Beobachtung unserer Verhältnisse in den unterrichteten Kreisen Englands hervorruft. Die persönlichen Eigenschaften des Kaisers endlich finden eine aufgeklärte Würdigung.

Allein über diesen Ehrenbezeugungen des Kaisers an die Königin und den gastfreundlichen Kundgebungen Englands, über den freundlichen Erörterungen, die bei Reisen gekrönter Häupter zum stehenden Brauche geworden sind, wird man die politische Bedeutung des Ereignisses nicht mißverstehen. Sie liegt nicht so sehr in dem Besuch, als in den Zeitumständen. Es trifft sich, daß Kaiser Wilhelm den englischen Boden betritt in einem Augenblick, wo die beiden Reiche gehadert und wieder einmal eine friedliche Auseinandersetzung als gute Geschäftsfreunde gehabt haben. Vielleicht hat dieser Abschluß einer Reihe von Angelegenheiten, deren Lösung durchaus nicht leicht war, aber zur Zufriedenheit beider Theile ausgefallen ist, den gegenwärtigen, seit mehreren Monaten in Aussicht genommenen Besuch, wenn nicht ermöglicht, so doch wenigstens erleichtert. In dieser Hinsicht erscheint uns die Kaiserreise durchaus erfreulich. Das deutsche Volk und das britische Volk stehen nicht

mehr, wie zu Blüchers Zeiten, kameradschaftlich auf du. Zwei Völker, die in dem Wettbewerb der politischen und wirtschaftlichen Interessen stehen, der unser Jahrhundert kennzeichnet, treten sich gegenüber, ab und zu nicht ohne Entfremdung, als reife und kühle Geschäftsleute, die genau wissen, was sie an einander haben, und die beide gesonnen sind, die Verantwortung für die wichtigen Interessen, die sie vertreten, gewissenhaft zu übernehmen. Dieses Verhältnis führt naturgemäß zu einer gegenseitigen Werthschätzung und ist besser geeignet, das Zusammenleben zweier mächtiger Völker zu fördern, als eine schwärmende Fremdschaft, die nur zu leicht verrauschen kann. Eine politische Begeisterung, eine Verstandesfreundschaft, erweist sich als die haltbarste. Wenn man daher in England betont, daß die freundschaftlichen Beziehungen, welche die beiden Länder verknüpfen, auf unserer Seite nicht so sehr durch das Volk, als durch die Regierung getragen werden, so hat man die Lage richtig erkannt. Wir dürfen hinzufügen, daß unser Volk nun aber, wo unsere Regierung mit der britischen Regierung und den englischen Kapitalmächten ersprießliche Abkommen getroffen hat, gern bereit ist, die Hand mit an die Kulturwerke zu legen, die beider Theile in fernen Welttheilen harren. Vielleicht sind die Abmachungen mit Bezug auf Südwest- und Ostafrika noch wichtiger, als die Auftheilung Samoas. Letztere ist eine friedliche Scheidung, erstere dagegen bringt uns zusammen, und wir wollen und werden mit unsern britischen Nachbarn im besten Einvernehmen vereint wirken."

Auf diesen Artikel erhielt die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" nachstehende Postkarte: „Wenn in Ihrem Blatte Nr. 908, Abendausgabe, gesagt wird: „Das deutsche Volk schließt sich von ganzem Herzen der Ehrenbezeugung an u. s. w.", so ist das eine grobe, unverfrorene Unwahrheit, da, wie allgemein bekannt, das Gegentheil der Fall ist. Schreiben Sie, was Sie wollen, versuchen Sie aber nicht, in dreister Heuchelei sich durch das deutsche Volk zu decken, das dieser Reise mit ungetheilten Gefühlen gegenübersteht." —

2. Abtheilung.

Während der Reise.

Die „Germania" schreibt im ersten Blatt ihrer Nr. 267, vom 19. November 1899, zur Reise des Kaisers: „Die Reise des Kaisers nach England ist nun Thatsache geworden. Heute Mittag hat der Kaiser sich mit der Kaiserin und den beiden jüngsten kaiserlichen Kindern auf der „Hohenzollern" zur Reise nach England eingeschifft. Wochenlang hat diese Kaiserreise nach England die Gemüther in Deutschland erregt und beunruhigt. Nicht in der Presse der „Opposition", sondern gerade in solchen Blättern, welche als Erbpächter der einzig wahren „nationalen" Politik sich aufzuspielen lieben, ist wochenlang auf das Eindringlichste von der Reise des Kaisers nach England abgerathen worden. Der nationalliberale Graudenzer „Gesellige" verstieg sich sogar zu nachstehendem Gedicht:

Wenn sonst, o Herr, zur Reise die Standarte
Am Mast emporstieg auf dem Orlogschiff,
Dann segnend, grüßend an dem Strande harrte
Ein treues Volk — ob's ging zum Nordlandsriff,
Ob Deine „Hohenzollern", wie ein Schwan
Nach Süden flog, gehorchend dem Befehle
Des Herrn durchfurcht den weiten Ozean:
Es zog mit Dir des deutschen Volkes Seele.
Doch geht Dein Weg ins Britenland hinein,
Dann, Kaiserlicher Herr, fährst Du allein.
O höre, was Dein Volk jetzt bittend spricht:
Nach England gehe nicht!

Allerdings, die Sympathie der großen Masse des deutschen Volkes für England, ist augenblicklich sehr gering, soweit sie auf einer Gefühlspolitik beruht. Die englische Politik der letzten Jahre hat in der That wenig Anspruch darauf, vom allgemein menschlichen Standpunkte aus Sympathien zu gewinnen. Der amerikanische Raubkrieg gegen die spanischen Kolonien ist nicht allein im deutschen Volke und auch anderswo auf ein geheimes Einverständniß zwischen den Engländern und ihren nordamerikanischen „Vettern" zurückgeführt worden, auch England selbst hat, von Amerika abgesehen, die Antipathie fast der gesammten Welt dadurch auf sich gezogen, daß es die Buren in Transvaal und im Oranje-Freistaat in den

Krieg um die Freiheit ihres Landes getrieben hat, um Geldleuten vom Schlage des Herrn Cecil Rhodes, in ihrer Herrschbegier unter die Arme zu greifen, und die eigene Expansionspolitik in Südafrika weiterzuführen. Man kann ruhig behaupten, daß jeder Sieg der Buren gegen die Engländer in der breiten Masse des deutschen Volkes mit Freuden begrüßt wird, und daß ein heller Jubel allenthalben entstehen würde, wenn endlich einmal die englischen Kriegsberichte die Wahrheit sagen und die Kapitulation von Ladysmith melden würden.

Über diese Sympathien oder vielmehr Antisympathien des deutschen Volkes gegen die englische Politik heute noch einen Schleier decken zu wollen, wäre verlorene Liebesmüh'. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß in gewissen Kreisen die Anglophobie unter den Eindrücken der letzten Zeit sich zu einem veritablen „Engländerhaß" ausgebildet hat. Freilich sind gerade diejenigen alldeutschen Kreise, die sich über die englische „Expansionspolitik" am allermeisten entrüsten, am allerwenigsten berechtigt, dieser Seite der englischen Politik Vorwürfe zu machen, da sie schließlich doch mit ihren „alldeutschen" Bestrebungen auf dasselbe Ziel lossteuern und schließlich die ganze Welt für Deutschland erobern möchten. Wer selbst in solcher Weise eine „Weltpolitik" treibt, darf anderen keinen Vorwurf daraus machen.

Auch von englischer Seite sind unleugbare Mißgriffe in der Auslegung der Kaiserreise nach England vorgekommen, und wenn einzelne englische Blätter den Besuch des Kaisers am englischen Königshause, den Besuch des Enkels bei der Großmutter und den übrigen Verwandten, als den Besuch eines „englischen Fürsten" oder gar als eines englischen „Vasallen" deuten zu können glaubten, so ist auch dagegen von deutscher Seite der entschiedenste Einspruch zu erheben.

Bei diesem Widerstreit der Meinungen war es, nachdem einmal des Kaisers Besuch in England angesagt und verabredet war, mit Rücksicht auf die Stimmungen in Deutschland, wie in England durchaus geboten, dem Besuche so viel als möglich einen privaten Charakter zu geben als Familienbesuch und diesen Charakter nach Kräften zu wahren. Dies ist auch geschehen. Schon der Umstand, daß die Kaiserin mit den jüngsten Kindern den Kaiser auf dieser Reise nach England begleitet, bringt den rein familiären Charakter

dieses Besuches zum Ausdruck. Es ist ferner jeder weitere Besuch über den familiären Rahmen hinaus, jede Annahme von Adressen, überhaupt Alles, was dem Besuche eine politische Bedeutung beizulegen geeignet erscheinen könnte, wenn nicht von vornherein, so doch nachträglich abgewiesen worden. Die Begleitung des Kaisers durch den Staatssekretär Grafen von Bülow kann in dieser Beziehung nicht als ein gegentheiliges Moment angesehen werden. Graf v. Bülow hat den Kaiser bekanntlich auch auf seiner Jerusalemreise begleitet, und bei der gegenwärtigen politischen Weltlage mag es für den Kaiser, wie für den Grafen v. Bülow in gleichem Maße erwünscht sein, im engsten Konnex zu bleiben, auch wenn „etwas vorkommen" sollte.

Die „Gefühls-Politik" ist für die Diplomatie eine, wenn nicht geradezu verkehrte, so doch allzu schwache Unterlage. Die Diplomatie muß nun einmal mit anderen Faktoren rechnen und andere Kombinationen aufstellen. In England wird dies von den Leitern der Politik auch zweifellos verstanden werden. Zum Überfluß macht die „Köln. Ztg." offiziös noch besonders darauf aufmerksam, was das Wesen der deutschen auswärtigen Politik ist; „sie gipfelt in dem streng durchgeführten Grundsatz, ausschließlich deutsche Interessen zu verfolgen und in allen Fragen, in denen diese deutschen Interessen nicht den Ausschlag geben, eine neutrale Haltung zu beobachten."

Damit wird man sich, soweit die Gefühlspolitik nicht die Überhand gewonnen hat und gewinnen soll, einverstanden erklären und danach die politische oder vielmehr unpolitische Bedeutung der Kaiserreise nach England zu beurtheilen wissen. Wir knüpfen unsererseits an die Kaiserreise weder besondere Hoffnungen, noch besondere Befürchtungen, sondern lediglich den Wunsch, daß dies auch von anderer Seite diesseits und jenseits des Ärmelkanals nicht geschehen, und daß dem Kaiserpaar eine glückliche Heimkehr beschieden sein möge."

Die „Frankfurter Zeitung" berührt im Abendblatte zur Nr. 322 vom 20. November 1899, zwei englische Artikel. Was den der „Times" betrifft, so trieft er förmlich von Anmaßungen gegen Deutschland. Das Blatt schreibt:

„Seit einiger Zeit sind wir mit allerlei Warnungen beehrt worden, daß die englisch-deutschen Abmachungen für Deutschland

nicht die Verpflichtung mit sich bringen, außerhalb seiner Grenzpfähle als unser Freund aufzutreten. Unsere deutschen Kritiker scheinen nicht zu wissen, daß eigentlich wir diese Warnungen, welche so geflissentlich an uns gerichtet werden, an Deutschland richten mußten. Für Niemanden, der mit der Politik vertraut ist, kann es ein Geheimniß sein, daß Deutschland immer und immer wieder versucht hat, unsere Freiheit des Handelns gewissen kontinentalen Möglichkeiten gegenüber zu binden, während Niemand einen Fall nachweisen kann, in welchem wir gesucht haben, Deutschland irgend eine solche Verpflichtung aufzuerlegen. . . . Die deutschen Zeitungen lernen erst jetzt, und Manche haben es kaum jetzt gelernt, daß der Kaiser seinen Besuch macht in Erfüllung eines alten Versprechens, und daß derselbe darum mit der Samoafrage oder den afrikanischen Fragen in gar keiner Verbindung steht.

Was die glücklich abgeschlossenen Verhandlungen betrifft, so sieht das englische Volk darin, ohne zu wünschen oder zuzugeben, daß dieselben irgend welche direkten weiteren Folgen haben, nicht nur die Beseitigung irritirender Differenzen, obwohl das an sich auch schon ein Resultat ist, welches es schätzt. Es sieht in denselben das nicht unwichtige Eingeständniß des Kaisers und der Staatsmänner, welche Deutschlands Politik leiten, daß die deutsche koloniale Ausdehnung nicht mit großen Erfolgen betrieben werden kann, wenn nicht in kolonialen Angelegenheiten ein Gutes wirkendes Einvernehmen mit dem britischen Reiche hergestellt wird. Das ist eine neue Wendung in der deutschen Politik und eine Wendung, welche für Deutschland von unendlich größerer Wichtigkeit ist, als für England. Es ist eine neue Wendung, welche dem Scharfsinne des Kaisers und seiner Rathgeber zu verdanken ist, welche die populäre Kolonialpolitik Deutschlands faktisch über Bord geworfen haben, die darin bestand, die britische Kolonialpolitik, welche in ihren breiten Grundlagen anzugreifen, Deutschland machtlos ist, zu chikaniren und an allen Ecken zu durchkreuzen."

Die „Berliner Neuesten Nachrichten" bringen in der Abend-Ausgabe zur Nr. 542, vom 17. November v. J., eine englische Notiz, welche wahrheitsgetreu ausdrückt, wie man in Wirklichkeit den Besuch des Kaisers in England deutet. Das Blatt läßt sich aus London schreiben: „Zum Kaiserbesuch in England liegen uns folgende Privatmeldungen vor:

„London, 17. November. Ungemein bezeichnend für die durch den Kaiserbesuch hervorgerufene Stimmung ist, daß das meist deutschfeindliche Hauptorgan des Imperialismus, die „Daily Mail" heute ein vorzügliches Porträt Kaiser Wilhelms in halber Lebensgröße mit der Umschrift: „a friend in need is a friend in deed" bringt, dazu einen begeisterten Artikel über die Person des Kaisers.

In deutschen Kreisen wird die „Daily Mail", die den Kaiserbesuch geschäftlich als the great attraction of the season ausbeutet und dem englischen Publikum damit eine angenehme Abwechselung, gegenüber den schlechten Nachrichten aus Afrika bietet, schwerlich Eindruck machen."

„Ein Freund in der Noth ist ein Freund in der That"! Daß die Engländer trotz ihres unbändigen Eigendünkels und ihrer fortwährenden Anmaßungen gegenüber Deutschland, den Kaiser gern als den „Freund in der That" hinnehmen möchten, wissen wir ebenso gut, als daß sie von jeher bestrebt waren, Deutschland zu veranlassen, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen; in ihrer plumpen Art haben sie oft genug verlangt, ihre Landkriege von dem deutschen Heere geführt zu sehen. Dazu! wären wir immer gut genug gewesen. Bemerkte doch gleich im Anfange des südafrikanischen Krieges ein englisches Blatt: „Mehr! als eine wohlwollende Neutralität wäre von Deutschland nicht zu erlangen gewesen." —

Ja wohl! Das hätte gerade noch gefehlt, daß deutsches Blut im Interesse englischer Spekulanten geflossen und Deutschlands Söhne zu Krüppeln für die Herrn Cecil Rhodes und Joseph Chamberlain geschossen worden wären.

Eine ganz nette Episode, die sogar musikalisch ausdrückt, wie die Engländer auf den Besuch des Kaisers warteten, spielte sich bei der Ankunft desselben in Windsor ab. Eine Militär-Kapelle stimmte die bekannte englische Weise: „William, wir haben uns lange nach Dir gesehnt" an, und der Kaiser, der die Anspielung verstand, soll herzlich gelacht und dem Kapellmeister die Hand geschüttelt haben. Das Lied hat folgenden Wortlaut:

„O Willy, du hast uns sehr gefehlt.
O Willy, bist du wirklich hier,
Daheim so frisch und gesund?
Sie sagten, kämst nicht mehr zu mir,

Sie logen in der Rund',
Denn ich hört' deinen Schritt am Thor,
Das Herz schlug höher schon,
Der Schritt, er kam bekannt mir vor,
Vertraut der Stimme Ton.
O Willy, bist du wirklich hier?
Willkomm! Willkomm! daheim." —

---

3. Abtheilung.

Nach der Reise.

Die „englische" „Kölnische Zeitung" bringt in der Abendausgabe zu ihrer Nr. 941, vom 30. November v .J., einen Artikel, dessen politischen Theil wir folgen lassen, um so mehr, als durch Stellen, welche sie einem Artikel der „Times" entnimmt, klipp und klar hervorgeht, daß sich das deutsche Volk in seiner Würdigung der Kaiser-Reise nicht getäuscht haben sollte. Was man trotz aller Ableugnungsversuche gefürchtet, wird nun durch die „Times" bestätigt. Mehr als sie ausgeplaudert, haben wir ja auch nicht angenommen, es war schon mehr als genug. Der Theil des Artikels lautet: „Was die politische Seite des Besuches anbelangt, so sollte man eigentlich vor allen Dingen festhalten, daß es ein nichtpolitischer Familienbesuch war. Es ist an dieser Stelle bereits hervorgehoben worden, daß politische Dinge, an erster Stelle Kolonialsachen gestreift worden sein mögen. Das lag in der Natur der Dinge, in der unvermeidlichen Berührung der ganz neuerdings erzielten erfreulichen Ergebnisse. Man ist hüben und drüben seit ein paar Jahren stetig und erfolgreich bemüht gewesen, Steine des Anstoßes und andere Hindernisse für gutes Einvernehmen zwischen den zwei mächtigen Völkern aus dem Wege zu räumen. Darin und in der gegenseitigen Unterstützung und Nutzbarmachung von Einfluß, wo die beiderseitigen Interessen ein Zusammengehen erwünscht machen, liegt schließlich das Wesen einer umsichtigen und gleichzeitig friedfertigen und strebsamen auswärtigen Politik, und in diesem Sinne werden auch die Begegnungen der Monarchen und leitenden Staatsmänner beider Völker sicher nicht ohne Nutzen gewesen sein. Fixe Reporter hier, deren Eifer größer ist, als ihre Einsicht in's Innere der

politischen Dinge, wissen natürlich viel mehr darüber zu erzählen, und Großaugurn der hohen Politik in den Redaktionen, zu Paris und Wien namentlich, die naturgemäß die geheimpolitischen Vorgänge Englands unendlich viel besser kennen, als wir demüthige Beobachter an Ort und Stelle, sind mit solchen bescheidenen Ergebnissen erst recht nicht zufrieden und steigen in hohem Fluge zu den kühnsten politischen Phantasien auf. Ihre englischen Kollegen, die zum Theil sehr gut wissen, wie viel und wie wenig hinter diesen Luftgebilden steckt, nehmen die Schöpfungen der politischen Dichterphantasie mit stillem Vergnügen entgegen und orakeln ihrerseits mit ernster Miene allerlei Weisheitssprüche zusammen, zwischen deren Zeilen der Wissende die Erkenntniß des wirklichen Sachverhalts findet, während dem Liebhaber kühner Phantasien unbenommen bleibt, aus den Worten herauszudeuteln, was immer er will und mag."

„Es würde" — schreibt unter anderm die „Times" — „ein gut Teil Leichtgläubigkeit erfordern, wollte man annehmen, daß ein Monarch, der zum großen Teile seine auswärtige Politik selbst gestaltet und leitet, während des Besuchs bei einem mächtigen und befreundeten Souverän sich jeder Berührung von Gegenständen, die für beide Seiten Interesse haben, enthalten werde. Angesichts bekannter Begebnisse während des Kaiserbesuches ist eine solche Annahme ganz und gar ausgeschlossen; während der Kaiser unter uns weilte, war er von seinem Minister des Auswärtigen begleitet. Sein Botschafter in London erhob sich vom Krankenlager, um ihm in Windsor seine Aufwartung zu machen. Er selbst und sein Minister des Auswärtigen hatten lange Unterredungen mit Herrn Balfour, der, wie bei früheren Gelegenheiten während Lord Salisbury's Krankheit, den Premier im Auswärtigen Amte vertritt, und mit Herrn Chamberlain, der an der Spitze des Dienstzweiges steht, unter dessen Obsorge sich einige der wichtigsten Fragen befinden, die sowohl deutsche, wie englische Interessen berühren. Der Kaiser hat allerdings Lord Salisbury nicht persönlich gesprochen, allein es steht fest, daß er, als die Anordnungen für den Besuch abgeschlossen wurden, lebhaft den Premier zu sehen wünschte, und daß sein Bedauern über die beklagenswerthe Ursache, die eine Begegnung unmöglich machte, nicht einzig und allein durch sein Mitgefühl für den in Trauer versetzten britischen Staatsmann veranlaßt wurde.

Kein Vorfall während seines Aufenthalts in England bekundete in höherm Maße das Zartgefühl und die Mildherzigkeit seines Wesens als sein Verhalten dem Ministerpräsidenten gegenüber im Augenblicke von Lord Salisbury's schwerem Trauerfall. Er nahm die Gelegenheit wahr, sein Mitgefühl in ungewöhnlicher Weise kundzugeben, indem er sich bei der Beerdigung sowohl, wie beim Trauergottesdienst für Lady Salisbury vertreten ließ. Wir maßen uns natürlich nicht an, das zu wissen, was bei den Besprechungen zwischen dem Kaiser und seinem Minister des Auswärtigen mit den britischen Ministern vorgegangen ist, allein es ist aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß die erzielten Schlüsse im Einklange standen mit den wirklichen Interessen Englands und Deutschlands, Interessen, die sich zum großen Theile in gleichlaufenden Bahnen bewegen. Das Verdienst, diese Thatsache erkannt und nach der Erkenntniß gehandelt zu haben, ohne Rücksicht auf die wohlfeile Volksthümlichkeit, die auf anderm Wege zu erlangen gewesen wäre, gebührt vorzugsweise dem Kaiser. Wie es so oft in den Annalen des Hauses Hohenzollern der Fall gewesen ist, hat auch darin der Souverän sich weitblickender, als sein Volk bewiesen. Er hat die Vorurtheile gering geschätzt, die die deutsche Presse sich anzufachen bemühte. Heute beginnt man zu entdecken, daß er weise gehandelt hat." Auch Morning Post schreibt am Schlusse eines dem Kaiser gewidmeten Artikels: „Wir wollen auch nicht vergessen, daß der Kaiser und Graf Bülow im Stande waren, ungestört mit dem Grafen Hatzfeldt, Sir Frank Lascelles und Herrn Chamberlain sich zu besprechen. Ohne Zweifel wird das Ergebniß dieser Konferenz in der Weltgeschichte niedergeschrieben werden. Wir aber möchten dem Kaiser unser Lebewohl so frei von jedem Hintergedanken aussprechen, wie vor acht Tagen den Willkommgruß. Er kam als der persönliche Gast ihrer allergnädigsten Majestät der Königin, und er hat wieder einmal in Windsor und Sandringham erfahren, wie bei uns das Volk diejenigen ehrt, die die Herrscherin dieser Inseln verehren."

Über die Behauptungen der „Times" haben wir eine klärende, sehr nöthige Bemerkung zu machen. Sollte es nicht auch anderen Lesern aufgefallen sein, daß das englische Weltblatt sans phrase nicht allein die offiziellen Behauptungen: die Reise habe mit der Politik nichts zu thun, sie sei lediglich verwandtschaftlichen Intentionen entsprungen und besitze durchaus den Charakter eines Privatbesuches,

der Unwahrheit beschuldigt, sondern daß das Blatt selbst wagt, den Kaiser zu „desavouiren", der vor seiner Reise in einer Ansprache an die Berliner Generalität, auf die wir noch zurückkommen werden, den Zweck der Reise erklärt hat? Sollte der Versuch der „Times": den Kaiser in Widerspruch zu seiner früheren Erklärung zu setzen, in unsern offiziellen Kreisen „übersehen" worden sein? Man muß dies wohl oder übel annehmen, da weder die „Nordd. Allgem. Ztg.", noch die „B. P. N." es für nöthig gefunden haben, die Behauptungen der „Times" zu dementiren. Daß es aber in unseren offiziellen Kreisen überhaupt möglich ist, eine Behauptung zu „übersehen", durch welche der Kaiser desavouirt wird, erzeugt einen ganzen Schwarm von Imponderabilien, deren Niederschlag auch nicht ausgeblieben ist. Auf alle Fälle hat die „Times" wiederum bewiesen, daß sie keine Rücksichten kennt, auch für den Enkelsohn ihrer Königin nicht, den sie erst angefeiert hatte.

Wir gelangen zu den politischen Ausbeutungen der Kaiserreise durch den honorablen englischen Kolonial-Minister, Herrn Joseph Chamberlain, der gegenwärtig in sein dreiundsechzigstes Jahr trat. Die „Berliner Neuesten Nachrichten" lassen sich vom 30. November 1899 aus London schreiben: „Der Theil der gestern vom Minister Chamberlain in Leicester gehaltenen Rede, der sich auf das Verhältniß zu Deutschland bezieht, lautete ausführlicher, wie folgt:

„Es giebt noch etwas, sagte Chamberlain (nachdem er sich über das Einvernehmen mit Amerika geäußert hatte), was, wie ich glaube, jeder weitblickende englische Staatsmann lange gewünscht haben muß, nämlich, daß wir nicht dauernd auf dem Kontinent isolirt bleiben sollten, und ich denke, daß in dem Augenblicke, wo dieses Streben Gestalt annahm, es als offenbar erschienen sein muß, daß die natürlichste Allianz diejenige zwischen uns und dem großen Deutschen Reiche ist. Wir hatten unsere Meinungsverschiedenheiten, unsere Zwistigkeiten und Streitpunkte mit Deutschland. Das Volk dieses Landes ist durch Umstände erregt gewesen, welche wir nur zu glücklich sind, zu vergessen: aber im Grunde der Dinge ist immer eine Macht vorhanden gewesen, welche uns nothwendig zusammenbrachte. Was vereinigt die Nationen? Interesse und Gefühl. Welches Interesse haben wir, das einem Interesse Deutschlands entgegen ist? Unsere Streitigkeiten haben sich alle um geringfügige Angelegenheiten gedreht, die keinen Anlaß zu einem ernsthaften

Streite bildeten. Diese Streitigkeiten sind bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte, eine nach der anderen durch Lord Salisbury weise beseitigt worden. Ich kann mir keinen Punkt denken, der in absehbarer Zukunft auftauchen kann, welcher uns und die Deutschen in eine Gegnerschaft der Interessen bringen würde. Im Gegentheil, ich kann viele Dinge in der Zukunft vorhersehen, welche Grund zur Besorgniß für die Staatsmänner Europas sein müssen, bei denen aber unsere Interessen deutlich dieselben sind, wie die Interessen Deutschlands und hinsichtlich deren das von mir mit Bezug auf Amerika besprochene Einverständniß, wenn es auf Deutschland ausgedehnt wird, mehr als jede Vereinigung dazu beitragen wird, den Frieden der Welt zu Wege zu bringen. Allein die Welt wird nicht völlig durch die Interessen beherrscht. Das Gefühl ist einer der größten Faktoren bei allen unseren Angelegenheiten. Es ist kein Grund vorhanden, warum die Gefühle der Bevölkerung der beiden Länder sich nicht in Übereinstimmung befinden sollten. Wir thun Unrecht, sagte hierauf Chamberlain, nachdem er sich ziemlich ausführlich über die heftige Sprache der auswärtigen Presse verbreitet hatte, den Äußerungen der auswärtigen Presse zu viel Aufmerksamkeit zu schenken; diese Presse ist anders wie die unserige, und sie stellt auch nicht die Gesinnung der Regierungen dar. Man gestatte mir, darauf hinzuweisen, daß im Grunde der eigentliche Charakter der germanischen Rasse nur unbedeutend von dem der angelsächsischen Rasse abweicht, und daß dieselben Gefühle, welche uns zu einem engen Sympathieverhältniß mit Amerika bringen, auch angerufen werden dürfen, um uns zu einem engeren Sympathieverhältniß und einer Allianz mit Deutschland zu bringen. Unser Rechtssystem, unsere Literatur, sogar die Grundlage unserer Sprache sind für beide Länder dieselbe, und wenn die Vereinigung zwischen England und Amerika ein machtvoller Faktor bei der Sache des Friedens ist, wird eine neue Tripelallianz zwischen der germanischen Rasse und den zwei großen Zweigen der angelsächsischen Rasse noch ein mächtigerer Einfluß in der Welt sein. Ich möchte klar machen, wenn ich das Wort „Allianz" gebrauche, daß es wenig ausmacht, ob die Allianz auf dem Papiere niedergelegt wird, oder ob ein Einverständniß im Geiste der Staatsmänner der betreffenden Länder vorhanden ist. Ein Einverständniß ist vielleicht besser als eine Allianz, welche Vereinbarungen, die im Hinblick auf den Wechsel der Umstände nicht als

dauernde angenommen werden können, stereotyp festlegen könnte. Ein Einverständniß, ein Entschluß, die Beweggründe Jener günstig zu betrachten, mit denen wir auf dem Freundschaftsfuße zu stehen wünschen, ein Gefühl dieser Art, von diesen drei Ländern gepflegt und befestigt, wird zu deren ungeheurem Vortheile und auch zum Vortheil anderer Nationen sein."

Daß die Rede Chamberlains, der erst kurz vorher vom Kaiser während dessen Besuch in England empfangen worden war, allgemein Sensation hervorrief und lebhaft kommentirt wurde, ist selbstverständlich. Sie gehört zu dem zeitgeschichtlichen Abschnitte, der sich durch die Reise des Kaisers nach England vollzog, und deshalb muß sie auch hier besprochen werden. Zuerst ertheilen wir der „Deutschen Tages-Zeitung", Morgen-Ausgabe Nr. 565, vom 2. Dezember 1899, das Wort. Sie sagt: „Bündniß oder Einverständniß? Wenn man Herrn Chamberlain glauben darf, haben sich die schlimmsten Befürchtungen, die an den Kaiserbesuch in England geknüpft wurden, als vollauf begründet erwiesen. Mehr als ein halbes Dezennium haben die Franzosen um die Gunst Rußlands geworben, ehe sie das sie beglückende Wort „Allianz" auf die französisch-russischen Beziehungen annehmen durften. Nur eine Woche hat sich der den Kaiser begleitende Graf Bülow in England aufgehalten — und schon darf ein englischer Minister, und zwar derjenige, welcher die Leitung der auswärtigen Politik heute ganz in der Hand hat, von einer englischen Allianz mit Deutschland reden. Wir Deutsche sind offenbar nicht so spröde, Liebeswerbungen gegenüber, wie unsere Nachbarn im Osten. „Ich kam, sah und siegte" kann der unwiderstehliche Herr Chamberlain von seiner dreiviertelstündigen Unterredung mit dem Grafen Bülow den Engländern berichten, und daß er nicht der Mann ist, der diesen Trumph, den man ihm in die Hand gegeben hat, unausgespielt läßt, hat er mit seiner gestrigen Rede bewiesen.

Eine „Allianz" im juristischen Sinne des Wortes freilich, so schränkte er sich gleich ein, sei das Verhältniß zu Deutschland nicht, aber ein „Einverständniß im Geiste der Staatsmänner", das vielleicht besser sei als eine papierne Allianz, die Vereinbarungen, „welche im Hinblick auf den Wechsel der Umstände nicht als dauernde angenommen werden können, stereotyp festlegen könnte". Als die Grundlage dieses Einverständnisses aber bezeichnet Herr Chamber-

lain den Entschluß, „die Beweggründe jener günstig zu betrachten, mit denen man auf dem Freundschaftsfuß zu stehen wünsche". Und in diesem Sinne glaubt er sogar von einem „neuen Dreibunde zwischen der germanischen Rasse und den zwei großen Zweigen der angelsächsischen Rasse" sprechen zu können.

Wahrlich, Chamberlain hat Recht, wenn er einen Triumphgesang anstimmt. Denn ein vortheilhafteres Verhältnis Englands zu Deutschland, als es in diesen Worten gezeichnet ist, läßt sich gar nicht denken. Die Bezeichnung „Allianz" gilt für die Stellung Deutschlands zu England und charakterisirt die Verpflichtung Deutschlands, einerseits in den allgemeinen Welthändeln auf englischer Seite zu stehen, andererseits in den kolonialen und wohl auch in den wirthschaftlichen Berührungspunkten mit der englischen sowohl, wie der amerikanischen Politik „die Beweggründe jener günstig zu betrachten, mit denen man auf dem Freundschaftsfuß zu stehen wünscht". Das heißt, wir sollen Samoa, Helgoland, — Sansibar und verschiedenes andere, daneben aber auch die brutale Wortbrüchigkeit der amerikanischen Handelsvertragspolitik edelmüthig vergeben und vergessen und in Zukunft keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß Großbritannien, wo es unserer kolonialen Entwicklung ein Bein stellt, fürsorglich nur unser Bestes im Auge hat und nur von den „günstigsten Beweggründen" geleitet wird. So vor allem, wenn Herr Rhodes durch Eisenbahn und Telegraphen den Handel von den ostafrikanischen Seen, von unsern Küstenplätzen ableitet und durch einen andern Eisenbahnbau unser südwestafrikanisches Gebiet mit einem Netz von englischen Interessen umspinnt. Oder auch, wenn England durch die Besitznahme der Delagoabai und die beabsichtigte — freilich schwerlich auskommende — Verschluckung der Burenrepubliken sich in den Stand setzt, unsere afrikanischen Kolonien in gewaltiger Umarmung zu erdrücken, und uns schließlich aus Afrika hinauszuwerfen. Das alles geschieht ja nur aus den edelsten Beweggründen, damit das deutsche Kapital nicht in unrentablen afrikanischen Unternehmungen verloren geht, und Graf Bülow endlich Herrn Eugen Richter frei in's Auge sehen und ihm verkünden kann, daß das Ideal des Grafen Caprivi erreicht ist und wir unsere Kolonien endlich los geworden sind. Natürlich werden uns diese englischen Freundschaftsdienste nicht umsonst zu Theil. Wir müssen — das ist ja nur recht und billig — Groß-

britannien in China dafür Gegendienste leisten, indem wir uns in dem sich allmählich immer schärfer zuspitzenden englisch-russischen Konflikt auf die Seite Englands und Amerikas stellen. Selbstverständlich wird dabei das Prinzip der Arbeitstheilung loyal beobachtet: In's Feuer schieben werden jene beiden Mächte schon die Kastanien — wir haben sie nur herauszuholen, und vielleicht steht uns bei diesem Geschäft Japan noch zur Seite. Im südafrikanischen Kriege haben wir, da wir leider nicht aktiv eingreifen können, England wenigstens moralisch zu unterstützen, indem wir unsere Sympathien ihm zuwenden. Die schlimme deutsche Presse freilich wird diese Schwenkung nicht mitmachen wollen. Aber darüber tröstet sich Chamberlain leicht. „Man thut Unrecht, dieser Presse zu viel Beachtung zu schenken", sagt er. Warum sollte man's auch? Diese Presse, die ganz und gar auf Seiten der Buren steht, weil sie einsieht, daß von deren Sieg die deutsche „Zukunft auf dem Wasser" abhängt, vertritt ja nur die Gesinnung des deutschen Volkes, „stellt aber nicht die Gesinnung der Regierung dar". Sie ist also weiter kein Hinderniß. Und wenn ihre Stimme doch so laut werden sollte, daß sie im deutschen Reichstag Wiederhall fände, nun, so wird Graf Bülow wieder eine schön gebaute Rede halten, — und die deutschen Reichsboten werden wieder einmüthig beschließen, daß nach so wohlklingenden Worten, keine rauhe Opposition im Reichstagssaale laut werden darf. Darüber braucht sich also Chamberlain wirklich keine Sorge zu machen. Er hat dreiviertel Stunde mit dem Grafen Bülow gesprochen — und das Verhältniß Deutschlands zu England ist eine „Allianz" geworden, zwar keine papierne, die England etwas unbequem wäre, aber eine im Geiste der deutschen Staatsmänner fest begründete.

Anders natürlich ist die Stellung Englands zu Deutschland. Da gilt der Satz vom „Einverständniß", das besser ist, als eine Allianz, „welche Vereinbarungen, die im Hinblick auf den Wechsel der Umstände nicht als dauernde angenommen werden können, stereotyp festlegt". Das ist bezeichnend. Man weiß ja, daß schon längst ein geheimes deutsch-englisches Afrika-Abkommen besteht, worin nach englischen Mittheilungen Deutschland auf seine Interessen in der Delagoabai zu Gunsten Englands Verzicht geleistet haben soll, wogegen England sich anheischig macht, Deutschland zu Kompensationen auf portugiesischem Boden behülflich zu sein — falls

es zur Liquidation des portugiesischen Kolonialbesitzes kommt. Zuerst also muß England die Delagoabai erhalten. Wie nun, wenn dann Portugal zu der Ansicht kommt, daß es mit der Abtretung dieses Besitzes genug sei und die vollständige Liquidation recht gut auf eine spätere Zeit verschoben werden könne? Wird die englische Regierung dann nicht finden, daß das Afrika-Abkommen mit Deutschland auch zu den Vereinbarungen gehört, die „im Hinblick auf den Wechsel der Umstände" nicht „stereotyp festgelegt" werden können — daß die veränderten Umstände vielmehr die Aufbewahrung jener zu deutschen Kompensationen bestimmten Gebiete für England wünschenswerth machen?

Nun, wir werden ja sehen, ob es so kommen wird. Sicher geschieht das, wenn England den Hauptzweck des deutsch-englischen „Einverständnisses" erreicht und dann keinen Grund mehr hat, sich die „Allianz" Deutschlands zu erhalten. Denn was die englischen Staatsmänner von ihrem Liebäugeln mit den Deutschen erwarten, das ist ja gar nicht einmal so sehr die direkte Unterstützung durch Deutschland in ihren vielen Händeln da draußen, sondern in erster Linie die Erzeugung von Mißtrauen und Feindschaft zwischen Deutschland und Rußland. Gelingt ihnen das in dem Maße, daß Rußland sich dadurch an seiner Westgrenze bedroht glaubt, daß Frankreich den Tag der Revanche aufsteigen zu sehen meint, ja, daß es vielleicht sogar wirklich zu einem Kriege zwischen Deutschland und dem Zweibunde kommt, — dann ist die Zeit Englands gekommen! Dann braucht es aber auch die deutsche Freundschaft nicht mehr und befördert den dummen Mohren, der seine Schuldigkeit gethan hat, mit einem kräftigen Fußtritt aus Afrika hinaus.

Wir wissen nicht, wie weit es zwischen dem Grafen Bülow und Chamberlain gekommen ist, ob aus dem offenkundigen Flirt der letzten Zeit thatsächlich eine Allianz, oder doch ein englischerseits für noch besser erklärtes Einverständniß geworden ist. Die „Times" spricht nur von einer „Reihe von Vereinbarungen für bestimmte, besondere Fälle, die darüber hinaus keine der beiden Mächte zu irgend etwas verpflichten". Chamberlain macht mehr daraus, jedenfalls giebt er sich Mühe, mehr daraus zu machen. Man weiß ja, daß Chamberlain gern den Mund recht voll nimmt. Aber in diesem Falle haben wir es offenbar nicht mit einem Durchgehen seines

Temperaments zu thun; die ganze Komposition seiner Rede läßt gar keinen Zweifel zu, daß die Aufbauschung der Intimität der deutsch-englischen Beziehungen eine wohlberechnete ist. Der Zweck dieser Aufbauschung aber kann einzig und allein eben darin bestehen, die Saat des Mißtrauens zwischen Deutschland und Rußland mit vollen Händen auszustreuen. Das hat Graf Bülow wohl nicht als Ergebniß der deutsch-englischen Freundschaftsbeteuerungen erwartet. Aber er kann nicht sagen, daß er nicht von allen Seiten vorher gewarnt worden wäre."

Dem „Berliner Tageblatt", Nr. 615, vom 3. Dezember 1899, entnehmen wir: „Wenn daher hier und da der Besuch des Kaisers bei seiner englischen Großmutter, als eine Demonstration gegen die Buren, die England mit Krieg überzogen hat, aufgefaßt wurde, so darf im selben Sinne der Abstecher nach Vlissingen, als eine Kundgebung gelten, die nur eine burenfreundliche Auslegung zuläßt. Aber wie dem auch sei, jedenfalls zeigt das deutsch-holländische „herzliche Einvernehmen" klar und deutlich, daß die Politik des Deutschen Reiches in ihren kontinentalen Verästelungen, weder in Windsor noch in Sandringham, dem Wohnsitze des Prinzen von Wales, vinkulirt worden ist. Und das bleibt für uns die Hauptsache.

Herr Chamberlain hat gut den Mund vollnehmen und die Wohlthaten einer deutsch-englisch-amerikanischen Allianz preisen. Er findet damit weder bei seinen eigenen Landsleuten die gehoffte Anerkennung, noch bei uns Deutschen den geheischten Beifall. Der britische Staatssekretär der Kolonien, der den eigentlich treibenden Faktor der englischen Machtpolitik darstellt, hat den Weg nach Damaskus, der ihn von einem Deutschenhasser zum Förderer einer deutsch-englischen Allianz gemacht, etwas zu plötzlich gefunden. Seine überraschende Bekehrung findet nirgends den Glauben, den sie in diesem Augenblick vielleicht wirklich verdient. Er verhehlt sich auch nicht, daß die öffentliche Meinung Deutschlands seinen Bündnißanpreisungen, wenn nicht direkt feindlich, so doch mindestens sehr spröde gegenübersteht. Jedermann bei uns sagt sich, wenn ein matter of fact man, wie Chamberlain, unvermittelt sentimental wird und von der Rassengemeinschaft der Germanen und der Anglosachsen schwärmt, wie er dies in seiner letzten Rede zu Leicester gethan, daß dann etwas faul sein müsse im Staate England.

Und in der That, Angesichts der für Großbritannien wenig

erquicklichen Lage auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatze, Angesichts ferner der kaum verhohlenen Neigung Rußlands und Frankreichs, im gegebenen Augenblick eine Intervention herbeizuführen, die den Briten die immer noch erhofften Früchte eines endgültigen Sieges über die Buren zu verkümmern vermöchte, Angesichts endlich der Möglichkeit eines russischen Vorgehens in Persien und Afghanistan, mit ihrer unausbleiblichen Rückwirkung auf Indien — Angesichts aller dieser Dinge, braucht Chamberlain, wenn man so sagen darf, einen Popanz, der geeignet erscheint, seine Gegner im Innern und seine Widersacher im Äußeren in Schach zu halten. Diesen Popanz aber fand er ebenso sehr in der Ausposaunung eines neuen deutsch-amerikanisch-englischen Dreibundes,*) wie in der schmeichlerischen Anpreisung eines innigen Einverständnisses mit dem Deutschen Reiche. Daß ihm dieser Plan bei der öffentlichen Meinung Englands nicht gelungen, steht nach den Äußerungen der Londoner Presse außer allem Zweifel."

Wir schließen die Citationen mit einem übersichtsreichen Artikel der „Kölnischen Volkszeitung", drittes Blatt der Nr. 1127, vom 2. Dezember 1899, der Artikel lautet: „Ein lästiger Schwätzer ist doch der englische Kolonialminister Chamberlain: das muß unserer Auffassung nach der Eindruck sein, den die deutsche Diplomatie von dem allerneuesten Herzenserguß des Urhebers des südafrikanischen Blutvergießens gewonnen hat. Derselbe Staatsmann, der vor noch nicht vier Jahren Deutschland, aus Anlaß des Krügertelegramms mit höhnischer Verachtung behandelte, und dessen Ausfälle damals als aus aufrichtiger Überzeugung kommend, allgemein aufgefaßt wurden, kann nicht beanspruchen, daß wir an die Revision seiner Überzeugung glauben, die er in seinen neuesten Reden vorgiebt, an sich vorgenommen zu haben.

Wenn Chamberlain wirklich innig davon überzeugt wäre, daß, wie er soeben in Leicester erklärt hat, das Deutsche Reich der natürliche Verbündete Englands sei, wenn er eifrig für ein herzliches Einvernehmen mit Deutschland eintritt, so lagen, was Deutschland angeht, die Weltverhältnisse vor vier Jahren keineswegs so, daß Chamberlain damals genau das Gegentheil hätte denken und sagen

*) Hierauf einzugehen, wäre unglaubliche Dummheit, es wäre mehr als Dummheit, es wäre Verrath an Deutschland.

müssen. Heute thut dieser Vielredner, das enfant terrible des Kabinetts Salisbury, einfach seinen inneren Gefühlen Zwang an, um sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit wieder zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Diese Selbstüberwindung hat natürlich den Zweck, England für den Augenblick politisch zu nutzen, aber unserer Überzeugung nach auch nicht weniger den Zweck, Deutschland für die Zukunft politisch zu schaden.

Man konnte nicht mehr thun, als von deutscher offiziöser Seite geschehen ist, um dem Besuche des Kaisers in England seinen privaten Charakter zu wahren, andererseits konnte von englischer Seite nicht mehr geschehen, als jetzt durch Chamberlain geschehen ist, um den Anschein zu erwecken, als sei in Folge des Kaiserbesuches zu Windsor und Sandringham Deutschland auf's Engste an die politischen Interessen Englands gekettet, und zwar im ausdrücklichen Gegensatze zu Frankreich und Rußland.

Dieser nonchalante Versuch, den Kaiserbesuch politisch zu kompromittiren, ist denn auch selbst der „Times" zu stark, die sonst nicht ansteht, mit den Figuren des internationalen Schachbrettes zu spielen, wie einer, der Gewalt hat. Das Blatt will ein engeres, wenn auch nicht geschriebenes, so doch in der zeitlich nahen Blutsverwandtschaft begründetes Bündniß zwischen England und den Vereinigten Staaten gelten lassen, bezeichnet aber die Schaffung engerer politischer Beziehungen, stärkere Bindung Deutschlands gegenüber England als unthunlich; die kontinentale Stellung des Deutschen Reiches, mit anderen Worten, seine Lage zwischen Frankreich und Rußland, verbiete dies einfach. Und so bekommt Chamberlain einen Wischer — nicht den ersten — in der „Times" dafür, daß er den unglücklichen Ausdruck Bündniß gebraucht hat.

Chamberlain entwirft den Plan eines neuen Dreibundes; nach ihm wird die Verständigung zwischen den angelsächsischen und den teutonischen Rassen für den Weltfrieden mehr thun, als alle Vereinigungen von Armeen. „Ein Dreibund zwischen der teutonischen Rasse und den beiden Zweigen der anglo-sächsischen Rasse, würde meiner Meinung nach ein wichtiger Faktor für die Zukunft der Welt sein." Es ist Chamberlain unmöglich, irgend eine Frage zu nennen, die in einer nahen Zukunft aufgeworfen werden und England zu Deutschland in einen Interessengegensatz bringen könnte. Im Gegentheil, er sieht viele Dinge in der Zukunft, die den euro-

päischen Staatsmännern Beängstigungen verursachen können, in denen aber Englands Interessen ganz klar dieselben sind, wie diejenigen Deutschlands und bezüglich deren seiner Ansicht nach, das Einvernehmen mit Amerika auch auf Deutschland ausgedehnt werden könnte. Der Zwischenfall mit dem Krügertelegramm — Kleinigkeit, längst vergessen!

Chamberlain braucht nicht einmal so viel diplomatische Rücksicht, um die Gegensätze nicht gar zu scharf hervortreten zu lassen. Es macht ihm augenscheinlich Freude, Deutschland gegen Frankreich und Rußland auszuspielen, denn in unmittelbarer Folge auf seine Allianzbemerkungen, bezüglich Deutschlands beleuchtet er den scharfen Gegensatz zum Zweibund und bedroht Frankreich mit einem „starken Wink", wie es die englische Presse nennt. Das ist um so schwerwiegender, als vor einigen Tagen der französische Minister des Auswärtigen noch alles gethan hat, um in London gut Wetter zu machen, gegenüber scharfen Äußerungen der öffentlichen Meinung in Frankreich.

„Chamberlain's Rede hatte deshalb besondere Bedeutung, weil sie direkt auf seine Zusammenkunft mit dem Kaiser in Windsor gefolgt ist. Ob eine englisch-deutsche Verbindung beim Fürsten Herbert Bismarck und bei der rußlandfreundlichen Partei in Deutschland viel Anklang finden wird, wissen wir nicht, und das ist uns auch ganz gleichgültig," — so wörtlich die „Daily Mail". Man braucht keineswegs enragirter Russenfreund zu sein und kann darum doch auch vor Anglomanie warnen. Auf französisch-russischer Seite „muckt" man auch schon „auf", wegen der englischen Versuche, Deutschlands Politik zu kompromittiren. So berichtet der in St. Petersburg mit guter Fühlung ausgestattete Soleil, man schreibe in der russischen Regierungswelt die Reise des deutschen Kaisers dem Plane zu, eine Theilung Chinas zwischen Deutschland, England und den Vereinigten Staaten anzubahnen, in dem eine Drohung für Frankreich, namentlich aber für Rußland, läge, das so um sein natürliches Erbe gebracht werden sollte. Noch von einem anderen viel ernsteren geheimnißvollen Plane, weiß der offiziöse Berichterstatter des Soleil zu erzählen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Theilung Österreichs, die eigentlich keine Theilung wäre, da Deutschland die zehn oder zwölf Millionen Deutsch-Österreicher, auch Mähren und Böhmen, für sich nehmen

würde und die Absicht hätte, die Russen aufzuhalten, indem aus Ungarn eine Art Pufferstaat unter deutschem Protektorate gemacht würde. Selbstverständlich würde sich Rußland einem solchen Unternehmen widersetzen. An dem Tage, da die Preußen in Mähren und Böhmen einzögen, würden die Gewehre in Rußland von selbst losgehen.

Deutschland läßt sich nun zwar nicht so leicht in's Bockshorn jagen, aber lediglich England zu Liebe, ohne ersichtlichen vitalen Vortheil sich mit Rußland und Frankreich in eine derartige gespannte Lage zu versetzen, hat Deutschland gewiß nicht nöthig. Was der Soleil sagt, erscheint uns übrigens auch nur, wie ein Versuch, die deutsche Diplomatie zum Sprechen zu bringen. Allerdings scheint uns, daß ersterer nach der politischen Kompromittirung des Kaiserbesuches durch Chamberlain nicht schweigen kann, um so weniger, als man der Überzeugung sein darf, daß, wenn die englische Politik gegenüber Deutschland, lediglich nach Chamberlain'schen Wünschen ginge, es sich nicht, wie ein Blatt meint, um eine Politik von Fall zu Fall für Deutschland handeln würde, sondern um eine Politik von Hereinfall zu Hereinfall. Wir halten Chamberlain nun einmal nicht für einen ehrlichen politischen Freund."

Die „Nat.-Ztg." schreibt zu der Rede Chamberlain's: „Thatsächlich ist, wie wir von wohlunterrichteter Seite erfahren, in Windsor kein neues Abkommen getroffen worden. Richtig ist, daß bei den Unterredungen des Kaisers, wie des Grafen v. Bülow mit Herrn Chamberlain, Bereitwilligkeit und übereinstimmende Auffassung in dem Sinne sich gezeigt hat, auf kolonialem Gebiete in Zukunft die Schwierigkeiten aus dem Wege zu schaffen, die sich in den, die beiden Länder berührenden Fragen dieser Art ergeben könnten. Die kontinentale und allgemeine Politik Deutschlands wird durch dieses Einvernehmen, das seine Spitze gegen keine andere Macht richtet, nicht berührt."

„London, 1. Dez. 1899. Über die gestrige Rede Chamberlain's über den deutsch-englisch-amerikanischen Dreibund ist die „Daily Mail" ganz aus dem Häuschen gerathen. Das Blatt kündigt bereits einen Krieg mit Frankreich an, wenn die Franzosen nicht aufhören, die Königin Victoria zu karikiren; Frankreich sollen dann alle Kolonien weggenommen und dieselben an Deutschland und Italien vertheilt werden. Der „Daily Telegraph" meint, aus Cham-

berlain's Rede müsse man entnehmen, daß die Verständigung zwischen der deutschen und der englischen Regierung weitergehe und herzlicher sei, als man bisher allgemein angenommen habe. Die „Daily Graphic" erklärt, daß Chamberlain's Rede Englands Sache eher schaden als nützen könne; sie werde Englands Freunde in Verlegenheit setzen und dazu führen, daß dieselben über ihre Beziehungen zu England öffentliche Erklärungen abgeben, welche sich wie unangenehme Dementis ausnehmen können. Die „Daily News" schreibt, ein Einverständniß ist eine Sache, und eine feste Allianz ist eine andere Sache; es wäre besser gewesen, wenn Chamberlain den ersten Ausdruck gebracht hätte, er wäre dann genauer gewesen, annehmbarer und weniger herausfordernd.

Die „Westminster Gazette" mißbilligt die, wie sie meint, Verlegenheiten verursachenden Äußerungen Chamberlain's, hinsichtlich eines englisch-deutschen Bündnisses und sagt: „Indem wir unmittelbar nach dem Besuche des Kaisers von einem Bündniß sprechen, bringen wir den Kaiser in eine peinliche Lage und setzen uns selbst einem Dementi aus, was die englisch-deutsche Freundschaft oder Verständigung stören und schädigen wird. Es giebt nicht zwei Mächte, deren Interessen weniger widerstreiten, oder die, jede der anderen, mehr kleine Dienste leisten könnten, wenn die Beziehungen zwischen ihnen fest und geschäftsmäßig sind; aber dies ist weit entfernt von einem Bündniß, welches eine gemeinsame Militärpolitik zu dem Zwecke, einer gemeinsamen Gefahr entgegenzutreten, einschließt. Ein solches Bündniß würde nicht den Bedürfnissen Englands entsprechen, das in seinen Freundschaften opportunistisch sein muß."

Wir empfehlen uns von Herrn Chamberlain mit einer kurzen, allgemeinen Bemerkung über seine Politik, die wir nicht anders als eine „Schuster-Politik" nennen können. Der englische Kolonialminister scheint auf Grund der Fertigkeiten, die er sich als Schuhmacher-Lehrling angeeignet, zu glauben, auch Staatsmänner und Völker über seinen Leisten schlagen zu können, unbekümmert darum, ob dieser für sie paßt oder nicht, und ob sie wollen oder nicht. Herr Chamberlain will nun einmal mit Gewalt Amerika und Deutschland Stiefel anmessen, damit sie sicheren Schrittes in „seinen Dreibund" eintreten, und „seiner Politik" folgen können. Auch er mag in Hinsicht auf seine frühere Laufbahn denken: „Bescheidenheit ist

eine Zier, aber weiter kommt man ohne ihr". Mit der ganzen Zudringlichkeit, die erwerbslustigen Geschäftsleuten eigen ist und einmal zum Geschäfte gehört, behandelt er Deutschland und Amerika, als seine „Kunden", auf die er bereits Wechsel ausstellt. Wie es jedoch anderen „übereifrigen" und skrupellosen Leuten auch schon passirt ist, erlebt er das Malheur, daß seine Wechsel nicht aceeptirt werden und Proteste veranlassen. Die deutsche Regierung, die doch durch die Rede Chamberlain's direkt tangirt ist, hat zwar gegen den „Wechsel", den er auf sie ziehen möchte, keine Erklärung abgegeben, aber es dürfte sich wohl von selbst verstehen, daß sie, wenn er ihr präsentirt wird, seine Richtigkeit schon aus dem Grunde bestreitet, weil ihn das ganze deutsche Volk unter gar keinen Umständen acceptiren würde. Die Deutschen sind keine „Hörigen", keine „Sache", über welche irgend ein Mensch verfügen kann, wie seiner Zeit der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, der 12000 „Unterthanen" als Soldaten, England gegen 20 Millionen Thaler überließ. Deutschland vertritt eine Allianee nicht durch das sehr minderwerthige Material von „Söldnern", die sonst zu nichts taugen, es muß für sie mit seiner ganzen mannbaren Jugend einstehen. Wenn das deutsche Volk eine bestimmte Allianee nicht will, so ist kein Faktor da, der es zu ihr zwingen kann. Und würde eine auf dem Papiere festgesetzt, so wäre es „ein schlechtes Papier", das die Nation zerreißt. Kabinetts-Kriege, oder solche durch Verwandtschaften der Dynastien, oder gar aus Laune hervorgerufen, giebt es bei „mannbaren" Völkern nicht mehr, die ihre politischen Rechte zu vertreten wissen. Die Rechnung, die Herr Chamberlain auf Deutschland setzt, ist falsch, denn das deutsche Volk läßt sich ebenso wenig hypnotisiren, als tyranniſiren, und was für es zutrifft, trifft auch für seinen Fürsten zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Welche Aufnahme die Chamberlainische Rede im Allgemeinen und besonders in Amerika gefunden, mag aus Nachstehendem hervorgehen. Der „Reichsbote" sagt in seiner ersten Beilage zu Nr. 286 vom 5. Dezember 1899: „Chamberlain kann mit seiner letzten Allianzrede so ziemlich den allgemeinsten Abfall internationaler Art verzeichnen, den ein leitender Minister überhaupt haben kann.

Die zunehmende Abneigung gegen die gesammte Persönlichkeit des Redners spielt dabei ihre Hauptrolle mit.

Die Regierung hat nach dem „B. T." beschlossen, keine Erklärungen betreffend die Rede Chamberlain's abzugeben. Daran thut sie auch am klügsten.

Der französische Botschafter in London reiste nach Paris ab. Man bringt diese Reise mit Chamberlain's Rede in Zusammenhang, zumal der Pariser „Temps" gleichzeitig schreibt, Chamberlain habe mit seiner Rede, weder in Deutschland und Amerika, noch in Frankreich, die von ihm erwartete Wirkung erzielt. Chamberlain habe gezeigt, daß er weniger geschickt wäre, als man glaubte, aber darum für Frankreich doch nicht minder gefährlich sei.

Eine Depesche des „New-York Herald" aus Washington sagt ebenfalls ablehnend, die Antwort der Regierung betreffend die Reden Chamberlain's und des amerikanischen Botschafters Choate sei die, daß keine „Allianz" mit England oder Deutschland bestehe und auch nicht beabsichtigt werde. Die Behörden erklären, was immer zwischen dem deutschen Kaiser und Chamberlain besprochen sein möge, ein Vorschlag, der sich auf eine Allianz bezogen habe, sei weder von Deutschland noch von England angeboten oder empfangen worden."

Der „Times" wird aus New-York telegraphirt: „Selten hat eine Rede eines Amerika freundlichen englischen Ministers in Amerika eine solche Meinungsverschiedenheit hervorgerufen, wie Chamberlain's Rede in Leicester. Die Meinungsverschiedenheit wird in allen Tonarten ausgedrückt, und wendet sich zum Theil gegen Chamberlain persönlich, durchweg aber gegen den Vorschlag einer Allianz. Niemand nimmt ein Bündniß an, Niemand vertheidigt Chamberlain's Unbesonnenheit, die darin besteht, daß er ein solches anbot, Niemand glaubt, daß ein Bündniß innerhalb der Möglichkeiten der amerikanischen Politik liegt."

Aus dem Allen geht hervor, daß Herr Chamberlain mit seiner „Schuster-Politik" eine vollständige Niederlage erlitten hat, und es nur seine Landsleute sind, die sich von ihm Stiefel anmessen lassen. Die Zeit wird aber kommen, ist vielleicht gar nicht so entfernt, daß dieses Schuhwerk den Engländern unbequem, und vor Allem zu theuer werden wird.

II. Abschnitt.

Material zur möglichen Auffassung der neutralen Haltung des Kaisers während des Krieges Englands gegen die Burenstaaten.

Im Allgemeinen möchten wir Eingangs dieser Besprechung bemerken, daß absolut Bestimmtes, am allerwenigsten, wenn es als bindend für die weitere deutsche Politik betrachtet werden soll, nicht gesagt werden kann. Vielleicht! auch schon aus dem Grunde nicht, als bei der Stelle, die hier in erster Linie maßgebend ist, selbst noch nicht eine abgeschlossene, bestimmte Willensmeinung vorhanden sein dürfte und es sich bei ihr mehr um eine Politik von Fall zu Fall handeln mag. Bei Allem, was über die Haltung des Kaisers gesagt und geschrieben wird, mischt sich viel Klatsch unter, der nur erkannt zu werden braucht, um jede ernste Bedeutung zu verlieren. Die Klatsch-Nachrichten gehören jedoch mitunter in den Kreis jener bekannten Imponderabilien; es wird ja öfters geklatscht, nicht um zu klatschen, sondern um durch die ausgesprengten Nachrichten, Behauptungen oder Vermuthungen auf den Busch zu klopfen. Oft haben äußerst dumme Nachrichten einen nichts weniger als dummen Grund, weil sie mit voller Absicht Dummes enthalten. Was ein perfekter Reiter unter „entgegengesetzter Hülfe" versteht, das sind für den Politiker die „negativen Gespräche". Man unterhält sich eine ganze Zeit hindurch, ohne zu sagen, was man meint und wünscht; der Inhalt des Gesagten ist unter Umständen die Negation der eigenen Absichten, wenn eine derartige Konversation als Mittel für bestimmte Zwecke opportun erscheint; auch in der Politik stehen den „Minen die Gegenminen" gegenüber. Natürlich trifft auch hier im vollsten Umfange zu: „Wenn zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe". Als Äußerungen des Kaisers, welche eine strikte Neutralität bekunden, müssen genannt werden:

Erstens seine Erklärung gegenüber der Berliner Generalität über seine Reise nach England, die auf einem vor längerer Zeit gegebenen Versprechen beruhe und nur einen familiären Zweck habe. Zweitens die beiden Antworten des Kaisers auf die Telegramme

des Obersten der „Royal Dragoons“. Im ersten meldete er am 26. Oktober v. J.: „Ich habe die Ehre zu melden, daß Euer Majestät britisches Regiment, die Royal Dragoons, am nächsten Sonntag in Tilbury Dock nach Südafrika an Bord des Schiffes „Manchester“ abgehen wird. Murdoch, Oberst und Kommandant der Royal Dragoons.“

Hierauf antwortete der Kaiser: „Danke für Telegramm. Entbieten Sie dem Regimente mein Lebewohl, mögen Sie alle unverletzt und wohl zurückkehren.“

Das zweite Telegramm des genannten Obersten aus Afrika lautet: „Die Royal Dragoons senden ihre ehrerbietigsten Grüße zum Geburtstage ihres Obersten.“ Der Kaiser antwortete: „Der Oberst sendet den Royal Dragoons seinen besten Dank für ihre Wünsche.“ Beide Antworten waren korrekt im Sinne der strengen Neutralität, und sind die Engländer darüber in einen Enthusiasmus gerathen, so ist das ihre Sache.

Drittens muß die Rückreise über Holland, um den Königinnen Gelegenheit zur Begrüßung zu geben, auch nur als der Ausdruck einer neutralen Gesinnung aufgefaßt werden. Hierzu bemerkt die „Kölnische Volkszeitung“ in ihrer Nr. 1126, zweites Blatt vom 2. Dezember 1899: „Das deutsche Kaiserpaar ist nach seinem Besuche in Windsor und Sandringham bei der Königin Viktoria und dem Prinzen von Wales wieder nach Potsdam zurückgekehrt. Der Besuch hatte zwar familiären Charakter, aber das Zusammensein des Kaisers, des Grafen Bülow und des Kolonialministers Chamberlain, welcher den erkrankten Lord Salisbury vertrat, macht den Alldeutschen den Besuch doch politisch verdächtig, namentlich auch wegen Chamberlain's, auf den sich alle Abneigung wegen des südafrikanischen Jamesonkrieges sammelt. Eine gewisse Erleichterung wurde den mit Recht oder Unrecht beklemmten Herzen dadurch, daß der Kaiser auf dem Wege von England über Vlissingen hier eine herzliche Zusammenkunft mit der Königin Wilhelmina und deren Mutter hatte. Nirgendwo in der Welt haben die Buren ja wärmere Freunde als in Holland; wenn man dem Besuch in England einen den Buren unfreundlichen Charakter gab, mußte man dann doch wohl bei dem Besuche in Holland umgekehrt urtheilen, wenn dieser Besuch auch allerdings nur ein flüchtiger war. Es sollte aller Welt durch diesen letztern Besuch die Neutralität Deutschlands vor Augen

geführt werden, hieß es. „Bis zum 11. Oktober herrschte Krüger als Vasall (!) Großbritanniens über eine Minderheit von holländischen Kolonisten und eine Mehrheit steuerzahlender Uitlanders," sagt die konservative Morning Post. „Er begünstigte die Holländer auf Unkosten der Uitlanders . . . Aber Krügers Politik hat niemals die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Großbritannien und Holland berührt, und für diese Thatsache kann es keinen bessern Beweis geben, als den, daß der deutsche Kaiser als Souverän einer neutralen Macht von Windsor und Sandringham direkt zu einem Empfang durch die Königin nach Vlissingen gehen kann. Der Kaiser zeigt so der Welt gegenüber nicht bloß Deutschlands Neutralität, sondern auch Großbritanniens unverminderte Freundschaft für das Königreich der Niederlande und seine Herrscherin." Dann ist ja alles in Ordnung. Bei dem englischen Besuche ist wenig hervorgehoben worden, aber nicht unwichtig das augenscheinlich wärmere Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Oheim, dem Prinzen von Wales, der nach menschlicher Berechnung bald die Krone Englands tragen wird."

Viertens, daß der Kaiser seinen Besuch auf Windsor beschränkte und vermied, sich in London als: „a friend in need is a friend in deed" feiern zu lassen, entspricht auch vollkommen seiner neutralen Haltung.

Fünftens hat man die entschiedene Sprache, welche der Staatssekretär des Äußern bei Gelegenheit der Interpellation über die durch England in Beschlag genommenen deutschen Schiffe wählte, ebenfalls als den Ausdruck einer strengen Neutralität zu nehmen. In welcher insolenten Weise die Rede des Grafen Bülow, Seitens der englischen Presse kommentirt wurde, haben wir im zweiten Kapitel hervorgehoben. An diese offizielle Rede knüpften sich noch weitere Kommentare, welche sich auf die persönliche Haltung des Kaisers beziehen. Wir lassen hier einen Situations-Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" folgen. Das Blatt schreibt in seiner Nr. 44, Vorabendblatt vom 27. Januar: „Der Kaiser und die deutsch-englischen Zwischenfälle. Durch eine Berliner Zeitung ist der Versuch gemacht worden, Äußerungen des Kaisers zu kolportiren, die ihn in Gegensatz zu der Volksstimmung bringen würden; es gehörte eine außerordentliche Unkenntniß der Verhältnisse dazu, um daran zu glauben. Wie nun dem „Hann. Cour." aus London

berichtet wird, hätte Königin Viktoria, überrascht durch die Entschiedenheit und Schärfe im Tone der Rede Bülows, sich direkt an den Kaiser gewandt und die Antwort erhalten, „daß der Souverän den berechtigten Wünschen der deutschen Nation Rechnung tragen müsse und darauf hingewiesen hätte, wie wenig gerade die englische Regierung thäte, um ein freundliches Einvernehmen herzustellen." Dazu bemerkt die „Deutsche Zeitung":

„Uns ist eine private Äußerung des Kaisers bekannt geworden, die mit der hier zum Ausdruck gekommenen Auffassung nicht nur übereinstimmt, sondern in antienglischem Sinne noch darüber hinausgehen würde. Auch wird in unterrichteten Kreisen behauptet, daß der Kaiser seinen Räthen gegenüber durchaus der Vertreter der schärferen Tonart sei. Wenn deshalb ein Montagsblatt dieser Tage zu berichten wußte, der Kaiser habe sich beim Empfange des Landtagspräsidiums mißbilligend über das Verhalten der nationalen Presse ausgesprochen, es erschwere ihm seine Aufgabe, Reibereien mit England zu vermeiden, so ist diese Meldung offenbar auf das Sensationsbedürfniß des neu gegründeten Blattes zurückzuführen. Aus parlamentarischen Kreisen ist sofort nach dem Empfang auf's Bestimmteste versichert worden, daß Fragen der Politik dabei überhaupt nicht berührt worden sind."

Diese Auslassung entspricht, wie mit aller Bestimmtheit versichert werden kann, durchaus den wirklichen Verhältnissen."

Der „Reichsbote" bemerkt zu derselben Angelegenheit in der ersten Beilage zu seiner Nr. 21, vom 26. Januar: „Über einen angeblichen Briefwechsel zwischen der Königin Viktoria und Kaiser Wilhelm wird aus London geschrieben: Die Rede des Grafen Bülow, die von der englischen Presse ziemlich obenhin behandelt wird, hat in den hiesigen Regierungskreisen einen sehr peinlichen Eindruck hervorgerufen, und da man mit gutem Grunde annimmt, der deutsche Minister des Äußern würde sich nicht so scharf ausgedrückt haben, wenn er nicht das Einverständniß Kaiser Wilhelms vorher eingeholt hätte, so sind Versuche gemacht worden, die Königin Victoria zu veranlassen, sich in der Sache direkt an den deutschen Herrscher zu wenden. Das ist auch geschehen, aber die Antwort eingetroffen, daß der Souverän den berechtigten Wünschen der deutschen Nation Rechnung tragen müsse und darauf hingewiesen hätte, wie wenig gerade die englische Regierung thäte, um ein freund-

liches Einvernehmen herzustellen. — Die Sache würde nicht gerade im Gebiet des Unmöglichen liegen, aber man muß sie doch sehr bezweifeln. Schließlich würde auch wenig durch sie an den Dingen geändert. — Die Angabe, welche die „Montagsztg." über angebliche Äußerungen des Kaisers zu den Präsidien des Landtages verbreitet hat, werden von der englischen Presse sofort als Beweise für die „Englandfreundschaft" des Kaisers verwerthet. „Globe" macht sogar den für den Kaiser geradezu beleidigenden Schluß daraus, daß der Kaiser die Erregung in den Volkskreisen über die Beschlagnahme der deutschen Schiffe nicht theile."

Die „Deutsche Zeitung" behauptet, der Kaiser sei der Vertreter der schärferen Tonart gegenüber England. Dem „Berliner Tageblatt" wird in der Abendausgabe der Nr. 612, vom 1. Dezember 1899, aus Petersburg geschrieben: „Kaiser Wilhelm's Reise nach England ist in Rußland vom Publikum und der Presse mit großer Aufmerksamkeit verfolgt worden. Was die russische Presse betrifft, so hat sie sich, nachdem der intime private Charakter des Besuches vom Kaiser so ostentativ hervorgehoben worden war, bei Besprechung der Windsorer Zusammenkunft, auffallend objektiv und kühl verhalten und den englischen Übertreibungen anläßlich des Empfanges einiger britischer Staatsmänner durch Kaiser Wilhelm keinen Glauben geschenkt. In den diplomatischen Kreisen Petersburgs ist man erst recht über die, dem Besuche in Windsor mangelnde politische Bedeutung, völlig im Klaren und hat für die Wippchen und Mätzchen derjenigen britischen Blätter, die aus der einfachen Thatsache der Anwesenheit Kaiser Wilhelm's auf dem Boden Englands im gegenwärtigen Moment klingende Münze zu Gunsten der Politik Albions zu schlagen vermeinen, nur ein überlegenes Achselzucken übrig. In diesen Kreisen glaubt man zu wissen, daß Kaiser Wilhelm gleich dem Czaren, von der ethischen Seite des bedenklichen Abenteuers, in das sich England unter der traurigen Ägide Rhodes-Chamberlain Hals über Kopf gestürzt hat, keineswegs erbaut ist. Man vermuthet sogar, daß der Kaiser in seiner offenen, energischen Art mindestens dem Prinzen von Wales und Chamberlain gegenüber aus seinem abfälligen Urtheil über das von britischer Seite heraufbeschworene Blutvergießen in Südafrika, kaum ein Hehl gemacht haben wird."

Dieser Meinung schließen auch wir uns an. Der psychologische

Widerspruch, nicht minder der Defekt an Logik, welche sich ergeben müßten, wenn der Kaiser den Raubeinfall Jameson's verurtheilt, den Raubkrieg aber billigt, führen zu der Annahme, daß der Kaiser in vertrauten Kreisen die englische Politik in Südafrika entschieden mißbilligt und er nur aus Gründen der allgemeinen deutschen Politik — die er für richtig hält —, nicht offen mit seiner Mißbilligung hervortritt. Leute, welche über die deutsche Politik anderer Meinung sind, zu welchen auch wir gehören, können des Kaisers Zurückhaltung bedauern, müssen dabei aber einräumen, daß die persönliche Ansicht Wilhelm II., nicht weniger moralischen Werth hat, als die ihr entgegengesetzte. Was den Kaiser in seinen politischen Ansichten binden dürfte, ist sein Mißtrauen, oder vielleicht nur sein geringes Vertrauen, auf das „russisch-französische Einvernehmen", dem er sich nicht durch Fallenlassen Englands preis geben will. Der Kaiser mag fürchten, daß durch die Degradirung Englands zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges die Machtverhältnisse zu sehr zu Gunsten Rußlands und Frankreichs verschoben würden. Der Kaiser möchte einen Rückhalt an England nicht vermissen und hofft vielleicht, die Stellung des Zweibundes gegen das Inselreich, zum Vortheile für Deutschland ausnützen zu können. Wir verstehen diese Politik sehr wohl, aber wir halten ihre Prämissen nicht für richtig. In dem Maße, als durch Englands Niedergang die Machtverhältnisse Rußlands und Frankreichs wachsen würden, wüchsen doch auch die des Deutschen Reiches, eine Voraussetzung, die nur angezweifelt werden könnte, wenn man annähme, daß Deutschland durch eine völlig unfähige, miserable Diplomatie vertreten wäre, und daß an der Spitze des Reiches kein Wilhelm II. stände. Wir brechen dieses Thema hier ab, auf welches wir eingehend im letzten Kapitel zu sprechen kommen werden. Wir schließen den Abschnitt, indem wir unserer Überzeugung Ausdruck geben: daß zwischen den Gesinnungen des Kaisers, die er durch das Telegramm vom 3. Januar 1896 an den Präsidenten der transvaalischen Republik, Herrn Krüger, öffentlich zu erkennen gab, und solchen, welche durch den von England provocirten südafrikanischen Krieg entstanden sind, kein „innerer" Widerspruch besteht. Des Kaisers jetzige Haltung hat sicher keine retroaktive negative Bedeutung für seine politischen Ansichten v. J. 1896. Wir können nicht glauben, daß der Kaiser die von ihm durch den damaligen

Staatssekretär Freiherrn von Marschall an den deutschen Botschafter in London gerichtete „Note vom 1. Januar" bedauert, in der gesagt ist: „an die englische Regierung die amtliche Anfrage zu stellen, welche Schritte sie zu thun gesonnen sei, um den durch den Einbruch bewaffneter Banden von dem englischen Protektoratsgebiete in das Territorium des Transvaalstaates geschaffenen, völkerrechts- und vertragswidrigen Zustand zu beseitigen".

Ebenso wenig dürfte der Kaiser in seinem Innern bedauern, am 3. Januar an Krüger telegraphirt zu haben: „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wieder herzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren."

Was Großbritannien durch den von ihm den Buren aufgezwungenen Krieg will, ist doch nichts anderes, als ihnen ihre Unabhängigkeit zu nehmen. Der jetzige Krieg ist nur eine wesentlich vermehrte Auflage des Jamesonischen Raubeinfalles. Die politischen Konjunkturen sind jedoch gegen 1896 wesentlich durch die viel weiter gesteckten Grenzen verändert. 1896 konnte England den Einfall Jameson's desavouiren, es konnte sich selbst den Anschein geben — wie es auch der Fall war — ihn zu bestrafen, während es jetzt für denselben Zweck, den der Einfall hatte, offen und mit Einsetzung seines ganzen Ansehens und seiner weltpolitischen Bedeutung eintritt. Ein Zurückweichen oder eine endgültige Niederlage bedeutet seine Degradirung zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges. England kämpft jetzt um seine Existenz nicht weniger, als die Buren für die ihrige. Daß es sich um einen infamen Krieg handelt, den England muthwillig provocirt hat, ist eine Sache für sich. Wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, handelt es sich weit mehr um die Frage: „soll England seine bisherige Bedeutung für die Welt verlieren, oder nicht", als um die: wer trägt an diesem Kriege die ganze, volle Schuld? Vor der ersten Frage steht auch der Kaiser und die ganze „politische" Welt. Die beiden Fragen müssen getrennt behandelt werden, und darf man sie als Realpolitiker nicht mit einander vermengen. Wir dürfen überzeugt sein, daß sie auch der Kaiser getrennt hat. Man darf von Wilhelm II. wohl voraussetzen,

daß es für ihn peinlich ist, die Note an den deutschen Botschafter in London vom 1. Januar 1896 und sein Telegramm an Krüger vom 3. Januar desselben Jahres mit seiner „jetzigen Haltung" zu vergleichen. Durch jene wird die englische Regierung *ohne Ansuchen Transvaals sehr kategorisch interpellirt, während jetzt eine Intervention* unterbleibt, obgleich die beiden Burenstaaten darum gebeten haben. In dem Telegramm wird Krüger gratulirt: „auch ohne fremde Hülfe die bewaffneten Schaaren zurückgeschlagen und die Unabhängigkeit aufrecht erhalten zu haben", während jetzt, wo es sich doch um *dieselbe Unabhängigkeit*, um denselben „*Vertheidigungskampf*" handelt, der Kaiser von den brillanten Siegen nicht allein keine Notiz genommen, sondern ihnen auch die schmerzliche Geringschätzung erwies, keinen Offizier in ihr Hauptquartier zu senden, während die Engländer einen erhalten haben. Zu dieser total verschiedenen Haltung gegenüber zwei Fällen, die eine und dieselbe Grundlage besitzen, wird sich der Kaiser nicht leichten Sinnes entschlossen haben, um so weniger, als er bis jetzt niemals eine Veranlassung gab, um an seinem Rechtsbewußtsein zu zweifeln, im Gegentheil! wir haben nur Ursache, es sehr hoch zu halten, und möchten an die Worte erinnern, die er bei Gelegenheit der Herausgabe des „Welfen-Fonds", an Freiherrn von Hammerstein-Loxten schrieb: „*Recht muß doch Recht bleiben*".

Daß der Kaiser dieser Sentenz in Bezug auf die Buren untreu wurde, daß er eine Haltung angenommen, welche ihr widerspricht, kann ihm bei seinem Rechtsbewußtsein nicht leicht geworden sein. Die Rücksichten, die er der veränderten Lage bringt, aus welcher eine Existenz-Frage für England erwuchs, müssen als Ursache seines Verhaltens betrachtet werden. Wir verstehen des Kaisers Politik, aber wir billigen sie nicht.

III. Abschnitt.

Material zur Auffassung, daß es sich um eine äußerst „wohlwollende" Neutralität für England handelt.

Häufiger noch, als in dem vorigen Abschnitte hat man es hier mit unkontrollirbaren Nachrichten und mit theils augenscheinlichen willkürlichen Annahmen und Voraussetzungen zu thun, die aber einmal in den Rahmen der Diskussion gehören, und welchen man eine kommentatorische Bedeutung vornweg nicht absprechen darf. In der hohen Politik sind öfter einige hingeworfene Worte, kurze Andeutungen und Bemerkungen von der größten Wichtigkeit, obgleich sie Anfangs von Vielen gering geachtet werden und man ihnen keine Bedeutung schenkt. Auch die Orte, wo solche Andeutungen und Besprechungen geschehen, sind oft nicht maßgebend für ihren politischen Werth. Man wird sich vielleicht erinnern, daß im Anfange der Bismarckischen Fronde wir nicht selten wichtige Besprechungen und Notizen durch den „Pester Lloyd" erfuhren, dessen Namen man bei uns früher kaum kannte, so daß auch wir bis zum Rücktritt des Frhrn. v. Marschall auf ihn abonnirten. Ebenso gewannen auch plötzlich die „Züricher Zeitung", der „Hamburger Correspondent", die „Saale-Zeitung" eine gewisse politische Bedeutung, die sie früher nicht hatten. Wir lassen nun die Artikel und Nachrichten folgen, welche als symptomatisch für die Haltung der deutschen Politik in dem südafrikanischen Kriege gelten müssen. Der „Frankfurter Zeitung", zweites Blatt Nr. 340, vom 8. Dezember 1899 entnehmen wir aus der Abtheilung: Privattelegramme, Nachstehendes: „Berlin, 7. Dezember. Mit einer gewissen Erregung behandeln einzelne Blätter Meldungen der „Times" und der „Morning Post" aus Berlin (Vergl. unter „Tagesrundschau" im Abendbl. Red.), in denen als Auffassung der kompetenten Stelle in Berlin hingestellt wird, daß die deutsche Regierung jetzt über die Selbstständigkeit Transvaals und über die deutschen Interessen in der Delagoabai einer andern Ansicht sei als die, welche Frhr. v. Marschall 1895 im

Reichstag darlegte. Jene Darlegung habe nur noch eine historische Bedeutung. Verschiedene, namentlich konservative Blätter künden an, daß der Staatssekretär, Graf Bülow, darüber im Reichstage befragt werden wird. Die „Kreuzztg." schreibt:

„Wir unsererseits können nur nochmals den dringenden Wunsch aussprechen, daß von autoritativer Stelle aus recht bald eine möglichst erschöpfende Klarstellung erfolge. Die unkontrollirbaren Gerüchte, die von englischen Ministern, Politikern und Zeitungen in die Welt gesetzt werden, mögen den britischen Sonderinteressen ja recht förderlich sein, zur Beruhigung der durch Chamberlain's Rede trotz Allem besorgten öffentlichen Meinung in Deutschland sind sie aber nicht geeignet. Daß eine solche jedoch baldigst dem wachsenden Unbehagen steuere, ist schon im Interesse der Regierung selbst äußerst wünschenswerth.

Wie man sich an hiesiger maßgebender Stelle die Ordnung der Dinge in Südafrika denkt, wird auch bei der bevorstehenden Etatsberathung nicht zu erfahren sein, denn diese Ordnung der Dinge hängt doch zunächst vom Ausgang des Krieges ab, und dieser Ausgang ist so unsicher wie nur je. Jede Äußerung von autoritativer Seite im Reichstage würde zur Zeit als eine Verletzung der Neutralität wirken. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Londoner Konvention von 1884 durch den Krieg beseitigt ist und daß nach dem Kriege neue Verhältnisse zu schaffen sind und daß dabei Deutschland vom Standpunkt seiner Interessen Stellung zu nehmen haben wird. In diesem Zusammenhange mag englischen Korrespondenten gegenüber die Wendung gebraucht worden sein, daß die bekannte Erklärung Marschall's im Reichstage oder eine Unterhaltung über diese nur noch historischen Werth habe. Es sind und werden eben durch den Krieg ganz neue Verhältnisse geschaffen. Im Übrigen gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, um zu erkennen, daß die Auffassung der deutschen auswärtigen Politik über die Wahrung unserer Interessen in Südafrika und über unser Verhältniß zu Transvaal, im Laufe der letzten vier Jahre starke Wandlungen erfahren hat. Die Andeutung aber, daß in dem deutsch-englischen Geheimvertrage, der sich im Wesentlichen auf die portugiesischen Besitzungen in Südafrika bezieht, auch Abmachungen über die Selbstständigkeit Transvaals enthalten seien, halten wir für unzutreffend. Der Geheimvertrag wird durch den Krieg wenig oder

gar nicht berührt, und wir glauben, daß auch jetzt im „Reichs-anzeiger" darüber nichts mitgetheilt werden wird."

Zu demselben Thema äußert sich die „Deutsche Tageszeitung" in ihrer Nr. 573, Morgenblatt vom 7. Dezember v. J. Sie sagt: „Vom geheimnißvollen deutsch-englischen Afrika-Abkommen. Der Berliner Korrespondent der „Times" behauptet, auf seine Anfrage, ob die Meldung richtig sei, daß die deutsche Regierung über die deutschen Interessen in Transvaal und in der Delagoabai noch dieselben Ansichten hege, wie im Februar 1895, sei ihm von „kompetenter Seite" folgende Erklärung gegeben worden: Die Ansichten von den deutschen Interessen, die Staatssekretär v. Marschall im Jahre 1895 aussprach, hätten jetzt nur noch die Bedeutung einer historischen Reminiscenz. Erfordernisse zum Schutze der deutschen Handelsinteressen, die 1895 als unerläßlich schienen, brauchten gegenwärtig nicht nothwendig auch noch dafür zu gelten, und es sei sehr wohl denkbar, daß das geheime deutsch-englische Abkommen den Gegenstand der Marschall'schen Depesche von 1895 ganz anders behandle. Eine autoritative deutsche Erklärung über diesen wichtigen Punkt sei vorläufig allerdings nicht zu erwarten, weil sie den Anschein einer Neutralitäts-Verletzung dem Transvaal gegenüber erwecken könnte. Wahrscheinlich werde Deutschland erst dann seine Stellungnahme ausdrücklich erklären, wenn der Krieg vorüber sei oder eine entscheidende Wendung genommen habe. — Auch der Berliner Korrespondent der „Morning Post" behauptet, „an maßgebender Stelle" versichert worden zu sein, daß die deutsche Regierung sich an die Erklärung des Freiherrn von Marschall über die Delagoabai und die Konvention von 1884 nicht mehr für gebunden erachte. Die Delagoabai-Frage sei heute nicht mehr dieselbe wie 1895, und es sei lächerlich, anzunehmen, England werde, nachdem es einen Krieg begonnen habe, der auf Veränderung des status quo in Transvaal abziele, sich durch eine Konvention die Hände binden lassen, die von Buren und Engländern gleichmäßig längst zum alten Eisen geworfen sei. „Formelle" Verhandlungen zwischen Deutschland und England hätten mit Bezug auf die Zukunft der Republiken nicht stattgefunden, weil Deutschland fühle, daß der britische Grundsatz der Handelsfreiheit die beste Gewähr für die Sicherheit der deutschen Handelsinteressen biete.

So werden wir also wieder einmal aus englischen Blättern

über Dinge belehrt, die von der allergrößten Wichtigkeit für Deutschland sind. Ist denn das deutsch-englische Afrika-Abkommen wirklich so beschaffen, daß es allein die Engländer erfreuen und daher den Korrespondenten englischer Blätter darüber bereitwillig Aufklärungen gegeben werden, während man es vor Deutschland in den dichtesten Schleier des Geheimnisses hüllt? Wenn das wahr ist, was „Times" und „Morning Post" berichten — dann allerdings kann man diese Geheimthuerei verstehen! Über die Sache selbst braucht man kaum ein Wort zu verlieren. Was Freiherr v. Marschall im Februar 1895 über das deutsche Interesse an der Unabhängigkeit des Transvaal und an der Aufrechterhaltung des status quo bezüglich der Eisenbahnen und der Delagoabai gesagt hat, das gilt genau ebenso noch heute — heute eher noch in verstärktem Maße. Denn seit jener Erklärung v. Marschall's hat sich nichts ereignet, was eine Änderung unseres Standpunktes begründen könnte. Daß England in Südafrika in frivoler und brutaler Weise einen Krieg provozirt hat, das kann doch alles andere eher, als eine Begründung eines solchen Sinneswechsels sein. Das einzige Tröstliche in obigen Meldungen wäre die Mittheilung, daß eine autoritative Erklärung der deutschen Regierung über ihre Stellungnahme erst dann erfolgen solle, wenn der Krieg entweder vorüber sei oder eine entscheidende Wendung — natürlich zu Gunsten Englands — genommen habe. Auf Beides wird man recht lange warten können. Das deutsche Volk ist aber nicht geneigt, sich so lange mit der bisherigen Ungewißheit abzufinden, und das fernere Schweigen der deutschen Regierung würde auch nicht gerade geeignet sein, das Vertrauen zu ihr zu stärken. Wir erwarten daher, daß dem Grafen Bülow im Reichstage Gelegenheit gegeben werde, uns über unsere Beziehungen zu England endlich einmal reinen Wein einzuschenken."

In welcher Weise die englischen Blätter, und ihnen voran die „Times", dieses „deutsch-englische Abkommen", worunter nur der „Eventual-Vertrag" in Bezug der Auftheilung der portugiesischen Kolonien verstanden sein kann, behandeln und ihre Freude äußern, daß dieser Fall durch die Haltung der portugiesischen Politik jetzt ausgeschieden sei, werden wir am Ende dieses Kapitels zur Sprache bringen.

Aus London wird vom 5. Dezember 1899 gemeldet: „Der

„Manchester-Guardian" und die „Birmingham-Post" berichten, sowohl die Königin Victoria, als auch der Prinz von Wales hätten Briefe vom deutschen Kaiser erhalten, worin der Kaiser versichert, er, die Kaiserin und die beiden Prinzen hätten an dem Besuch in England so viel Freude gehabt, daß ihre ohnehin schon großen Erwartungen weit übertroffen seien. Der Kaiser fügte hinzu, er hoffe, sein Besuch werde etwas dazu beitragen, die augenscheinlich wachsende Freundschaft zwischen Großbritannien und Deutschland zu verstärken, eine Freundschaft, die, wie er glaube, den beiden Reichen in Zukunft großen Nutzen bringen könnte."

Wir haben diese Briefe nicht gelesen, sie auch nicht im „Reichsanzeiger" gefunden, sind daher berechtigt, sie als ein Phantasie-Produkt der englischen Redaktionen zu halten, eine Annahme, die schon dadurch eine absolut sichere Unterlage erhält, als man mit Bestimmtheit vorauszusetzen hat, daß sich der Kaiser doch keiner Unwahrheit schuldig macht, die in der Behauptung liegt: „Zwischen Großbritannien und Deutschland bestände gegenwärtig eine wachsende Freundschaft". Wir müssen gegen diese Unverschämtheit der englischen Presse protestiren, in welcher sie den deutschen Kaiser politisch festlegen möchte und ihm Unwahrheiten in den Mund legt, die von allen deutschen Blättern nur durch die „englische" „Kölnische Zeitung" lancirt werden. Wie die englische Presse vor der Kaiserreise Wilhelm II. politisch vergewaltigen wollte, so auch nach der Reise. Nicht anders hat sie es auch mit dem jetzigen Herzog von Koburg während seines Aufenthaltes in Rußland versucht. Wer diesen Engländern den Finger reicht, der wird gleich am ganzen Arm gefaßt, denn Anstandsgefühl und Diskretion kennen diese Leute nicht, weil bei ihnen immer der auf- und zudringliche Krämer zum Vorschein kommt. Geht man die „deutsche" Presse aller Parteien durch, so wird man mit Ausnahme des „Vorwärts" von keiner „wachsenden Freundschaft für England" etwas finden, wohl aber von der allerdings stets wachsenden Abneigung gegen England.

Den „Berliner Neuesten Nachrichten", Abendausgabe Nr. 594, vom 19. Dezember v. J., entnehmen wir nachstehende Notiz: „Die „Birmingham Post" weiß zu melden, Kaiser Wilhelm habe in speziellen Mittheilungen an die Königin Victoria seine große Bewunderung für die von englischen Truppen bewiesenen Eigen-

schaften ausgedrückt und die Hoffnung ausgesprochen, daß die britischen Waffen bald Erfolg haben möchten". Hierzu bemerkt das Berliner Blatt: „Diese Mittheilung ist mit Vorsicht aufzunehmen. Wir glauben, daß, wenn eine Kundgebung des Kaisers stattgefunden, diese sich auf das Gebiet rein menschlicher Empfindungen beschränkt hat, welche Jedermann ohne Rücksicht auf besondere Stellung zu der südafrikanischen Frage hegen und äußern kann. Für ausgeschlossen halten wir es, daß in Äußerungen Sr. Majestät irgend eine politische Andeutung enthalten sein könnte, wie sie von dem englischen Blatt dem Kaiser zugeschrieben wird."

Dieselbe Notiz wird auch von dem „Würzburger Journal" besprochen und bemerkt das fränkische Blatt dazu: „Die Bewunderung über die Erfolge der Engländer in Südafrika wird aber vom deutschen Volke nicht getheilt."

Von symptomatischer Bedeutung für die Haltung der deutschen Politik ist der Versuch, den Fürsten Bismarck von dem „Odium" zu befreien, in ihm einen Gegner Englands zu sehen. Bei dieser Bemühung geht man nun gleich einen Schritt weiter und probirt, aus dem angeblichen Feinde Englands einen Freund zu „fabriciren", indem man sich die Mühe gab, aus den Reichstagsreden des ersten Kanzlers vom Jahre 1876 bis 1889 Stellen herauszureißen, die eine freundliche Tendenz für England enthalten. Wegen der Länge dieses Auszuges müssen wir darauf verzichten, ihn hier wieder zu geben. Dem „Berliner Tageblatt", Nr. 74, Morgen-Ausgabe vom 10. Februar, entnehmen wir folgende Nachricht: „Eine sensationelle Meldung bringt die konservative „Hallische Zeitung", indem sie sich aus Berlin melden läßt: „Der Kaiser habe dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg telegraphisch sein Befremden darüber ausgesprochen, daß der Herzog einem Vertreter des Pariser Blattes „Eclair", des Blattes Generals Mercier, Audienz gewährt und sich in politische Diskussion mit ihm eingelassen hat. Wie erinnerlich, sollte der Herzog über eine eventuelle gemeinschaftliche antienglische Aktion Deutschlands und Frankreichs seine Ansichten kundgegeben haben. So sehr der Herzog-Regent auch das Recht hat (wirklich?), seine persönlichen Ansichten über auswärtige Politik zu hegen, so wenig verbindlich sind sie natürlich für die Leitung unserer Staatsgeschäfte. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man den zweimaligen Besuch, den vorgestern der Kaiser dem hiesigen

englischen Botschafter abgestattet, in der Klarlegung dieses Verhältnisses in näheren Zusammenhang bringt."

Zu derselben Angelegenheit äußert sich der „Reichsbote" in der ersten Beilage zu seiner Nr. 34, vom 10. Februar, wie folgt: „Der „Hallischen Zeitung" meldet ihr Berliner Korrespondent, daß angeblich der Kaiser dem Herzog-Regenten Johann Albrecht von Mecklenburg telegraphisch sein Befremden darüber ausgesprochen hat, daß der Herzog einem Agenten des Pariser Blattes „Eclair" Audienz gewährt und sich in politische Diskussion mit ihm eingelassen hat. Die Nachricht ist wenig wahrscheinlich; die englische Presse giebt sich allerdings mit dem Dementi der „Mecklenburg'schen Nachrichten" noch nicht zufrieden und sucht gegen den deutschen Bundesfürsten, dem doch schließlich, wie jedem Anderen seine persönliche Meinung freisteht, als angeblichen Mittelpunkt der englandfeindlichen Agitation ein weiteres Kesseltreiben zu veranstalten. Das wird den Herzog wenig anfechten und uns noch weniger."

Sollte diese Kombination richtig sein, so wäre sie jedenfalls ein Beweis für die „äußerst wohlwollende" Neutralität, welche der Kaiser in dem südafrikanischen Kriege England erzeigt. Betrachten wir sie in Bezug auf das Verhältnis, in dem der Kaiser auf Grund der Reichsverfassung zum Regenten von Mecklenburg, wie überhaupt zu allen anderen Bundesfürsten steht, so muß man ihr die Glaubwürdigkeit direkt absprechen. Vorausgesetzt, daß sie wirklich richtig sein sollte, was wir nicht annehmen, so bleibt nur übrig, daß der Kaiser in „freund- und verwandtschaftlicher Weise" sich an den Regenten gewendet hat, der, da er kein Hohenzoller ist, auch nicht unter dem Hohenzollern'schen Hausgesetze steht, das unter Wilhelm II. eine sehr scharfe Anwendung erfahren kann, wie man sich vielleicht noch zu erinnern vermag. Übrigens wollen wir im Allgemeinen nicht gerade in Abrede stellen, daß hinsichtlich mancher Vorkommnisse, zwischen dem Kaiser und den Bundesfürsten sich schon Verhältnisse ergeben haben, die Wissenden gegenüber eine gewisse Ähnlichkeit mit obiger Kombination besitzen. Die Grenzen eines Verhältnisses, in dem man „nur der Erste unter Gleichen ist", bedürfen einer äußerst sorgfältigen Beachtung und können von temperamentvollen Persönlichkeiten leicht überschritten werden, wodurch Stimmungen entständen, die man als „Mißstimmungen"

bezeichnen müßte. In unserer Registratur befindet sich Manches, das als Kommentar zu diesem Thema betrachtet werden kann.

Der „Germania", Nr. 21, erstes Blatt vom 27. Januar, entnehmen wir einen Artikel, der sich auf die viel bestrittene Äußerung des Kaisers gegenüber dem Präsidium des Herrenhauses bezieht. Die „Germania" schreibt: „Es war berichtet worden, daß sich der Kaiser beim Empfange des Präsidiums des Herrenhauses dahin geäußert habe, daß ein Theil der deutschen Presse durch die Art, wie aus Anlaß der Beschlagnahme deutscher Schiffe gegen England geschürt würde, einem zu erwartenden friedlichen Ausgleich der Differenzen nur hinderlich sein könne. Offenbar zielte der Kaiser dabei auf die Presse von der Tonart der Alldeutschen ab. Es ist versucht worden, die fragliche Äußerung des Kaisers als nicht gethan zu bestreiten. Ein Organ, die „Deutsche Zeitung", behauptet sogar, in gänzlicher Verkennung der Anschauungen des Kaisers, dieser sei seinen Räthen gegenüber, durchaus der Vertreter einer schärferen Tonart gegenüber England. Die Berliner „Volkszeitung" kann dem gegenüber „auf Grund zuverlässiger Informationen" mittheilen, daß der Kaiser sich nicht nur thatsächlich im Sinne der früheren Meldung geäußert, sondern daß er auch in sehr deutlicher Weise seine Verwunderung über die, zu den offiziellen deutsch-englischen Beziehungen in schroffem Widerspruch befindliche, allzu kampflustige Stimmung der chauvinistischen Presse begründet hat. Die Rede Bülows, in welcher dieser betonte, wie sehr Deutschland wünschen muß, mit England in Frieden zu leben, deckt sich nach dieser Richtung hin vollkommen mit den Anschauungen des Monarchen."

Diese Äußerung ist etwas naiv, denn wir möchten überhaupt einen Minister sehen, der im gesetzgebenden Körper in einer Weise große politische Fragen behandelte, ohne sich durch die höchste Stelle gedeckt zu wissen, und nun gar unter einem Wilhelm II., der in Wirklichkeit „sein eigener Kanzler ist". Der König von Preußen und deutsche Kaiser „herrscht" nicht nur, er „regiert" auch, dafür hat er die höchste Verantwortung übernommen, die, obgleich sie in den Verfassungen nicht enthalten ist, doch in moralischer Hinsicht auf ihm lastet.

Als eine der vielen Imponderabilien, die hinsichtlich der Stellungnahme des Kaisers zum südafrikanischen Kriege herum-

schwirren, wird auch der Besuch des von seiner ostasiatischen Reise zurückgekehrten Prinzen Heinrich genannt. Die freundlichen Beziehungen des Wiener Kabinetts zu England, als die „neueren" Sentiments des deutschen Kaisers für das Inselreich sind bekannt. Die ganz unerwartete Begrüßung des Prinzen von Wales am 19. April d. J. durch den Kaiser in Altona, giebt Zeugniß von diesen Gefühlen.

Wie vorauszusehen war, ließ sich die englische Presse die Gelegenheit nicht entgehen, aus dieser Begrüßung politisches Kapital zu schlagen und den Kaiser wiederum gegen die öffentliche Meinung in Deutschland auszuspielen. Sehr treffend bespricht der „Reichsbote" in seiner Nr. 93 vom 22. April die Entrevue und die Ausnützung, die sie in England fand. Er schreibt: „Die Begrüßung des Prinzen von Wales durch den Kaiser in Altona ruft in Londoner leitenden Kreisen, wie dort berichtet wird, „den tiefsten Eindruck und außerordentliche Genugthuung hervor. Man betrachtet den Schritt des Kaisers zwar vornehmlich als einen Akt chevalereske Liebenswürdigkeit gegen seinen, einer großen Lebensgefahr entronnenen hohen Verwandten, ist aber auch bestimmt der Ansicht, daß ein so ausgesprochener Freundschaftsbeweis gegen den englischen Thronfolger der Welt als Beweis der guten Beziehungen zwischen England und Deutschland erscheinen und gerade jetzt, nach Ankunft der Burengesandtschaft, eine entschiedene Wirkung auf die internationale Politik zu Gunsten Englands ausüben werde. „Daily Telegraph" schreibt, die Begegnung sei zweifellos die wichtigste und bedeutsamste Folge des Attentats; sie würde in der ganzen Welt Aufsehen erregen. Der Schritt Kaiser Wilhelms sei nicht nur ein Beweis seiner Courtoisie gegen den englischen Thronfolger, sondern der sichtbare Ausdruck einer hohen und festen Freundschaft für England, Seitens der deutschen Regierung. Auch sei sie ein günstiges Omen dafür, daß der Kordialität beider Regierungen eine freundschaftliche Verständigung der beiden Völker folgen werde."

Es ist geradezu widerwärtig, zu sehen, wie die englische Presse, während sie fortwährend Deutschland und deutsche Interessen in der gehässigsten Weise bekämpft, alle Worte und Schritte des Kaisers zu Gunsten Englands auszunutzen und den Kaiser, wie die Regierung in einen schroffen Gegensatz zu der öffentlichen Meinung der

ganzen deutschen Nation zu bringen sucht. Die Begrüßung hat sicherlich lediglich eine verwandtschaftliche Bedeutung, die gerade durch das überstandene Attentat besonders nahe gelegt werde. Mit Politik hat sie sicherlich nichts zu thun, denn der Prinz von Wales hat ja selbst mit der Politik nichts zu schaffen; er ist reiner Privatmann und wird gerade in England als solcher betrachtet. Wie sollte da der deutsche Kaiser dazu kommen, ihn als politische Größe zu behandeln? England weist überdies jede Kundgebung auswärtiger Mächte in Bezug auf seinen Krieg mit den Buren zurück, wie sollte da der deutsche Kaiser dazu kommen, England eine ungewollte Sympathie-Kundgebung aufzudringen, durch die er sich noch dazu mit der öffentlichen Meinung von ganz Deutschland in Widerspruch setzen würde, zumal wenn sie hier zugleich als Antipathiekundgebung gegen die Buren und ihre Gesandtschaft ausgelegt wird! Freundschaften beruhen auf Gegenseitigkeit. Wir möchten aber wissen, was England gethan hat, das als Beweis von Freundschaft oder gar Kordialität gegen Deutschland — und die deutsche Regierung hat ja doch nur die Interessen Deutschlands zu vertreten — angesehen werden könnte! Das Vorgehen Englands auf Samoa, die Beschlagnahme deutscher Schiffe und die Behandlung der deutschen Post in Kapstadt beweist das Gegentheil von Freundschaft und Kordialität. Für solche englische Kordialität danken wir. Es ist neulich in einer offiziösen Kundgebung gesagt worden, an die Stelle von vertraulichen Beziehungen, sei jetzt der Zustand der Korrektheit zwischen Deutschland und England getreten — und als nichts Anderes als eine korrekte familiäre Anstandspflicht, die der Neffe dem, großer Lebensgefahr entronnenen Onkel erweist, ist offenbar auch diese Begrüßung des Prinzen von Wales anzusehen."

Eine Nachricht von großer politischer Bedeutung erfahren wir wiederum zuerst durch ein englisches Blatt, der „Globe" schreibt: „Wenn Graf Bülow's gestrige Rede im Reichstag der Bestimmtheit zu entbehren scheint, wo er über die Beziehungen Deutschlands zu England spricht, so sind wir dafür in der Lage, eine Mittheilung zu machen, die jegliche Besorgniß darüber wegräumen wird. Es ist die bestimmte Absicht der deutschen Regierung, weder in dem Krieg in Südafrika zu interveniren, noch irgend welche Vorschläge in Betreff der Friedensbedingungen zu machen. Soweit Deutschland in Betracht kommt, wird uns überlassen bleiben, die Zukunft der

Republiken so zu erledigen, wie uns beliebt. Dies darf als absolut gewiß hingenommen werden. Es ist denn auch durchaus der Politik entsprechend, die sich dem Kaiser Wilhelm und den tüchtigen Staatsmännern zu seiner Seite, als die natürliche empfehlen muß. Deutschland besitzt weder ein sentimentales Interesse an den Buren, noch hat es irgend einen materiell maßgeblichen Grund, deren Unabhängigkeit herbeizuwünschen. Sein Interesse liegt sogar in der entgegengesetzten Richtung. Ein unabhängiger Afrikanderstaat würde dem deutschen Handel ein geschlossenes Thor präsentiren, während unter britischer Herrschaft der deutsche Handel so frei wäre, wie der englische. Die einzige denkbare Unzufriedenheit der Deutschen mit der britischen Herrschaft in den Republiken, wäre etwa in der Aussicht auf einen Trek der Buren in die deutschen Besitzungen in Südafrika begründet. Dies ist jedoch eine Eventualität, mit der die Berliner Regierung wohl fertig werden kann, wenn sie entsteht. Sei dem wie ihm wolle, Deutschland wird nicht interveniren. Die Bedeutung dieser Entschließung liegt auf der Hand. Sie entfernt die Möglichkeit jeder denkbaren Ursache eines Mißverständnisses zwischen den beiden Ländern. Falls sich eine Intervention hiernach offeriren sollte, so würde sie von anderer Seite herstammen, und wir werden wissen, wie wir uns damit abzufinden haben, wenn sie vorgeschlagen wird. Es kann nicht geglaubt werden, nach Lord Salisbury's emphathischer Erklärung, daß die britische Regierung in keinem Falle fremde Einmischungen dulden würde, aber die Zeit ist sicherlich gekommen, wo in klareren Worten, als bisher geschehen, ausgesprochen werden sollte, daß die Unabhängigkeit der Buren in jedweder Gestalt zu Ende ist. Nicht nur warten die reichstreuen Kolonisten gespannt auf jene Ankündigung, sondern sie würden auch geeignet sein, die europäische Atmosphäre zu reinigen. Die fremden Mächte haben darauf Anspruch, aus dem Mund der Minister selbst die unbeugsame Erklärung zu vernehmen, die die Entschließung des Landes darstellt."

Was der „Globe" Anfangs Februar verlangte und in Aussicht stellte, ist Mitte März zur Thatsache geworden; Deutschland hat nicht zu Gunsten der Buren intervenirt, hat deren Ansuchen zurückgewiesen, und England hat auch Amerika erklärt, daß es jede Intervention ablehnen müsse. Es lehnt die Intervention kühl ab, ohne die Macht zu haben, die Ablehnung durch Waffengewalt zu ver-

treten. Der „Daily Telegraph" verbreitet eine gänzlich unkontrollirbare Nachricht, durch welche der Kaiser abermals für England festgelegt werden soll. Er meldet, Kaiser Wilhelm habe aus Anlaß der Übergabe Cronje's an die Königin und den Prinzen von Wales Telegramme gesendet, „in denen er in „generösen" und freundlichen Ausdrücken auf das wichtige Ereigniß von Lord Roberts' Sieg bei Paardeberg Bezug genommen habe." Von Berlin liegt eine Bestätigung nicht vor, und dürften die Engländer wohl auch erfolglos auf sie warten. Als „deutscher Kaiser" hat Wilhelm II. sicher nicht telegraphirt, und was der Enkel seiner Großmutter und der Neffe seinem Onkel mittheilt, das wird überhaupt nicht bestätigt. Im Bereiche der absoluten Unmöglichkeit lägen die Telegramme gerade nicht, um so weniger, als wir die Vorliebe des Kaisers für sie kennen. In Bezug auf die wiederholten Versuche der englischen Presse: den Kaiser für die englische Politik fest zu legen, möchten wir die Publizisten jenseits des Kanals doch auf eine Pflicht der Anständigkeit aufmerksam machen, obgleich wir im Voraus wissen, daß sie für dieselbe kaum ein Fassungsvermögen besitzen. Indem Deutschland seine strenge Neutralität in dem südafrikanischen Kriege erklärt, ist es nicht anständig, den deutschen Kaiser in offenen Widerspruch zu ihr zu setzen und immer wieder zu versuchen, ihn gegenüber der deutschen Politik bloß zu stellen. Diese Vergewaltigung würde allerdings ihr Ende finden, wenn man sich entschließen könnte, ihr im „Reichsanzeiger" entgegenzutreten. Man darf beim Kaiser doch sicher voraussetzen, daß ihm diese fortwährenden Belästigungen durch die englische Presse nicht angenehm sind und es seinen Gesinnungen nicht entspricht, daß ihn die Engländer beständig gegen das deutsche Volk ausspielen, von dessen Gesinnungen der Kaiser doch jedenfalls unterrichtet ist.

Eine höchst sonderbare, für Deutsche jedenfalls sehr peinliche Illustration für die offizielle Neutralität des Deutschen Reiches gewährt das Verhalten des deutschen Konsulats in Port Elisabeth. Die „Deutsch-Sozialen Blätter" bringen in ihrer Nr. 609, vom 19. April, mehrere Zuschriften, die ihr Herausgeber, Herr Liebermann von Sonnenberg, aus Port Elisabeth erhalten hat. Wegen Rücksicht auf den Raum bringen wir nur einen Auszug von diesen Zuschriften aus der „Deutschen Zeitung", Nr. 92, vom 21. April. Er lautet: „Deutsche, die gehorsam auf Verlangen der englischen

Plebs zur Verherrlichung der „Heldenthaten englischer Truppen" viermal bis jetzt die englische Flagge gehißt haben:

Deutsches Konsulat, stellvertretender Konsul: gegenwärtig Herr John Schabbel (Firma: Dalldorff, Schabbel u. Co.);

L. Bülbring u. Co., Eisenwaaren-Importeure;

Ebell u. Co., Woll-Export (gelegentlich der ersten Beflaggung — Kimberley-Besetzung — hat man hier gewaltsam eine englische Flagge aufgezogen und Fenster eingeworfen; vielleicht hat der Konsul darüber in zartester Weise berichtet. Nachdem folgsam Flagge gehißt!);

Liebermmann, Bellstedt u. Co., Spirituosen- u. s. w. Importeure, hissen gar die deutsche Flagge!

Rolfes, Nebel u. Co., dgl., Agenten der Deutsch-Ostafrika-Dampf-S.-Ges. hielten auch für schicklich, gerade nachdem drei Schiffe ihrer Gesellschaft Seitens englischer Kriegsschiffe aufgebracht worden waren, die Ausschiffung englischer Söldner im Hafen von Port Elisabeth durch Flaggenhissen zu begrüßen!

Reiners, von Laer u. Co., Maschinen- u. s. w. Importeure, sollen früher R. van L. u. Co. firmirt haben!

Deutsche Liedertafel, deutsches Clubhaus unter englischer Flagge, Stütze des Deutschthums!

An der Spitze steht das deutsche Konsulat, das bei Ausbruch des Krieges die bekannte amtliche Kundgebung veröffentlichte, in der alle Reichsangehörigen zur Beobachtung strikteſter Neutralität angehalten wurden. Man sollte meinen, daß ein Konsul, der den Wünschen seiner Regierung so schroff entgegenhandelt, sein Amt verwirkt haben müßte. Über die Vergewaltigung der Firma Ebell u. Co. ist der deutschen Öffentlichkeit bisher nichts bekannt geworden. Entweder hat es also das Auswärtige Amt für zweckmäßig gehalten, dem deutschen Publikum den Vorgang vorzuenthalten, oder der stellvertretende deutsche Konsul hat eine abermalige Pflichtverletzung begangen, indem er über den Vorfall nicht berichtet hat. Jedenfalls zeigt der Fall von neuem, daß unsere Landsleute in Südafrika den Pöbelmassen des befreundeten englischen Reiches preisgegeben sind. Über das Verhalten der übrigen deutschen Firmen wäre kein Wort weiter zu verlieren, wenn sie nicht in etwas durch die allgemeine Schutzlosigkeit und durch das schlechte Beispiel der amtlichen Vertretung des Deutschen Reiches entschuldigt würden. Auf

die Angehörigen der anderen Nationen muß dies ganze Verhalten einen geradezu kläglichen Eindruck gemacht haben, zumal sich der Unterschied zwischen den deutschen und den anderen Nationen jedermann aufdrängte. Denn dem amerikanischen und französischen Konsulat ist es, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht eingefallen, zu flaggen. Nachgerade geben wir alle Hoffnung auf, daß wir aus unserer englandfürchtigen Politik und damit aus derartigen nationalen Erniedrigungen herauskommen, so lange Graf Bülow noch an der Spitze des Auswärtigen Amtes steht. Nachdem die Erfahrungen mit dem deutsch-englischen Abkommen keine Sinnesänderung in ihm herbeigeführt haben, erscheint uns eine solche überhaupt für ausgeschlossen."

Gegenüber diesen erbärmlichen „Deutschen" kann man nur ein Gefühl der höchsten Verachtung empfinden. Sie tragen mit an der Schuld der Geringschätzung, die im Auslande immer noch auf den Deutschen lastet. Für solche Menschen paßt voll und ganz die Devise: „Ehre und Anständigkeit stehen außerhalb des Gesichtskreises des Geschäfts". Sie sind Gesinnungsgenossen der gebrandmarkten Kaufleute und Rheder, welche Ende des vorigen Jahres die Feigheit und Erbärmlichkeit hatten, aus Geschäfts-Interessen zu verlangen, das deutsche Volk sollte sich freundlich zu England verhalten; es sind Gesinnungsgenossen der Geschäftsleute, welche die Drohungen Amerikas wegen Erschwerung der Einfuhr seines schlechten, meist verdorbenen Fleisches unterstützen, sie sind auch Gesinnungsgenossen jenes Fabrikanten, der vor drei oder vier Jahren die dänischen Kunden um Entschuldigung wegen der Vorkommnisse*) in dem Seebade anflehte. Wir müssen mit Beschämung eingestehen, daß andere Nationen solche Subjekte gar nicht oder nur in den wenigsten Fällen besitzen, und daß alle ehrenhafte Deutsche nicht allein das Recht, sondern selbst die Pflicht haben, gegen so verkommene Volksgenossen strengstens vorzugehen und ihnen im Verkehr ihre Mißachtung

*) Da wir uns hier nicht am Sitze unserer Registratur befinden, können wir den Namen des Fabrikanten und die Details des Vorfalles nicht näher angeben. In der Hauptabteilung „Wirtschafts-Politik" befindet sich eine Unterabteilung mit der Überschrift: „Ehre und Anständigkeit stehen außerhalb des Geschäftskreises des Geschäftes". In dieser Abteilung sind alle die konkreten Fälle enthalten, für welche diese Überschrift paßt.

in keiner Weise vorzuenthalten. Wir sind immer noch viel zu nachsichtig mit diesen nationalen Neutras, mit diesem „Sachgeschlechte", das kein „Vaterland" kennt, und dessen Ehre seine Kassen sind.

In unserem Referate gelangen wir endlich auch einmal zu einer heiteren Mittheilung, welche jedoch in gewissen Kreisen eine hochgradige Erregung verursachen dürfte. Herr Dr. Karl Peters, der sich seit zwei Jahren im englischen Solde befindet, eilt England zu Hülfe und wirft seine ganze — bald hätten wir gesagt: „entsetzliche" — moralische Bedeutung für England ein. Dieser Gründer des „Alldeutschen Verbandes" protestirt in einem Briefe an die „Pall-Mall Gazette" gegen die Behauptung, daß alle Deutschen in der südafrikanischen Frage auf Seite der Buren stehen. Herr Peters rechnet sich demnach zu unserem Leidwesen noch immer zu den Deutschen, natürlich in keinem anderen Sinne und mit nicht mehr Berechtigung, als es der bekannte englische Artikelschreiber der „Kölnischen Zeitung" thut. Herr Peters schrieb: „Ich erlaube mir zu bemerken (wie höflich der Mann bei den Engländern geworden ist), daß nicht bloß viele (?) meiner Landsleute daheim (Herr Peters gehört demnach nicht mehr zum „Alldeutschen Verbande"), sondern auch viele Deutsche in Südafrika, wie ich in der Lage bin zu beweisen, und manche von den leitenden deutschen Staatsmännern (?) die Anschauungen der Engländer in der Burenfrage theilen. Ich bin überzeugt, daß die strikte (?) und wohlwollende Neutralität des deutschen Kaisers, viel dazu beigetragen hat, England in der gegenwärtigen Krisis kontinentale Verwickelungen zu ersparen, die andere Mächte gern über das Land gebracht hätten. In Deutschland repräsentirt der Kaiser die Nation in ihren internationalen Beziehungen. Ich möchte mir deshalb die Bemerkung erlauben, daß Ihre Landsleute auf die Meinungen einzelner (?) nicht zu großes Gewicht legen, sondern Deutschlands Standpunkt aus seiner offiziellen Politik beurtheilen sollten. Es wäre schade, wenn eine ernste Entfremdung der beiden verwandten (wir danken für diese Verwandtschaft) Nationen, die Folge des gegenwärtigen Krieges wäre."

Als wir die Bemühungen des Herrn Peters lasen, die angeblichen Verdienste des Kaisers um England, den Engländern klar zu machen, fiel uns unwillkürlich und ganz beziehungslos der Vers

Heine's ein: „Blamir mich nicht, mein schönes Kind, grüß' mich nicht unter den Linden".

Herr Peters ist ein „enfant terrible" schon für Manchen gewesen, auch ist man bei ihm nicht sicher, ob er nicht im klaren Bewußtsein seiner persönlichen internationalen Bedeutung, der er sich erfreut, andere Leute aus einer Bosheit lobt, wie in den siebziger Jahren der Nachfolger Lassalle's im „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Verein", Herr von Schweitzer — wie er sich ausdrückte —, nur aus Bosheit für die Aufhebung der Wuchergesetze stimmte.

In ähnlicher Weise als Herr Peters, jedoch mit ganz entgegengesetzten Intentionen, bespricht die „Deutsche Zeitung" den Einfluß, welchen die vom Kaiser befohlene deutsche Politik auf England und die übrigen Mächte äußert. In einem Artikel: „England-Politik in offiziöser Beleuchtung", schreibt das Blatt in seiner Nr. 25 vom 31. Januar unter Anderem: „Was unsere Politik jetzt thut, ist aber ganz etwas anderes. Sie unterläßt es freilich, gegen England zu stehen, aber sie geht darüber hinaus und tritt für England ein. Wir werfen zwar nicht Steine in den englischen Garten, aber wir verhindern, kraft unserer Freundschaft mit England, die uns nicht 'mal gestattet, einen militärischen Vertreter in's Hauptquartier der Buren zu senden (wie es selbst Staaten dritter Ordnung „wagen"), — wir verhindern, sagen wir, die anderen Mächte, Steine in den englischen Garten zu werfen.

Wir wissen sehr wohl, daß die äußeren Beziehungen zu Rußland augenblicklich sehr freundliche sind. Russische Offiziere haben wieder Zutritt zu militärischen Geheimnissen auf unserer Seite, wie das seit den Tagen Alexanders II. nicht der Fall gewesen ist. Aber diese Freundschaft kann trotz alledem niemals als politisch wirkender Faktor im Großen eingestellt werden, weil Rußland in Beziehung auf jede ernstere anti-englische Aktion nicht den Grad von Zutrauen zu uns haben kann, den es früher hatte. Darum wird es ferner auch doppelt interessiert zusehen, wenn England an dem befreundeten Deutschland weitergehende Liebesexperimente vorzunehmen Miene macht, die uns ohne erfolgreiche Zurückweisung auf eine Bahn bringen müßten, an deren Ende wir zu der Rolle eines zweiten Portugal kommen müßten."

Über die praktische Bedeutung, welche die Haltung Deutschlands in der englischen Krisis und auf die allgemeine politische

Lage ausübt, kann selbstverständlich kein Zweifel obwalten. Deutschland hat unter Kaiser Wilhelm II., England gegenüber dieselbe Rolle übernommen, die im deutsch-französischen Kriege Rußland in Bezug auf Deutschland einhielt, während zu dieser Zeit England eine „wohlwollende" Neutralität nur für Frankreich hatte, obgleich ja „Blut dicker als Wasser sein soll". Ohne die für Preußen so werthvolle „wohlwollende" Neutralität Rußlands, die, praktisch genommen, eine vollständige Rücken- und Seiten-Deckung bedeutete, wären die Flinten in Österreich schon vor Sedan losgegangen. In Folge des deutsch-französischen Krieges, kündigte Rußland am 31. Oktober 1870 den § 11 des Pariser Friedens-Vertrages vom 30. März 1856, nach welchem das Schwarze Meer für neutral erklärt, und Rußland gezwungen wurde, auf diesem Wasser seine Flotte aufzulösen. Das Czaren-Reich wurde demnach durch den deutsch-französischen Krieg von der ebenso demüthigenden als seine weitere Entwickelung unterbindenden Vertragsbestimmung befreit, und heute ist das Schwarze Meer nur ein russisches Wasser. Für England stand, und beziehungsweise steht auch heute noch, weit mehr auf dem Spiele, als 1870 für Deutschland, das den Feldzug sofort mit großen, ausschlaggebenden Siegen begann und ununterbrochen durchführte. England ist in seinem südafrikanischen Kriege Deutschland vollständig überlassen gewesen, und ist es heute noch, es wird seine Existenz nur und nur allein dem guten Willen des deutschen Kaisers zu danken haben, denn Deutschland im Verein mit Rußland und Frankreich hätte nicht allein die Auftheilung der englischen Kolonien, sondern die des ganzen britischen Reiches „dekretiren" können. Deutschland ist für England unter den gegebenen Umständen unverhältnißmäßig mehr werth, als es Rußland 1870 für Preußen und Deutschland war. Diese Thatsache, welche selbst ziffernmäßig bewiesen werden kann, mag dem britischen Hochmuthe wehe thun, aber wahr ist, daß England dem deutschen Kaiser seine weitere Existenz zu danken hat; ein „Dreibund" aus Rußland, Frankreich und Deutschland, stellt auf der ganzen Erde neue Grenzen und Verhältnisse her. Ob Deutschland je wieder in die Lage kommt, für England sein zu können, was es nun thatsächlich ist, das dürfte eine große Frage sein, ob aber England Deutschland gegenüber dankbar für seine Existenz-Erhaltung sein wird, das unterliegt unserer Überzeugung nach — — keiner Frage, denn wir

sind überzeugt, daß es auch nicht annähernd die Dankbarkeit erweisen wird, die es dem Deutschen Reiche im höchsten Grade schuldig ist. Was für „Geschäfte" wir mit England machen, wird im letzten Kapitel zur Sprache kommen. Leider kann der Abschnitt nicht geschlossen werden, ohne noch eine mysteriöse, sehr ominös klingende Nachricht zu erwähnen. Herr Cecil Rhodes hat am 22. Februar aus Capstadt auf ein Glückwunsch-Telegramm des Herausgebers der Londoner „Finanz-Chronik" diesem erwidert: „Danke Ihnen, bin erfreut, daß Ihr Kaiser so gute Gefühle für uns gezeigt hat".

Was soll das heißen? Auf welche Veranlassung hin kann Rhodes seinem Freunde über des Kaisers „gute Gefühle für England sich geäußert haben? Sollen etwa die fraglichen Schreiben des Kaisers, als Enkel und Neffe, die Veranlassung sein? Oder ist es nur ein infamer Trick dieses Hauptintriguanten, den Kaiser noch mehr in Gegensatz zu den Gefühlen des deutschen Volkes zu setzen? Die Freude des Herrn Rhodes hat für das Empfinden der Deutschen in und außerhalb des Deutschen Reiches dieselbe Wirkung, als die „Anerkennung" und das „Lob" des Herrn Carl Peters; beide sind für die öffentliche Meinung in Deutschland absolut negativ. Zu unserem größten Bedauern finden wir in den „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 188, vom 22. April, eine Mittheilung, welche nicht geeignet ist, die „Freude des Herrn Rhodes" abzuschwächen. Das Münchener Blatt schreibt: „Deutschland, England und Transvaal. Die Nachricht, daß man in Berlin ein Dorthinkommen der Burenmission für inopportun halte, trifft mit der Meldung, daß in England ein Besuch des Kaisers am englischen Hofe für wahrscheinlich gehalten werde, zusammen, und dies Zusammentreffen erregt in weitesten Kreisen lebhaftes Befremden. Die Burenmission hat, sofern es ihre Aufgabe ist, europäische Großmächte mit dem Gedanken einer Vermittelung zu befreunden, keine Aussicht, irgend etwas zu erreichen. Es muß Denen, die eifrig auf eine Intervention dringen und aus ihrem Unterbleiben der deutschen Politik einen Vorwurf machen, immer wieder in's Gedächtniß zurückgerufen werden, daß Rußland unter seinem jetzigen Monarchen zu keinem Schritt zu bewegen sein wird, der in England als ein unfreundlicher aufgefaßt werden könnte; Frankreichs Politik ist, wie bekannt, bis zur Unzurechnungsfähigkeit einseitig, befangen und nicht nur unzuverlässig, sondern, wie mit

vollster Gewißheit behauptet werden kann, von der Idee beherrscht, jede sich irgendwie darbietende Kombination gegen Deutschland auszunutzen. Das Reich würde also bei einem Vermittelungsversuche vollkommen allein stehen, und es würde bei der Lage der Dinge barer Unverstand sein, die aus einer solchen Situation sich ergebenden schweren Gefahren herauf zu beschwören. Aber dies vorausgeschickt, bleibt es gleichwohl unverständlich, warum es nothwendig war, gegen die Burenmission eine geradezu unfreundliche Haltung einzunehmen; mit ihrem Empfange war doch eine Verletzung der Neutralität keineswegs verbunden. Man erinnere sich der Rundreise, die nach dem Sturze des französischen Kaiserreichs Thiers an die europäischen Höfe unternahm, um sie zu einem Einschreiten in dem deutsch-französischen Krieg zu Gunsten der Republik zu veranlassen. Seine Mission verlief erfolglos, aber empfangen wurde er überall, und es fiel der deutschen Politik nicht ein, darin eine Unfreundlichkeit zu erblicken. Was aber Monsier Thiers recht war, als er nach England reiste, ist der Burenmission, die nach Deutschland reisen will, billig. Daß sie eine freundliche, aber entschiedene Ablehnung ihrer Wünsche erfahren wird, liegt in den Nothwendigkeiten der — nicht durch Deutschlands Schuld! — unerquicklich gewordenen internationalen Lage. Aus ihr ergiebt sich für die deutsche Politik und in erster Linie für den Kaiser der Zwang, die korrekt freundlichen Beziehungen zu England aufrecht zu erhalten und vor folgenschweren Störungen zu bewahren. Dies Bestreben findet in der höflich verwandtschaftlichen Begrüßung des kaiserlichen Oheims auf deutschem Gebiet einen entsprechenden Ausdruck. Wenn aber aus dieser Begegnung die Schlußfolgerung gezogen werden soll, daß die Ankündigung englischer Blätter von einem Besuche des Kaisers am englischen Hofe dadurch an Wahrscheinlichkeit gewonnen habe, so möchte diese Auffassung doch mit mehr als einem Fragezeichen zu versehen sein. Die vorjährige Reise des Kaisers nach England erfolgte aus Gründen und unter Umständen und Nachwirkungen, die jeden Gedanken an einen Gegensatz zu der deutschen Volksstimmung ausschließen mußten. Aber eine Englandreise in diesem Sommer würde in ganz anderem Maße Mißdeutungen ausgesetzt sein, als die vorjährige Kaiserreise, die gleichwohl und allen Verwahrungen zum Trotz in England Auslegungen erfahren hat, an denen man in Deutschland

wenig Freude hatte. Eine Wiederholung der Reise in diesem Jahre würde solchen Auslegungen noch weit mehr Thür und Thor öffnen, und es würde sehr schwer sein, ihnen entgegen zu treten. Die dynastischen und Familienbeziehungen der Staatsoberhäupter dürfen nur unter beständiger Rücksicht auf die nationalen Empfindungen und Sympathien gepflegt werden."

Wir stimmen diesem Artikel in all' seinen Theilen durchaus nicht zu. Zur Innehaltung einer strengen Neutralität sind die Zuvorkommenheiten und Rücksichten, deren die englische Königsfamilie durch den Kaiser sich zu erfreuen hat, nicht nothwendig. Der Meinung des Münchener Blattes: als seien unter dem jetzigen Czaren alle Emanationen ausgeschlossen, die eine feindliche Tendenz gegen England bekunden könnten, stimmen wir auf Grund unserer Petersburger Nachrichten nicht zu. Die Ursachen der England freundlichen Strömung sind hinlänglich bekannt, und wir verkennen nicht ihre Stärke, aber die „russische Politik" ist ebenso alt, als in ihren Grundzügen unerschütterlich. Es kommt nur darauf an, sie zu einem kraftvollen Bewußtsein des Czaren zu bringen, wobei es nicht einmal nöthig zu sein scheint, an die nur zum Theil schlummernden „inneren Gefahren" zu erinnern, welche durch eine schwache, übersichtslose Politik heraufbeschworen würden. Über der Autokratie der russischen Kaiser steht eine Potenz, die sie Alle für die Dauer ihrer Politik anerkennen müssen, der entgegen sie an Macht und Ansehen in einem Grade verlieren, der selbst gefährlich für ihre Person werden kann. Der „Stern Rußlands" läßt sich nicht lange verdunkeln, seine Strahlen brechen durch die ihn verhüllenden Wolken, und leuchtender denn je wird er jedem Russen die Wege zeigen, die zur Erhaltung und Konsolidirung des russischen Reiches einzuschlagen sind. An treibenden Kräften zur Weiterführung der „Mission" fehlt es keineswegs, einer Mission"! der auch kein Czar für die Dauer seiner Regierung entgehen kann. Aus dem Grunde müßten wir es auch im höchsten Grade bedauern, wenn für die deutsche Politik Faktoren in Rechnung gezogen würden, die nichts weniger als sicher und dauerhaft sind.

Was die am Schlusse des Artikels ausgesprochene Ansicht über die Inopportunität einer abermaligen Reise des Kaisers nach England betrifft, so ist es selbstverständlich, daß wir von unserem nationalen Standpunkte aus ihr nur voll und ganz beistimmen.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" verleihen ihren patriotischen Gefühlen einen konkreten Ausdruck, indem sie schreiben: „Die dynastischen und Familienbeziehungen der Staatsoberhäupter dürfen nur unter beständiger Rücksicht auf die nationalen Empfindungen und Sympathien gepflegt werden".

Wir haben uns in Bezug auf diese für das nationale Empfinden und für den freien, lebhaften Ausdruck loyaler Gesinnungen so unbedingt nöthigen Rücksichten im Verlaufe dieses Kapitels bereits genügend geäußert, indem wir sehr bestimmt betonten, daß ein mannbares Volk sich nicht gegen sein besseres Wissen und gegen seine einheitlichen Gefühle regieren läßt. Man hüte sich vor Aufwerfung von Fragen, deren Aufstellung schon voller Gefahren für Kaiser und Reich sind. Was wir hier in der bescheidensten Weise besprechen, kann unter Umständen in einigen Monaten Millionen von Herzen bewegen, und Stimmungen befestigen, die nur unheilvolle Wirkungen haben würden; doppelt unheilvoll! eben weil man sie so leicht hätte verhüten können. Das deutsche Volk will von den Engländern nichts wissen, es will keine „englische" Politik und läßt sich von keiner Macht, mag sie heißen, wie sie will, dazu zwingen. Wie schon früher erwähnt, wird es Sache des Reichstages, der Einzel-Landtage und doch auch des Bundesrathes sein, gegen eine Politik zu protestiren, eventuell einzuschreiten, welche sich nicht mit den Interessen des Deutschen Reiches deckt und dem Volksempfinden geradezu widerlich ist. Das deutsche Volk läßt sich nicht als eine Sache behandeln, durch welche man Fremden Aufmerksamkeiten und Annehmlichkeiten bereitet.

Nachstehend lassen wir die deutsche Antwort auf das Ersuchen der Burenstaaten um die Friedensvermittelung folgen. Sie lautet: „Die Regierung des deutschen Kaisers wird gern bereit sein, bei einer freundschaftlichen Vermittelung mitzuwirken, sobald die Grundbedingungen einer solchen vorhanden sind, d. h. sobald festgestellt ist, daß beide Gegner dieselbe wünschen. Darüber, ob englischerseits dieser Wunsch gegenwärtig vorhanden sei, werden sich die beiden südafrikanischen Regierungen entweder direkt in London oder durch die guten Dienste einer dritten Regierung Auskunft verschaffen können, welche keine eigenen wichtigen Interessen in

Südafrika wahrzunehmen hat. Die letztere Voraussetzung trifft bei einer Anzahl von Staaten in Europa und außerhalb Europas zu, jedoch nicht bei Deutschland. Jeder derartige Schritt der deutschen Regierung würde daher den Verdacht erwecken, daß wir andere, als humanitäre Zwecke verfolgen; das dadurch vermehrte Mißtrauen würde der Sache des Friedens nicht förderlich sein. Den Wünschen der südafrikanischen Regierungen, ihre Bitte um Vermittelung auch an die österreich-ungarische und die schweizerische Regierung, deren Interessen durch das deutsche Konsulat wahrgenommen werden, gelangen zu lassen, ist selbstredend sofort entsprochen worden."

Der „Frankfurter Zeitung" entnehmen wir aus ihrer Nr. 76, erstes Morgenblatt vom 18. März, einen übersichtsreichen Situations-Artikel, in dem auch die Aktenstücke aus den Jahren 1895 und 1896 zur Sprache kommen. Er lautet: „Deutschland und Transvaal. Die Antwort der deutschen Regierung auf das Vermittelungsersuchen der südafrikanischen Republiken, deren Wortlaut wir bereits im Abendblatt mitgetheilt haben, ist insofern von besonderer Bedeutung, als es gewissermaßen die Ankündigung der Geltendmachung deutscher Interessen bei der Liquidation des Krieges enthält. Gute Dienste bei einer Vermittelung, so heißt es in der Antwort der deutschen Regierung, kann eine dritte Regierung leisten, „welche keine eigenen wichtigen Interessen in Südafrika wahrzunehmen hat". Solcher Staaten gebe es mehrere in Europa und in Amerika, aber Deutschland gehöre nicht zu denselben. Das heißt, Deutschland hat eigene wichtige Interessen in Südafrika zu vertreten, und seine Einmischung in den Streit zwischen England und den südafrikanischen Republiken könnte daher den Verdacht erwecken, daß wir andere als humanitäre Interessen verfolgen.

Welcher Art sind nun die Interessen Deutschlands? Diese Interessen sind wiederholt in amtlichen Aktenstücken umschrieben worden. So z. B. in einem vom 1. Februar 1895 datirten Schreiben des damaligen Staatssekretärs von Marschall an den Grafen Hatzfeldt in London, wo es aus Anlaß einer Unterredung des Freiherrn von Marschall mit dem englischen Botschafter in Berlin hieß:

„Unsere Politik gehe einfach dahin, diejenigen materiellen Interessen gegen jeden Eingriff zu schützen, welche sich Deutschland durch Erbauung von Bahnen und die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Transvaal geschaffen habe. Diese Interessen ge-

bieten die Aufrechterhaltung Transvaals als selbstständigen Staat nach Maßgabe des Vertrages von 1884 und die Sicherung des status quo bezüglich der Bahnen und des Hafens in der Delagoa-Bai. Damit sei der Ausgangspunkt und der Endpunkt unserer Politik in jenen Gegenden gekennzeichnet."

Das war fast ein Jahr vor dem Einbruch der Jameson und Genossen. Kaum war dieser erfolgt, als Freiherr von Marschall am 30. Dezember in vollem Einklange mit einer Depesche an den Grafen Hatzfeldt an den deutschen Konsul in Pretoria telegraphirte:

„Bei Mittheilung Ihres Telegrammes vom 24. Dezember habe ich der englischen Regierung gegenüber hervorgehoben, daß für uns die Erhaltung der Unabhängigkeit des Transvaalstaates, wie sie im Vertrage von 1884 festgesetzt sei, den leitenden Gesichtspunkt bilde und wir in einer Störung dieses Zustandes nach der von gewisser Seite angestrebten Richtung eine schwere Beeinträchtigung unserer Interessen erblicken müßten. Schärfen Sie dortiger Regierung nachdrücklich ein, daß sie jede Provokation strengstens vermeiden müsse, wenn sie sich deutsches Wohlwollen erhalten wolle."

Seitdem sind vier Jahre vergangen, und der Krieg hat eine vollständig neue Lage geschaffen, allein unsere Interessen in Südafrika sind dadurch natürlich nicht aufgehoben worden. Nur die Art, wie wir dieselben zu vertreten haben, ist eine andere geworden. Ob die Interessen Deutschlands durch den Ausgang des Krieges gefährdet werden, hängt von den Friedens-Bedingungen ab, welche das siegreiche England den besiegten Republiken auferlegen will. Man wird sich erinnern, daß kurz vor dem Ausbruche des Krieges der deutsche Botschafter in London, Graf Hatzfeldt, wiederholt unmittelbar nach wichtigen Berathungen des englischen Kabinetts, welche auf den Krieg Bezug hatten, Besprechungen mit Lord Salisbury pflog, und man nahm damals ziemlich allgemein an, daß es sich bei diesen Besprechungen um die Wahrung deutscher Interessen handelte, welche durch den erwarteten Krieg berührt werden könnten. Die Ansicht war und ist noch jetzt weit verbreitet, daß Deutschland durch den deutsch-englischen Vertrag mit Bezug auf die zukünftige Behandlung der portugiesischen Besitzungen in Afrika eine Art Kompensation für den Verzicht auf die Wahrung der Interessen, wie sie in den früheren Erklärungen der deutschen Regierung umschrieben sind, zugesichert worden ist. Inwiefern

diese Auffassung begründet ist, wird sich wohl erst zeigen, wenn man weiß, in welcher Weise England seinen Sieg über die beiden Republiken auszubeuten gedenkt. Vorläufig steht nur fest, daß Deutschland auch jetzt noch wichtige Interessen in Südafrika zu vertreten hat und dieselben zu wahren gedenkt."

In der Antwort der deutschen Regierung kann man nur den Ausdruck einer sehr wohlwollenden Neutralität für England herauslesen, welche offenbar in einem nicht minder sehr bestimmten Konnex mit dem zur Zeit immer noch geheimen*) „deutsch-englischen Vertrage", der kurz vor Ausbruch des Krieges perfekt geworden sein mag, steht. So viel dürfte auch für Nichteingeweihte sicher sein, daß die deutsche Regierung ihre „südafrikanischen Interessen", wie solche von ihr durch die Note vom 1. Februar 1895 des Staatssekretärs Freiherrn von Marschall an den deutschen Botschafter in London, Grafen Hatzfeldt, festgelegt worden sind und ihren weiteren Ausdruck in dem Schreiben Marschall's vom 30. Dezember 1896 an den deutschen Konsul in Pretoria fanden, einer prinzipiellen, materiellen Korrektur zu Gunsten Englands und zum Nachtheile Transvaals unterzog.

Das Kapitel soll geschlossen werden mit einer ehrerbietigen, patriotischen Apostrophe an den Kaiser, der bei Gelegenheit eines der Diners, wie sie nach Abhaltung der Brandenburg'schen Provinziallandtage abgehalten wurden, in einem Trinkspruche sagte: „Ich werde Euch noch herrlichen Tagen entgegenführen", und der die denkwürdigen Worte schrieb: „Recht muß doch Recht bleiben". Am Schlusse der Broschüre: „Die Bedeutung der heutigen Sozialdemokratie für Staat und Gesellschaft, oder: Was will, kann und soll man?" (Fössler-Nachfolger. Frankfurt a. M. 1895) schreibt Freiherr von Fechenbach-Laudenbach: „Auch wünschen wir als Patriot und überzeugungstreuer Monarchist beim Kaiser

*) „Geheimen" insofern, als er offiziell noch nicht veröffentlicht worden ist, bekannt ist er aber dennoch und kommen wir im letzten Kapitel auf ihn zu sprechen, ebenso auch darauf, daß er gegenwärtig überhaupt nicht mehr besteht, weil die Eventuellität, auf Grund welcher er geschlossen wurde, nicht eingetroffen ist, nämlich: die Abtretung, respektive der Verkauf der portugiesischen Kolonien. Wie bereits angedeutet, werden wir auch noch auf die unfreundliche, ja selbst direkt feindliche Sprache Englands zurückkommen, mit welcher es die Aufhebung des Eventual-Vertrages behandelt.

noch eine echt fürstliche Eigenschaft etwas mehr hervortreten zu sehen. Wir meinen die Gabe, eine ehrfurchtsvolle Kritik nicht in persönlicher Weise übel zu nehmen. Die Kaiser und Könige stehen so hoch, daß sie leichter und eher, als Andere Kritiken vertragen und aufnehmen können. Eine Kritik zu verstehen, und eventuell sich nach ihr zu richten, hierdurch vergiebt kein Fürst auch nur das Geringste an seiner Hoheit. Im Gegentheil, er würde dadurch nur beweisen, daß er auch in dieser Hinsicht über den Schwächen und Kleinlichkeiten der Mehrzahl der Menschen erhaben ist. — Eine rein sachliche, ehrfurchtsvolle Kritik verstehen zu können, setzt einen unvergleichbar höheren Standpunkt voraus, als sie übel zu nehmen. Auch dürfte hier in Erwägung gezogen werden, daß eine Kritik nicht im Mindesten an ihrer Bedeutung verliert, indem man sie übel nimmt, sie wird nur dann gegenstandslos, wenn man sich nach ihr richtet. Das sind eben einmal Wahrheiten, über die sich auch der mächtigste Selbstherrscher nicht hinwegsetzen kann, weil er hier, wie jeder andere Mensch, unter den Gesetzen des „Thatsächlich-Richtigen", des Verstandes und der Logik steht, fürwahr! echt souveräne Potenzen. So wenig der Geist durch die stärksten und rohesten mechanischen Machtmittel gezwungen oder gebrochen werden kann, weil er eine Gabe Gottes ist, so wenig wird er sich des Rechtes entäußern: Kritik zu üben. Der Geist des Menschen ist souverän, er ist unfaßbar und wird in Folge seiner substanzlosen Hoheit nur wieder dem Geiste zugänglich sein. Im Verkehr des Geistes zum Geiste verliert die irdische Unterscheidung und Werthmessung jede Bedeutung. Im Reiche der Geister bestimmt nur das Intellekt ihre Rangordnung und Ebenbürtigkeit. Und diese unfaßbare Macht hat auch die Kraft, die Schicksale der Völker und Staaten zu beherrschen; durch die Philosophie der Geschichte wird sie uns zur Anschauung gebracht. Diese bildet auch das Tribunal, dem sich die mächtigsten Herrscher unterwerfen müssen. Die sachliche, wahre Kritik entspringt daher einem Geiste, den die Fürsten wohl anerkennen dürfen, und sie setzen sich nur selbst herab, wenn sie eine solche Kritik nicht zu verstehen vermögen.

„Ja also!"

IV. Abschnitt.

Wir lassen zwei Artikel des „Reichsboten" folgen, welche symptomatisch für die Stimmungen sind, die in Rußland und England zum Ausdruck gelangen. Was den ersten Artikel betrifft, so können wir der Meinung des „Reichsboten": „daß die Geschichte wenigstens gut erfunden sei", nicht beipflichten. Auf Grund aller bekannten Thatsachen und der vom Kaiser schon gleich nach dem Ausbruch des südafrikanischen Krieges beobachteten Haltung, ist die Geschichte nicht allein ganz, sondern sie ist auch recht schlecht erfunden. Wir neigen uns der Ansicht zu, daß es sich um ein englisches Ei handelt, welches der Petersburger „Russija" in's Nest gelegt wurde. Die Geschichte hat entweder den Zweck, auf den Busch zu klopfen, und ein für England erwünschtes Dementi zu provociren, das sofort Seitens der englischen Presse verwerthet worden wäre, oder man beabsichtigte, den Kaiser gegenüber von England in eine Lage zu bringen, in welcher es zu Auseinandersetzungen und bestimmten Erklärungen kommen sollte. Die Annahme, daß es sich um eine russische Mache handle, die den Kaiser in England zu verdächtigen habe, halten wir nicht für richtig, weil sie zu leicht als falsch nachzuweisen war. In dem Artikel des „Reichsboten": „Hat das etwas zu bedeuten?" (Nr. 85, vom 11. April) lautet die betreffende Stelle: „Noch einer anderen Reise wird eine gewisse Bedeutung beigelegt, und das ist die Reise des Czaren und der Czarin auf etwa 14 Tage zur Feier des Osterfestes nach Moskau. Moskau ist die heilige Stadt der Russen, die Krönungsstadt, welche die Czaren nur bei besonderen Anlässen besuchen, und deshalb legt man denn auch solchen Besuchen, wenn sie stattfinden, eine besondere Bedeutung bei. Man sagt nun, der Czar ginge zu Ostern nach Moskau, um sich und namentlich seine Gemahlin dem Altrussenthum näher zu bringen, und namentlich das Mißtrauen desselben gegen die letztere zu beseitigen. Aber es giebt Leute, welche die Reise nicht so harmlos nehmen und auch hier größere politische Zwecke muthmaßen, indem sie an bevorstehende Besuche erinnern. Ob Fürst Ferdinand nach Moskau kommt und dort den Übertritt zur griechischen Kirche vollzieht, um damit nicht bloß die Königskrone, sondern auch eine russische Prinzessin zur Gemahlin zu gewinnen, ist wohl nur eine

romantische Phantasie; aber weniger romantisch dürfte schon die Vermuthung sein, daß der Czar dort vielleicht die Transvaal-Deputation empfängt, und in der Ansprache an sie seinen Weltfriedensbestrebungen, durch die ihm gerade England einen Strich gemacht hat, einen neuen feierlichen Ausdruck verleiht und damit auch eine wirkliche Friedensaktion einleitet — wer will das sagen? Aber wenn der Czar das thäte, so würde er damit seinem Ansehen ein hohes Podium bauen, denn alle Welt verabscheut diesen schmählichen Raubkrieg und wünscht, daß der Menschenschlächterei ein Ende gemacht werde, und man beklagt es, daß bisher keine Macht den Muth gehabt hat, auch nur mit einer friedlichen Mahnung England in den Arm zu fallen. Allein wir bezweifeln, ob Rußland gerade in der südafrikanischen Frage, bei der es am wenigsten interessirt ist, England, wenn auch noch so leise, auf den Fuß treten wird, sondern glauben, daß es vielmehr es vorzieht, England dort gewähren zu lassen, aber in aller Stille unterdessen seine Zwecke am Goldenen Horn, im persischen Meerbusen, in Afghanistan und China weiter zu fördern, so daß ihm das dort Erstrebte dann, wenn England vielleicht später daran rühren würde, als reife Frucht in den Schooß fallen wird. Wenn auch nachfolgende Interventionsgeschichte vielleicht erfunden ist, um zu schildern, wie alle Mächte dasselbe wünschen, aber keine der Katze die Schelle anzuhängen wagt und so alle den Krieg fortgehen lassen, so ist sie doch gut erfunden und recht charakteristisch für die herrschende Stimmung. So wird der Petersburger „Russija", wie wir dem „Hamb. Korresp." entnehmen, vom 30. März aus Paris berichtet:

„Bei dem Botschafter einer Großmacht fand ein Ball, ein sehr glänzender Ball statt, weil außer den gewöhnlichen hochgestellten Gästen ihn auch der Monarch des Landes, in dessen Gebiet die Geschichte vor sich geht, mit seiner Gegenwart beehrte. Es ereignete sich, daß der Botschafter einer anderen Großmacht (d. h. nicht der Wirth des Hauses) sich neben dem Monarchen ohne Zeugen befand. Plötzlich wandte sich der Monarch an ihn mit der unerwarteten Frage: „Und Sie mischen sich endgültig nicht in die Transvaal-Sache? Das ist sehr schade. Wir verlieren eine treffliche Gelegenheit, England seinen Platz zu weisen, eine solche finden wir in hundert Jahren nicht wieder."

Und allmählich sich hinreißen lassend oder sich doch diesen An-

schein gebend (wer vermag dies zu sagen?) begann der Monarch England so durchzunehmen, daß der Hörer sich nur wunderte und freute, weil aus dem Munde des Monarchen die Wahrheit selbst sprach. Er freute sich noch deshalb, weil die Regierung, die dieser Diplomat vertrat, selbst aufrichtig der Schlächterei in Südafrika ein Ende machen wollte, aber dies nicht konnte, da einer und selbst zwei im Felde nichts bedeuten. Und plötzlich erscheint ein so mächtiger Verbündeter zur Hülfe. Der Diplomat konnte seinem hohen Gegenüber nichts Bestimmtes antworten, weil er keinerlei Instruktionen hatte, aber nach Hause zurückgekehrt, sandte er sofort an seine Regierung einen genauen Bericht. Seine Regierung setzt sich mit einer anderen befreundeten Macht in Verbindung, mit der sie immer zusammen vorgeht, und einige Tage später ereignete sich Folgendes:

Der Botschafter, der mit dem Monarchen das erwähnte Gespräch gehabt hatte, nahm eine Audienz und erklärte: „Ew. Majestät, die Sache ist entschieden; wir folgen Ihnen."

Aber nun geschah etwas Unerwartetes. Statt sich zu freuen, daß dank seiner Initiative ein im höchsten Grade edles und humanes Werk geschieht, freute sich der Monarch durchaus nicht. Im Gegentheil, die Erklärung des Botschafters brachte auf ihn den allerunangenehmsten Eindruck hervor.

„Sehen Sie," sagte er endlich nach einigem Schweigen, „ich möchte nichts gegen England unternehmen, so lange die ehrwürdige Königin Victoria lebt. Aber es sei, ich bin bereit, jedoch nur unter einer Bedingung: die Mächte, die in dieser Affaire eintreten, müssen einander die Integrität ihres Besitzes in Europa für immer garantiren."

„Aber Ew. Majestät," antwortete der Botschafter, „die Forderung eines solchen Aktes würde gleichbedeutend sein mit dem Bruche unseres Bündnisses mit der Macht, mit der wir zusammengehen. In jedem Falle verliert unser Bündniß unter solchen Verhältnissen jeden Sinn." . . .

Weiter erzählt man in den Kreisen, wo ich das oben Beschriebene hörte, Folgendes: der Minister der Macht, von der man den Verzicht gefordert hatte, sagte beim Empfang des englischen Gesandten demselben leichthin, gleichsam seinen Worten keine große Bedeutung beimessend: „O, wenn wir etwas gegen Sie unternehmen

wollen, wissen wir im Voraus, wieviel es uns kosten wird, die Mitwirkung der Macht zu gewinnen, die Sie als Ihnen befreundet ansehen."

Wahrscheinlich hat die englische Regierung nicht das Geheimniß dieser Unterredung gewahrt, weil von diesem Tage an ohne jede andere ersichtliche Ursache die englische Presse in einem ganz anderen Ton zu reden begann."

Der Monarch, von dem die Rede ist, soll natürlich der deutsche Kaiser sein; der Botschafter der russische, und die Macht, mit der sich dessen Regierung in Verbindung setzte, Frankreich. Ebenso klar ist aber, daß die Geschichte erfunden ist. Unseren europäischen Besitzstand brauchen wir uns von Niemand garantiren zu lassen; geradezu komisch wäre es aber, wenn wir Frankreich als Geranten unseres Besitzstandes anrufen würden. Interessant aber ist die Geschichte deshalb, weil sie uns zeigt, wie man in Frankreich darauf erpicht ist, Deutschland an die Spitze einer Aktion gegen England zu drängen."

Um den Zweck des zweiten Artikels zu finden, braucht man nicht zu kombiniren, denn er liegt möglichst plump vor aller Augen. Das ist ja wieder einer jener bekannten Ausdrücke englischer Dankbarkeit für die Wohlthat, welche Kaiser Wilhelm II. durch seine äußerst wohlwollende Neutralität England erweist. Der „Reichsbote" schreibt in seiner Nr. 76, vom 31. März, wie folgt: „Wird Deutschland mit Amerika Krieg anfangen, um sich in den Besitz Brasiliens zu setzen? Unter dieser Spitzmarke veröffentlicht das Londoner Blatt „The golden Penny" einen Artikel, der die Verdächtigung des „Spectators" aufnimmt, daß der deutsche Kaiser „mit verlangenden Augen nach der großen südafrikanischen Republik und ihren Reichthümern" blicke. „Es scheint," heißt es in dem Artikel, „daß der Kaiser und sein Volk in dieser Sache verschiedener Ansicht sind. Das deutsche Volk will keinen Krieg, aber der Kaiser träumt, wie die ganze Welt weiß, von einem ungeheuren Kolonialreich, damit sein beständig wachsendes Volk sich ausdehnen kann. Das günstigste Feld für diese Ausdehnung ist Südamerika. Aber die Monroe-Doktrin versperrt ihm den Weg; denn in dem Augenblick, wo er versucht, irgend ein Gebiet in Südamerika zu annektiren, bekommt er mit Onkel Sam zu thun. Brasilien ist das Land, auf das es der Kaiser abgesehen hat; zu berücksichtigen ist dabei, daß

ein ungeheures Gebiet von Brasilien bereits jetzt völlig deutsch ist. Ein Territorium, größer als Deutschland, wird fast ausschließlich von Unterthanen des Kaisers bewohnt. In diesem Gebiet ist das Deutsche die vorherrschende Sprache. Die Bewohner sind nach Konfession, Sitten und Gebräuchen Deutsche. Sie stehen alle mehr oder minder unter der Vormundschaft der Auswanderungsgesellschaften, die in Hamburg ihren Sitz haben. Die Auswanderungs-Bewegung begann im Jahre 1825. Das von den Deutschen bewohnte Gebiet erstreckt sich von Rio de Janeiro im Norden bis zur Grenze der Republik im Süden, vom Atlantischen Ocean im Osten bis nach Uruguay im Westen. Bald nach dem Sturze Dom Pedros begann die brasilianische Regierung den Einfluß der Deutschen zu fürchten. Sie ermuthigte die Einwanderung anderer europäischer Nationen und zog namentlich Tausende von Italienern in's Land." In origineller Weise veranschaulicht das Londoner Penny-Blatt seinen Lesern, denen es einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten einzureden sucht, bildlich die Größen- und Machtverhältnisse beider Staaten. Das Deutsche Reich verschwindet fast auf der Karte der United States, und der Amerikaner, der die Bevölkerungsziffer seines Vaterlandes (74 Mill.) andeutet, überragt den Deutschen um zwei Hauptes-Längen, da das Deutsche Reich nur 54 Millionen Einwohner zählt. Ebenso züngelt die Waage, die den Wohlstand beider Nationen veranschaulicht, tief zu Gunsten der Vereinigten Staaten, deren Reichthum durch ein Riesengewicht mit der Aufschrift 65 Billionen Dollars vergegenwärtigt wird. Dem ungeheuren Soldaten aber, welcher die Friedenspräsenzstärke der deutschen Armee mit 562000 Mann darstellt, steht nur ein winzig kleiner Amerikaner gegenüber, da die amerikanische Armee nur 100000 Mann zählt. Die Flotten beider Nationen sind fast gleich. Der „Land-Hunger", der den Kaiser nach dem Pennyblatt beseelt, läßt ihn aber nicht ruhen, bis die deutsche Flotte so stark ist, daß er die Monroe-Doktrin herausfordern und den Waffengang mit den United States wagen darf. Wenn der Kaiser mit seinem Flottenvermehrungs-Plane durchdringt — und daran ist nicht zu zweifeln, da er nach dem Pennyblatt eher auf seinen Thron, als auf diesen Plan verzichten würde — dann ist die Annektirung brasilianischer Gebiete von Seiten des Deutschen Reiches und damit der Krieg zwischen diesem und den Vereinigten

Staaten mit Bestimmtheit zu erwarten, und zwar kann sich Brasilien ungefähr zwischen 1910 und 1915 auf die Verwirklichung der deutschen Eroberungsgelüste gefaßt machen. — In dieser gehässigen Weise zieht die englische Presse die Gelegenheit an den Haaren herbei, um Deutschland zu verdächtigen, und für den Erfolg dieser Bemühungen bürgt schon die ungeheure Verbreitung, die namentlich auch die Londoner Pennyblätter in allen Ländern englischer Zunge finden."

VI. Kapitel.

Jetzt oder später — um nicht zu sagen: nie.

Das nachfolgende Kapitel theilen wir in fünf Abschnitte ein: 1. Introduktion. 2. Englands Besitzstand und Goldinteresse. 3. Englands Rückständigkeit in wissenschaftlicher, geistiger und moralischer Hinsicht. 4. England und Deutschland. 5. Welche Gesinnungen bestehen auf der Erde für England?

1. Abschnitt.

Introduktion.

Jetzt! also nicht. Die entente cordiale zwischen dem offiziellen Deutschland und Großbritannien macht die providentiellen Auseinandersetzungen mit dem englischen Weltreiche unmöglich. An Kaiser Wilhelm II. hat England einen für seine Existenz außerordentlichen Macht-Faktor erhalten.

Jetzt nicht! aber später geschieht auf Grund unerbittlicher Konsequenzen, welche aus der englischen Weltpolitik gezogen werden müssen, was wir schon jetzt gewünscht haben. Die Macht der Thatsachen, welche durch England auf der Erde geworden sind, werden sich stärker zeigen, als alle diplomatischen Kunstleistungen in seinem Interesse und alles Wohlwollen für seine herrschende Dynastie. Die Staaten und Völker werden nicht für alle Zeiten der Suggestion unterliegen: daß England das Recht und die Macht hat, die Rechte anderer Völker zu mißachten, ihr Eigenthum an sich zu reißen und seine Interessen über alle andern zu setzen. Die Phantasmagorien über die englischen Machtverhältnisse werden immer mehr erblassen, man wird auf der Erde allmählich zu sich kommen und einsehen, daß England nur die Macht hat, die man ihm zuerkennen

will. Es hat schon „zu viel", um behalten zu können, was es hat; es wird das Alles wieder verlieren, weil es nie aufhört, noch mehr haben zu wollen. Das „römische Reich englischer Nation" hat bereits für weitersehende Politiker seine Auflösungs-Bazillen in sich; es gleicht der Raupe, auf der sich schon ein anderes Insekt eingenistet hat, durch das sie zu Grunde geht. Großbritannien zerfällt durch das Übermaß seiner Begehrlichkeit, die in gar keinem Verhältniß zu seinen eigenen Kräften und Machtmitteln steht. Wie äußerst schwach die „eigenen" Kräfte sind, sehen wir bei dem südafrikanischen Kriege, in dem es selbst durch das kleine Buren-Volk Niederlagen auf Niederlagen erlitt, und heute noch, am 23. April, weit entfernt ist, die Macht der Buren gebrochen, in Pretoria eingezogen zu sein, und die beiden Republiken seinem Weltreiche einverleibt zu haben. England sah sich gezwungen, Menschen-Material*) bei seinen Kolonien zu borgen, weil sein eigenes nicht einmal gegen das kleine Buren-Volk genügte. Die imperialistische Politik wurde aktuell. In dem Grade aber, als neben den Handelsinteressen und Handelsbeziehungen der Kolonien zum Mutterlande auch noch rein politische auftauchten und die Kolonial-Regierungen angegangen wurden, für sie einzutreten, wuchs natürlich in den Kolonien das Verlangen, sich an der imperialistischen Regierung betheiligt zu sehen. Sollte man als ein „politischer" Faktor des Weltreiches behandelt, und zu seinen Lasten herangezogen werden, so verlangte man ganz folgerichtig auch entsprechende politische Rechte, mithin: Theilnahme an der Regierung des Reiches. Zur Zeit des 60jährigen Regierungs-Jubiläums der Königin Victoria kam die „Betheiligungsfrage" unter den Staatsmännern der großen selbstständigen Kolonien zur Sprache, gerieth aber über eine akademische Behandlung nicht hinaus. Die englische Regierung konnte die praktischen Konsequenzen leicht einsehen, welche

*) An Kolonialtruppen nehmen an dem Kriege nach einer Äußerung des Unterstaatssekretärs Wyndham Theil: in Südafrika angeworben 21240, aus anderen Kolonien dort eingetroffen 4829, aus anderen Kolonien unterwegs 3204, zusammen 29273 Mann. Zu diesen sind die drei Schiffe mit australischen „Buschmännern" noch nicht gerechnet. Nach dem Stande vom 19. März ist die Gesammtzahl der in verschiedenen Hospitälern Südafrikas in Pflege befindlichen verwundeten und kranken Soldaten aller Grade 17000 Mann. An Todten, Verwundeten und Gefangenen haben die Engländer bisher an 25000 Mann verloren, die Hälfte des ganzen Buren-Heeres.

aus der Realisirung dieser Frage hervorgehen würden, und behandelte sie deshalb in dilatorischer Weise. Klar ist, daß, wenn der Vorschlag des neu-seeländischen Premier-Ministers Seddon, der von den Premier-Ministern der anderen Kolonien unterstützt wurde, zur Ausführung käme, wodurch ein „Reichsrath" geschaffen würde, in dem alle Kolonien vertreten wären, ein Organismus entstünde, der über dem englischen Parlamente stehen müßte, und der ohne Verletzung der englischen Verfassung gar nicht durchgeführt werden könnte. Im Drange der Noth und durch Heranziehung der Kolonien zu Kriegen des „Reichs" nahm Chamberlain den Gedanken des „Reichsrathes" wieder auf. Die „Deutsche Tageszeitung" bemerkt hierzu in ihrer Morgen-Ausgabe der Nr. 96 vom 27. Februar, wie folgt: „Man kann auf die betreffenden Verhandlungen recht gespannt sein. Wenn man erst diese Bahn betreten hat, so werden weitere Schritte nach dieser Seite hin um so mehr folgen, als die Kolonien sich ihrer Kraft bewußt sind und ihren Anteil an der Regierung fordern. Die leitenden Staatsmänner in Neu-Seeland, in den australischen Kolonien und in Kanada haben wiederholt Andeutungen dahin gemacht, wie sicher sie darauf hoffen, bald eine maßgebende Rolle in London selbst zu spielen. Auch die Capkolonie hat sich diesen Bestrebungen angeschlossen, so lange dort noch eine britische Majorität vorhanden war. Zu erinnern ist hier daran, daß aus dem Cap-Parlament der Vorschlag hervorging, einen Beitrag zur britischen Flotte zu leisten. Mit solchen Zuschüssen thäte man den ersten Schritt zur Mitbestimmung an dem Schwerpunkte Englands. Kommt diese Bewegung in Gang, so wäre das Endergebniß eine vollständige Umwälzung der Verfassung Englands, die für das Gesammtreich wohl von Vortheil sein, die gegenwärtig herrschende großkapitalistische Clique aber von ihrer Macht herabstürzen würde."

Der Gedanke ist jedoch durch die Darlegungen der „Deutschen Tageszeitung" noch nicht ausgedacht. Ist erst ein Reichstag für das „römische Reich englischer Nation" geschaffen, so werden auch bald die Dissidien unter den in ihm vertretenen Kolonien, und solche in Bezug auf England entstehen, das seine „Herrscher-Rolle" verloren hätte. Haben die großen Kolonien in dem Weltreiche sich erst recht gestärkt und konsolidirt, dann genügt für sie ein kleiner Anstoß, und sie erklären ihre völlige Unabhängigkeit. Aus pla-

tonischen Gründen verträgt kein Gemeinwesen eine Abhängigkeit und läßt sich Verpflichtungen und Lasten auferlegen, die ihm hinderlich oder gar schädlich sind. Die Herrlichkeit der imperialistischen Regierung, die ihren politischen Ausdruck in dem vorgeschlagenen Reichsrathe fände, würde von keiner langen Dauer sein, denn sie trüge die Keime ihres Zerfalles bereits stark entwickelt in sich. Nehmen wir z. B. einen Fall an. Herr Cecil Rhodes unterwirft mit englischer und des Reiches Hülfe die Buren-Republiken, gliedert sie in den südafrikanischen Kolonial-Besitz ein und schafft dadurch für die Kolonial-Regierung in ganz Südafrika freie Hand. Herr Rhodes, der natürlich Premier-Minister des südafrikanischen Kolonialreiches würde, versuchte durch seine Kompetenzen ihm so viel als möglich zu nützen und auf seine Selbstständigkeit hinzuarbeiten. Hält man nun diesen Herrn für einen so treuen englischen Unterthan und für einen so großen Gefühlsmenschen, daß er der Versuchung widerstände: die südafrikanischen Republiken für unabhängig und sich für ihren Präsidenten oder König zu erklären, wenn ihm diese Umwandlung leicht würde? Warum sollte ein Rhodes weniger thun, als Andere in seiner Lage gethan haben? Hat er sich schon als Direktor der Chartered Company über Verordnungen und Gesetze hinweggesetzt, wenn ihm dies als vortheilhaft schien, so würde er als Präsident des englischen Kolonial-Reiches in Südafrika verwünscht wenig nach England und dem Reichstage fragen. Als Beleg für unsere Ansicht lassen wir einen Artikel aus der „Frankfurter Zeitung", Nr. 90, vom 1. April, folgen. Das Blatt schreibt: „Rhodes als Gesetz-Übertreter. London, 28. März. Der „Morning Leader" sucht heute nachzuweisen, daß Herr Cecil Rhodes auch schon vor dem Jameson-Einfalle in Transvaal, sich ungesetzlicher Handlungen schuldig gemacht habe. Das Blatt führt drei Fälle an. Der erste derselben ergab sich aus Rhodes' Abkommen mit dem Matabele-Häuptling Lobengula, betreffs der Minen-Konzessionen für das Gebiet von Maschonaland. Für diese Konzession bezahlte Rhodes einen Preis, in dem die Lieferung von 1000 Gewehren mit entsprechender Munition inbegriffen war. Obgleich ein seit 1879 in der Capkolonie bestehendes strenges Gesetz, die Lieferung von Gewehren und Munition an Eingeborene verbot, wurden die 1000 Gewehre und Munition über die Grenze der Kolonie hinweg und nach Matabeleland hinein geschmuggelt; die Agenten der Chartered

Company ignorirten einfach die Beamten der Capkolonie, und die letzteren hielten es wahrscheinlich der Mühe werth, bei dieser Gesetzübertretung ein Auge zuzudrücken. Der zweite Fall bezieht sich auf die Einführung des „Compound-Systems" in Kimberley. Dieses System, wonach die eingeborenen Arbeiter in abgeschlossenen „Compounds" wohnen müssen, wurde nebenher legalisirt durch die Lohnbezahlungs-Akte der Capkolonie, deren Hauptzweck war, die Auszahlung der Löhne in Gestalt von Waaren (das Truck-System) in den „Compounds" von Kimberley zu verbieten. Als Rhodes das „Compound-System" in Kimberley einzuführen beschloß, empfanden die dortigen Gewerbetreibenden eine Beruhigung. Bis dahin hatten sie mit den, in den Minen beschäftigten Eingeborenen ein gutes Geschäft gemacht, und sie sahen nicht ein, weshalb ihnen das Geschäft entrissen werden sollte. Sie fürchteten, die De Beers-Gesellschaft würde auf eigene Rechnung einen Waarenhandel beginnen und selbst den in den „Compounds" wohnenden Eingeborenen liefern, was sie brauchen. Ein besonderer Paragraph in dem Gesetze schrieb nun der De Beers-Gesellschaft vor, daß sie bei den ortsansässigen Geschäftsleuten einkaufen müsse und nicht Waarenhändler auf eigene Rechnung werden dürfe. Wie nicht wenige Leute vorhersahen, ignorirte die Gesellschaft diesen Paragraphen vorsätzlich. Auf der 1894 in Kimberley abgehaltenen Jahresversammlung der De Beers-Gesellschaft räumte Rhodes offen ein, daß die Akte ignorirt worden sei, und er gab zu, daß die Gesellschaft selbst begonnen habe, den in den „Compounds" lebenden Eingeborenen die Waaren, die sie gebrauchen, zu liefern. Er fügte aber hinzu, er beabsichtige, den aus diesem Handel erwachsenden Gewinn zum Besten Kimberley's zu verwenden. In Wirklichkeit floß aber der Profit in den politischen Fonds der De Beers-Gesellschaft, und die Geschäftsleute von Kimberley waren ihrer gesetzmäßigen Rechte beraubt, damit die monopolistische Gesellschaft noch besser in den Stand gesetzt wurde, ihre eigenen politischen Zwecke zu verfolgen. Allerdings hätte man das Gesetz gegen die Gesellschaft in Anwendung bringen können, aber wer sollte das thun? Rhodes war Premierminister, und es war nicht zu erwarten, daß sein eigener General-Attorney gegen ihn vorging. Die Geschäftsleute von Kimberley, welche in eine noch schlimmere Lage zu kommen befürchteten, wagten nicht, sich zu rühren.

Den schlimmsten Fall von Mißachtung der Gesetze bietet aber nach dem genannten Londoner Blatte der Vorfall, der als der „Countess of Carnarvon"-Zwischenfall bekannt ist. Dieser Vorfall, welcher im Jahre 1891 stattfand, hing zusammen mit dem Verlangen der Chartered Company, auf die portugiesischen Besitzungen in der Nähe der Delagoabai ihre Hand zu legen. Die Entdeckung, daß der Limpopo-Fluß, der einen großen Theil der Nordgrenze von Transvaal umfließt und dann etwas nördlich von der Delagoabai sich in den Indischen Ocean ergießt, eine schiffbare Mündung habe, hatte großes Interesse erregt. Zwischen London, Lissabon und Pretoria waren Unterhandlungen im Gange gewesen, welche eine Neutralisirung dieses schiffbaren Stromes bezweckten, und die Chartered Company handelte dabei anscheinend als Vermittlerin zwischen den drei Parteien. Während nun aber die Chartered Company auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Transvaal-Regierung durch scheinbare Unterhandlungen fesselte, schickte sie den kleinen Dampfer „Countess of Carnarvon" von Port Elizabeth aus, beladen mit Gewehren und Munition, welche für den unter portugiesischer Oberhoheit stehenden Häuptling Gungunhana bestimmt waren, und dieser sollte veranlaßt werden, gegen die portugiesische Oberhoheit zu revoltiren. Um den Plan geheim zu halten, ließ man die „Countess of Carnarvon" ohne die gesetzlich vorgeschriebenen Papiere absegeln. Das war eine Verletzung der Gesetze der Capkolonie, aber was lag daran? Rhodes wollte die Sache so haben, und Akten des Cap-Parlaments können in solchem Falle ignorirt werden, auch wenn Rhodes selbst Premier-Minister ist. Indessen war die „Countess of Carnarvon" bei dieser Piraten-Expedition nicht ganz erfolgreich: sie wurde von einem portugiesischen Kanonenboote gekapert, als sie gerade aus dem Limpopo-Flusse herausdampfte. Der Vorfall wurde zwischen der englischen und portugiesischen Regierung vertuscht, und ein Angestellter von Rhodes, der bei der Expedition eine Hauptrolle gespielt hatte, erhielt zur Belohnung, unter Umgehung aller Bestimmungen, eine Staatsanstellung in der Capkolonie."

Herr Rhodes nimmt nur auf sich und seine Interessen Rücksicht, wie er gerade jetzt wieder beweist. Seine Reise nach England und sein Erscheinen in Downing Street wird von der Regierung als für sie sehr unbequem gefunden, was den Herrn jedoch völlig

kalt läßt. Kaum läßt er sich zu der Erklärung herab, daß es nur geschäftliche Interessen seien, die ihn nach England geführt; während der langen Belagerung von Kimberley sei das Lager der Diamanten so gewachsen und der Zinsverlust ein so großer, daß es die Interessen der Aktionäre verlangten, eine schnelle Realisirung der ungeheuren Werthe vorzunehmen. Wie vielleicht noch erinnerlich, wurde im Anfang des Krieges, als Herr Rhodes nach Kimberley reiste, berichtet, daß der Werth der gefundenen und dort lagernden Diamanten sich auf zwei Milliarden belaufe. Über Herrn Rhodes und seine „Chartered Company" müssen wir in diesem Kapitel in einem eigenen Abschnitt referiren und setzen jetzt die Besprechung über die Eventualitäten des großbritannischen Reichstages fort. Die Verfolgung der imperialistischen Politik hätte für „England" dieselbe Wirkung, als eine Knochen-Erweiterung oder Erweichung für den menschlichen Organismus. Den Anfang in den Selbstständigkeits-Erklärungen dürften die australischen Kolonien in Folge ihrer günstigen geographischen und politischen Lage machen, während Canada mit seinen sieben Provinzen und in der Größe von 8594000 qkm und seinen weit über fünf Millionen Einwohnern sich vielleicht noch nicht stark genug fühlt, ohne den Rückhalt an England, amerikanischen Assimilirungsversuchen zu widerstehen. Indien mit seiner degenerirten, vollständig erschlafften Bevölkerung wird England am längsten bleiben, wohl so lange, bis Rußland die englische Erbschaft antritt, während die südafrikanischen Kolonien, selbst wenn die Buren gänzlich unterliegen und einverleibt werden sollten, nicht so bald sich stark fühlen werden, um den Schutz des Mutterlandes entbehren zu können. Was die englische Macht-Sphäre in Ägypten und im Sudan anbelangt, so wird ihr im Lande selbst kaum eine ernste Gefahr erwachsen, dagegen steht die „ägyptische Frage" schon lange auf dem Konto europäischer Mächte, welche unter günstigen Umständen zu ihrer Regelung schreiten werden.

Wir erwähnten, daß von den großen, selbstständigen Kolonien Großbritanniens die australischen am ersten in der Lage sein würden, ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande zu erklären. Wir leben in der heutigen Zeit schnell, so schnell, daß oft in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit Fragen akut werden, die wir noch für latent gehalten haben. So haben die Auseinandersetzungen des

englischen Parlaments und der Regierung mit den australischen Kolonien bereits in einer Weise wieder begonnen, welche die Aufmerksamkeit aller ernsten Politiker erweckt, und die uns geeignet erscheint, hier, wenn auch nur flüchtig, zur Sprache gebracht zu werden. Wir haben schon erwähnt, wie Herr Chamberlain in seiner Noth versuchte, den imperialistischen Gedanken zu fruktificiren, indem er sich Menschen-Material für den südafrikanischen Krieg zu verschaffen suchte. Es ist nun äußerst komisch zu sehen, wie der „große Staatsmann", in dem Momente, als die imperialistische Frage der dilatorischen Behandlung entwächst und einer konkreten unterzogen werden soll, zurückhuft und ihr selbst Schwierigkeiten bereitet; es ist, als wäre er vor der Kühnheit und Großartigkeit seiner eigenen Pläne erschrocken. Es zeigt aber auch, mit welcher Leichtfertigkeit dieser Minister mit großen Gedanken spielt, die in irgend einer Weise durchzuführen, er weder Verstand noch Energie genug besitzt. Den „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 159, vom 4. April, entnehmen wir Stellen aus einem Londoner Parlamentsberichte über eine Verhandlung des Unterhauses, die am 3. April stattfand. Die Stellen lauten: „Hedderwick (liberal) stellt einen Beschlußantrag, in dem erklärt wird, daß eine direkte Vertretung der Kolonien im Reichsparlament im Interesse des Reiches wünschenswerth sei. Trevelyan (liberal) unterstützt den Antrag. Chamberlain spricht sich gegen den Antrag aus, da derselbe verfrüht sei. Wenn das Ziel des Antrages dahin gehe, die Union zwischen den Kolonien und England enger zu gestalten, so würde er keinen wärmeren Befürworter finden können, als ihn selbst, er bezweifle aber, daß dieses Ziel durch blos theoretische Resolutionen bei einer so sehr verwickelten Frage gefördert werde. Eine solche Änderung müsse, wie alle weittragenden Änderungen, allmählich und mit völliger Zustimmung der Kolonien erfolgen. Redner schließt sich den anerkennenden Worten an, welche Hedderwick für die Kolonien gehabt hat, legt aber andererseits dar, daß Hedderwick Unrecht habe, wenn er sage, die Kolonien seien dem Rufe Englands gefolgt. England habe keinen Ruf an die Kolonien erlassen, diese hätten ihren Beistand freiwillig angeboten, und England habe ihn freudig angenommen. Wenn die Hülfeleistung und die Opfer der Kolonien jetzt schon so groß gewesen seien, so würden ihre Leistungen, wenn England in irgend welchen Zeiten der Bedrängniß oder in Fällen

von ernster Schwierigkeit an sie appelliren würde, noch unendlich viel größer sein, als sie bisher gewesen seien. Wenn andererseits die Kolonien mit irgend einer Bitte an das Mutterland herantreten sollten, so sei es unzweifelhaft sicher, daß ihre Bitte vom britischen Parlament in günstigem Sinne in Erwägung gezogen werden würde. Aber hätten sie denn jemals einen Wunsch nach einer Änderung ihres Verhältnisses zum Mutterlande geäußert, wie der Antrag bezwecke? Bisher habe keine Kolonie bestimmte Vorschläge für einen solchen Wechsel gemacht. So sehr er daher auch mit dem Ziele des Antrages einverstanden sei, so sei er doch davon überzeugt, daß nichts der Erreichung dieses Zieles mehr im Wege sein würde, als eine verfrühte Erörterung der Details. Soweit die Kolonien selbst geneigt seien, auf einen engeren Zusammenschluß hinzuarbeiten, werde England bereit sein, ihnen auf diesem Wege zu folgen, es sei aber, wenn man die außerordentliche Schwierigkeit dieser Frage in's Auge fasse, die Zeit noch nicht gekommen, wo England den Kolonien die Form vorlegen könnte, welche die Reichseinheit haben solle. Der Antrag Hedderwick's sei in einer Hinsicht zu unbestimmt, in der anderen zu bestimmt gehalten; er schlage keinen bestimmten Plan vor, lege das Haus aber auf die parlamentarische Vertretung fest und schließe die Föderation aus. Die Kolonien würden niemals dem zustimmen, daß sie im Austausch für eine Vertretung im Reichsparlament ihre gegenwärtige Unabhängigkeit aufgeben und unter dem Zwange stehen sollten, im Kriege England Beistand zu leisten, sowie der englischen Besteuerung unterliegen sollten. Außerdem, wie könnte England, wenn ihm nicht gestattet sei, sich in die heimathlichen Angelegenheiten der Kolonien einzumischen, sich darin fügen, daß die Kolonien sich mit seinen Angelegenheiten befassen sollten. Die Vertreter der Kolonien würden bei Abstimmungen im Parlamente die Entscheidung herbeiführen können. Er frage, ob diejenigen, welche den Antrag Hedderwick unterstützten, auch bedacht hätten, was die Folge der Einführung einer so großen Zahl von Kolonialvertretern in das britische Parlament für die Staatsfinanzen sein werde. Im Anschluß hieran möchte er bemerken, daß er niemals, wie so oft gesagt werde, zu einem Reichszollverein gerathen habe. Er habe nur dargelegt, daß, wenn irgend eine Art Finanzabkommen mit den Kolonien abgeschlossen werden sollte, die einzige Form, welche seiner Ansicht nach einigermaßen günstig

angesehen werden würde, ein Reichszollverein sei, in dem zwischen den einzelnen Theilen des Reiches Freihandel bestehe, während im Verkehr mit dem Auslande Zölle zu erheben seien. Trevalyan spricht sodann die Aussicht aus, den Kolonien solle in kolonialen Angelegenheiten eine berathende Stimme zugebilligt werden, aber es werde auch in diesem Falle der Sache besser durch eine besondere Delegation gedient werden, wie beispielsweise bei der Bill über den australischen Staatenbund. Das Haus möge daher nichts thun, was nach Vorschriften oder Direktiven für die Kolonien aussehe, sondern lieber deren Vorangehen abwarten. Er schlage daher die Zurückziehung des Antrages vor. Hedderwick zieht darauf seinen Antrag zurück, und das Haus läßt den Gegenstand fallen."

Demselben Blatte entnehmen wir aus seiner Nr. 172, Morgen-Ausgabe vom 12. April, einen Situations-Artikel über die betreffende Frage. Es schreibt: „Greater Britain. Seitdem Sir Charles Dilke diese Bezeichnung für ein, Großbritannien und dessen Kolonien zu engerer staatsrechtlicher Gemeinschaft zusammenfassendes Weltreich geprägt hat, ist ein Menschenalter verflossen, aber erst in den letzten Jahren sind die ersten, ernst zu nehmenden Schritte zur praktischen Verwirklichung des groß gedachten Planes geschehen. Auch jetzt noch scheint der Weg zu dem Ziele, wie es Dilke vorgeschwebt hat, noch ziemlich weit, obwohl gerade gegenwärtig in London an der Vollendung des Australischen Bundes gearbeitet wird, dessen Schaffung die wesentlichste Vorbedingung bildet für die Errichtung der „Imperial Federation". Vor acht Tagen ist, wie wir seiner Zeit mittheilten, im Unterhause die Frage der Vertretung der Kolonien im Reichsparlament, eingehend erörtert worden und von Herrn Chamberlain als undurchführbar abgelehnt worden. Diese Vertretung gehörte ursprünglich zu dem Grundgedanken der „Reichsföderation", welcher das Mutterland mit seinen Kolonien zu einem „Reichsverbande" gleichberechtigter Glieder, mit gemeinsamem Zollgebiet und Antheilnahme der Kolonien an den Lasten der Vertheidigung zusammenfassen sollte. Herr Chamberlain hielt es für zweckmäßig, als Hauptargument gegen die Zulassung von Vertretern der Kolonien zum Reichsparlament hervorzuheben, daß die letzteren niemals geneigt sein würden, für die Vertretung im Reichsparlament auf ihre gegenwärtige Unabhängigkeit zu verzichten, sowie die obligatorische Theilnahme an der Ver-

theidigung des Reiches und die Unterwerfung unter die britische Besteuerung einzutauschen. In Wirklichkeit leitet sich die Abneigung der britischen Regierung gegen den von Herrn Chamberlain bekämpften Gedanken vermuthlich aus der Besorgniß her, daß dieser Weg mit Sicherheit zu einem „Bundesstaat" führen würde, in dem für die von England beanspruchte Suprematie schließlich kein Raum mehr sein könnte.

Diese Besorgniß ist nicht unbegründet. Einer der augenblicklich in London anwesenden australischen Delegirten, Sir Philip Fysh, hat dieser Tage bei einem ihnen zu Ehren gegebenen Festmahl, unter Hinweis auf den im Werke befindlichen Australischen Bund ausgeführt, bisher hätten die australischen Kolonien stets im Streite mit einander gelebt, jetzt würden sie endlich einig werden; ein neues Großbritannien werde jetzt in den Meeren des Südens erstehen unter einer australischen Flagge, und wenn einmal der Moment kommen sollte, wo die großen „demokratischen" Mächte, unter denen er die englisch sprechenden Nationen verstehe, sich gegen einen gemeinsamen Feind wehren müßten, so würde die englische, die amerikanische und die australische Fahne neben einander wehen. Mit diesen Worten ist hier die völlige Gleichstellung des verbündeten Australiens mit England und gar den Vereinigten Staaten ausgesprochen. In der That erfährt man aus einem mißlaunigen Artikel der „Times", daß der von den Australiern mitgebrachte Verfassungstext ebenso, wie das Einführungsgesetz für den neuen Bund, das staatsrechtliche Verhältniß zu England auf eine zumeist sehr schmale Basis stellen. England würde es schwer werden, auf der ihm noch verbleibenden rechtlichen Grundlage die Obergewalt zur Geltung zu bringen. Dem englischen Geheimen Rath soll jede Mitwirkung bei der Entscheidung von Streitigkeiten über die Auslegung der Bundesverfassung und der einzelstaatlichen Verfassungen, so weit nicht die öffentlichen Interessen anderer Reichstheile in Frage kommen, entzogen und dem australischen Bundes-Obergericht zugewiesen werden. Außerdem wird dem Bundes-Parlament die Befugniß ertheilt, die Berufung an den Rechtsausschuß des Geheimen Rathes auch bezüglich anderer Gegenstände auszuschließen. Ferner wird englischerseits die Bestimmung beanstandet, wonach das Bundesparlament zum Erlaß von Gesetzen über die auswärtigen Angelegenheiten ermächtigt wird, während eine solche Befugniß höchstens hinsichtlich der Beziehungen

zu anderen Theilen des Reiches, nicht aber zu fremden Mächten zugestanden werden könne; ferner die Bestimmungen über die Regelung der Beziehungen Australiens zu den Inseln des Pazifischen Oceans, wobei auch Deutschland und Frankreich in Frage kämen und also die Vermittelung des Auswärtigen Amtes erforderlich sei. Auch die Anwendbarkeit der australischen Gesetze auf britische Schiffe erregt Anstoß. Aus den hervorgehobenen Momenten, bezüglich deren England und Australien noch ganz entgegengesetzte Anschauungen vertreten, geht hervor, daß noch große Schwierigkeiten zu überwinden sind, bevor die australische Frage als gelöst betrachtet werden kann.

Es ist demnach aller Grund vorhanden, die politische Föderation des britischen Reiches als ein Problem zu betrachten, dessen Lösung noch ziemlich fern ist. Anders verhält es sich mit der wirthschaftlichen Seite der auf einen engeren Zusammenschluß der verschiedenen Theile des britischen Weltreiches gerichteten Bestrebungen. Herr Chamberlain hat wiederholt hervorgehoben, daß von allen Föderationsplänen bis auf Weiteres allein die Schaffung eines Reichszollvereins in Betracht kommen könne, in welchem zwischen den einzelnen Theilen Freihandel herrschen solle, während gegen das Ausland Zollschranken zu errichten wären. Die konsequente Durchführung auch dieses Gedankens ist jedoch gleichfalls nicht so bald zu erwarten. Wesentliche finanzielle und schutzzöllnerische Interessen der Kolonien stehen seiner einfachen Verwirklichung ebenso entgegen, wie England selbst große Ausfuhrinteressen vor den Repressivmaßregeln zu schützen hat, welche Seitens des Auslandes gegen den Reichszollverein getroffen werden würden. Gleichwohl ist der Weg zum Reichszollverein durch das Vorgehen Canadas beschritten worden, welches bekanntlich englischen Waaren seit 1898 eine Zollermäßigung von 25 pCt. gewährt, die vom 1. Juni d. Js. ab auf $33^1/_3$ pCt. erhöht werden soll. Der oben genannte australische Delegirte hat angekündigt, daß das vereinigte Australien dem Beispiel von Canada folgen werde. England ist schon seit langer Zeit nicht mehr grundsätzlich freihändlerisch. Lord Salisbury hat sich bereits 1892 zu dem Standpunkt bekannt, ob Freihandel oder Schutzzoll herrschen solle, sei lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit. Sobald daher der Zeitpunkt gekommen ist, in welchem die Verwirklichung der Idee des Reichszollvereins reif erscheint, werden man-

chesterliche Anschauungen auch in England kaum noch auf eine so starke Anhängerschaft zählen können, daß sie den Ausschlag nach der entgegengesetzten Seite geben könnten. Ob die wirthschaftlichen Interessen auf die Dauer so mächtig bleiben werden, um auch wie einstmals Deutschland der politischen Föderation, durch den Zollverein, als Brücke zu dienen, ist eine Zukunftsfrage. Ohne einen stark föderativen Beigeschmack wird es jedenfalls auch dabei nicht abgehen."

Ähnlich spricht sich die „Frankfurter Zeitung" in ihrer Nr. 109, Abendblatt, aus, hebt dabei aber besonders die Kompetenzen hervor, die der „Australische Staaten-Bund" für seinen obersten Gerichtshof verlangt, die, wenn sie perfekt werden sollten, England nur noch als ein unwerthiges Anhängsel erscheinen ließen. Der Artikel lautet: „Der Australische Staatenbund und England. London, 19. April. Der Verfassungs-Entwurf für den Australischen Staatenbund ist gestern unter dem Titel „Commonwealth of Australia Constitution Bill" zusammen mit der darauf bezüglichen amtlichen Korrespondenz und anderen Aktenstücken als parlamentarische Drucksache veröffentlicht worden. Der Entwurf schafft, wenn er Gesetzeskraft erhält, ein australisches Parlament, das aus einem Senate und einem Repräsentantenhause gebildet wird und wenigstens einmal in jedem Jahre zusammentreten muß. Die Mitglieder des Senats werden auf sechs Jahre von den Bürgern des betreffenden Staates direkt gewählt. Das Repräsentantenhaus besteht aus Abgeordneten, welche direkt von den Bürgern Australiens gewählt werden, und deren Zahl soll der doppelten Zahl der Senatoren möglichst nahe kommen. Das Repräsentantenhaus kann nur für drei Jahre gewählt werden und darf zu jeder Zeit vom Generalgouverneur aufgelöst werden. Der Entwurf führt 39 verschiedene, alle australische Kolonien berührende Angelegenheiten an, auf welche sich die gesetzgeberische Thätigkeit des Parlaments erstrecken kann. Gleich an zweiter Stelle wird dabei das Zoll- und Steuerwesen angeführt, aber mit der Einschränkung, daß zwischen den einzelnen australischen Staaten oder Theilen von solchen, keine Zölle und Zollunterschiede statthaft sind. Zur gesetzgeberischen Thätigkeit des Parlamentes gehören auch „Auswärtige Angelegenheiten", „Beziehungen des Australischen Staatenbundes zu den Inseln des Stillen Oceans" und „Naturalisation und Fremdenwesen". Die

oberste ausführende Gewalt des Australischen Staatenbundes befindet sich in den Händen der Königin, doch wird sie von einem Generalgouverneur ausgeübt, welcher der Vertreter der Königin ist und von ihr eingesetzt wird. Der Generalgouverneur erhält vom Staatenbund einen Gehalt von 10,000 Pfd. Sterl. jährlich, bis das australische Parlament einen anderen Betrag festsetzt. Dem Generalgouverneur steht ein ausführender Bundesrath berathend zur Seite. Der Generalgouverneur ernennt auch im Namen der Königin die Minister des Staatenbundes, diese müssen entweder Mitglieder des Senates, oder des Repräsentantenhauses sein. Die ausführende Macht des Staatenbundes selbst wird sich auf folgende Regierungs-Departements erstrecken: Post, Telegraphen und Telephone, Land- und See-Vertheidigungswesen, Leuchtthürme, Leuchtschiffe, Baken, Bojen und Quarantäne-Wesen. Das Oberkommando über Militär und Marine führt aber der Generalgouverneur als Vertreter der Königin.

Die oberste richterliche Gewalt des Staatenbundes übt der oberste Bundes-Gerichtshof aus, welcher die Bezeichnung führt: Oberster Gerichtshof von Australien (High Court of Australia). Die Richter desselben werden vom General-Gouverneur zusammen mit seinem ausführenden Rathe ernannt, und dieselben können nur auf Grund einer Adresse beider Häuser des australischen Parlamentes von ihm abgesetzt werden. In gewissen außergewöhnlichen Fällen ist eine Berufung vom Obersten Gerichtshof von Australien an den Geheimen Rath der Königin (Privy Council) vorgesehen. Dieser Punkt hat zu einer bedeutsamen Kontroverse Anlaß gegeben, die noch immer nicht geschlichtet ist, und deren Ausgang möglichen Falles die Annahme des Entwurfes durch das englische Parlament und die englische Regierung verhindern kann. Der darauf bezügliche Paragraph im Entwurfe lautet:

„In keiner Angelegenheit, welche die Auslegung dieser Bundesverfassung oder der Verfassung eines einzelnen Staates betrifft, soll eine Berufung an den Geheimen Rath der Königin statthaft sein, außer wenn öffentliche Interessen irgend eines Theiles der Besitzungen Ihrer Majestät oder des Australischen Staatenbundes oder eines einzelnen australischen Staates in Betracht kommen. Ausgenommen von dem in diesem Paragraphen Bestimmten, soll diese Bundesverfassung nicht das Recht der Königin beeinträchtigen, kraft

ihrer königlichen Prärogative, eine Berufung vom Obersten Gerichtshof von Australien an Ihrer Majestät Geheimen Rath besonders zu gestatten. Aber das Parlament kann Gesetze erlassen, welche die Arten von Angelegenheiten, in Betreff welcher diese Erlaubniß nachgesucht werden kann, einschränken."

Das Recht, die Möglichkeiten der Berufung an den Geheimen Rath der Königin einzuschränken, welches sich Australien hiermit vorbehält, will die englische Regierung, wie es scheint, keinen Falles bewilligen. Die englische Regierung fürchtet, Australien könnte in einer ihr nicht angenehmen Weise selbstständig werden, wenn ein australisches Gericht in letzter Instanz selbst zu entscheiden hat, ob die eine oder andere „auswärtige Angelegenheit", die eine oder andere „Beziehung des australischen Staatenbundes zu den Inseln des Stillen Oceans" oder ähnliche Dinge sind, worüber das australische Parlament Beschlüsse fassen kann oder nicht. Die Premierminister derjenigen fünf australischen Kolonien, welche den Entwurf angenommen haben (West-Australien und Neu-Seeland haben sich den Beitritt noch vorbehalten), sind heute in Melbourne zu einer Konferenz zusammengetreten, um hauptsächlich darüber zu berathen, ob sie den letzten, England anstößigen Satz des obigen Paragraphen fallen lassen wollen oder nicht."

Wie wir im Eingange der Abhandlung über die englischen Kolonien, deren Weiter- und Ausbildung gesprochen, so vollzieht sich auch auf Grund der Nothwendigkeiten ihrer inneren und äußeren Entwicklung ihr Werdegang, bis zu ihren vollständigen Unabhängigkeits-Erklärungen. Es ist daher sehr natürlich, daß die englische Regierung den für sie so verhängnißreichen Konsequenzen der imperialistischen Politik durch Verschleppung und Hindernisse jeglicher Art vorzubeugen sucht. England wird noch genug Ursache erhalten, den imperialistischen Gedanken zu verwünschen, an dem sein Weltreich so sicher zu Grunde geht, als die Flüsse seewärts fließen. Kein Mensch und kein Staat hat noch Konsequenzen gezeitigt, von denen er unberührt geblieben ist.

2. Abschnitt.

Englands Besitzstand und Goldinteresse.

England besitzt mit seinen Kolonien 35669958 qkm mit 432054652 Einwohner. Ohne Kolonien: 314628 qkm mit 40189000 Einwohner. Im Jahre 1886 betrug der Werth seiner Einfuhr 7148, im Jahre 1897 mehr um 2067 Millionen Mark. Der Werth seiner Ausfuhr im Jahre 1886 gegen 4346, im Jahre 1897 mehr um 439 Millionen. Der Werth seines gesammten Außenhandels belief sich im Jahre 1886 auf 11494, im Jahre 1897 auf 14000 Millionen, also mehr: 3506 Millionen. Inzwischen sind die Aufstellungen des englischen statistischen Bureaus von den Jahren 1898 und 1899 bekannt geworden, die wir hier folgen lassen.

Großbritanniens Handelsverkehr mit den verschiedenen Ländern. Nach der Aufstellung des englischen statistischen Bureaus betrug im vergangenen Jahr der Außenhandel des Vereinigten Königreichs 759,56 Millionen Pfd. Sterl., wovon 484,90 Millionen Pfd. Sterl. auf die Einfuhr (gegen 470,38 im Vorjahr) und 264,66 Millionen Pfd. Sterl. (gegen 233,36 in 1898) auf die Ausfuhr entfallen. An der Einfuhr sind vornehmlich folgende Staaten betheiligt:

	Einfuhr:			
	1899		1898	
Vereinigte Staaten	120,01	Millionen	126,06	Millionen
Frankreich	53,28	„	51,40	„
Britisch-Ostindien	38,81	„	36,26	„
Australien	33,36	„	28,85	„
Niederlande	30,48	„	28,53	„
Deutschland	30,04	„	28,53	„
Belgien	22,81	„	21,53	„
Canada	20,22	„	20,40	„
Rußland	18,69	„	19,49	„
Skandinavien	15,37	„	14,72	„
Spanien	15,33	„	13,92	„
Dänemark	12,44	„	11,70	„
Argentinien	10,94	„	7,79	„
Aegypten	10,92	„	8,86	„

Danach ist die Einfuhr aus allen größeren Staaten gewachsen, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika und Rußlands. Bei der nordamerikanischen Union beträgt der Ausfall über 6 Millionen Pfd. Sterl. Deutschland steht mit einer Einfuhr von ungefähr 30 Millionen Pfd. Sterl. an sechster Stelle. In Wirklichkeit dürfte es nicht weit hinter Frankreich zurückbleiben, da ein großer Theil seines Exports über niederländische und belgische Häfen geht und in England als aus Holland bezw. Belgien kommend registrirt wird. An der Ausfuhr aus England ist Deutschland nach der englischen Statistik mit 25,84 Millionen Pfd. Sterl. betheiligt, und steht damit an zweiter Stelle.

	Ausfuhr	
	1899	1898
Britisch-Ostindien	35,43 Millionen	33,68 Millionen
Deutschland	25,84 „	22,63 „
Australien	22,50 „	21,12 „
Vereinigte Staaten	17,61 „	14,36 „
Frankreich	15,42 „	13,71 „
Rußland	11,75 „	9,23 „
Capland und Natal	11,40 „	12,20 „
Belgien	9,89 „	8,80 „
Niederlande	9,53 „	8,62 „

Diese Zahlen gewinnen ein steigendes Interesse, wenn man sie mit denen der anderen Länder und Reiche vergleicht. So hat Rußland mit seinen Kolonien 22700466 qkm mit 128497000 Einwohner, ohne diese 5389985 qkm mit 103500000 Einwohner. Das Deutsche Reich mit seinen Kolonien 3139817 qkm mit 64283000 Einwohner, ohne Kolonien haben wir nur 540657 qkm mit 54000000 Einwohner. Ohne Kolonien haben wir 14 Millionen mehr Einwohner wie England, und dennoch beherrscht es in seinen Kolonien 391865652 Einwohner mehr als wir. Das deutsche Volk gleicht einem von Gesundheit strotzenden Mann, der für seine Kraft nicht die nöthige Arbeit hat, *die er in seinem Interesse und zu seinem Vortheil verrichten kann*. Er verwendet daher einen Theil seiner Kraft für Arbeiten in fremden Diensten oder doch nur zum Vortheile Fremder, die seine Kräfte ausnützen. Durch die Verwerthung der deutschen Arbeit in fremden Ländern erwachsen Deutschland seine gefährlichsten Rivalen. Also nicht allein, daß das deutsche Volk in Folge des Mangels genügender Arbeitsgelegenheiten werthvolle Arbeitskräfte an fremde Länder

abgiebt, so erfährt es durch die deutsche Arbeit im Auslande auch noch eine gefährliche Konkurrenz; der ausgewanderte Deutsche rivalisirt mit seinen Landsleuten. Welche ungeheure Summe deutscher Arbeitskraft wirkt in Amerika und Ungarn?*) In Brasilien giebt es ganze Distrikte, in welchen deutsches Element prävalirt. Wo wir auf der Erde hinsehen, finden wir deutsche Brüder, die aber schon zum größten Theil ihrem Mutterlande entfremdet sind. Welche Rolle spielte Deutschland unter den Völkern der Erde, wenn seine Volkskräfte nur seit hundert Jahren ihm allein geblieben wären? Wir hätten die Engländer weit hinter uns zurück gelassen, und wo jetzt die englische Flagge weht, glänzte die deutsche und gäbe Zeugniß von wahrer Humanität und Civilisation. Das Herz kann einem bluten, und die Fäuste ballen sich, wenn man übersieht, welche Bedeutung das deutsche Volk auf dem Erdballe besitzen könnte, wenn die Deutschen „als Volk" nicht „jene Mißhandlungen" erfahren, wenn seine einzelnen Stämme nicht als „Objekte", als „Kompensations-Werthe" behandelt worden wären und man den deutsch-nationalen Geist nicht systematisch wie prinzipiell unterdrückt hätte. Das sind Erinnerungen und Fragen, welche bei der Beurtheilung der allgemeinen politischen, sozial-, wirthschafts- und handels-politischen Lage unseres Volkes nicht genug zu beachten sind. England hat für seine Macht-Sphäre einen großen Mangel an Menschen-Material, wir, einen für uns unverwertheten Überschuß, der noch durch volkswirthschaftliche Fehler der Reichsregierung verstärkt wird. Während die Arbeitsangebote in den Städten, zumal in den großen, sich stetig vermehren, hat das Land den empfindlichsten Mangel an Arbeitskräften, und unterliegt die deutsche Landwirthschaft dadurch noch der falschen Beurtheilung: als wäre sie nicht im Stande, das zur Volksernährung nöthige Brod-Getreide zu bauen, eine vollständig unwahre, tendenziöse Behauptung, deren Unrichtigkeit schon öfter zahlenmäßig nachgewiesen worden ist. Die Behandlung, welche die deutsche Landwirthschaft Seitens der Regierung, der Großindustrie und des Handels erfährt, läßt sich prägnant mit der Lage eines Handwerkers vergleichen, dem man seine Arbeits-Instrumente vorenthält, ihm aber dennoch den Vorwurf macht, keine Waaren zu produziren. Der Landwirthschaft sind durch

*) Bei der letzten ungarischen Landes-Ausstellung trugen gerade die Hauptaussteller deutsche Namen.

eine ganze Reihe sozial- und wirthschafts-politischer Gesetze, sowie durch Maßnahmen in der Handelspolitik die Arbeitskräfte entzogen worden, sie kann mithin so wenig den Anforderungen entsprechen, als ein Handwerker, dem man das Handwerkszeug genommen hat. Wir müssen weitere Gedanken über dieses Thema in der vorliegenden Arbeit zurückhalten, berührt mußten sie aber werden, um den nichtsnutzigen falschen Annahmen die Spitze abzubrechen. Der zum Theil relative Überschuß an Arbeitskräften würde sich bedeutend verringern, wenn eine, innerhalb der gesammten deutschen Arbeitsgelegenheiten richtige Vertheilung der Arbeitskräfte ermöglicht würde. Ein Gleichgewicht zwischen Arbeitsgelegenheiten und Arbeitskräften thunlichst herzustellen, gehört zu den vornehmsten und wichtigsten Postulaten einer umsichtigen, verständigen wie providentiellen Regierung. Wie wir durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 67, vom 21. März, soeben erfahren, hat die Staatsregierung — wie sich das Blatt ausdrückt — vermöge ihres „lebhaften Interesses", welches sie an der thunlichsten Beseitigung des schwer auf der Landwirthschaft lastenden Mangels an ländlichen Arbeitern nimmt, eine Enquete veranlaßt, indem der Herr Minister des Innern, im Verein mit dem Herrn Minister für Landwirthschaft, am 5. d. M. (März) unter Beiziehung sachkundiger Mitglieder der Landesvertretung sich über die aufgeworfene Frage benahm. Bei dieser Besprechung traten zwei Hauptpunkte in den Vordergrund: die Zulassung polnischer Arbeiter und die Heranziehung ausländischer Arbeitskräfte anderer Nationalität. Von den beiden Herrn Ministern wurde zur näheren Ausführung dieses Grundgedankens eine weitere Besprechung auf den 26. d. M. (März) in das Abgeordnetenhaus einberufen. Der springende Punkt für alle Enqueten im Interesse der Landwirthschaft, ist die Hebung der Werthe landwirthschaftlicher Produkte. Können die Landwirthe wieder über den Selbstkostenpreis produziren, und erhalten sie wieder eine für ihren Betrieb erforderliche Grundrente, so können sie ihren Arbeitern auch eine bessere Lebenshaltung gewähren und verhindern dadurch die „Landflucht". Man schneide die Frage nur da an, wo ihre Übel sitzen, denn nur dann kann man an den Ernst der Abhülfe glauben. Hier haben unsere National-Ökonomen den Nachweis für die Brauchbarkeit und den praktischen Werth ihrer „Wissenschaft" zu liefern.

Um das Interesse, welches England für das „Gold" hat, flüchtig aber treffend zu kennzeichnen, entnehmen wir dem „Rheinischen Courier" aus seiner Nr. 63, Abend-Ausgabe vom 5. März, nachstehenden Artikel: „Um „rothes Gold". Wenn auch die englische Presse nicht müde wird, dem Festlande gegenüber zu erklären, daß der Krieg in Südafrika nur im Interesse der ganzen Welt geführt wird, so scheut sich doch ein Theil derselben nicht, den Gewinn zu berechnen, der dem englischen Volke aus dem kaiserlichen Raid zu Theil werden wird.

„The Penny Pictorial Magazine" bringt in einer ihrer letzten Nummern eine genaue Berechnung über den Gewinn und spricht sich wie folgt aus:

„Wenn es eine Sache giebt, die mehr als alle Anderen die großen Nationen der Welt beunruhigt, so ist es die Thatsache, daß, wenn England das ganze Südafrika in seinem Besitze hat, dessen jährlicher Werth an Minengold etwa ein Viertel der ganzen Produktion der Welt ausmacht, es dann in seinen Händen die Hälfte der Goldproduktion der Erde haben würde.

Hier sind einige Zahlen, welche ungefähr zeigen, wie das britische Kaiserreich steht im Verhältnisse zur Goldproduktion, und was seine Lage sein würde, wenn ganz Süd-Afrika ihm gehören würde. Heute kontrolliren wir jährlich für 13 Millionen Pfund Gold, erzeugt von Australien, Indien, Canada, Britisch Guinea und Wales. Die Goldproduktion der ganzen Welt beträgt jährlich etwa 50 Millionen Pfund. Wenn wir also den 13 Millionen, die wir bereits kontrolliren, den 12 Millionen, welche in ganz Süd-Afrika erzeugt werden, addiren, so finden wir, daß genau die Hälfte von dem Golde der ganzen Welt in britische Hände übergeht."

Das ist also das Ziel, nach welchem Groß-Britannien strebt. Schon fallen die Burenfrauen in den Laufgräben, die sie so tapfer mit ihren Männern vertheidigten. Wie lange wird die Welt mit verschränkten Armen diesem Schauspiel zusehen?

Graf A. von Bothmer.

Anmerkung der Redaktion. Zur Erläuterung der vorstehenden Angaben wollen wir bemerken, daß es sich bei den „50 Millionen Pfund" um den Werth der Goldproduktion handelt, und zwar in englischen Pfunden Goldes. Da das Pfund Sterling 20 Mark ausmacht, so haben wir es also, in Mark umgerechnet, mit einer jähr-

lichen Goldproduktion im Werthe von einer Milliarde zu thun. Von dieser Milliarde werden die Engländer, wenn sie die südafrikanischen Republiken unter den Daumen bekommen, die Hälfte in der „Kontrolle" haben, wie das englische Blatt sich anmuthvoll ausdrückt. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß die Mehrzahl der Kulturstaaten die Goldwährung hat oder doch die Goldwährung einführen will, um darzuthun, was es heißt, wenn England zur Hälfte der Goldlieferant der Welt ist für Münz- und Industriezwecke! Vor einem Jahrzehnt belief sich die Goldproduktion Südafrikas auf 13 pCt. der Gesammtproduktion, heute macht sie schon den vierten Theil aus, und ganz zweifellos ist, daß der Transvaal, als Gold produzirendes Land für die Welt in den nächsten Jahren eine steigende Bedeutung gewinnen wird.

Es ist also nicht nur ein ideales Interesse, wenn das anständige Europa für die Unabhängigkeit und Freiheit des Burenlandes eintritt, auch seine materiellen Interessen sind stark engagirt, denn es hat gar keine Veranlassung, einen der Hauptgoldlieferanten für den internationalen Handel und die internationale Produktion in englische Abhängigkeit gerathen zu lassen. Welchen Werth der herrschaftsgierige John Bull der englischen Gold-„Kontrolle" beimißt, hat der vielsagende Artikel des Londoner Blattes deutlich gezeigt."

Welch' begreifliches Interesse England, namentlich aber die Kapitalisten-Sippe, an den Goldfeldern Südafrikas nehmen, zeigt der vorstehende Artikel. Aus dem Folgenden mag entnommen werden, wie die Chartered Company Geschäfte machte und macht. Ebenfalls dem „Rheinischen Courier" entnehmen wir aus seiner Nr. 104, Beilage der Morgenausgabe, Folgendes: „Wie die Chartered Company in Südafrika ihre Geschäfte macht? Über diesen Gegenstand veröffentlicht der „Truth" unter dem 29. März d. J. folgende interessante Liste über die Profite, welche die einzelnen Aktienbesitzer dieser, aus den ersten englischen Finanziers gebildeten Gesellschaft, dabei machen. Es heißt daselbst:

„Die ersten Eigenthümer der Konzession, die der unglückliche König Lobengula ertheilt hatte, gaben höchstens 20000 Pfund dafür, welche dieselbe einer Gesellschaft mit einem Kapital von 100000 Pfund übergaben. Diese Gesellschaft verkaufte ihre Rechte der Chartered Company für eine Million in Aktien, indem sie für

sich selbst noch die Hälfte aller voraussichtlichen Gewinne aus den Geschäften vorbehielt. Diese Hälfte wurde wieder an eine Gesellschaft, genannt „Konzession-Gesellschaft", mit einem Kapital von „vier Millionen" Pfund abgegeben. Diese Konzessions-Gesellschaft wurde wieder verkauft an die Chartered Company für „eine" Million Aktien der letzteren Gesellschaft. Einige Personen, welche Konzession verlangten, die möglicher Weise mit denen der Chartered Company in Konflikt gekommen wären, wurden aufgekauft mit Aktien der Konzessions-Gesellschaft, aber in Wirklichkeit waren die Aktienbesitzer der beiden Gesellschaften dieselben Finanzmänner. Im Jahre 1895 wurde eine neue Ausgabe von Aktien der Chartered Company veranlaßt, welche verkauft wurden an die Aktienbesitzer pro rata für einen beträchtlich niedrigeren Preis, als die Aktien auf dem öffentlichen Markt verkauft wurden. Der Preis der „ein Pfund"-Aktie der Gesellschaft stieg vor dem Jameson-Einfall und erreichte zwei Monate vor demselben die Höhe von acht Pfund. Der Durchschnitts-Profit der Aktie kann kaum weniger, als vier Pfund betragen haben, aber eher mehr.

Auf dieser Grundlage betrug der Profit der Aktienbesitzer, welche vor dem Einfall des Dr. Jameson in Transvaal viel verkauften, die Gesammtsumme von 3253188 Pfund, die in folgende Theile zerfällt:

Namen der Aktienbesitzer	Aktien	Profit
Herzog of Aberkorn	3,581	14,324 Pfund
Herzog of Fife	3,677	14,708 „
Earl Grey	6,903	27,612 „
Lord Gifford	9,597	38,388 „
Sir Horace Farquhar	15,232	60,928 „
Mr. Rhodes	136,594	546,376 „
Mr. A. Beit	114,880	459,520 „
Mr. Rochfort Maguire	57,215	228,860 „
Goldfeld auf South Africa	119,277	477,108 „
Thos Rudd	2,984	11,936 „
C. D. Rudd	17,896	71,584 „
Lord Rothschild	41,899	167,596 „
Georg Cawston	6,696	26,784 „
Beit Syndicate	32,500	130,000 „
Beit and Rhodes	209,491	837,964 „
Beit and Cawston	6,475	25,900 „
Rhodes and Beit	11,400	45,600 „
Rhodes, Rudd and Beid	17,000	68,000 „

Hierzu sind folgende Bemerkungen des „Truth" von Interesse:

„Augenblicklich bezahlt „Rhodesia" (also der Staat der Gesellschaft) nicht seine Arbeitsausgaben. Das Land ist goldreich, aber der Felsen, in welchem das Gold gefunden wird, ist sehr verschieden von der Goldformation in Transvaal. Möglicher Weise könnte eine ordentliche Dividende aus dem veranlagten Kapital gezogen werden, welches gegenwärtig noch auf einigen Minen verbraucht wird, aber die Anlagen sind sehr hoch kapitalisirt worden, damit die gegenwärtigen Förderer bald Gold erhalten, abhängig von den Mineresultaten und auch, weil die Chartered Company einen Theil des Nominal-Kapitals verlangt, der zwischen 30—50 pCt. variirt. Die Chartered Company hat nun ein großes Anlage-Kapital und garantirte Interessen auf verschiedenen Eisenbahnen. Wenn man also die Sache vom praktischen Geschäfts-Standpunkt betrachtet, so ist nicht zu ersehen, daß diese Aktien irgend welchen Werth haben, außer wenn es möglich wäre, daß Rhodes die kaiserliche oder die Capregierung zwingt, die ganze Unternehmung zu kaufen. Aber selbst wenn ihm dieses gelungen, so bleibt es doch zweifelhaft, daß er die britischen oder die Cap-Steuerzahler veranlassen könnte, diese sehr spekulative Angelegenheit für mehr, als ihr Anlagekapital zu gewinnen, — um so mehr, als sie auch die Eisenbahnen-Garantien zu übernehmen hätten."

So weit folgen wir also den Mittheilungen des „Truth", aber sie genügen vollkommen, um zu zeigen, um welchen Blut- und Geldpreis dieser Krieg zwischen England und Transvaal geführt wird. Es ist ein Kampf, in welchem es sich gleichzeitig entscheiden wird, ob für eine gewisse Geschichtsperiode die bisherige Geldwirthschaft oder die Lehren des Christenthums und der Moralität das Wohl und Wehe der Völker bestimmen werden."

Wie sich aber in England, allerdings nur sehr beziehungsweise, die Ansichten zu klären anfangen und wenigstens ein kleiner Theil des Publikums hinter die Coulissen zu sehen beginnt, zeigt eine Jahresversammlung der „National Liberal Federation". Den „Münchener Neuesten Nachrichten", Morgenblatt zu Nr. 153, vom 31. März, entnehmen wir: „London, 28. März. Die Liberalen und der Krieg. Gestern begann in Nottingham die Jahresversammlung der „National Liberal Federation", der großen centralen Vereinigung der lokalen liberalen Parteivereine. Die Konferenz war

besuchter als je; es waren an die tausend Delegirte anwesend, die über 500 liberale Partei-Organisationen vertraten. Für die Delegirten existirte offenbar nur das eine Thema „Südafrika und der Krieg", und wenn von den vier Resolutionen, die gestern erledigt wurden, nur eine den Krieg berührte, so wurde doch auch bei den drei anderen nichts, als der Krieg diskutirt. Die Kriegsresolution war absolut farblos und nichtssagend, aber die Reden, die gehalten wurden, waren das keineswegs. Sie und die Aufnahme, die sie fanden, zeigten zur Überraschung nicht weniger Leute, daß in der liberalen Partei im Lande die Abneigung gegen den Krieg und das Verlangen nach einem Frieden, der den nationalen Aspirationen der Buren nicht zu nahe tritt, weit mächtiger sind, als man aus der Haltung der liberalen Presse und der liberalen Partei im Parlament hätte schließen können. Mehr als vier Fünftel aller Reden waren ganz im Sinne der Friedenspartei, und je schärfer der Krieg und Chamberlain's Politik verurtheilt wurden, desto brausender war der Beifall der Versammlung. Die Redner, die wenigstens einen Theil der Schuld an dem Krieg, den Buren zumessen wollten, und die dem herrschenden Imperialismus Konzessionen machten, konnten kaum Gehör finden. Absolut einig war die Versammlung in der Forderung, daß der Chartered Company ein Ende gemacht und der finanzielle Faktor, der in der Geschichte der letzten Jahre eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hat, aus der südafrikanischen Frage eliminirt werden muß. Ich hebe folgende Stellen aus der Rede des hochangesehenen Präsidenten der Föderation, des Dr. Spence Watson, hervor: „Wir bekämpfen zwei unabhängige Staaten. Stehen wir im Begriff, absichtlich ihre Unabhängigkeit und Freiheit zu zerstören? England kann sicherlich nicht so tief sinken, um das zu wollen." Die liberale Partei müsse Alles einsetzen, daß den zwei Republiken die weiteste Unabhängigkeit, die mit einer Vermeidung der Wiederkehr der heutigen Ereignisse vereinbar sei, belassen werde. Davon hänge das Schicksal von ganz Südafrika, ja, vielleicht des ganzen britischen Reiches ab."

Die „Sunday-Times" kommt in einem Artikel, den sie über Entnüchterung der Stimmung in England schreibt, auch auf die Ursache des Krieges zu sprechen und sagt: „Die Vergehen der Herren Rhodes und der Chartered Company wünschen wir keineswegs in mildernderem Lichte erscheinen zu lassen. Wenn die Regelung kommt,

kann die Regierung sich gestatten, gerecht und versöhnlich zu sein, ohne im Geringsten nach diesen Leuten zu hören. Rhodesia sollte der Chartered Company abgenommen und direkt durch, der britischen Regierung verantwortliche Beamte verwaltet werden. Zweifellos müssen wir in angemessener Zeit dem Transvaal und dem Freistaate ein sehr volles Maß von Selbstverwaltung wiedergeben."

Der „Frankfurter Zeitung", Nr. 90, fünftes Morgenblatt vom 1. April, entnehmen wir folgenden, sehr interessanten Situations-Artikel. Das Blatt schreibt: „England und Transvaal. Die australischen Arbeiter und der Krieg in Südafrika. Die in Melbourne erscheinende sozialistische Zeitung „Tocsin" hat einen Aufruf an die Arbeiter von Victoria veröffentlicht, in dem die Absichten der Kapitalisten, welche den Krieg in Südafrika hervorgerufen haben, folgendermaßen gekennzeichnet werden:

„Der „Tocsin" hat Euch bereits mitgetheilt, daß Hays Hammond am 23. November den Aktionären der „Rand Consolidated Gold Mining Company" erklärte, die Besiegung der Transvaal-Republik würde freie und unbeschränkte Beschaffung schwarzer Arbeiter bedeuten. Die jetzt vorliegenden gedruckten Jahresberichte anderer Transvaal-Gesellschaften enthalten ähnliche Erklärungen, und sie berechnen die Herabsetzung der Löhne auf 40 Prozent — beinahe die Hälfte! Was dünkt Euch solcher Patriotismus? Am 14. Dezember vorigen Jahres erklärte auf der Jahresversammlung der Chartered Company im Cannon Street Hotel in London, auf welcher der Herzog von Abercon, Lord Gifford, Earl Grey und andere Männer von unserem Blute anwesend waren, der letztgenannte Patriot, daß, wenn die Engländer die Republik besiegt hätten, dann „keine weißen Arbeiter mehr angestellt werden würden". Wie denkt Ihr, stellt sich das für Eure Landsleute dar? Ferner: „Ihre Direktoren sind schon in Unterhandlung wegen Beschaffung asiatischer Arbeiter", und ferner noch: Um die Schwarzen zu zwingen, in den Minen zu arbeiten, „wird eine Arbeitssteuer allen den Schwarzen auferlegt werden, die nicht ein (von den Minen-Besitzern ausgestelltes) Zeugniß, daß sie vier Monate im Jahre gearbeitet haben, vorlegen können". „Wir können auf die Zustimmung der englischen Behörden rechnen." „Wir haben die Zusicherung von Ihrer Majestät Regierung." „Ihrer Majestät

Regierung wird unsere Wünsche weder unberücksichtigt lassen wollen noch können."

Keine weißen Arbeiter! Einfuhr von Asiaten! Besteuerung aller Schwarzen, die nicht für die Erpresser arbeiten wollen! Das ist die kapitalistische Tagesordnung für Südafrika. Und wenn nachher die Nation mit ihrem Darbringen von Blutopfern fertig ist, wenn die britische Flagge triumphirend vom Sambesi bis zum Cap weht, wenn die britischen Truppen damit fertig sind, Siege zu gewinnen für die Erpresser, die die Produktionsmittel im Besitze haben, und wenn dann der britische Arbeiter die Straßen nach Arbeit abläuft, — dann wird er die stolze Befriedigung haben, zu wissen, daß er patriotisch gejubelt hat im Interesse einer Rotte, die, ehe der Krieg schon zu Ende war, entschieden hat, daß kein weißer Mann sich um Arbeit zu bewerben braucht! Nur Chinesen und Neger werden verlangt! Verdaut diese Thatsachen!

Schwarze Arbeiter: In Kimberley beschäftigt der Brite Rhodes nur schwarze Arbeiter. Die Regierung der Transvaal-Republik legte der Beschäftigung schwarzer Arbeiter schwere Einschränkungen auf, und dadurch sicherte sie weißen Bergarbeitern eine Masse Arbeit. Thomas Burt, der Sekretär des Verbandes der Bergarbeiter von Northumberland, erklärt in seiner offiziellen Übersicht über das Jahr 1899: „Diejenigen Mitglieder, welche aus Transvaal zurückgekehrt sind, äußern sich einstimmig dahin, daß die Beseitigung der Republik, Ausschließung der weißen Bergarbeiter aus den Goldfeldern bedeuten wird."

Löhne: Löhne für weiße Arbeiter sind in der Transvaal-Republik beinahe doppelt so hoch, wie in Kimberley, und die eingestandene Absicht der Großkapitalisten ist die, die Republik zu vernichten, um die Löhne auf dasselbe Niveau herabzusetzen, auf dem sie in Kimberley stehen.

Arbeitszeit: In Kimberley läßt Rhodes seine Schwarzen zwölf Stunden täglich arbeiten. Die Regierung der Transvaal-Republik hat den Arbeitstag für Schwarze und Weiße gesetzlich auf acht Stunden normirt.

Sonntagsruhe: In Kimberley ruht der Betrieb der Minen nie. In Transvaal ist das Arbeiten an Sonntagen verboten, und der Zuwiderhandelnde wird mit schwerer Strafe belegt."

(Wir haben wiederholt hervorgehoben, daß die große Masse

der ehrlichen tapferen Engländer, die Blut und Geld opfern, um die südafrikanischen Republiken zu vernichten, sich gar nicht klar darüber sind, welchen Zwecken sie dienen. Red.)"

---

3. Abschnitt.

Englands Rückständigkeit in wissenschaftlicher, geistiger und moralischer Hinsicht.

Die Aufgabe, welche wir uns für die vorliegende Arbeit gestellt, besteht in erster Linie darin, sie in einer Weise zu erledigen, die dem Publikum die Urtheile erleichtert und es in den Stand setzt, richtig zu urtheilen. Aus dem Grunde hat unsere Arbeit auch vielfach den Charakter eines Referats, indem wir die Ansichten maßgebender Männer und der Presse hier wiedergeben. Namentlich was die Letztere betrifft, kommt es häufig vor, daß die besten und klärendsten Arbeiten wenig oder gar nicht beachtet werden und so hinsichtlich ihres Zweckes verloren gehen. Diesem Mißstande so viel als möglich abzuhelfen, ziehen wir die betreffenden Artikel heran und stellen sie zur Revue. Wir beginnen mit der „Kölnischen Zeitung", der man Alles nachsagen kann, nur keine Animosität gegen England. Wenn sich das Blatt deshalb über „Englands wissenschaftliche Rückständigkeit" äußert, so wird das immer noch das Günstigste sein, was sich über dieses Thema sagen läßt. Komisch wirkt in diesem Artikel, daß das Blatt im Drange seiner Freundschaft für England, sich entschuldigend, immer auf die englischen Urtheile verweist. Der Artikel in der Beilage zur ersten Morgen-Ausgabe, Nr. 188a, vom 10. März, lautet: „Englands wissenschaftliche Rückständigkeit. An dem Ruhmeskranze, den England sich durch seine weltumfassende Thätigkeit in Handel und Verkehr, in Gewerbe und Wissenschaft, auf allen Gebieten menschlichen Schaffens errungen hatte, um den es von allen Nationen beneidet wurde, ist seit Jahrzehnten ein Blatt nach dem anderen gewelkt, manches Blatt dürr zu Boden gefallen. In den einsichtigen Kreisen Englands verschließt man sich dieser Thatsache auch keineswegs. Vielmehr sind es hauptsächlich

englische Stimmen, die immer wieder ihren warnenden Ruf erheben, auf die Gefahren hinweisen, die England aus dem Wettbewerb des Auslandes drohen, die Erfolge hervorheben, die da und dort über englische Leistungen errungen werden. So bereitet der Wettbewerb Amerikas, der überall auf dem Weltmarkte mit England siegreich in die Schranken tritt, jenen Mahnern und Warnern schwere Sorgen. Mehr noch ist das erfolgreiche Vordringen Deutschlands auf den verschiedensten Gebieten, was geradezu wie Alpdruck auf ihnen lastet. Den lauten Klagen, daß Deutschlands Ausfuhrhandel zum Schaden Englands auf dem Weltmarkte immer weitere Ausdehnung gewinne, begegnet man in der englischen Presse nachgerade so regelmäßig und häufig, daß nähere Angaben hierüber unnöthig sind. Aber auch auf zahlreichen, wenn nicht den weitaus meisten technischen Einzelgebieten wird Englands Rückgang festgestellt. In der Chemie, der chemischen Wissenschaft wie der chemischen Industrie sähen die Engländer sich von Deutschlands Leistungen durchweg überflügelt, sähen sie ihre Erzeugnisse mehr und mehr von den Deutschen verdrängt. In der Erzeugung der Farbstoffe, Riechstoffe, Sprengstoffe, besonders der Sicherheitssprengstoffe, der gepreßten Gase u. s. w. seien Deutschlands Gelehrte und Industrielle Pfadfinder geworden und beherrschten die Deutschen den Markt überhaupt. In Verbindung mit der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Felde der Chemie, und als natürliche Folgeerscheinung, sei die Hüttenkunde und Metallurgie in Deutschland in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gehoben worden, daß England auch hierin in den Schatten gestellt zu werden drohe. Damit wiederum hänge es zusammen, daß der Schiffbau, in welchem England noch vor kurzem die Alleinherrschaft hatte, sich neuerdings in Deutschland mächtig entwickelt, und es von der früher stets in Anspruch genommenen englischen Hülfe fast ganz unabhängig gemacht habe. Weiter bricht sich mehr und mehr die Überzeugung Bahn, daß auch das Eisenbahnwesen, das in England unter der Ungunst der vielen, sich gegenseitig bekämpfenden Gesellschaften leide, in Deutschland sich in einer dem Wohle der Gesammtheit und des Landes weitaus dienlichern Weise entwickelt habe. Namentlich finde die Eisenbahntechnik dort neben der praktischen, zugleich eine gründliche wissenschaftliche Pflege, von deren Bedeutung nur wenige englische Fachmänner eine genügende Vorstellung hätten. Das Gleiche gelte von

der Ingenieurbaukunst, die beispielsweise im Brückenbau eine so hohe Stufe erreicht habe, und zwar ebenfalls in Wissenschaft wie Praxis, daß England, einstmals hierin der Deutschen Amme und Lehrmeisterin, heute von den früheren Schülern nur noch lernen könne. Vollends aber in der jüngsten Fachwissenschaft, der Elektrotechnik, habe Deutschland von vornherein in so ausgesprochener Weise die Führung übernommen, daß Englands Leistungen dagegen überhaupt verschwänden — sowohl im Fernsprechwesen (Berlins Fernsprechnetz allein sei größer, als das ganz Englands) wie in der Telegraphie, wie namentlich auch in der Ausnutzung der Elektrizität zu Kraft- und Arbeitszwecken aller Art. Wo habe ferner England einer wissenschaftlichen und unmittelbar für die Praxis arbeitenden Einrichtung, wie der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin, etwas ähnliches an die Seite zu stellen? Wo fördere es Wissenschaft und Gewerbe in einer gleichen Weise, wie Preußen dies durch Unterstützung der Bestrebungen eines Professors Abbe in Jena thue, dessen physikalische Forscherarbeit die deutsche Optik und Mechanik in der Erzeugung von wissenschaftlichen Instrumenten für Untersuchungen und Feinmessungen — Mikroskope, Fernrohre, photographische Objektive u. s. w. — gegenwärtig auf den ersten Platz der Welt gestellt habe?

So gehen die bedauernden Vergleiche und Hinweise der um die Zukunft ihres Landes besorgten Männer fort, die freilich bis jetzt Rufer in der Wüste waren. Und wie ein rother Faden zieht sich durch ihre Klagen immer wiederkehrend die Mahnung, daß man in England anfangen müsse, zu arbeiten wie der Deutsche: die gründliche und planmäßige, vor allem die auf tüchtige Bildung, auf wissenschaftliche Grundlage sich stützende, von ihr ausgehende und von ihr getragene Arbeit — das sei es, was Deutschland so vorwärts gebracht und ihm ein so großes Übergewicht verliehen habe. Der Engländer fühle sich noch zu sicher in seinem alten Ruhm, seinen einstigen Erfolgen, poche auf die „unerschöpflichen Hülfsquellen" des Landes, auf seinen sprüchwörtlich gewordenen „praktischen Sinn". Die bloße äußere Fertigkeit, das handwerksmäßige Können genügen aber heutzutage nicht mehr, um auf den umfassenden Einzelgebieten, in die das menschliche Schaffen sich mehr und mehr auflöse, dauernde Erfolge zu erzielen. Neben der praktischen Übung habe die Wissenschaft hier eine so große Bedeutung

gewonnen, daß, wo sie nicht gründlich gepflegt, ja, zum Ausgangspunkt genommen werde, der Rückgang unvermeidlich sei. Daran habe England es fehlen lassen, und der Grund seiner Rückständigkeit auf so vielen Gebieten der Praxis sei eben die Rückständigkeit in der Wissenschaft auf denselben Gebieten.

In Deutschland werden solche Ausführungen, thatsächlich gute deutsche Gedanken, auf keinen Widerspruch stoßen. Ist doch diese beklagte Rückständigkeit bei uns längst kein Geheimniß mehr; wir können nur unserer Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß man den schon alten Mahnungen der Besten des Volkes und der tüchtigen Berufsgelehrten, an denen es England keineswegs mangelt, bisher so wenig Gewicht beigelegt hat.

Neuerdings haben die Engländer in ihrem Kampfe mit den Buren der Welt nun auch das Schauspiel einer Rückständigkeit auf dem Gebiete des Kriegswesens geboten, wie sie selbst der schwarzseherische sachverständige Kenner englischer Verhältnisse nicht für möglich gehalten hätte. Es zeugt von der Tüchtigkeit und politischen Reife des britischen Volkes, daß die schweren Mißerfolge verhältnißmäßig ruhig getragen und nicht alsbald, wie seiner Zeit in Frankreich, jedesmal einem Sündenbock, einem „Verräther" aufgebürdet wurden, daß man vielmehr mit Ernst nach sachlichen Gründen für die Niederlagen suchte. Dieses Forschen nach den Ursachen, insbesondere nach den „inneren Gründen", den „tiefern Ursachen", nimmt in der englischen Presse einen breiten Raum ein; eine klare, einfache Antwort auf die Frage pflegt man nicht zu geben oder weicht ihr aus. Daß das Truppen- wie Waffenmaterial gut ist, wird von keiner Seite bestritten. Dem Mute, der Tapferkeit und der Ausdauer des englischen Soldaten wird von den eigenen Führern, wie vom Gegner uneingeschränktes Lob gespendet, und was die von englischer Seite behauptete Minderwerthigkeit ihrer Geschütze gegenüber denen der Buren betrifft, so steht dieser Erklärungsversuch auf derselben Stufe mit der Behauptung, die Buren wären dadurch im Vortheil, daß sie von fremden, will sagen deutschen Offizieren geführt würden. Offenbar sind die Mängel nur in der Führung und den Führern zu suchen, und zwar von der obersten Spitze bis zum letzten Offizier. Die oberste Kriegsleitung in der Heimath ordnete den verzettelten, bruchstückweisen Aufmarsch der Heereskörper an; von den kommandirenden Generälen — White und Buller im Osten,

Gatacre und Lord Methuen im Westen — zeigte sich keiner seiner Aufgabe gewachsen; blindlings, ohne Aufklärung des Geländes u. s. w. gingen sie drauf los, ließen die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln außer Acht, geriethen in Hinterhalte, holten sich blutige Köpfe, wurden vom Feinde umschlossen u. s. w. — kurzum, alle begingen Fehler gegen die Anfangsgründe der Taktik, die jedem jüngsten Hauptmann einer modernen europäischen Truppe seine Stelle kosten würden. „Bulldogtaktik" wurde ihre Truppenführung unlängst hart, aber bezeichnend, genannt, wenn sie sie neuerdings auch mit etwas mehr Vorsicht versetzt haben. Und wo kleinere Abtheilungen unter einem Obersten oder dergleichen vorgingen, überall dieselbe Erscheinung: völlige Unzulänglichkeit der Führung. Das englische Offizierkorps hat zu wenig gelernt, es hat keine hinreichenden, tiefgehenden Fachstudien getrieben, es leidet in seiner Gesammtheit unter einer bedenklichen, nachgrade zum nationalen Grundübel gewordenen wissenschaftlichen Rückständigkeit, hier der Rückständigkeit in der Kriegswissenschaft.

An dieser Thatsache und diesem Urtheil vermögen auch die jüngsten Kriegserfolge, vermag selbst eine endliche vollständige Besiegung der Buren nichts zu ändern. Denn die englische Kriegsmacht steht hier einem Feinde gegenüber, bei dem von kriegswissenschaftlicher Ausbildung erst recht keine Rede ist. Wie es einem englischen Heere aber ergehen würde, wenn es einmal einem auf der Höhe moderner Ausbildung stehenden, in Strategie und Taktik geübten europäischen Gegner gegenüberstände, das auszudenken und sich auszumalen, mag England selbst überlassen bleiben.*)

Rückständigkeit in der Kriegswissenschaft, sagten wir mit gutem Vorbedacht. Es giebt freilich — nicht bloß in England, sondern auch bei uns — noch viele flache Geister, die allenfalls eine Kriegskunst, eine Kriegstechnik gelten lassen, für die aber eine „Wissenschaft" außerhalb der alten „Fakultäten" nicht vorhanden ist, denen technische Wissenschaften, Kriegswissenschaften u. s. w. unfaßbare Dinge sind, und die vollends über einen Begriff wie „Handels-

*) Die vorstehenden Betrachtungen waren schon niedergeschrieben, ehe auf dem Kriegsschauplatze mit dem Eintreffen der Verstärkungen unter Roberts und Kitchener die günstige Wendung für die englischen Waffen eintrat. Daß die grundsätzlichen Darlegungen durch diese Änderung der militärischen Lage nicht berührt werden, bedarf keiner weitern Ausführung.

wissenschaft" achselzuckend und hochmüthig die Nase rümpfen. Derartige kurzsichtige und rückständige Anschauungen haben glücklicher Weise mehr und mehr an Boden verloren. Namentlich bei uns in Deutschland ist heute die Überzeugung von der Bedeutung der Wissenschaft auch für die Gebiete menschlicher Schaffensthätigkeit und für jeglichen Fortschritt auf ihnen, in weite Kreise gedrungen. Durchaus klar sehen hierin beispielsweise auch die weiterblickenden Vertreter des deutschen Handelsstandes, wofür wir in Köln soeben ein glänzendes Beispiel miterleben in der v. Mevissen-Stiftung zur Begründung einer Handelsakademie und namentlich in der von dem hochherzigen Stifter verfaßten, die Nothwendigkeit einer umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung der kaufmännischen Jugend darlegenden Denkschrift. Und aus dem gleichen Geiste hervorgegangen ist eine Auslassung der Hamburger Handelskammer, in ihrem letzten Jahresbericht über die Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit für eine gesunde Entwicklung von Handel und Gewerbe: „Deutschland erntet", so heißt es dort bei Besprechung unserer gegenwärtigen blühenden Geschäftslage, die Früchte seiner Politik, sowie der gründlichen Bildung seiner Bürger, besonders auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete, die sich immer mehr als die beste Rüstung für den wirthschaftlichen Wettstreit bewährt."

Von der Fortsetzung des Artikels in der zweiten Beilage zur Sonntags-Ausgabe Nr. 193 lassen wir nachstehende Stellen folgen: „England rüstet sich, wenn nicht alle Anzeichen trügen, endlich mehr als früher dazu, der deutschen Art der Vorbildung in Schule und Facharbeit sich zu nähern und anzubequemen, um nicht völlig in's Hintertreffen zu gerathen. Die Erfahrungen in Südafrika scheinen nicht bloß ernüchternd, sondern auch klärend und läuternd wirken zu sollen. Vielleicht wird es mit seinen Besserungsversuchen zunächst beim Heereswesen einsetzen. Und hier bedarf es freilich einer völligen Umgestaltung in dem Sinne, daß nicht nur der technischen, sondern vor allem auch der wissenschaftlichen Ausbildung seines Offizierkorps, ohne welche ein Heer der Gegenwart nicht bestehen kann, die vornehmlichste Aufmerksamkeit gewidmet wird. Im Jahre 1866 wurde bekanntlich das Wort geschrieben, der preußische Schulmeister habe über den österreichischen Schulmeister den Sieg davongetragen — ein Ausspruch, der späterhin — in der Form: „Der preußische Schulmeister hat die Schlacht von

Sadowa gewonnen" — zum geflügelten Wort geworden ist. Über Bedeutung und Berechtigung des Ausspruchs ist viel gestritten worden. Versteht man aber unter dem „Schulmeister" die auf bester Schulbildung beruhende, in strengen wissenschaftlichen Fachstudien fortgesetzte und vollendete tüchtige Ausbildung des Offizierkorps, so hat das Wort seine volle Berechtigung. Nur derjenige Offizier, der neben der technischen Ausbildung auf dem Übungsplatz, in der Front, im Manöver u. s. w. zugleich auf den wissenschaftlichen Anstalten, mit der Lehre über Strategie und Taktik, mit dem Studium der Kriegsgeschichte alter und neuer Zeit und ihrer Feldzüge und Schlachten, mit den Einzelheiten und der Wirkungs- und Verwendungsweise der verschiedenen Waffen, mit der Lehre von der Verpflegung der Truppen in Krieg und Frieden, mit der Verwaltung und Gliederung des Heeres und seiner Truppenkörper, mit der Lehre von der Bewegung und Beförderung großer Heeresmassen u. s. w., u. s. w. sich eingehend und gründlich beschäftigt hat, ist im Stande, auch im Ernstfalle auf dem Kriegsschauplatz in jeder Lage sich schnell zurecht zu finden, mit Umsicht und Entschlossenheit die jeweilig zweckmäßigsten Maßnahmen zu treffen, alle sich bietenden Möglichkeiten ohne Verzug auszunutzen — gleichgültig, ob er einem modernen Heere, oder aber indischen Kriegern oder Zulukaffern gegenübersteht. Und was für die Ober- und Unterführer im Kriegswesen, das gilt in sinngemäßer Anwendung genau ebenso für die, zu leitenden Stellungen befähigten, oder in solche eingesetzten Vertreter jedes andern Faches und jeder Berufsthätigkeit.

Ob England sich die in bildlichem, wie in wörtlichem Sinne blutigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte bis zur Gegenwart in ihrem ganzen Umfange nun auch wirklich zu Nutze machen, ob es die guten Rathschläge seiner wohlmeinenden Mahner zu befolgen sich beeilen wird? Die Frage wird man schwerlich mit Bestimmtheit bejahen können. Haben doch selbst bitterböse Schläge, von denen die Engländer hier und dort auf einzelnen Gebieten betroffen worden sind, sie zu einem Aufgeben alter eingewurzelter Gewohnheiten und Einrichtungen nicht zu bestimmen vermocht. Vielen von uns ist ein schwerer Unglücksfall noch in lebhafter Erinnerung, der seiner Zeit in England ungeheures Aufsehen, beiläufig die schmerzlichste Teilnahme auch der ganzen übrigen gesitteten Welt erregte,

ein Unfall zwar nur auf einem Einzelgebiete, aber gleichwohl ein bezeichnendes Beispiel für die Schwerfälligkeit und das ablehnende Verhalten des Engländers gegen bessernde Reformen: der folgenschwere Einsturz der Taybrücke bei Dundee in Schottland. Vor nunmehr zwanzig Jahren, in einer stürmischen Dezembernacht des Jahres 1879, wenige Tagen nach Weihnachten, stürzte das über drei Kilometer lange Riesenbauwerk, als sich eben ein Schnellzug darauf befand, in einer Länge von fast einem Kilometer zusammen und riß in seinem Sturze den Zug sammt allen Insassen mit hinunter in die hochgehenden Fluten des Tay. Wie ein nationales Unglück ward der Unfall im Lande beklagt. Man verstand es nicht, daß dieser stolze Bau, dieser „Triumph der Ingenieurkunst", dessen Herstellung fast neun Jahre in Anspruch genommen hatte, der erst wenige Monate zuvor, in Gegenwart der Königin in feierlichster Weise eröffnet war, der seinem Erbauer den Ritterschaftstitel eingetragen hatte, so kläglich hatte zu Grunde gehen können. Ausländischen sachverständigen Ingenieuren war dieses Ende des Bauwerks weniger räthselhaft. Namentlich deutsche Ingenieure hatten ihren Bedenken über die „Kühnheit" des Baues schon viele Jahre vorher in Fachblättern öffentlich Ausdruck gegeben — als erster, beiläufig bemerkt, ein preußischer Regierungsbaumeister mit humanistischer Vorbildung —, und es litt in der That keinen Zweifel, daß man es hier mit einer Schöpfung des Ingenieurbauwesens zu thun hatte, deren Entwurf, Berechnung und Ausführung dem derzeitigen wissenschaftlichen Standpunkte der Brückenbaukunst nicht entsprachen. Die Fachpresse der ganzen Welt beschäftigte sich eingehend mit dem beispiellosen Falle, der insbesondere auch den Hoffnungen und Mahnungen derjenigen englischen Fachstimmen, die sich schon seit Jahren für die Einführung einer bessern planmäßigen wissenschaftlichen Vorbildung ihrer Ingenieure ausgesprochen hatten, neue Nahrung gab. Mehr als zwanzig Jahre sind seither in's Land gegangen, Zeit genug, um mit den damals, als dringend nothwendig erkannten Reformen auf diesem Gebiete ernstlich vorzugehen. Und was ist bisher geschehen? Im Wesentlichen ist alles beim Alten geblieben. Nach wie vor herrscht in der Fachausbildung der Ingenieure das sogenannte „Lehrlingswesen" vor. Die Anforderungen an eine tüchtige Schulbildung stehen immer noch auf einer, nach unsern Begriffen recht bescheidenen Stufe. Höhere staat-

liche Lehranstalten, deren Begründung damals so lebhaft gefordert wurde, giebt es auch heute noch nicht. Ein Aufwand an technischen Hochschulen, wie ihn beispielsweise Deutschland in nicht weniger, als neun Anstalten mit Hunderten von streng wissenschaftlich arbeitenden und lehrenden Professoren besitzt, kennt Englands Ingenieurwesen nicht; es begnügt sich mit verhältnißmäßig kümmerlichen Lehreinrichtungen und Lehrstühlen, die von Fachvereinen oder an einigen Universitäten unterhalten werden, und mit den Brosamen, die vom Tische der besser gepflegten Naturwissenschaften abfallen. Und wie im Ausbildungswesen, so in der Praxis. Vorgänge, wie bei den deutschen Brückenbauanstalten, welche die besten wissenschaftlichen Kräfte, Ingenieur-Professoren, also wirkliche „Schulmeister" erster Ordnung, in leitende Stellungen berufen, sind uns aus England kaum bekannt. Auch die Erscheinung, daß angehende englische Ingenieure fremde Hochschulen besuchen, ist verhältnißmäßig selten. Während Amerika, Rußland, Skandinavien u. s. w. zu den deutschen technischen Hochschulen fortgesetzt große Schaaren von Jüngern der Baukunst und des Ingenieurwesens zu mehrjährigem Studium entsenden, sind die Söhne Albions, wenn überhaupt, so nur in vereinzelten Exemplaren vertreten, — England hat das nicht nöthig, es begnügt sich im Großen und Ganzen mit seiner alten Abrichtung und seinem — „praktischen Sinn".

Wenn man nach dem Verlauf dieses um 20 Jahre zurückliegenden Beispiels, auf die gegenwärtigen Verhältnisse schließen darf, so ist die Hoffnung auf baldige Besserung oder auch nur auf den Beginn bessernder Änderungen nicht allzu groß. Demüthige Selbsterkenntniß — und die muß den Anfang machen — ist nicht eben eine hervorragende Eigenschaft des englischen Nationalcharakters, und ebenso wenig leidet der Engländer unter besonders großem Drang nach Reformen. Und ist schon die Einführung besserer wissenschaftlicher Grundlagen für so große und zahlreiche Arbeitsgebiete, wie sie oben genannt wurden, eine unendlich schwierige Aufgabe, die zu ihrer vollen Verwirklichung ernster und einsichtsvoller Anstrengungen von Jahrzehnten bedarf, so wird es bei der dem Engländer eigenen nationalen Selbstgefälligkeit, um nicht zu sagen Überhebung, die er als Stammeserbtheil mit der Muttermilch einzusaugen pflegt, voraussichtlich noch viel schwerer für ihn sein, zur Erkenntniß eines solchen nationalen Grundschadens, der wissen-

schaftlichen Rückständigkeit im gesammten öffentlichen Leben, sich durchzuringen.

Noch kürzlich hat einer der hervorragendsten englischen Staatsmänner, Lord Rosebery, seinen Landsleuten ernst in's Gewissen geredet, den Mangel an wissenschaftlicher Schulung als einen Hauptmangel Englands gekennzeichnet, und ihnen Deutschland als nachahmenswerthes Muster hingestellt. Ganz ähnlicher Vorhaltungen und Mahnungen in Betreff des englischen Ingenieurwesens, erinnern wir uns aus dem Anfang der achtziger Jahre. Sie sind eindruckslos und spurlos verhallt, und es ist zu befürchten, daß vielleicht erst ein großes nationales Unglück, ein völliger Zusammenbruch, und zwar nicht etwa bloß auf militärischem Gebiete, das englische Volk zu gründlicher Einkehr zwingen wird. Oder sollte auch hier sich nur das alte Bibelwort bestätigen: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande"? Nun, dann geben die Engländer vielleicht fremden Stimmen mehr Gehör, die ihnen aus voller Überzeugung auf Grund jahrzehntelanger Beobachtung, in Übereinstimmung mit ihren eigenen Propheten sagen: Will England nicht noch weiter rückwärts schreiten, will es sein altes, nachgrade schon stark gesunkenes Ansehen nicht völlig einbüßen, will es seine einstige Weltstellung auf allen Gebieten menschlicher Schaffensthätigkeit wieder zu erringen suchen, so hat es vor Allem den Anfang damit zu machen, daß es sich in den breitesten Schichten seiner Gebildeten voll durchdringen läßt von der Erkenntniß für die Bedeutung des „Schulmeisters", von der Achtung für die Wissenschaft."

Dem ersten Beiblatte der „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 110, vom 7. März, entnehmen wir folgenden Artikel: „England und der deutsche Welthandel. Unter dieser Überschrift schreibt Herr Dr. Neubauer auf Grund seiner eigenen Erfahrungen auf einer Reihe von Weltreisen:

„Den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts ist es vorbehalten geblieben, in Deutschland die Erkenntniß von der Bedeutung des deutschen Welthandels zu verbreitern und die Thatsache zum Gemeingut zu machen, daß dem deutschen Gewerbefleiße und dem deutschen Unternehmungsgeiste das Welterbe in demselben Maße auf Grund eigener Tüchtigkeit zufällt, wie es unser einziger Mitbewerber auf dem Weltmarkt, England, durch die Gunst äußerer Verhältnisse sich bisher angeeignet hat.

An dem außerordentlichen Wendepunkt unserer eigenen Geschichte, an welchem wir stehen, verlohnt es sich wohl, in ganz kurzen Zügen die Grundlagen, auf denen der deutsche Welthandel ruht und unaufhaltsam wächst, zusammenzufassen, insbesondere aber sich zu vergegenwärtigen, welche Auffassung darüber bei unseren Wettbewerbern herrscht. Auf die allgemeine Grundlage der Entwickelung deutscher Industrie braucht hier nicht eingegangen zu werden; nur eine Thatsache muß zur Erwähnung kommen: Im Allgemeinen datirt man in der Gegenwart den Ursprung der deutschen Übersee-Interessen, als zusammenfallend mit der Entwickelung der deutschen Industrie von der Einigung des Reiches her.

Das ist insoweit richtig, als es sich um die Thatsache handelt, daß erst nach der Gründung des Deutschen Reiches die direkten deutschen Übersee-Interessen in die Erscheinung getreten sind.

Der Anfang des deutschen Wettbewerbs mit England fällt weiter zurück, nämlich in das Jahr der ersten englischen Weltausstellung in London im Jahre 1857. Auf der Weltausstellung in London im Jahre 1857 ist zum ersten Male erkannt worden, daß die deutsche Industrie nicht nur auf dem Wege zu erfolgreichem Wettbewerb war, sondern daß ein überaus bedeutendes Quantum der, von England mit größtem Nutzen im Auslande verkauften Erzeugnisse, deutscher Herkunft waren. Auf dieser Erkenntniß erwuchs die energische Thätigkeit deutscher Kaufleute, zunächst im Zentrum des englischen Welthandels, in London. Der zweite Markstein in der Entwickelung Deutschlands zur Welthandelsstellung sind die Jahre 1870 und 1871. Sobald der deutsche Kaufmann erwarten durfte, im überseeischen Auslande von seinem Vaterlande Schutz zu genießen, hat er diesen Weg auch ergriffen und seine Posten in die überseeischen Handelsgebiete selbst vorgeschoben. Der dritte überaus bedeutungsvolle Markstein ist das Jahr 1885. Wir verdanken diesen Markstein ebenfalls der englischen Selbstüberschätzung. Die sogenannte Merchandise Bill ist von England zu dem Zwecke geschaffen worden, die Welt darüber zu belehren, daß zwar eine große Quantität fremder Waaren über den Erdball verbreitet würde, daß aber alles, was gut sei, aus der englischen Industrie stamme. Zur höchsten Überraschung sah aber die ganze Erde nach dem Inkrafttreten jenes Gesetzes, daß sie bisher in voller Gläubigkeit als englische Erzeug-

nisse gekauft hatte, was in Wirklichkeit zu sehr viel billigeren Preisen, in Deutschland hergestellt war. Von hier ab datirt der eigentliche Eroberungszug der deutschen Industrie über den ganzen Erdball. Die überseeischen Häuser, deutsche und fremde, begannen von jetzt ab nicht mehr London oder Manchester oder Liverpool als die alleinigen Welthandelszentren anzusehen, sondern sie wandten sich an die Erzeugungsstätten der von ihnen vertriebenen Waaren. Dieser Thatsache ist es andererseits zu verdanken, daß die deutschen Handelshäuser bezw. die deutschen Großindustriellen ihrerseits anfingen, die ganze Welt durch ihre eigenen Angestellten bereisen zu lassen. Der enorme Aufschwung der deutschen Handelsziffern im Überseeverkehr vom Jahre 1885 bis zur Gegenwart, redet darin eine so deutliche Sprache, daß hier nichts davon wiederholt zu werden braucht. Es kommt nun darauf an festzustellen, wie sich England diesen Thatsachen gegenüber verhält oder ob es sie überhaupt erkannt hat. Die letztere Frage ist zu bejahen. Der Weg, welchen England in der Erkenntniß des deutschen Wettbewerbes gegangen ist, ist ihm vorgezeichnet worden durch die Einbuße im Welthandelsverkehr, in der Welthandelsschifffahrt und im Zinsgenuß aus überseeischen Anlagen. Die beiden letzten Momente sollen heute nicht berücksichtigt werden. Aber auch für die Erkenntniß der ersteren Thatsache hat England ungefähr 10 Jahre gebraucht, bis es an Mündung und Quelle den Ursachen des deutschen Vordringens nachzuforschen begann. Die über die ganze Welt verbreiteten englischen Konsuln, welche meist über eine hervorragende Geschäftskenntniß verfügen, insbesondere aber ihren amtlichen Bereich ganz genau kennen, weil sie in demselben durchschnittlich dauernd bleiben oder doch viel länger ansässig sind, wie die deutschen Konsuln in ihren Bereichen, sind seit dem Jahre 1895 beauftragt gewesen, dem Vordringen des deutschen Handels genaueste Aufmerksamkeit zu schenken und über die in den Absatzgebieten hervortretenden Ursachen zu berichten. In den englischen Konsulatsberichten der Jahre 1895 bis 1898 wird in jedem einzelnen und aus allen fünf Erdtheilen, dem deutschen Handel ein besonderer Passus gewidmet. Die betreffenden Äußerungen stimmen allesammt überein. Das Vordringen des deutschen Welthandels basirt — wir fassen die englischen Äußerungen zusammen — nicht etwa auf der größeren Billigkeit deutscher Erzeugnisse, sondern auf

der Qualität, der größeren Geschäftscoulanz der deutschen Industriellen und des deutschen Kaufmannsstandes, auf der größeren Coulanz in der Abwickelung der Geldgeschäfte, insbesondere aber auf dem Umstande, daß der deutsche Vertreter im Auslande, der europäische sowohl, wie der überseeische deutsche Handlungsreisende in jedem Falle allen englischen Vertretern bedeutend überlegen ist. Die Ursache dieser Überlegenheit beruht — immer nach englischer Beurtheilung — auf der größeren allgemeinen Bildung des deutschen Handlungsreisenden, auf seiner größeren Sprachkenntniß und auf seiner größeren Beweglichkeit.

Die hier erwähnten Thatsachen sind für uns von hervorragender Wichtigkeit. Sie beweisen die ungeheure Schnelligkeit des deutschen Anpassungsvermögens und den ungeheuren Erfolg, welcher daraus sich ergeben hat. Im Jahre 1885 war eine Vertretung deutscher Handelsinteressen oder gar der Interessen einzelner Industrien im überseeischen Auslande durch Reisende ganz und gar vereinzelt. Der Verfasser dieser Zeilen hat noch von 1884 bis 1893 unausgesetzt dieselben Klagen über den deutschen Überseeverkehr im Auslande selbst zu hören bekommen. Diese Klagen umfaßten die mangelhafte Coulanz, die geringe Anpassung an die im Auslande gangbaren Muster, schlechtes Maß und Gewicht, schlechte Verpackung und zu geringe Vertretung. Wenn heute der englische Welthandel in seinen berufenen Vertretern über den ganzen Erdball hin Äußerungen, wie die oben wiedergegebenen, als Resultat seiner Beobachtung aufstellt, so liegt darin nicht nur die Erkenntniß der deutschen Gefahr, sondern auch ein Beweis dafür, daß der deutsche Welthandel auf der Grundlage der deutschen Industrie einen Weg eingeschlagen hat, den er nicht mehr verlassen kann, und welcher der deutschen Politik überseeische Bahnen gebieterisch vorschreibt.

Was früher von englischen Reisenden in Deutschland um Spottpreise aufgekauft und über die Handelszentren in England selbst, dann über die Handelszentren im Auslande mit ungeheurem Gewinn an den Abnehmer weiter verkauft wurde, das geht heute aus den deutschen Ursprungszentren zum sehr großen Theil direkt an die überseeischen Zentren, und der gesammte gewaltige frühere Gewinn des Zwischenhandels fließt jetzt in die Tasche des deutschen Industriellen und des deutschen Arbeiters. Diese Thatsache kann nicht oft und dringend genug betont werden.

Wir möchten jedoch hier nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß England bei den erwähnten Berichten seiner Konsuln nicht stehen geblieben ist. Es hat aus jenen Berichten herausgegriffen den Punkt, wo es seinerseits glaubt mit Erfolg einsetzen zu können, nämlich die überlegene Ausbildung des deutschen kaufmännischen Vertreters im Auslande. Seit jetzt drei Jahren, d. h. seit dem Jahre 1898, hat England durch seine Vertreter in Deutschland die deutschen Handelsschulen ganz genau studiren lassen. Eine ganze Anzahl meist hervorragend guter Berichte über die deutschen Handelsschulen, sind in England sogar mit dem Stundenplan dieser Handelsschulen allen betheiligten Kreisen zugänglich gemacht worden, um das Lehrmaterial für eine Umgestaltung der englischen kaufmännischen Ausbildung für die überseeischen Vertreter zu dienen. Die Thatsache muß als solche erwähnt werden, ohne daß man ihr große Bedeutung beizulegen braucht. Die Thätigkeit der Handelsschulen macht es nicht, sondern die allgemeine deutsche Erziehung, die von der englischen gänzlich verschieden ist. Wenn es sich herausgestellt haben wird, daß auf diesem Wege allein eine Rückeroberung des englischen Weltmarktes nicht möglich ist, dann bleibt nur noch der Weg der Brutalisirung anderer Interessen in allen Gebieten übrig, in denen England durch positive Machtentfaltung Einfluß auszuüben vermag. Daß eine solche Brutalisirung eintreten wird, dafür leistet uns die Zeitgeschichte Gewähr. Für England giebt es einen Freihandel nur so lange, als der Welthandel englisch ist und die anderen Nationen für England arbeiten. Die gegenwärtige Selbstständigkeit des deutschen Welthandels nöthigt England von selbst zu einem anderen Wege, welcher durch offene oder versteckte Zollschereien und sonstige Hemmnisse hindurch in der direkten Brutalisirung der Interessen seiner Wettbewerber enden muß, wenn die letzteren nicht stark genug sind, sich dessen zu erwehren."

Aus dem „Rheinischen Kurier", Nr. 7, Abend-Ausgabe vom 8. Januar, lassen wir den ganzen Artikel: „Englische Sünden" folgen. Er lautet: „Englische Sünden. John Bull muß es sich aus Anlaß seines südafrikanischen Abenteuers gefallen lassen, daß man ihn einmal auf Herz und Nieren prüft, ob er im 20. Jahrhundert dieselbe Rolle spielen soll, wie im verflossenen Säkulum. Dabei kann es nicht fehlen, daß auch auf seinen Charakter grelle Streiflichter fallen, die deutlich zeigen, welche Eigenschaften sich

hinter dem heuchlerischen Phrasenschleier von Humanität, Christenthum und Civilisation bergen.

Verfolgen wir John Bull's Lebenslauf von da an, wo er, der Kindheit entwachsen, einen fertigen Charakter zeigt. Für das englische Volksthum bedeutet dies etwa die Mitte des 15. Jahrhunderts — seit dieser Zeit giebt es eine englische Sprache und Gesittung und eine einheitliche englische Nation. Aus den Kriegen mit Frankreich, in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, erwuchs — so bemerkt Englands großer Historiker Macaulay mit vollem Recht — der nationale Staat: König, Feudaladel und Geistlichkeit, die bis dahin normännisch-französisch gewesen waren, wurden nun bodenständig, wurden englisch. Und was winkt aus diesen langen Kämpfen greifbarer zu uns hinüber, als die rührende Gestalt der Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans? Ihr Auftreten und ihre Erfolge erschienen allen Zeitgenossen — Freund und Feind — wie ein Wunder, ihr allein verdankte Frankreich ohne Zweifel seine Befreiung. Ihre kleinmüthige Unterstützung, nachdem der erste Glanz ihrer märchenhaften Erfolge vorüber war, bleibt freilich eine Schande für das damalige Frankreich; aber eine ewige und unauslöschliche Schmach bleibt die Behandlung dieses 17jährigen Heldenmädchens durch die Engländer.

Als Johanna vor Compiegne in die Gefangenschaft der Luxemburger, bezw. Burgunder, gerathen war, wandten die Engländer alle Mittel, Bestechung, Drohung, Winkelzüge an, um die Verhaßte in ihre Hände zu bekommen. Als sie sich ihrer so bemächtigt, wurde sie wie ein wildes Thier in einen Käfig gesetzt, der im Gefängniß stand — so pflegte man damals die schweren Kapitalverbrecher zu behandeln! Dann machte man ihr jenen scheußlichen Hexenprozeß, in dem man die hochherzige Jungfrau moralisch zu Tode marterte. Als man ihr die schnöde Frage vorlegte: „Liebt Gott die Engländer, oder haßt er sie?" Da antwortete sie mit Seherstimme: „Ich weiß nicht, ob Gott die Engländer liebt oder verabscheut, ich weiß nur, daß binnen Jahresfrist alle Engländer aus Frankreich vertrieben sein werden, außer denen — die in Frankreichs Erde ruhen!" Um sie des Rückfalles in Zauberei und Teufelswerke zu bezichtigen, nahm man ihr ihre Frauenkleider weg und zwang sie so, die Mannskleidung wieder anzulegen, die sie bei ihrem ersten glorreichen Auftreten getragen hatte. So hatte man sie „überführt", und nun

wurde sie von englischen Henkersknechten auf dem alten Markt von Rouen, nackt, wie man sagt, als Hexe öffentlich verbrannt. Und dies Mädchen — Heldin und Prophetin zugleich, eine der edelsten Frauengestalten der gesammten Weltgeschichte, wird, aus ererbtem, britischen Vorurtheil sogar noch von Shakespeare verspottet; auch ihr Landsmann Voltaire hat versucht, sie zu verhöhnen — erst der Deutsche Schiller hat ihr Bild in leuchtender Reine wieder hergestellt!

Ein Jahrhundert später steht England an der Schwelle des Elisabethischen Zeitalters. Eine große Epoche beginnt, die Rivalität mit der damals ersten Weltmacht, Spanien. England wird Seemacht: ein frischer Zug nach fernen Abenteuern, Entdeckungen, Eroberungen beginnt, wie eine Brise durch das englische Volksleben zu gehen. Aber wie wird die Nebenbuhlerschaft, der Wettbewerb mit Spanien ausgefochten? Nicht in ehrlicher Fehde mit offenem Visir, nicht im regelrechten Seekrieg, nein, in einem großartig organisirten Freibeuter-, d. h. Seeräuber-Kriege suchte man Spanien zu schwächen, seine Silber und Gold heimführenden Gallonen abzufangen und sich seiner überseeischen Stützpunkte in Mittel- und Südamerika zu bemächtigen. Das bekannte Wort Flibustier ist aus englischen Freebooter (Freibeuter) entstanden, so überwiegend war dies Seeräuber-Handwerk in englischen Händen. Sir Francis Drake, von dem man lange fälschlich behauptet hat, er habe die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht — dies geschah durch die Spanier — einer der größten und populärsten Seehelden Englands, betrieb diesen „Krieg im Frieden" im größten Stile. Er segelte z. B. mit einem „fliegenden Geschwader" durch die Magellhanstraße, suchte die Westküste von Südamerika mit Raub und Mord heim und kehrte mit Gold- und Silberschätzen reich beladen, nach England zurück. Obwohl die Königin Elisabeth, durch ein heimliches Übereinkommen mit Drake, den Hauptantheil an dem Raube hatte, gerieth doch England für lange Zeit nicht in offenen Krieg mit Spanien, weil man auf energische Vorstellungen des spanischen Gesandten amtlich einfach alles ableugnete — bis schließlich Spanien die Geduld ausging und die große Armada aussandte, die mehr durch die Wuth der Elemente, als durch die englische Flotte zerstört wurde.

Aber so wenig anständig („fair" ist ein Lieblingswort der

modernen Engländer) auch dies Vorgehen der Engländer gegen Spanien war, das „Merry old England" des 16. Jahrhunderts, das Land Shakespeares, war ein naturwüchsig-frisches Lebewesen, dem zwar nichts fremd war, das aber diese Thatsache noch nicht durch die widerliche Heuchelei zu verdecken suchte, die heute bereits seit langem alles vergiftet, was Großbritannien thut und — läßt. Diese Heuchelei, die eigentliche englische Todsünde, entstand erst im 17. Jahrhundert, als Begleiterscheinung des Puritanismus, und diese seelische Erkrankung erscheint als eine Art Fluch für diese Weise, wie die Reformation in England „dekretirt" worden war. Denn nicht aus dem innern Drange des beängstigten Gewissens eines ganzen Volkes, wie in Deutschland, wurde die Reformation in England eingeführt, sondern durch einen König (der kurz vorher noch gegen Luther gewüthet hatte!) und zwar aus Rache dafür, daß der Papst ihn nicht von einer der 6 Frauen scheiden wollte, die nacheinander auf schon nicht mehr zweifelhafte Weise vom Leben zum Tode kamen, nachdem sie seinen Thron geziert. Kein Wunder, wenn das religiöse Leben in England unter der Nachwirkung des Vorgehens dieses monströsen „Religionsstifters" litt und schwankte. Da suchte nun der Puritanismus den Protestantismus Englands zu verinnerlichen und zu heben — aber er gelangte durch dumpfe Kunstschen und strenges Übermaß zur Heuchelei; zunächst zur Heuchelei auf religiösem und rein menschlichen Gebiet, dann aber auch zur Heuchelei auf allen Gebieten des öffentlichen und staatlichen Lebens. Diese Heuchelei ist im Laufe der Jahrhunderte zu einer spezifisch britischen Eigenschaft geworden, ihr Name im Lande selbst ist „cant."

Der bei Weitem hervorragendste Puritaner war Cromwell. Die Bibel in der einen, das Schwert in der anderen Hand „purgirte" er das Parlament, d. h. er brach die Verfassung, indem er diejenigen Mitglieder aus dem Parlament hinauswerfen ließ, die nicht so stimmten, wie er es wünschte. Er war ferner der Erfinder des politischen Königsmords, indem er Karl I. auf das Schaffot schickte — von ihm hat die französische Revolution dies Mittel erst gelernt, als sie den unglücklichen Ludwig XVI. auf's Blutgerüst des Concordienplatzes zerrte!

Durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sehen wir das „fromme" England in erster Linie und im größten Stile

an jenem scheußlichen Handel betheiligt, dem heute nur noch der grausame Araber fröhnt: ich meine den Sklavenhandel. Die schwarze Waare wurde in der rohesten und blutdürstigsten Weise der Heimath entrissen, auf den Schiffen wie Heringe verstaut, um nach den Südstaaten von Nordamerika, sowie nach dem tropischen Amerika gebracht zu werden. Der englische „cant" wußte auch diese Scheußlichkeit zu beschönigen: „Neger sind ja keine Menschen" war die christliche Entschuldigung für den gewinnbringenden Handel. Und als endlich der Mann erstand, der diesem Schacher mit schwarzem Menschenfleisch durch unerschrockene Agitation ein Ende machte, nämlich Wilberforce, da wurde er in hochmüthiger Überhebung von den Briten, als unerreichter Apostel der Menschenliebe auch uns, sowie anderen Nationen vorgehalten, deren Hände überhaupt nie von jenem scheußlichsten aller Gewerbe beschmutzt worden waren. Statt bescheiden zu sich zu sagen: „Wilberforce hat unsere Jahrhunderte alte Schmach, wenn auch spät, geeidet und gesühnt", wandte sich die englische Heuchelei sofort in tantenhafter Bevormundung (wie Bismarck sagt) an die Völker des Kontinents mit der kecken Behauptung: Seht, das ist ein Menschenfreund, wie er nur in dem tugendhaften England möglich ist — und diese Behauptung wurde lange von harmlosen Mitteleuropäern nachgebetet — wie so vieles andere!

Im 18. Jahrhundert interessirt uns Deutsche zunächst Englands Verhalten während des 7jährigen Krieges. Bekanntlich zahlte die britische Regierung an Friedrich den Großen sogen. Subsidien, d. h. Hülfsgelder; aber nicht etwa aus Verehrung für den Helden des Jahrhunderts, sondern weil Friedrich Englands Feind — die Franzosen — zu Lande schlug oder doch im Schach zu halten wußte, während Großbritannien zur See im Trüben fischte, d. h. sich Flottenstationen und Kolonien ganz einfach „aneignete". Weniger bekannt als die Subsidienzahlung ist leider die Thatsache, daß diese Hülfsgelder gerade in dem Augenblick nicht weiter bezahlt wurden, als Friedrich sich in höchster Noth und Bedrängniß befand — eine Lehre für Alle, die an englische „Alliancen" glauben! Damals verzweifelte der große König fast an seinem Schicksal; aber er rang sich und seinen Staat dennoch bis zum glücklichen Ende durch. Die Stimmung Friedrichs des Großen gegen das Inselreich war in Folge dieser Treulosigkeit — und das ist leider auch nicht allgemein

genug bekannt — bis an sein Lebensende eine scharfe Abneigung, wenn nicht Haß. So war er auch der erste europäische Fürst, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihrem Freiheitskampfe gegen England anerkannte. Ein anderes Vorkommniß im siebenjährigen Kriege zeigte die britische Tücke auf dem Felde der Ehre und des Sieges. Großbritannien hatte, um seinen deutschen Brückenkopf, Hannover, zu vertheidigen, ein Heer zusammengebracht, das theils aus Engländern, theils aus deutschen Landeskindern bestand. Da es aber England — bezeichnender Weise — an einem tüchtigen Feldherrn fehlte, so erbat man von Friedrich einen solchen: Er sandte Ferdinand von Braunschweig, einen seiner besten Heerführer. Der fürstliche General zeigte seine Fähigkeiten bald im glänzenden Lichte; mehrere Male schlug er die Franzosen und jagte sie nach und nach über den Rhein. So auch bei Minden — die Schlacht war gewonnen, die Franzosen flutheten in wilder Flucht zurück; sie wären vernichtet oder alle gefangen worden — hätte nicht englischer Verrath die reife Frucht des Sieges verdorben! Mit genialer Umsicht sendet Ferdinand im rechten Augenblick dem englischen Reitergeneral den Befehl zum Einhauen — vergebens; die britischen Kolonnen rühren sich nicht. Da saust der Adjutant des Feldherrn zum zweiten Mal heran, wiederum wird der Befehl in der bestimmtesten Form gegeben — der Brite rührt sich nicht; da, zum dritten Male sprengt der preußische Offizier heran, er glaubt es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben, aber auf seine Anfrage antwortet der Brite mit frecher Stirn: „er verstehe kein Deutsch!!“ Der Befehl erfolgt nun auf Englisch, da endlich, aber schon zu spät, setzt die englische Kavallerie zum Einhauen an — und die Mehrzahl der Franzosen entkommt!

Gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts verlor England durch seine brutale Zollpolitik die nordamerikanischen Kolonien, aber Indien hatte es in eben dem Zeitraum sich nahezu unterthan gemacht. Der ungekrönte König von Indien, der das Land an England zu ketten wußte, der Vorläufer eines Cecil Rhodes und Jameson, war Warren Hastings. Bestechung, Raub, Gewaltthat war der Weg dieses Mannes zur „Erschließung“ Indiens; in Europa wäre er einfach ein Verbrecher gewesen, für England aber war und blieb er ein Held — wie Jameson! Lange genug hat man auf deutschen höheren Schulen harmlos das Lebensbild dieses Mannes gelesen,

wie es Macaulay's Meisterfeder entworfen — neuerdings ist man aber in weiteren Kreisen stutzig geworden, und nach den jüngsten Erfahrungen in Südafrika mit derartigen „britischen" Helden wird dies Buch wohl endgültig aus deutschen Schulen verschwinden. Freilich hat ja London die Komödie eines Prozesses gegen Warren Hastings gesehen, aber diese Komödie verlief fast genau so, wie der Jameson-Prozeß, Warren Hastings wurde allen Verschuldens freigesprochen und lebte noch lange von den in Indien „erworbenen" Schätzen.

Auch bei den wirklichen Helden Englands, an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, bei den Namen Nelson und Wellington, klingt ein schriller Mißton mit. Abukir und Trafalgar wird dem Seehelden niemand bemäkeln; aber die Beschießung von Kopenhagen, der offenen Stadt, ist und bleibt eine echt englische Brutalität und Tücke, die Nelsons Ruhm arg verdunkelt. Dänemark wollte nichts, als neutral bleiben; das genügte aber Großbritannien nicht, es sollte der Koalition gegen Napoleon beitreten oder als Pfand seiner Neutralität — seine Flotte ausliefern! Als Dänemark diese unverschämte Zumuthung selbstverständlich zurückwies, schoß Nelson die wehrlose Stadt zusammen. Es ist derselbe Geist des Hochmuthes, der damals die Auslieferung der dänischen Flotte forderte, wie der, welcher in unseren Tagen von Transvaal als „Friedensbedingung" die Schleifung der Forts von Pretoria und Johannesburg verlangte.

Wellington — sein Landsmann Byron nannte ihn gern „Vilainton" (böser Klang) — erwarb seinen Ruhm zunächst dadurch, daß er — während Blücher 1813/14 den Stier bei den Hörnern packte — ihn gleichsam am Schwanz zupfte, indem er in Spanien, zuletzt bei Toulouse, unfähige französische Generäle mit einem fast zur Hälfte aus Deutschen bestehenden Heere schlug. Dann nach der Rückkehr Napoleon's von Elba stand er diesem „Kriegsgott" selbst gegenüber: bei Waterloo. Nahe daran, vernichtet zu werden, schaute Wellington harrend nach Osten und seufzte: „Die Nacht oder Blücher". Und Blücher kam wirklich, trotz unerhörter Hindernisse und Anstrengungen, kam und zerschmetterte die letzten Legionen des Korsen. Die Hälfte von Wellingtons fast aufgeriebenem Heere bestand aus Deutschen (Nassauer, Hannoveraner u. s. w.), den Sieg hatten die Preußen gebracht — so daß die Schlacht bei Waterloo zu

$^3/_4$ deutsche Arbeit mit Muth und Blut war. Und der Dank dafür? Wellington schrieb sich, England schrieb ausschließlich seinen Söhnen den Sieg zu. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, selbst in gebildeten englischen Kreisen giebt es nur einen Sieger von Waterloo: Wellington mit seinen Engländern! Welche Ausgeburt echt englischen Hochmuths oder echt englischer — bornirter Unbildung!

Eine ähnliche Legendenbildung ist den Engländern beim Krimkrieg nicht geglückt — den Ruhm trugen die französischen Generäle davon, sowie der geniale Vertheidiger von Sebastopol, der Deutschrusse Todleben. — Von allen sogenannten Kriegen, die Großbritannien sonst im 19. Jahrhundert geführt, ward wohl keiner, selbst der südafrikanische unserer Tage nicht ausgenommen, aus schnöderen Gründen vom Zaune gebrochen, als der gegen China. Das Reich der Mitte wehrte sich weise gegen die Einfuhr von Opium — das war aber ein Haupthandelsartikel des stolzen Albion als Besitzerin von Indien. Deshalb wurde China mit Waffengewalt gezwungen — wie wenig dazu gehört, haben wir jüngst erfahren — dies schädliche Gift bei sich einführen zu lassen. Die Opiumsucht von Millionen armer Chinesen ist die Folge dieser civilisatorischen That Englands! Auch die Brutalität, mit der die indischen Aufständischen, bei der sogenannten „Indian Mutiny" um die Mitte des Jahrhunderts unschädlich gemacht wurden, ruft schaudervolle Erinnerungen in uns wach. Die unglücklichen Hindus wurden, weil sie für die Beglückung ihres Heimathlandes durch britische „Civilisation" nicht das genügende Verständniß gezeigt hatten, vor die Mündung der Kanonen gebunden und — weggeblasen! Wie England sich zur deutschen Einheitsbewegung seit 1848 stellte, ist in weiteren Kreisen noch wohl in Erinnerung: Mit allen Mitteln einer verlogenen Diplomatie unterstützte es Dänemark im unrechtmäßigen Besitz von Schleswig-Holstein! Damals sang selbst im Hoftheater von Hannover — dem welfischen Vetternhof von Windsor — das Publikum bei der Aufführung von Richard Löwenherz mit, und variirte das bekannte Lied aus dieser Oper in: „Du stolzes England schäme dich" — — u. s. w. Zur selben Zeit erklärte Großbritannien, daß es keine deutsche Flagge kenne, sollte die schwarzroth-goldene Trikolore sich zur See zeigen, so würde es dieselbe als Piratenflagge behandeln! Die Versteigerung der kleinen deut-

schen Bundesflotte durch Hannibal Fischer überhob das stolze England der Nothwendigkeit, auch noch diese Frevelthat zu begehen.

Beim deutsch-dänischen Kriege von 1864 war die Haltung Englands wiederum feindselig gegen Preußen — obwohl die englische Königstochter bereits Preußens Kronprinzessin war! Die britische Presse forderte damals die Landung von 6000 „Volunteers" an der jütischen Küste — leider blieb ihnen die Bekanntschaft mit der preußischen Infanterie damals erspart, da sie vorzogen, in England zu bleiben.

Daß England 1870 Frankreich — nach Sedan! — nicht nur mit Kohlen, sondern auch mit Waffen und Schießbedarf versah, ist ja allgemein bekannt. Die Krämernation rieb sich die Hände — freilich versagten die englischen Waffen in den Händen der republikanischen Armeen, gegenüber der zähen Tapferkeit der Bayern und Brandenburger an der Loire. Englische Einflüsse, getragen von der Heuchelei mit den Worten Humanität und Christenthum, verzögerten und verkümmerten die so nothwendige Beschießung von Paris.

Mit gemischten Gefühlen betrachtete England die deutsche Einheit, die man durch keine diplomatischen Winkelzüge von London aus hatte stören können, als aber Deutschland 1884 wagte, über See Fuß zu fassen, da wurde die Stimmung eine ausgesprochen feindliche: überall wo Deutschland, dem hansischen Kaufmann folgend, seinen Fuß hinsetzte in fremden Erdtheilen, tauchte hinter ihm ein unheimlicher Schatten auf, und dies Gespenst nannte sich: „britische Interessen". Zwar gelang es Bismarck, durch die kalte Wasserstrahl-Kur den englischen „Vetter" zur Vernunft zu bringen, aber Argwohn und Eifersucht waren wach geworden und schliefen nicht mehr ein. Als Deutschland von der berüchtigten Produktions-Methode des „billig und schlecht" zum „billig und gut" überging, da holte England zum Schlage aus, um dem verhaßten Nebenbuhler den Garaus zu machen. Als Brandmal sollte den deutschen Waaren der Vermerk aufgedrückt werden: „Made in Germany", aber diese beabsichtigte Brandmarkung erwies sich unerwarteter Weise, als eine Riesen-Reklame für die deutschen Erzeugnisse. So schlug englische Tücke sich mit eigenen Fäusten, und mit Hülfe des Made in Germany erobert der deutsche Welthandel täglich neue Märkte, während der englische zum Stillstand gekommen ist. Diese Lage der Dinge

begann in England den Ruf nach weiterer Ausdehnung des Kolonialreiches zu zeitigen: Wir müssen Afrika haben vom Cap bis Kairo, wurde der offen ausgesprochene Grundsatz britischer Bescheidenheit; mit welchen Mitteln — das galt ganz gleich. So kam das Compagnie-Geschäft Rhodes-Chamberlain-Jameson zu Stande, und der Einfall der Letzteren in Transvaal vor nun genau 4 Jahren. Ganz England berauschte sich an diesem Räuberzuge, wie an einer Heldenthat — trotz des kläglichen Endes derselben. Denn das wahre, das glorreiche Ende würde und mußte nachkommen, das wußte, das hoffte man. Und deshalb war Chamberlain der Mann des Tages. Aber die rächende Gerechtigkeit, die scheinbar dem biederen Briten gegenüber beide Augen zudrückte, schlief und schlummerte nicht. Der ruchlos vom Zaune gebrochene Krieg droht Englands Macht und Ansehen gänzlich zu zertrümmern, und der „Napoleon Afrikas", Rhodes, sitzt bereits in seinem St. Helena — Kimberley! —

Dr. Mbch."

In dem Thema über die Rückständigkeit der Engländer nimmt die frappirende Mangelhaftigkeit ihrer ganzen Kriegsführung einen hervorragenden Platz ein. Sie ist Jedermann zur Anschauung gelangt und auch schon in englischen Blättern rückhaltslos besprochen. Zur Kriegsführung gehört als wesentlicher Bestandtheil die Verpflegung der Truppen. Nun sollte man meinen, die praktischen Engländer hätten wenigstens für diese ausgiebig gesorgt. Unter den sich stets mehrenden Klagen über schlechte Verpflegung greifen wir aus dem angehäuften Material eine beliebige heraus. Das „Würzburger Journal", Nr. 347, vom 28. Dezember 1899, schreibt: „Verpflegung englischer Truppen. Londoner Blätter veröffentlichen Briefe von Soldaten, in denen die unter aller Kritik stehende Verpflegung der Truppen auf der Fahrt nach Südafrika geschildert wird. Ein Soldat schreibt: Montag ist der einzige Tag, wo man essen kann, und auch da ist's nicht viel werth. Das Salzfleisch ist ungenießbar, meist verfault. Hätten wir nicht eigenes Geld und wäre der Stewart des Schiffes nicht, wir hätten verhungern können. Aber wir mußten alles furchtbar theuer bezahlen. 30 Pfennig für ein Stückchen Brod, das man sich geschämt hätte, einem Bettler zu reichen. Als wir landeten, konnten wir kaum auf den Beinen stehen. Nachher kam es noch schlimmer! Wir waren zu Skeletten abgemagert, und jetzt wurde die Verpflegung noch schlechter, und es kam

bald so weit, daß wir den eingeborenen Schwarzen bis zehn Schillinge für ein kleines Brod und einen Schilling für ein Loth Fleisch zahlten. — Ein schottischer Gardist schreibt: Wir sind alle schwach, wie junge Lämmer und halten uns kaum aufrecht; wie wir so marschiren sollen, begreift keiner von uns. — Ein Dritter schreibt: Brod und Fleisch, welches geliefert wird, war ungenießbar, seit wir London verlassen haben. Das Meiste flog über Bord, und wir lebten seither von selbst gekauftem Büchsenlachs und Marmelade. — Und diese armen, schwachen und erbitterten Söldlinge sollen mit den Buren fertig werden, mit den an ihr Klima gewöhnten, von der Bevölkerung des Landes gut verpflegten Vertheidigern des eigenen Herdes!"

Über die Minderwerthigkeit des englischen Soldaten den Buren gegenüber, lassen wir das Urtheil des „Liverpooler Courier" folgen, der meinte, daß ein Bur vier Engländer aufwiege, daß also, wenn 80000 Buren im Felde ständen, England ihnen wenigstens 320000 Mann entgegen stellen müsse.

Als schlagenden Beweis für die geistige, wie moralische Rückständigkeit der Engländer ist überhaupt ihr ganzer Krieg gegen die Buren zu bezeichnen. Mit äußerst geringen Ausnahmen erkennen die Engländer die wahren Ursachen des Krieges nicht, und wie entsetzlich thöricht wird er von ihnen besprochen! Welche geistige Myopie, und welcher moralische Tiefstand ist erforderlich, um die große Mehrzahl des englischen Volkes Bahnen einschlagen zu lassen, welche ohne Ausnahme von der ganzen Welt verurtheilt werden. Der Krieg selbst ist das beste Kriterium für die geistige und moralische Beschaffenheit der Engländer. Sehr richtig bemerkt das „Deutsche Adelsblatt", Nr. 52, vom 24. Dezember 1899, in seinem Artikel: „Buren und Engländer": „Sind diese dann zurückgeschlagen und lassen Verwundete und Gefangene in den Händen der Sieger, so behandeln sie ihren Feind mit Menschlichkeit, als gesittete Christen, denn es ist ihnen wirklich Ernst mit ihrer Gottesfurcht. Sie fürchten, wie es scheint, eben nur Gott, und sonst nichts auf der Welt. Drüben aber, bei den „civilisirten Europäern" soll es mehrfach vorgekommen sein, daß Todte, Verwundete und Gefangene ausgeplündert wurden. Eine englische Zeitung erzählt ganz naiv, wie „unsere Jungen mit Uhren und Ringen paradirten", die sie gefangenen und verwundeten Buren abgenommen, und daß sich

nach dem Gefecht bei Elands Laagte ein schwunghaftes Handelsgeschäft mit dergleichen Dingen ausübt. Die gefangenen deutschen Offiziere berichten auch, daß sie beraubt wurden.

Ein grelles Schlaglicht durch den Krieg geworfen auf die innersten Beweggründe der Kämpfenden: Hier mit furchtbarem Ernst um Sein oder Nichtsein, um Eigenart, Sitte, Haus und Hof — dort — nur das Geschäfts-Interesse der Herren Cecil Rhodes und Comp. Diese „Compagnie" scheint nun sehr zahlreich und sehr mächtig zu sein, denn sie ist, wie man sieht, im Stande, das ganze englische Volk um seine bessere Einsicht zu betrügen und in einen Krieg hineinzureiten, der lediglich ihrem Interesse dienen soll. Dieses „Interesse" ist aber nichts weiter als Habgier, und so kann man sich denn auch nicht wundern, wenn diese gemeine Habgier von den oberen Anstifterkreisen, bis zu den gemeinen Soldaten durchdringt, die als geworbene Miethlinge eben um Geld und Gewinn kämpfen. Und um es der Welt noch deutlicher zu zeigen, kommt hinzu, daß der Gegenstand des Streites für die Briten der nackte, blanke Mammon ist, der unter den Ackerfeldern der Buren liegt.

Also auf der einen Seite für Leben und Vaterland, für Sein oder Nichtsein, auf der anderen für Gold und Diamanten.

Wie ist es aber möglich, daß die englische Nation so weit herunterkommen konnte, sich einmüthig in diesen ungerechten Krieg zu stürzen? — Ja, das kommt offenbar vom langjährig gewohnten Mammonsdienst. Wenn eine Nation so etwa 200 Jahre lang ihre, ihr von Gott verliehene (hier sehr reichlich verliehene) Arbeitskraft in immer zunehmendem Grade dazu gebraucht, Geld anzuhäufen, und zwar als Selbstzweck, ohne Rücksicht auf die Mittel, — dann — ja dann legen sich endlich die angehäuften Mammonsmassen als schwerer Alpdruck auf Seele und Herz des Volkes, so schwer, daß auch das beste „menschliche Zeug" darunter verdorren muß. Und das englisch-menschliche Zeug war wahrlich eins der besten. Herrliches christliches Leben regte sich früher in England und trieb Heidenapostel hinaus zu fernen Völkern. Auch jetzt noch geschieht dies — aber nicht mehr, wie früher um Christi willen, sondern hauptsächlich aus — — Geschäftsinteresse. Wenigstens wird es von den Machthabern, und das sind die großen Geschäftsleute, so angesehen. Den Missionaren selbst soll hiermit nichts Unlauteres nachgesagt sein, aber das ganze englische Volk steht nicht mehr so um Christi

willen hinter ihnen wie früher. Erst kommt der Missionar, so heißt es, der schafft Bahn, arbeitet vor und giebt Anlaß zu allem möglichen Eingreifen, dann folgt der kleine Händler mit Glasperlen, bunten Bändern u. s. w., und dann der Großkaufmann mit Schnaps und Opium, mit Götzenbildern und Bibeln. So legt sich die auri sacra fames wie ein giftiger Mehlthau auf die edelsten Regungen einer großen Nation, und das ganze nennt man dann „Civilisation"! —

Geld gewinnen mit allen Mitteln, das ist das treibende Motiv heutzutage, Geld gewinnen, und sei es mit Götzen oder Bibeln für die Barbaren, oder mit Munition für die Buren!! Denn auch dieses Mittel hat die Waffenfabrik von Chamberlain (des Kolonialministers Bruder) nicht verschmäht, um schnell vor Ausbruch des beabsichtigten Krieges noch einige Tausend Pfund einzuheimsen!! — Sollte man's für möglich halten? — Doch die Sache ist von einer hannoverschen Fabrik bekannt gegeben, an die sich die Buren-Regierung zuerst gewandt, deren Gebot aber von der Firma Chamberlain unterboten wurde, weil diese genau wußte, wieviel Zeit noch bis zum Kriege war, und daher Segelfracht berechnen konnte, während die deutsche Firma Dampferfracht berechnen mußte.

Und in England selbst zeitigt der immer steigende Reichthum eine Verweichlichung, die weit hinabreicht in die unteren Volksschichten. So läßt die Fähigkeit zu harter Arbeit ersichtlich nach, und für diese werden in steigendem Maaße arme Ausländer verwendet. Statt der ernsten Arbeit aber wird der Sport immer eifriger gepflegt, und ihm wird eine Wichtigkeit beigemessen, die bei uns nur ein Lächeln erregen kann. Der Sport, d. h. die Spielerei mit der Natur, ist für den richtigen Engländer Selbstzweck und wird nächst dem Geldverdienen als Lebensaufgabe angesehen. Nur das Geldverdienen, das „Geschäft" und der „Sport" werden noch mit ganzer Seele betrieben, und Beides giebt allem englischen Thun und Lassen einen ganz bestimmten Charakter. Der richtige Sportsmann lebt nur seinem Spezialsport, und jeder einigermaßen wohlhabende Engländer huldigt irgend einem Sport. Die nüchterne, ernste, selbstlose Arbeit aber tritt dabei doch mehr und mehr in den Hintergrund, weil durch den Sport vor allem der Egoismus gepflegt wird. So wird auch ausschließlich das Kriegführen als ein großartiger Schieß-, Fecht- und Marsch-Sport angesehen, als eine Art Welt-Preisboxen

mit den Buren, und zu Anfang desselben sah wohl die ganze Nation mehr mit dem Interesse eines „zuschauenden Publikums" nach dem Boxplatz in Südafrika, als mit irgend einem anderen Gefühl. Jetzt freilich mögen wohl Manchem von ihnen „die Augen übergehen".

Wenn nun eine ganze Nation ihren Spielereien solchen Ernst und Eifer widmet, so behält sie schließlich nur wenig davon übrig für wirkliche Arbeit, wenigstens verliert sie den Geschmack daran, und so zeigt auch die englische Kriegführung im Capland einen so dilettantenhaften Charakter, daß man den Eindruck hat: Generale wie Soldaten betrachten die Sache als Sport. Sie sind nicht mit dem nöthigen Ernst an's Werk gegangen. Anders die Buren. Hier tritt jeder mit seiner eigenen Person für die Sache ein. Ja, das ist schon ein gewaltiger Unterschied, ob Jemand sein Geld für eine Sache hergiebt oder sich selbst!! Nun ist auf englischer Seite dieser Krieg aber ausschließlich Sache der Großkaufleute. Fällt es diesen oder ihren Söhnen etwa ein, hinzugehen und zu fechten? — — Ja — — „Buer, das ist ganz etwas Anderes", — meine Knochen und deine Knochen? — — welcher Unterschied! Da giebt es arme Teufel, die ich bezahlen und für mich fechten lassen kann.

Und dieser tief unsittliche englische Hochmuth, dieser Protzenstolz ist jetzt — Gott sei Dank! — durch diesen Krieg endlich derb zu Fall gekommen. Denn es ist eine Lüge, daß man mit Geld Unrecht in Recht verwandeln kann, und es ist eine Sünde, andere Menschen für sich bluten und fechten zu lassen. Das ist keine Kultur und keine Civilisation, sondern der Gipfel der Schlechtigkeit."

---

4. Abschnitt.

England und Deutschland.

Als sehr passende Einleitung für dieses Thema lassen wir die Hauptstellen eines Artikels der „Hamburger Nachrichten" folgen. Sie lauten: „Jedenfalls können wir nach allen geschichtlichen Erfahrungen und nach dem Verhalten der Engländer uns gegenüber

nicht auf die Ansicht verzichten, daß jeder deutsche Staatsmann leichtsinnig und unbedacht handeln würde, der die Erhaltung der Freundschaft mit England zum bestimmenden Faktor seiner Politik machen wollte. Wir können mit England in Frieden und Eintracht leben, wenn die Rücksichtnahme, von der Graf Bülow neulich gesprochen hat, wirklich gegenseitig ist, und sobald es in Deutschlands Vortheil liegt, irgendwelche Abschlüsse mit England zu machen. Aber der englischen Politik unser Vertrauen zuzuwenden, und unsere eigene demgemäß einzurichten, hieße für Deutschland politischen Selbstmord begehen. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit aber würde es nur billigen, wenn unsere Politik, durch Erfahrung gewitzigt, bestrebt sein sollte, sich England thunlichst vom Leibe zu halten. Daß einzelnen Verkehrszweigen die gegenwärtige Spannung mit England geschäftlich unbequem ist, und daß sie den Wunsch haben, sie beseitigt zu sehen, ist begreiflich; aber Geschäft und Politik ist zweierlei, und jedenfalls kann man dem deutschen Volk nicht zumuthen, dem Geschäft mit England zu Liebe, seine leider nur zu sehr begründeten Ansichten über die englische Politik zu ändern, oder gar der deutschen Regierung, daß sie das Wohlwollen Englands um den Preis eines Bruches mit Rußland, also mit dem Risiko eines schweren europäischen Krieges erwerben soll. Übrigens sind wir der Meinung, daß der Handel ausschließlich nach seinem Nutzen geht und sich von politischen Verstimmungen nicht beeinflussen läßt, wenigstens nur in ganz vereinzelten Fällen. Wenn der Engländer seinen Vortheil in einem Geschäft mit Deutschland sieht, wird er es machen und sich in keiner Weise um politische Spannung kümmern. Übrigens ist das Verhältniß der Aus- und Einfuhr zwischen Deutschland und England bekanntlich so, daß wir England, wenn es sein müßte, sehr viel mehr schaden könnten, als es uns."

Einen brillanten Artikel über das Verhältniß Deutschlands zu England bringt die „Deutsche Tageszeitung" in ihrer Nr. 7, Abend-Ausgabe vom 5. Januar. Er lautet: „Deutschland und England. Wenn wir die Bilanz der auswärtigen Politik des Deutschen Reichs für das verflossene Jahr ziehen, so begegnet uns als durchgehender Posten immer wieder unser Verhältniß zu England, seien es nun Freundschaftsäußerungen — natürlich von unserer Seite — oder englische Rücksichtslosigkeit gegen uns. Gegenüber diesem wechselnden Verhältniß, das immer wieder die Augen auf sich gelenkt

hat, treten alle anderen Momente in den Hintergrund. Die offiziöse Presse bemüht sich, in ihren Betrachtungen zum Jahreswechsel das Jahr 1899, als eines der glücklichsten unserer auswärtigen Politik hinzustellen. Was haben wir da nicht alles für Erfolge erreicht! Die Karolinen sind uns zugefallen, Samoa ist deutsch geworden, die französischen Revanchegelüste sind durch den Kaiserbesuch auf der „Iphigenie" angeblich in tiefen Schlaf versenkt, der Czarenbesuch in Potsdam hat die, in Folge der englischen Freundschaft etwas zweifelhaft gewordenen intimen Beziehungen zu Rußland wieder aufgefrischt, ja sogar die Kaiserreise nach England, die Chamberlain zu seiner berüchtigten Allianzrede ausgebeutet hat, wird zu den Erfolgen der deutschen Politik gerechnet, weil sie bewiesen habe, daß unserer Staatskunst das schwierige Stück gelungen sei, zugleich zu Rußland und zu England freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Man vermißt nur noch eines in dieser rosenfarben in rosa gemalten Skizze unserer auswärtigen Erfolge: den Besuch des Herrn Cecil Rhodes im königlichen Schloß zu Berlin und die ihm gewährte Konzession zu seiner Telegraphenlinie durch Deutsch-Ostafrika, sowie die prinzipielle Einwilligung in den Bau der englischen Bahn durch diese deutsche Kolonie. Warum haben die Offiziösen das vergessen?

Was ist denn nun aber von all' diesen Errungenschaften geblieben? Zunächst doch die Karolinen! Wir sind keineswegs der Ansicht, daß diese Erwerbung ganz werthlos sei, wenn sich auch erst für die Zukunft ihr Werth für den deutschen Handel herausstellen wird. Aber ist denn von Dingen, die in einem allgemeinen Ausverkauf für gutes Geld erworben werden, viel Rühmens zu machen? Und was Samoa anbetrifft, so wird die Freude über die endliche Erlangung der deutschen Alleinherrschaft über den wichtigsten Theil dieser Inselgruppe durch die Erinnerung an Alles, was ihr vorangegangen ist, doch stark gedämpft. Und haben wir nicht auch Samoa theuer genug bezahlt mit dem, was wir den Engländern dagegen in Togo gewährt haben? Aber selbst gegen diesen Kaufpreis, der, wirthschaftlich betrachtet, mehr werth ist, als das Kaufobjekt, hätten wir nichts von England erlangt, wenn dieses nicht durch seine Niederlagen im Burenkriege, in eine unbequeme Lage gerathen wäre und Angesichts des Czarenbesuches in Potsdam etwas nervös geworden wäre. Nicht unserer, trotz allem und allem bewahrten

Freundschaft zu England haben wir Samoa zu verdanken, sondern die Buren haben es uns erkämpft.

Ja diese deutsch-englische Freundschaft, begründet auf das deutscherseits so ängstlich geheim gehaltene Afrika-Abkommen — was hat sie uns nicht alles eingetragen! Zu Anfang des vorigen Jahres die englisch-amerikanischen Beschimpfungen unserer deutschen Beamten auf Samoa, die brutale Beschießung Apias, nebst den Gewaltthaten gegen die dort ansässigen deutschen Pflanzer und der Zerstörung deutscher Pflanzungen — wofür noch immer keine Entschädigung gezahlt worden ist —, dann unsere für England wohlwollende Neutralität im Burenkriege, später die Kaiserreise nach England, die daran geknüpfte Allianzrede Chamberlain's, dazu bestimmt, Mißtrauen im Osten und Westen gegen uns zu wecken und unsere Isolirung zu vollenden, und jetzt, genau nach einem Jahre — eine neue Reihe englischer Gewaltthaten gegen Deutschland: Widerrechtliche Beschlagnahmungen deutscher Schiffe unter grobem Neutralitätsbruch!

Fast jeder Tag bringt neue englische Gewaltakte zu unserer Kenntniß. Wie zuvor die Hamburger Bark „Hans Wagner" und der deutsche Postdampfer „Bundesrath", so ist jetzt auch ein anderer Reichspostdampfer, „General", von einem englischen Kriegsschiff abgefangen und letzterer sogar ohne vorherige Aburtheilung durch ein Prisengericht, zur Löschung seiner Ladung gezwungen worden. Und schon ist ein vierter Fall von Vergewaltigung eines deutschen Schiffes in Sicht. Wie aus Rom gemeldet wird, hat der englische Generalkonsul in Neapel, den Kapitän des deutschen Reichspostdampfers „Herzog", auf dem sich die Missionen des russischen und holländischen „Rothen Kreuzes" nach der Delagoabai einschiffen, davon verständigt, daß diesen Missionen die Ausschiffung in der Delagoabai verwehrt werden würde. Und das alles, obgleich es sicher ist, daß wenigstens unsere Reichspostdampfer keine Kriegscontrebande an Bord führen, und obgleich England nicht das geringste Recht zur Blockirung der Delagoabai hat!

Doch was fragt England jemals nach dem Recht! Für Großbritannien giebt es in internationalen Fragen nur ein Recht — das Recht des Stärkeren. Und zur See fühlt sich England stark, stärker, als jede einzelne andere Macht — also vergewaltigt es die andern. Sucht man nach Gründen für dieses englische Verfahren, so findet

man sie in der politischen Lage Großbritanniens. Unfähig, die Buren im Kriege zu überwinden, will es sie aushungern und zu dem Zwecke von der Seeverbindung absperren, was nur durch Besetzung der Delagoabai geschehen kann. Es sucht daher nach Vorwänden für diesen, gegen Portugal beabsichtigten Völkerrechtsbruch, und schafft sie sich durch völkerrechtswidrige Handlungen gegen die Schiffe anderer Länder. Dazu kommt noch eines. Die ewigen Niederlagen der englischen Landtruppen in Südafrika haben das militärische Ansehen Englands, wie wir bereits kürzlich dargelegt haben, in gefährlicher Weise erschüttert. Um es wieder ein wenig aufzufrischen und den bedenklichen Eindruck der englischen Schwäche zu Lande bei den, dem britischen Szepter unterworfenen Juden und andern Völkern zu verwischen, vielleicht auch, um andere Mächte von dem Versuch einer Ausnutzung der ungünstigen Lage Englands abzuschrecken, will die britische Regierung nun den Beweis liefern, daß Großbritannien zur See immer noch allgewaltig ist und jeder andere Staat sich zur See seinen Geboten zu unterwerfen hat. Daß die englische Regierung sich nun vor allem Deutschland ausgesucht hat, um die Probe auf das Exempel zu machen, ist nicht zu verwundern. Sind wir denn nicht die besten „Freunde" Englands, die ihm in einem Geheimvertrage bereits die Delagoabai zugestanden haben? Und haben wir denn nicht schon auf Samoa eine schwere Geduldsprobe unserer Freundschaft bestanden? Außerdem war jetzt gerade die Reihe an uns. Frankreich hat schon sein Faschoda, nun müssen wir ganz und gar gedemüthigt werden, damit wir uns fortan als Vasallen Englands bekennen und ihm seine Pläne nicht nur in Afrika ausführen helfen.

Wir haben dem deutsch-englischen Afrikavertrag gegenüber, unter dessen Bann wir nun seit Jahren stehen, wiederholt darauf hingewiesen, daß, wenn die Buren erst von England unterworfen sind, Deutschland an die Reihe kommen werde. Wir gestehen, daß wir uns geirrt haben. — England hat nicht einmal so lange gewartet, sondern läßt uns jetzt schon seine Übermacht zur See fühlen. Glückt es ihm jetzt, die deutsche Regierung zum Rückzug zu zwingen, nun, dann hat es ja ein Mittel in der Hand, die Konkurrenz unseres deutschen Handels unschädlich zu machen. Man fängt mit irgend einem kleinen Kafferustamm einen Krieg an und nimmt dann alle deutschen Handelsschiffe, als der Contrebande verdächtig auf der

Fahrt fest. Das wird nächstens schon im Mittelländischen Meere geschehen — an den italienischen Küstenplätzen ist ja bereits ein englischer Überwachungsdienst eingerichtet — und schließlich auch einfach in der Nordsee. Auf den Einspruch der deutschen Regierung hat die englische bisher noch gar keine Antwort gegeben, und sie wird es auch nicht thun, wenn wir sie nicht zu zwingen wissen.

Wie sollen wir das aber anfangen? Wenn Derartiges zur Zeit Bismarck's geschehen wäre, so wäre die Sache wohl sehr schnell und kurz erledigt worden. Man hätte deutscherseits in London nur zu verstehen gegeben, daß Deutschland nach solchen Vorfällen keine Veranlassung habe, einer etwa sich bildenden Koalition gegen England fern zu bleiben. Das hätte genügt, um in einem Tage alles wieder in's richtige Geleis zu bringen. Heute freilich ist die Lage anders. Wir sind ja durch jenen unseligen Afrikavertrag an England gekettet und haben durch die Preisgebung der Delagoabai an England — welche gegentheiligen Versicherungen uns auch von Petersburg aus zugegangen sein mögen — die russischen Interessen verletzt und das russische Mißtrauen gegen uns geweckt. Freunde, die uns vertrauten, haben wir seitdem in Petersburg nicht, und in Paris natürlich erst recht nicht. Die Franzosen thun ja jetzt, was in ihren Kräften steht, um uns in einen Krieg mit England hineinzutreiben. Käme es dazu, sie würden darüber sogar Faschoda vergessen und jede Zerstörung eines deutschen Schiffes durch ein englisches, als eigenen Sieg feiern. Das ist unsere internationale Lage; im Westen ein hämischer Feind, im Osten ein mißtrauischer Nachbar, zur See ein brutaler Konkurrent unseres Handels und rücksichtsloser Gegner unserer kolonialen Ausdehnung — das ist das Ergebniß einer zweijährigen „Freundschaft" mit England! Wir sind ihm gegenüber in diesem Augenblick vollkommen isolirt.

Um aus dieser ganz verfahrenen Lage herauszukommen, wird es eines energischen Rucks bedürfen. Das Nächste muß sein, daß wir unsere Beziehungen zu Rußland wieder enger knüpfen. Das in Petersburg gegenwärtig herrschende Mißtrauen läßt sich überwinden, und der russischen Regierung wird sicherlich nichts angenehmer sein, als sich von der Grundlosigkeit dieses Mißtrauens zu überzeugen. Dazu aber gehört, daß unsere auswärtige Politik endlich die Illusion fahren läßt, als könne sie in gleich guten Beziehungen zu Petersburg, wie zu London stehen. Das Kokettiren mit England muß

ein Ende haben. Vor Allem müssen wir den verhängnißvollen Afrikavertrag mit England zerreißen. Es ist ja zum Glück nur ein Eventualvertrag. Seine Vortheile können wir uns auch auf andere Weise sichern. Wir hätten, statt einen Vertrag mit England über die Theilung der portugiesischen Kolonien zu schließen, den Engländern sagen sollen: Wenn Ihr die Delagoabai „pachtet", dann „pachten" wir — unbeschadet unseres Protestes gegen Eure Handlungsweise — als vorläufige Kompensation für den uns durch Euch zugefügten Verlust, was wir aus dem portugiesischen Besitz gerade brauchen können. So können wir auch jetzt noch verfahren. Wenn wir dann Rußland die absolute Sicherheit gewähren, daß während seines Vordringens in Asien der Friede an allen seinen europäischen Grenzen gewahrt bleiben wird — und die Macht, diese Sicherheit zu schaffen, haben wir — was würde dann aus der britischen Stellung in Asien? Es müßten die russischen Staatsmänner in seltsamer Verblendung sein, wenn sie auf unser Anerbieten nicht eingingen, denn sie müßten sich sagen, daß uns alsdann die Erwägung nahe träte, uns ganz auf die englische Seite zu schlagen, so daß Rußland an die Erfüllung seiner Mission in Asien nicht denken könnte. Sind wir aber erst mit Rußland Eins, so ist der Zutritt Frankreichs fraglos, und die Koalition gegen England ist fertig. Ob die Engländer dann auch noch deutsche Schiffe wegfangen würden? Hoffen wir, daß die deutsche Regierung sich endlich zu einer energischen Politik gegen England entschließen werde. Nur so ist es möglich, uns den Frieden zu erhalten, ohne Demüthigungen einzustecken. Andernfalls wird man sich fragen: Was nützt uns eine vergrößerte deutsche Flotte, wenn unsere Regierung sogar davor zurückscheut, von den vorhandenen diplomatischen Mitteln den rechten Gebrauch zum Schutz unserer Seeinteressen zu machen!"

Wenn wir mit England Geschäfte machen können, bei welchen man Deutschland nicht die Rolle eines „Trinkgeld-Empfängers" zuweist, sondern ihm die erforderliche „Ebenbürtigkeit" zuerkennt, so werden die Ratifikationen solcher Abmachungen vom deutschen Volke auch nicht beanstandet worden. Wer Geschäfte machen will, der muß vor Allem das „Geschäftmachen" auch verstehen, sonst zieht er allemal den Kürzern. Die Geschäfte, die wir bisher mit England gemacht, waren wahrlich nicht der Art, daß sie das Nationalgefühl der Deutschen hätten befriedigen können; man em-

pfand schon Besorgnisse, wenn von „Geschäften" nur die Rede war. Nun soll abermals ein „Geschäft" über uns schweben, das in dem geheimnißvollen „deutsch-englischen Afrika-Vertrag"*) stipulirt ist. In der „Germania", Nr. 296, drittes Blatt vom 28. Dezember 1899, wird der Vertrag näher bezeichnet. Das Blatt schreibt darüber: „Über den deutsch-englischen Geheimvertrag theilt der „Berl. Lokalanz.", dem wir selbstverständlich die Verantwortung für diese seine Mittheilung überlassen müssen, mit, daß die Theilung der Kolonien Portugals zwischen Deutschland und England beschlossen und im Prinzip von den drei Mächten anerkannt sei. Seit zehn Jahren seien die Schweizer Juristen Blaeser, Haensli und Goldau beschäftigt, ihr schiedsrichterliches Gutachten über die zwischen England und Portugal schwebenden Differenzen abzugeben. Das werde im Januar oder Februar 1900 geschehen. Mit ziemlicher Sicherheit dürfte erwartet werden, daß die Schweizer Juristen sich zu Gunsten Englands aussprechen werden. In diesem Falle werde Portugal an England und die Vereinigten Staaten die von ihnen reklamirte Entschädigung von 1900000 Lstrl. zahlen müssen. Schon im Jahre 1891 habe sich England in Bezug auf die Delagoabucht das Ankaufsrecht vorbehalten. Die Cession an England werde vermuthlich im März 1900 vor sich gehen, es sei denn, daß Präsident Paul Krüger das Prävenire spielte und, durch die bisherigen Waffenerfolge der Buren angespornt, den Krieg an Portugal erklärte und die Delagoabucht mittelst eines Handstreiches überrumpelte. Um zu verhindern, daß Frankreich, Rußland oder andere Mächte gegen die Besitzergreifung der Delagoabucht durch die Engländer Einspruch erheben, hat sich England mit Deutschland in einem Geheimvertrag verbunden. Im kommenden Frühjahr findet in Portugal der gleiche „Ausverkauf" in Kolonien statt, da Portugal zur Einsicht gelangt sei, daß es seine afrikanischen und asiatischen Kolonien auf die Dauer nicht schützen kann, ohne gänzlich zu verarmen, und so handele es weise, indem es sich seines Kolonialbesitzes

*) Wie schon bemerkt, ist der Vertrag annullirt, weil Portugal seine südafrikanischen Kolonien vorerst noch behält. Wir könnten demnach Alles, was über diesen Vertrag geschrieben worden ist, streichen, wenn die Rolle, die uns bei ihm zugedacht war, nicht wieder ein schlagender Beweis für die Geringschätzung wäre, mit welcher uns England behandeln wollte, und welche Art von „Geschäften" uns von ihm zugemuthet werden.

bei Zeiten entledigt. Der afrikanische Besitz mit rund zwei Millionen Quadratkilometern und 13 Millionen Einwohnern soll an England fallen, der asiatische mit 20000 Quadratkilometern und beinahe einer Million Einwohner an Deutschland.

Es handele sich um fünf Gebiete

1. Timor	mit	16,300	Quadratkilometer
2. Goa	„	3,270	„
3. Damao	„	383	„
4. Macao	„	12	„
5. Diu	„	5	„

Außer diesen Besitzungen in Asien soll auch noch in Afrika das Land nördlich des Zambesi an Deutschland abgetreten werden, mit Ausnahme eines Streifens von drei Meilen, den sich Cecil Rhodes für seine Eisenbahn ausbedungen hat.

Der von Deutschland zu zahlende Preis belaufe sich auf 25 Millionen Mark."

Dieses Thema ergänzend, schreibt die „Germania" in Nr. 1, drittes Blatt vom 3. Januar, Nachstehendes: „Über den geheimen deutsch-englischen Vertrag werden im „Hamb. Corr." Mittheilungen gemacht, welche, obgleich sie sich selbst nur als Zusammenfassung früherer Nachrichten bezeichnen, doch manches Neue enthalten, und anscheinend auf zuverlässigen Informationen beruhen. Dieselben lauten:

1. Daß deutsch-englische Abkommen vom Frühjahr 1898 ist ein Eventualvertrag, der nur unter bestimmten, genau bezeichneten Verhältnissen in Wirksamkeit tritt. Dieser Zeitpunkt wird weder von London noch von Berlin bestimmt, sondern er wird von den Zuständen in Portugal diktirt werden. Wenn Regierung und Cortes in Lissabon zu der Überzeugung kommen, daß die Finanzen Portugals eine Sanirung erfordern und diese am leichtesten durch eine theilweise Liquidation des portugiesischen Kolonialbesitzes zu erlangen ist, für diesen möglichen, aber zeitlich nicht bestimmbaren Fall haben England und Deutschland vor $1^1/_2$ Jahren jenes Abkommen geschlossen, um gemeinsam, ohne Reibungen und Streitigkeiten unter einander, sich mit Portugal über die Modalitäten des Vorgehens zu verständigen.

2. Der Eventualvertrag bezieht sich ausschließlich auf die portugiesischen Besitzungen in Afrika, und zwar ursprünglich nur auf die ostafrikanischen; ob später auch die westafrikanischen in den

Bereich des Abkommens gezogen worden sind, können wir nicht mit Sicherheit sagen, halten es aber für möglich. Ausgeschlossen war in dem Vertrage jede irgendwie geartete Bestimmung, die Deutschland gegenüber England in Ägypten, Kleinasien oder China zu einer die Freiheit seiner Entschließung bindenden Politik verpflichtet hätte.

3. Ohne Widerspruch ist damals behauptet worden, Deutschland werde als Garantie und Unterpfand seiner finanziellen Hülfeleistung von Portugal das von Deutsch-Ostafrika südlich gelegene Stück von Mosambique bis zum Schire und Zambesi erhalten. Auf die Delagoabai besitzt England unzweifelhaft ein Vorkaufsrecht, und zwar seit langen Jahren. Wenn es ebenso zu einer Verständigung über Portugiesisch-Westafrika gekommen sein sollte, so liegt die Vermuthung nahe, daß, analog der Abmachung im Osten, Deutschland das Stück erhalten wird, das nördlich an Deutsch-Südwestafrika anstößt, also Mossamedes mit der Fischbai und der Tigerinsel.

4. Endlich war bekannt, daß dies deutsch-englische Afrikaabkommen vor dem Abschluß bereits der Diplomatie in Petersburg vertraulich mitgetheilt war, und daß Rußland darin eine Angelegenheit sah, die seine politischen Interessen nicht im Geringsten berührt. . . .

Daß Deutschlands koloniale Erwerbungen noch nicht abgeschlossen sind, hat Graf Bülow in der Reichstagssitzung vom 11. Dezember erklärt, als er sagte, daß wir wie alle Staaten mit maritimen Interessen schon durch die Nothwendigkeit der Kohlenbeschaffung — er verwies zum Beweise auf die Lehren des spanisch-amerikanischen Krieges, der in dieser wie in vielen anderen Fragen wirklich Fraktur geredet habe — auf die Erwerbung maritimer Stützpunkte angewiesen sind. Aber er verwahrte sich auch sofort dagegen, daß wir diesen Bestrebungen einen Umfang gäben, der mit dem Stande unserer Machtmittel zur See nicht im Einklang stehe. Ob die portugiesischen Besitzungen in Asien (Timor, Goa, Damao, Makao und Diu) als solche Stützpunkte überhaupt Werth für Deutschland haben, vermögen wir nicht zu entscheiden, darüber muß den Fachleuten, den Diplomaten, Seeleuten und Kaufleuten, das Wort gelassen werden. „Unsere Politik ist weder habgierig, noch unruhig, noch phantastisch!“ Es liegt gar nicht in unserem Interesse, Alles zusammen zu raffen, was überhaupt zu haben ist, aber wir dürfen auch

nicht die Arme theilnahmlos verschränken, wenn werthvolle, d. h. für Deutschland nützliche Stützpunkte auf den Markt kommen. Ob und wann dies einmal mit den zumeist in der englischen Interessensphäre gelegenen Kolonialbesitzungen Portugals in Ostindien, im Sundameer und bei Hongkong der Fall sein wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Sicher ist nur, daß über diese Besitzungen nichts in dem nur und ausschließlich auf Afrika sich beziehenden deutsch-englischen Eventualvertrag enthalten ist."

Die „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 598, Vorabendblatt vom 29. Dezember 1899, besprechen ebenfalls das „Abkommen" und geriren sich, als glaubten sie dem Dementi, welches das Wolff'sche Bureau gegen den „Berliner Lokalanzeiger" gerichtet hat. Daß kein geheimer Vertrag besteht, ist nirgends gesagt, es kann sich demnach bei dem Wolff'schen Dementi nur um die Details des Vertrages handeln. Was man im Allgemeinen von derlei Desavouirungen zu halten hat, dürfte genügend bekannt sein, uns interessirt hier nur die Präjustiz, welche das Münchener Blatt über die eventuellen Details übt. Es schreibt in seiner Nr. 598, Vorabendblatt vom 29. Dezember 1899, wie folgt: „Das deutsch-englische Abkommen. München, 28. Dezember. Die sensationelle Veröffentlichung des „Berl. Lokalanzeigers" über das deutsch-englische Abkommen ist sofort in offiziöser Weise vom Wolff'schen Bureau dementirt worden, und damit ist allen aufrichtigen Kolonialfreunden, die eine zweite Auflage des übel berufenen Sansibar-Vertrages nicht wünschen, ein Stein vom Herzen gefallen.

Ernstlich würden bei den gemeldeten Besitzübertragungen für Deutschland nur die ostafrikanischen Gebietstheile in Betracht kommen; denn die ostasiatischen Besitzungen Portugals sind absolut werthlos, wenn man es in dem literaturfreundlichen Deutschland nicht etwa für einen hohen Gewinn hält, mit dem Besitze Macaos auch die Hut der Felsengrotte zu übernehmen, in der die ersten sechs Gesänge der Lusiaden entstanden sein sollen.

Die ostindischen Enklaven Goa, Daman und Diu sind, wie ein Blick auf die Karte lehrt, ein so werthloser Besitz, daß sie mit einem polnischen Fünfgroschenstück viel zu theuer bezahlt sein würden. Goa, das unsere Leser an der westlichen Küste Dekkans nördlich vom 15. Breitegrade finden, ist die größte dieser Länderstrecken; es zählt auf 3270 Quadratkilometern nahezu eine halbe Million Einwohner,

Daman auf 383 Quadratkilometern 56000 Einwohner, und Diu auf 4 Quadratkilometern 13000 Einwohner. Die beiden letztgenannten liegen etwa unter dem 21. Breitegrade östlich und westlich vom Golf von Kambay.

Der Besitz dieser Landsetzen würde Deutschland nicht nur keinen Nutzen, sondern direkten Schaden bringen. Daß sie werthlos sind, ergiebt sich schon aus der einfachen Betrachtung, daß die Engländer diese Einschiebsel in ihr ostindisches Gebiet ganz sicher nicht hergegeben haben würden, wenn ihre Bedeutung für den Handel sich nur einigermaßen über den Nullpunkte erhöbe. Die Gesammteinfuhr belief sich 1895 bis 1896 auf 155000, die Ausfuhr auf 45000 Rupien (die Rupie ungefähr = 1 Mk. 50 Pf.). Der Schiffsverkehr ist dementsprechend äußerst gering.

Die bedenkliche Seite dieser Erwerbung würde sein, daß sie unseren ostasiatischen Dampfschiffsverbindungen das Anlaufen von Zwischenhäfen auferlegen würde, an denen der deutsche Handel kein Interesse hat. Die Kosten dafür, die eventuell das Reich zu tragen hätte, würden in keinem politischen, maritimen oder kommerziellen Gewinn ein Aquivalent haben und einfach in's Wasser geworfen sein.

Ebenso werthlos ist Macao, das keine nennenswerthe Einfuhr aufweist und im Jahre 1896 eine Ausfuhr von etwa $5^3/_4$ Millionen Mark hatte. Daß das öde Felsennest, dem der herrliche Hafen von Hongkong gegenüber liegt, weder jetzt Schifffahrtsverkehr hat, noch jemals haben wird, ist selbstverständlich.

Timor könnte als Kohlenstation einigen Werth gewinnen; es ist schwach bevölkert, da es auf 16300 Quadratkilometer nur etwa 300000 Einwohner zählt. Die Einfuhr ist unbedeutend, die Ausfuhr beschränkt sich, da der Boden unfruchtbar ist, auf nur zwei Artikel, Sandelholz und Holothurien. Die Insel gehört, wie bekannt, zur kleineren Hälfte den Holländern.

Was nun die Auftheilung der afrikanischen Besitzungen betrifft, so ist sie in zwei Punkten für Deutschland unannehmbar. Für uns ist kein Vertrag annehmbar, der nicht einen wesentlichen Theil der westafrikanischen Besitzungen Portugals in unsern Besitz überführt. Ist das nicht der Fall, so ist es die denkbar schlechteste Politik Deutschlands, die Grenzgebiete unserer Besitzungen, auf die wir naturgemäß den ersten Anspruch haben, aus schwachen portugiesischen in starke englische Hände übergehen zu lassen. Wir halten es

für undenkbar, daß ein deutscher Staatsmann seine Unterschrift unter ein derartiges Abkommen setzen könnte.

Nicht minder unannehmbar wäre für Deutschland die uns auferlegte demüthigende Bedingung, von dem uns eingeräumten ostafrikanischen Besitz einen drei Meilen breiten Streifen den Engländern für ihre Nord-Südbahn einzuräumen. Es spricht sich darin so unverkennbar eine zugestandene Inferiorität Deutschlands aus, daß schon deshalb diese Bedingung nicht annehmbar ist. Sie würde außerdem Deutschland vom Nyassa-See abschneiden, also der alten Politik Englands entsprechen, Deutschland den Zugang zu den Wasser- und Handelsstraßen zu versperren. Aber was Preußen sich 1815 von den Engländern gefallen lassen mußte, die es durch allerlei künstliche Bestimmungen von der Maas fernhielten, das braucht sich doch Deutschland von dem heutigen England nicht bieten zu lassen. Es ist sehr wünschenswerth, daß die Nord-Südbahn vom Nordende des Nyassa-Sees an, auf deutschem Gebiet laufe; aber warum, wenn sie weiter südlich nun einmal auf englischem Boden laufen soll, dazu Deutschland östlich des Sees Land hergeben muß, während der natürliche Lauf westlich des Sees auf schon jetzt englischem Boden sein würde, ist unerfindlich.

Wir hoffen zuversichtlich, daß bezüglich dieses Punktes das offiziöse Dementi ehrlicher und zuverlässiger ist, als die offiziösen Ableugnungen sich bisher erwiesen haben.

Das Endergebniß dieser Betrachtungen ist, daß ein Abkommen, wie das vom „Lokal-Anzeiger" gemeldete, eine empfindliche Schädigung deutscher Interessen bedeuten würde, man also hoffen muß, daß es in der That nur eine Kombination ist, die man nicht einmal als eine geschickte bezeichnen kann.

Aus Berlin wird uns telegraphirt:

Die Nachricht des „Berliner Lokalanzeigers" über die Auftheilung des portugiesischen Kolonialbesitzes findet hier, obwohl sie mit verblüffender Sicherheit und unter Angabe aller Einzelheiten in die Welt gesetzt wurde, keineswegs Glauben, schon deshalb nicht, weil es ganz unwahrscheinlich ist, daß sich Deutschland in Indien kleine zerstückelte Gebiete ausgewählt haben sollte, die stetig den Vexationen Englands ausgesetzt wären, und vor Allem eine bedeutende Entfaltung von Macht und Verwaltungsmitteln erfordert. Aber auch das vom Wolff'schen Bureau sofort verbreitete Dementi

dieser Sensationsnachricht, scheint wegen seiner Unbestimmtheit wenig zu befriedigen. Indeß ist zu bedenken, daß über Einzelheiten des Vertrages die beiderseitigen Regierungen sich absolutes Geheimniß zur Pflicht machten. Die kompetenten Stellen in Deutschland aber betonten stets, das geheime Abkommen beziehe sich nur auf afrikanische Kolonien. Der „Lokalanzeiger" läßt das offiziöse Dementi völlig unberücksichtigt."

Wenn die Details dieses Abkommens im Ganzen richtig sind, dann erhielte Deutschland ein geradezu „demüthigendes Trinkgeld". Wir hätten die Brosamen erhalten, die von der üppigen englischen Tafel abgefallen wären. Den afrikanischen Besitz mit zwei Millionen Quadratkilometern und 13 Millionen Einwohnern nähme unser englischer Partner, während wir den asiatischen Besitz von nur 20000 Quadratkilometern mit beinahe einer Million Einwohner erhielten. Für die Fetzen Landes, die wir noch großmüthigst in Afrika bekämen, müßten noch fünfundzwanzig Millionen Mark als „Entschädigung" für Herrn Rhodes gezahlt werden. Das wäre allerdings ein „Geschäft", das uns einen Weltruf machte, denn alle Welt wollte dann mit uns „solche Geschäfte" machen. Hier würde abermals wahr, was wir bereits in unserer Arbeit erwähnt haben: „Mit England: Haut, Knochen und Abfälle, ohne oder gegen England: große, schöne, saftige Stücke, oder auch: mit England Spatzen, ohne England Fasanen." Das Schönste bei dieser „entente cordiale", die deutscherseits die sublimste Berücksichtigung erfährt, ist noch, daß Deutschland fortwährend feindlich und geringschätzend von England behandelt wird, wie gerade jetzt wieder bei Gelegenheit der Veröffentlichung des „Blaubuches" im englischen Parlamente. Hierüber schreiben die „Münchener Neuesten Nachrichten" in ihrer Nr. 134, Vorabendblatt vom 21. März, wie folgt: „Deutschland und England in französischer Beleuchtung. Der neueste Umschwung in England, der sich in den Versuchen kundgiebt, Frankreich und die französische Regierung im Gegensatz zu Deutschland zu loben und zu umschmeicheln und gegen Deutschland Stimmung zu machen, stößt in Frankreich auf kühle Reserve, an vielen Stellen sogar auf offene Zurückweisung. Die offiziösen Zeitungen registriren die Lobsprüche der „Times", andere, republikanische ebenso wie nationalistische, erklären dagegen unverhohlen, daß diese Anerkennungen und Lobeserhebungen der Engländer ihnen

höchst gleichgültig sind: man kenne das schon. Das sei das ewige Schaukelspiel der englischen Diplomatie: einmal neigt man sich Deutschland zu, dann Frankreich, dann wieder Deutschland und so immer weiter. Wenn auch zwischen den Festlandsmächten keine Verständigung gegen England zu Stande komme, so dürfe sich doch das „Foreign Office" nicht mit der Hoffnung schmeicheln, eine derselben gegen die anderen für seine Pläne zu gewinnen. Und selbst recht regierungsfreundliche Blätter nehmen keinen Anstand, offen darzulegen, daß die letzten Auslassungen Herrn Delcassé's vor dem Senate über die äußere Politik vielleicht nicht energisch genug gehalten waren: jedenfalls müßte der etwa aus ihnen geschöpfte Argwohn einer diplomatischen Annäherung Frankreichs an England kräftig zerstreut werden. Denn weniger als je zuvor dürfe die Republik durch eine demüthige Haltung England gegenüber sich kompromittiren. Der Augenblick dürfe nicht versäumt werden, den Festlandsmächten zu beweisen, daß man hier eine stetige und zielbewußte Politik verfolge und nicht den Stimmungsschwankungen sich anschmiege. Allgemein werden daher die Angriffe der englischen Presse gegen Deutschland und das Berliner Auswärtige Amt mit Verachtung und Spott behandelt. Der Zorn der Engländer erscheint hier begreiflich: Denn die deutsche Regierung habe Europa und besonders Frankreich da gezeigt, welchen Ton man England gegenüber anschlagen müsse, um gerechte Forderungen bei ihm durchzusetzen. Herr Delcassé solle nur ruhig auch Etwas von der deutschen „Grobheit" annehmen, die weiter Nichts (mit Erlaubniß der „Times") als durchaus berechtigte und sachliche Energie sei. — Wir freuen uns, daß bei diesem Anlaß nicht wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten sich bei unseren westlichen Nachbarn sofort der Ruf „l'Alsace — sans phrase" von Neuem erhebt; wir wollen indessen abwarten, ob die Übergriffe Englands schon einen ausreichenden Wandel der Stimmung hervorgebracht haben, um die Franzosen ihre realen Interessen erkennen zu lassen."

Auch von anderen Seiten können wir berichten, daß die momentanen englischen Artigkeiten, auf die Franzosen den erwünschten Eindruck nicht machen. Sie sehen hierbei selbstverständlich von Artigkeiten ab, die nur eine Umhüllung für derbe, höchst unangenehme Wahrheiten für sie sind. Wenn den Franzosen z. B. Herr Harmsworth, der Herausgeber der „Daily Mail" im „Figaro" — als Deck-

blatt für die Einlage — versichert: „Daß den Engländern die Deutschen im Gegensatze zu den kleinen, lustigen Franzosen unsympathisch seien", so wird diese Liebeserklärung die Franzosen natürlich sehr kalt lassen, wenn sie dann aufgefordert werden: „doch lieber in ihrem unbevölkerten Frankreich zu bleiben, das weiten Raum für sie hätte, als in die Ferne nach Tonking, Tunis und Madagaskar zu schweifen, wo sie nichts zu suchen hätten".

In dieser englischen Liebenswürdigkeit liegt eine starke Dosis Spott mit Geringschätzung gemischt. Es ist für jedes Volk weit besser und rühmlicher, von den Engländern gehaßt, als geliebt zu werden, denn sie hassen, als echte Geschäftsleute nur die, welche sie fürchten, und die ihnen im Wege stehen, während ihre Zuneigung entweder auf Falschheit, oder auf Geringschätzung beruht. Je mehr uns die Engländer hassen, desto besser, ihr Haß gegen Deutschland ist der beste und sicherste Gradmesser für unsere politische und wirthschaftliche Bedeutung. Auf Grund dieses psychologischen Axioms geht doch mit zwingender Logik hervor, daß die Aufmerksamkeiten, Rücksichten und Nachgiebigkeiten, die von gewissen Seiten für England verlangt werden, in politischer Beziehung höchst unpraktisch sind, und ein „Staatsmann", der sie verlangt, kaum seinen Befähigungsnachweis erbringen dürfte. Sehen wir doch einmal die politischen Grundlinien, die für England und Deutschland maßgebend sind, mit ruhigem Blick an. England kann sich auf seiner politischen und handelspolitischen Höhe nur halten, wenn es keine Rivalen aufkommen läßt, die ihm da und dort ernstlichen Abbruch thun und seinen Interessen Hindernisse bereiten. Wer sind nun seine Rivalen? — Rußland als Nachbar von Indien, als Besitzergreifer in China und als Mit-Anwärter auf die türkische Herrschaft. Amerika in handelspolitischer Beziehung und seit dem spanischen Kriege auch in Hinsicht seiner imperialistischen Velleïtäten, die drückend für die englische Kolonialpolitik sind und Gefahren für die englischen Besitzungen in Amerika enthalten. An dritter und, wie es sich zeigt, als best gehaßter Rivale, erscheint Deutschland auf dem Weltschachbrett. Seine Anfänge als Weltmacht entsprechen der inkarnirten Bescheidenheit des deutschen Charakters, einer Bescheidenheit, die uns schon so viele Demüthigungen, Rücksichtslosigkeiten und Geringschätzung eingetragen hat. Man findet es in England ganz unerhört, daß die Deutschen nicht mehr um Ent-

schuldigung wegen ihres Daseins bitten und nun gar noch anfangen, Konsequenzen aus ihm zu ziehen. England fühlt, daß dem volkreichen Deutschland die Gründe für seine Ausbreitung und Besitzergreifungen nicht fehlen, daß es sogar zu seinen Lebensbedingungen gehört, sich auszubreiten und in der Welt zu installiren. Gerade weil wir so sehr bescheiden und die Grenzen für unsere Ausbreitungen noch nicht gezogen sind, wittert uns England überall als Rivalen und Eindringlinge. An allen wunden, schwachen Stellen seines Reiches sieht es uns in seinen Phantasiegebilden in riesengroßem Schatten auftauchen. Es ahnt in seiner hysterischen Disposition in den Deutschen die Erben seiner Weltmacht, es fürchtet immer mehr, von ihnen depossedirt zu werden. Und nun fragen wir: welcher Staatsmann ist fähig, unter diesen Auspizien und Prämissen in den Engländern „Bundesgenossen" für Deutschland zu erblicken? „Mit" England wird Wilhelm II. die Deutschen niemals zu den „herrlichen Tagen" führen, die er auf jenem brandenburgischen Festmahle in Aussicht stellte; mit England können wir niemals die für uns nöthigen Erwerbungen und erforderlichen Grenzen erhalten; mit England wird uns die Welt immer nur als ein „englisches Hülfs-Volk" betrachten; mit England: werden wir niemals aus dem inferioren „Trinkgelder-Verhältniß" herauskommen, von dem sich nur unnatürliche Söhne Deutschlands befriedigt fühlen können; mit England: verzichten wir ein- für allemal auf die weltgeschichtliche Mission des deutschen Volkes; mit England: Entsagung, Demüthigung, politische und moralische Selbstverstümmelung. Ohne England: Behauptung unserer Ansprüche als ein großes, mächtiges Kulturvolk, erlaubtes Selbstgefühl, politische, moralische und wirthschaftliche Prosperität. Wie können wir mit dem natürlichen Feinde unserer politischen, ökonomischen und geographischen Entwicklung für alle Zeiten zusammen gehen wollen? Und doch sehen wir, daß dieser „politische Unsinn" methodisch behandelt und uns empfohlen wird, wenn allerdings auch nur von Seiten, denen ein weiter staatsmännischer Blick zu fehlen scheint, und welche statt der kühlen Berechnung über „Soll und Haben" sich mit Gefühlsaufwallungen begnügen. Deutschland steht am Wendepunkte seiner Geschichte! Gute Gelegenheiten zu versäumen, werden von der Geschichte als politische Verbrechen bezeichnet. Durch hohe, rasche Entschlüsse öffnen sich ihm die Bahnen zum Aufstieg, durch Velleitäten und eine dilatorische

Behandlung seiner Postulate verliert es Zeit, und die Spannkraft, ohne welche es überhaupt niemals zu dem ihm förmlich vorgezeichneten Aufschwung gelangt. Die Zeit scheint da zu sein, in welcher uns wieder einmal ein Bismarck „bitter Noth thut", aber nicht minder ein Wilhelm I., ohne welchen selbst ein Bismarck verkümmert und niemals zu den lichten Höhen seines staatsmännischen Schaffens gelangt wäre. Die Vorzüge des Einen und die Höhe des Andern brauchen aber noch nicht als Vorwürfe für Dritte zu gelten, durch welche sie in ihrer Würdigung herabgesetzt werden sollen, es handelt sich vielmehr um einen geschichtlichen Rückblick, aus dem zu folgern wäre, was die Gegenwart verlangt. Wir wissen und sind davon überzeugt, daß die Politik des Reiches mit den besten Absichten geleitet wird, und daß, wenn Fehler gemacht werden, sie nur in Folge unrichtiger Konzeptionen geschehen, aus Mangel eines geistigen Aufschwungs, der, vereint mit großer Energie, zu den höchsten politischen Erfolgen geführt hat und auch fernerhin nur zu ihnen führen wird. Wahre Staatsmänner, so zu sagen: „Staatsmänner von Gottes Gnaden", müssen stets das Ganze im Auge haben, sie werden sich durch Detail-Rücksichten oder durch persönliche Sympathien und Antipathien nie leiten lassen. Sind die Zeiten für große Würfe da, so müssen sie erfolgen; die Gelegenheiten kommen und vergehen, sie richten sich nicht nach den Wünschen und Launen derjenigen, die berufen sind, sie zu ergreifen.

„Frei von England, fertig zum Aufstieg", muß die erste deutsche Parole heißen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Kommentar zu dem Abschnitt: „England und Deutschland" wollen wir auch einen Artikel des früheren deutschen Gesandten in Peking, Herrn von Brandt, folgen lassen, der in der Londoner „Finanz-Chronik" veröffentlicht wurde. Das Schreiben enthält manche gute, richtige Bemerkungen neben anderen, denen wir von unserem Standpunkte aus nicht beipflichten können. Die betreffenden Stellen lauten: „Die Frage, wie die deutsch-englischen Beziehungen sich nach der Beendigung des Krieges mit den Buren-Republiken gestalten werden, ist namentlich von englischer Seite so oft aufgestellt und im Allgemeinen in so wenig zutreffender Weise beantwortet worden, daß es sich wohl der Mühe verlohnen dürfte,

derselben auch einmal von einem unparteiischen, wenn auch deutschen Standpunkt näher zu treten. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß, wenn Meinungsverschiedenheiten bestehen, dieselben nicht zwischen den Regierungen Deutschlands und Englands, sondern zwischen der öffentlichen Meinung in den beiden Ländern vorhanden sind. Die deutsche Regierung hat seiner Zeit bei der Behandlung der Vorgänge in Samoa und bei der Beschlagnahme der deutschen Dampfer so viel Ruhe und Geduld bewiesen, daß sie es der englischen Regierung ermöglicht gehabt hat, die Übergriffe ihrer Untergebenen aus eigener Initiative zu redressiren und Deutschland die Genugthuung zu gewähren, auf die dasselbe vollen und ganzen Anspruch hatte. Auf diese Weise ist die deutsche Regierung in die Lage versetzt worden, in den sich augenblicklich in Südafrika abwickelnden Ereignissen eine Neutralität zu bewahren, die man als wohlwollend bezeichnen kann, wenn man die Versuchungen in's Auge faßt, die von mehr als einer Seite, nicht zum wenigsten durch die Erregung der deutschen öffentlichen Meinung, ihr geboten worden sein dürften, aus derselben herauszutreten.

Was man Deutschland in dieser Beziehung zu verdanken hat, darüber wird man sich auch in London an maßgebender Stelle vollständig klar sein. Es liegt also durchaus kein Grund vor, anzunehmen, daß die Beendigung des Krieges in Südafrika in amtlichen Beziehungen beider Regierungen, die als durchaus korrekt und freundlich bezeichnet werden können, irgend eine Änderung hervorrufen werde. Weniger einfach erscheint die Frage, wenn man die in beiden Ländern herrschende Erregung der öffentlichen Meinung in Erwägung zieht, namentlich, weil man sich einerseits in England über die Beweggründe der in Deutschland mit so elementarer Gewalt zum Ausbruch gekommenen Antipathie gegen das englische Vorgehen in Südafrika durchaus unklar ist, und weil andererseits die englische Presse, oder wenigstens ein Theil derselben, schon viel dazu beigetragen hat, die Frage von dem ideellen Gebiet, auf das materielle zu übertragen und dabei vielfach einen Cynismus entwickelt hat, der eine Verständigung zwischen den beiden Volksseelen erheblich erschweren muß.

Vor allen Dingen hat man in England übersehen, daß es sich bei den anti-englischen Kundgebungen in Deutschland nicht in den Handel und Industrie treibenden Klassen, sondern an den Stätten

des Lernens, in den Universitäten, bei den Professoren und in den Kreisen der akademischen Jugend, um einen Ausbruch von ehrlichem Idealismus gehandelt hat, den man vom kühlen Standpunkte des Staatsmannes aus, der mit gegebenen Thatsachen, nicht mit Idealen zu thun hat, als unpolitisch und zeitgemäß bedauern kann, mit dem man aber in Deutschland rechnen muß und mit dem man wohlthun würde, auch in England zu rechnen, denn der Idealismus der Menge ersetzt ihm, was dem Einzelnen das Gewissen ist. Und daß es sich in diesem Falle um eine Bewegung gehandelt hat, die durch das Mißverhältniß in der Zahl und den Hülfsmitteln der beiden Kämpfenden, durch die früheren von der englischen öffentlichen Meinung selbst verurtheilten Vorgänge und durch die Verquickung von Geld- und Machtfragen hervorgerufen worden ist, darüber werden den denkenden Engländer auch die Versuche, als Beweggründe für die Bewegung in Deutschland Unwissenheit und Neid auf Englands Handel und Industrie hinzustellen, nicht hinwegtäuschen.

Im Gegentheil, wenn solche Gefühle einem der beiden Völker unterschoben werden sollen, so braucht man nur an den berüchtigten Artikel der „Saturday Review" und an manche andere, ähnlichen, wenn auch nicht so offen und roh hingestellten Inhalts zu denken. Überhaupt wird von manchen englischen Seiten die Vergiftung der Beziehungen zwischen Deutschland und England mit Mitteln betrieben, die schwer verständlich erscheinen. Wozu die Vergiftungsversuche, wenn nicht, um mit erfundenen Thatsachen zu hetzen, wo die wahren nicht ausreichen! Den Bemühungen, Zwietracht zwischen zwei Völkern zu säen, die sich verstehen können und sollten, kann nur von Seiten der englischen Presse selbst mit Erfolg entgegen getreten werden, und daß das geschehen möge, ist der Wunsch aller derjenigen, die in einem Einverständniß Englands und Deutschlands, auch ohne daß dasselbe die Form eines Bündnisses trage, die reichste Garantie für die Erhaltung des Friedens der Welt sehen."

In diesem Auszuge möchten wir zwei Stellen unterstrichen haben. Die erste betrifft die Haltung der deutschen Regierung zu England, die auch vom Herrn von Brandt als eine „wohlwollende" Neutralität „gewürdigt" wird. Die zweite bezieht sich auf die Worte: „was man Deutschland in dieser Beziehung zu verdanken hat, darüber wird man sich auch in London an maßgebender Stelle vollständig klar sein". Daß diese maßgebende Stelle darüber klar ist,

was man Alles der „wohlwollenden" Neutralität Wilhelm II. zu danken hat, und dieser Einsicht sich auch alle politisch zurechnungsfähigen Engländer nicht entziehen können, glauben wir mit Herrn von Brandt, nicht minder nehmen wir aber als sicher an, daß in dem Maße, als diese Einsicht tief ist, sie auch um so vorsichtiger verborgen wird, und wir keine für uns günstigen Resultate von ihr zu verzeichnen haben werden. Der Stolz und Eigendünkel der Engländer lassen keine dankbaren Gefühle bei ihnen aufkommen, sie werden vielmehr nur durch die moralische Verpflichtung, „dankbar" zu sein, gereizt. Auf einzelne Personen angewendet, zeigt diese Neigung: für Menschen einen um so intensiveren Widerwillen zu empfinden, je mehr man ihnen zum Danke verpflichtet ist, von einem gemeinen, schwarzen Herzen. Daß unser Urtheil nicht zu hart, und für die englische Undankbarkeit vollständig zutreffend ist, mag auch noch aus nachfolgenden Thatsachen festgestellt werden. Die Beleuchtung der Erstern betrifft das von uns schon öfter erwähnte geheime „deutsch-englische Abkommen", oder den sogenannten „Eventualvertrag", der durch die Weigerung Portugals: seine Kolonien zu veräußern, gegenstandslos geworden ist. Mit welch' borstigem Cynismus die englische Presse ihren bisherigen Partner, Deutschland, nach Annullirung des „geheimen Abkommens" behandelt, mag aus nachfolgenden Artikeln hervorgehen. Der „Deutschen Zeitung", Nr. 80, vom 5. April, entnehmen wir Folgendes: „Die Bilanz des deutsch-englischen Abkommens. In der ganzen Bedenklichkeit, die wir fürchtend nahen sahen, scheint sie bereits vorzuliegen — die Bilanz des deutsch-englischen Abkommens. Die Klärung, die die Entscheidung des Berner Schiedsgerichts mit der überraschend niedrigen Ansetzung der Entschädigungssumme und der trotzdem noch überraschend schnellen Bereitwilligkeit Portugals, diese Summe auszuzahlen, in die südafrikanische Situation und in die politischen Pläne Englands gebracht hat, beleuchtet auch den Rechnungsstand dieses politischen Geschäfts.

Mehrere Sätze aus einem Artikel des „Daily Graphic" machten gestern bereits die Runde durch einen Theil der Presse. Heute nun liegt die Hauptstelle des Artikels, der uns nicht zur Hand ist, in einem Londoner Brief der „Münchener Allg. Ztg." vor, und diese Quelle schützt ja sicherlich davor, daß die Einrahmung und Beleuchtung der entscheidenden Sätze zu Ungunsten unseres Auswärtigen

Amtes erfolgt ist. Um so bezeichnender ist es, daß der Londoner Gewährsmann dieses Blattes den „Daily Graphic“ als ein Organ vorführt, das vom Londoner Auswärtigen Amt zuweilen zur Ausstreuung von Winken über internationalpolitische Angelegenheiten benutzt wird, und daß er dem fraglichen Artikel unter der Überschrift „Großbritannien und Portugal“ noch besonders den Anschein beilegt, „als ob er aus Downing Street stamme“. Wenn hierin kein Irrthum vorliegt, zwingt es allerdings zu ernstestem Nachdenken, wenn man in dem betreffenden Aufsatz folgende Worte liest:

„Wir vernehmen mit Befriedigung, daß das Urtheil des Delagoa-Bai-Schiedsgerichts zu keinen internationalen Verwickelungen führen wird. Es gab eine Zeit, wo man annahm, daß die Entschädigungssumme so hoch angesetzt werden würde, daß Portugal, um sie zu bezahlen, einige seiner Besitzungen würde losschlagen müssen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit wurde im Herbst 1898 zwischen der britischen und der deutschen Regierung ein Vertrag geschlossen, nach welchem die beiden Mächte übereinkamen, Portugal auf gewisse Bedingungen hin, mit den nöthigen Mitteln zu versehen. Glücklicher Weise wird nicht die Nothwendigkeit entstehen, nach diesem Abkommen zu handeln. Portugal hat sich mit einer finanziellen Voraussicht, die es bisher selten gezeigt hat, gegen der Berner Schiedsspruch vorgesehen, und es trifft sich (!), daß seine vorräthigen Mittel für den Fall völlig genügen. Wäre die Sache umgekehrt, so würde dem britischen Publikum, wie uns scheinen will, im gegenwärtigen Augenblick gerade nicht besonders daran gelegen sein, von dem englisch-deutschen Abkommen Gebrauch zu machen, da die Hoffnungen, mit Deutschland in diesen kolonialen Fragen zusammenwirken zu können, — Hoffnungen, die den Anstoß zu jenem Abkommen gaben —, sich nicht verwirklicht haben. Es gewährt uns Freude, daß der Streit über die Delagoa-Eisenbahn zu keiner Neuvertheilung der europäischen Kolonien in Afrika führen wird. Ein freundliches Portugal ist für uns von bei Weitem größerem Werth, als eine neidische Großmacht. Portugal ist einer unserer alten und geschätzten Bundesgenossen. Seine Unabhängigkeit und der Vollbestand seiner Kolonialbesitzungen sind durch unsere Bürgschaft gewährleistet, und wir hegen die Zuversicht, daß es dadurch auf lange Zeit beschützt sein wird. Wir hätten indeß den Wunsch, eine

weisere Verwaltung in Lissabon und deutlichere Zeichen einer festen und dauernden Wiedergeburt zu sehen."

Wenn schon diese englische Stimme eine vernehmliche Sprache redet über den Illusions-Charakter jener ganzen Abkommens-Politik, — was sollen wir erst dazu sagen, daß jene deutsche Zeitung, die diese Auslassungen abdruckt, trotz ihrer Dreiviertel-Offiziosität in auswärtigen Dingen den nun folgenden Kommentar im Druck sich anschließen läßt, in dem fast jede Zeile die geschlossene Kritik bestätigt, mit der wir Monat für Monat jenes Abkommen und jene England-Politik des Grafen Bülow bekämpft haben! Die „Münch. Allg. Ztg." druckt nämlich folgende Kritik dazu ab:

„Wir haben uns gestattet, die kennzeichnendsten Sätze zu unterstreichen. Sie bedürfen keines Kommentars, sie sprechen für sich selbst. Wir haben nie den Muth gehabt, viel von dem südafrikanischen Abkommen für Deutschland zu erwarten. Es war unter allen Umständen — mit England als Partner — eine unsichere Spekulation. Vor Kurzem wiesen wir im Anschluß an die Ausführungen eines hiesigen konservativen Blattes darauf hin, daß die hier erfolgte plötzliche Veröffentlichung der energischen Bülow'schen Depeschen über die Beschlagnahme deutscher Schiffe, wohl als ein Zeichen dafür anzusehen wäre, daß die britische Politik im Begriff sei, eine Schwenkung in einem für Deutschland nicht besonders günstigen Sinne zu machen. Wir können jetzt wenig Zweifel darüber haben, daß die britische Regierung, nachdem sie sich als Herrin der Lage in Südafrika zu fühlen glaubt, es als nichts weniger denn als eine Kalamität betrachtet, in Folge des Berner Schiedsspruches von ihren Verpflichtungen gegen die deutsche Regierung loszukommen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, nun kann er gehen. Die Wahrheit dieses Satzes wird vielleicht in der Folge noch deutlicher hervortreten. Die Beziehungen der britischen und der deutschen Regierung sind in das Verhältniß der „Korrektheit" zurückgetreten — sie haben seit mehreren Monaten aufgehört, intim zu sein."

„Ein freundliches Portugal ist für uns von bei Weitem größerem Werth, als eine neidische Großmacht". In den weiteren Artikeln wird widerspruchsfrei zu ersehen sein, w e r „neidisch" und „gehässig" ist, und warum man es hauptsächlich ist. Der „Kölnischen Volkszeitung", Nr. 319, erstes Morgenblatt vom 6. April,

entnehmen wir einen prägnanten Situations-Artikel. Das Blatt schreibt: „England und Deutschland. Wir haben neulich über die geheime Sitzung der Flottenkommission gesprochen und unsere Ansicht dahin ausgedrückt, daß man in London nicht im Zweifel sein würde, in welcher Art die Vertreter der deutschen Regierung die Vorlage vertheidigt haben dürften. Die Quittung darüber liegt jetzt schon aus London vor. Die „Morning Post" läßt sich nämlich über die Aussichten der Vorlage aus, deren Zweck der „Schutz gegen das aggressive Inselreich" sei und sagt weiter in sarkastischem Tone:

„Gestern hielt Graf Bülow eine seiner vertraulichen Reden, in denen die Politik des Fürsten Bismarck, der Imperialismus der Vereinigten Staaten und die Abwendung Großbritanniens von Adam Smith ihre bekannten Rollen spielten. Aber seine Worte fanden unaufmerksame Ohren; die Kommission hat dies alles schon früher gehört, und inzwischen erheischt das Fleischbeschaugesetz die Aufmerksamkeit der Regierung, mittelst deren die scharfsinnigen Agrarier für ihre Unterstützung einen guten Preis zu erlangen hoffen. Wenn die Flottenvorlage vor einigen Monaten durchgepeitscht worden wäre, so hätten die Minister ein frohes Osterfest; bei der gegenwärtigen Lage aber werden sie in ihrer Zurückgezogenheit neue Argumente für die Forderung erfinden müssen. Es ist noch ein weiter Weg, ehe der Entwurf Gesetz wird."

Es ist bemerkenswerth, daß auf Grund solcher Auffassungen der Antagonismus gegen Deutschland in England zunimmt. Charakteristisch dafür sind zwei im „Observer" erschienene Briefe über Englands wirklichen Feind, die „Scrutator" unterzeichnet sind. Der Verfasser sucht den allerdings nicht sehr schwierigen Nachweis zu führen, daß Chamberlain's Wort von einer englisch-deutsch-amerikanischen Allianz eine Utopie sei. In Bezug auf die Vereinigten Staaten weist er auf die Bedeutung des irischen und deutschen Elementes in der Union hin — beide seien englandfeindlich. Noch weniger denkbar sei eine Allianz mit Deutschland. Die deutsche Politik verfolge mit Unterstützung des Reptilienfonds (!) den Zweck, England und Frankreich zu verfeinden. Der von Goethe, Schiller und den Gebrüdern Schlegel (?) gepflegte alte deutsche Idealismus sei jetzt einem „herrschsüchtigen Soldatenthum" gewichen, das auch die Herrschaft über die Meere beanspruche und Holland annektiren

wolle. Nachdem so die deutsche Politik hinlänglich „gebrandmarkt" ist, heißt es weiter:

„Deutschland weiß, daß ein gutes wirksames Einverständniß zwischen England und Rußland alle seine Pläne gegen uns scheitern macht. Und doch haben wir bisher Deutschlands Spiel gespielt (?), seine Schlachten geschlagen (?) und ihm die Kastanien aus dem Feuer geholt, es nach China eingeladen und es in Kleinasien bewillkommt. Wenn Rußland von Konstantinopel fern gehalten werden soll, so geschieht das nur im Interesse Deutschlands und Österreichs, nicht in unserem. Thatsache ist, daß unsere Interessen und die Rußlands nirgends antagonistisch sind. In China, in Persien und in der Türkei ist es leicht, zu einem freundschaftlichen Einverständniß zu kommen, wenn nur erst das „absurde Nachtgespenst" einer russischen Invasion Indiens der politischen Mythologie überwiesen ist. Ein freundschaftliches Einverständniß mit Rußland würde unsere Diplomatie überall stärken und noch dazu den Vortheil haben, unsere Beziehungen zu Frankreich erheblich zu verbessern."

Der Rest ist also nichts als die nackte gehässige Deutschenfeindschaft. Wem will Scrutator einreden, daß die englischen und die russischen Interessen antagonistisch seien? Sie sind es thatsächlich auf fast allen Punkten der Welt, besonders aber in Asien — Ost-, Mittel- und Westasien — wie am Bosporus. Auch ist es eine jedem Kenner der russischen Politik bekannte Thatsache, daß England dort als der Erbfeind betrachtet wird. Wenn „Scrutator" das Alles übersieht, wenn er sogar um Rußlands Freundschaft wirbt, begreift man erst recht die Tiefe seines Deutschenhasses.

Die deutschen und die englischen Interessen gehen ja auch vielfach auseinander, aber nicht in diesem Maße. Woher denn aber die Feindschaft gegen Deutschland, dessen Macht in Afrika und Asien von den Engländern doch wahrlich nicht gefürchtet werden braucht? Wir glauben, daß die Ursache in dem rapiden Fortschreiten unserer Industrie liegt. Den Engländern wird geradezu unheimlich bei dem Blicke auf den Fortschritt der deutschen Ausfuhr, von der sie überall geschlagen werden. Im Hinblick darauf sagte die Saturday Review bekanntlich einmal, wenn heute Deutschlands Macht vernichtet würde, gäbe es morgen keinen Engländer, der in Folge dessen nicht reicher würde. Diese Wahrnehmung ist der Schlüssel des englischen Deut-

schenhasses. Die Engländer sind sehr kühle Rechner, und Sympathien aus ethischen Gründen finden keinen Raum in ihres Busens Schrein. Wenn sie in einem Staat den wirthschaftlichen Konkurrenten sehen, so suchen sie ihm zu schaden; Stammesverwandtschaft u. dergl. Momente werden von ihnen nicht berücksichtigt. Da wird man nun sagen, daß diese Thatsache doch sehr für die Flottenvorlage spreche. Das scheint aber nur so, denn falls es zu einer Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland kommen sollte, wird sie — weit früher stattfinden als im Jahre 1916."

Der „Deutschen Tageszeitung", Nr. 151, Abend-Ausgabe vom 30. März, entnehmen wir Nachstehendes: „Unsere auswärtige Politik. Über die Absichten und das Programm unserer auswärtigen Politik haben uns die letzten vierzehn Tage einige Aufklärungen gebracht, die wir, wenn sie auch noch keine vollständige Klarheit schaffen, mit Dank entgegennehmen. Zunächst haben wir unsere Genugthuung darüber auszusprechen, daß durch die wiederholten und scharfen halbamtlichen Erklärungen in der „Nordd. Allg. Zeitung" die Befürchtung zerstreut worden ist, daß die Treibereien einer gewissen Clique, die uns gern in das Kielwasser Englands hineinsteuern möchte, in irgend welcher Beziehung zum Auswärtigen Amt ständen oder auch nur auf dessen Duldung zu rechnen hätten. Sodann aber hat auch Graf Bülow selbst in seiner Begründung der Flottenvorlage in der Budgetkommission uns, soweit es die diplomatisch gebotene Zurückhaltung erlaubt, einen Blick in seine Anschauungen über unsere auswärtige Politik thun lassen, der jenen Eindruck noch verstärkt.

Graf Bülow wies alle phantastischen Pläne, die der deutschen Politik zugeschoben würden, und damit alle die Ausstreuungen von englischer Seite, die die Erregung des Mißtrauens gegen uns zum Zweck haben, zurück. Die deutsche Politik verfolge das Ziel der Aufrechterhaltung des Friedens, aber unter Wahrung der Würde des Reichs. Wem dieser Wink gilt, das wird man gewiß verstehen, wenn man die folgenden Sätze hinzunimmt: „Er stehe noch auf dem Standpunkte, daß wegen geringfügiger Ursachen einen großen Krieg zu entfesseln, in hohem Grade ruchlos gewesen wäre. Es sei aber mit der Möglichkeit zu rechnen, daß man versuchen könnte, uns Beleidigungen zuzufügen, die ein Volk wie das deutsche nicht acceptiren könne, und die er, der Staatssekretär, jedenfalls nicht gesonnen

sei, hinzunehmen." Daß hiermit auf Samoa und die Gewaltakte gegen deutsche Dampfer in den südafrikanischen Gewässern hingewiesen ist, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Aber Graf Bülow sieht auch für die Zukunft neue Reibungen mit derselben Macht voraus, der wir die uns zugefügten Beleidigungen auf Samoa und in Südafrika zu verdanken haben. Er sagt, die englische Politik sei in den letzten Jahrzehnten eine andere geworden, die Ideen von Adam Smith und John Bright seien erstorben. „Gegenwärtig fasse die imperialistische Strömung in England mehr und mehr Boden. Eine der Hauptsorgen der deutschen Politik sei, gute Beziehungen zu allen Mächten zu unterhalten. Selbstverständlich wären diese aber nur möglich auf der Grundlage vollster Gegenseitigkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme. Die offiziellen Beziehungen waren durchweg die besten. Aber die Zeiten der Kabinetspolitik wären geschwunden, die Volksleidenschaften mehr und mehr als einflußreicher Faktor in den Vordergrund getreten."

Der Sinn der Rede ist also der: Der wirthschaftliche Neid der Engländer gegen uns ist im Wachsen, die englische Ländergier greift immer weiter aus, die britische Regierung wird der Volksleidenschaft schließlich nachgeben müssen — und das Ende wird die unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Großbritannien sein. Trotz aller deutschen Bemühungen, gute Beziehungen auch zu England zu unterhalten, wird diese Auseinandersetzung sich schon deshalb nicht vermeiden lassen, weil die deutsche Regierung auf der Bedingung „vollster Gegenseitigkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme" bestehen wird und bestehen muß. Denn davon wird man in England nie etwas wissen wollen, wenn man nicht dazu gezwungen ist. Deshalb fordert Graf Bülow eine starke Flotte, und wir müssen zugeben, daß die von ihm gegebene Begründung die einzige ist, die dem deutschen Volke einleuchtet."

Als recht symptomatisch für die „guten Gefühle" zwischen England und Deutschland, die man oft so nachdrucksvoll fordert, mag der Versuch der „Times" betrachtet werden, einen Vorfall in sein direktes Gegentheil zu versetzen, nur um Stimmung gegen Deutschland zu machen. Der „Kölnischen Zeitung", Nr. 215, vom 19. März, Abend-Ausgabe, entnehmen wir eine *offiziöse* Notiz. Dem Blatte wurde — wie wir annehmen zu dürfen glauben — aus Berlin mitgetheilt: „Nachdem wir am Samstag Morgen mittheilen konnten,

daß die ganz unglaubliche, von der „Times" veröffentlichte Behauptung eines Kapitäns der englischen Marine, die Mannschaft S. M. S. „Deutschland" habe im Hafen von Portsmouth unter den Augen ihrer Offiziere, drei Hochs auf die Buren ausgebracht, jeder Begründung entbehre, finden wir in der „Times" vom Samstag Abend folgende Erklärung des, gegenwärtig die Geschäfte der deutschen Botschaft in London führenden Grafen Metternich: „Nachdem ich Auskunft bei den maßgebenden amtlichen Stellen eingeholt habe, ist mir die folgende authentische Darstellung über das zugegangen, was sich bei der Abfahrt S. M. S. „Deutschland" von Portsmouth zutrug. Zufällig war ein Offizier des Schiffes zugegen. Die deutsche Bemannung, die Landurlaub hatte, wurde im Geiste guter Kameradschaft von einer Anzahl englischer Seeleute, die ihr bei ihrer Abfahrt lustig Lebewohl zuriefen, zu den Booten geleitet. Als Antwort auf diesen Freundschaftsbeweis brachte die deutsche Besatzung Dankesrufe (Dankeshurrah) aus, als sie abstieß." Also gerade das Gegentheil von dem hat sich ereignet, was man der „Times" mitgetheilt, und was dieses Blatt als einen Beweis der German animosity verbreitet hat: nicht auf die Buren, sondern auf die sie geleitenden englischen Kameraden haben die deutschen Seeleute ein Hoch ausgebracht. Der an sich belanglose Zwischenfall hat eine gewisse symptomatische Bedeutung, es sei deshalb ausdrücklich betont, daß die Verdrehung der Wahrheit in das Gegentheil, die er absichtlich oder unbewußt in den Spalten der „Times" erfahren hat, nicht sowohl auf „deutsche Gehässigkeit" gegen England, als vielmehr auf eine Reizbarkeit zurückzuführen ist, von der gewisse englische Kreise bei allem, was Deutschland und Deutsche thun, befallen werden und die um so bedenklicher ist, weil die daraus entspringenden Mißverständnisse sich nicht so glatt aufklären lassen, wie bei diesen Vorgängen in Portsmouth."

Zu erwähnen ist hier auch die durchaus feindliche Haltung des Berliner „Times"-Korrespondenten, des Herrn Saunders, gegen Deutschland, den wahrscheinlich jede andere Regierung längst ausgewiesen hätte. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und die „Post" sahen sich bereits veranlaßt, gegen die Thätigkeit dieses Herrn zu protestiren. Nicht unerwähnt möchten wir auch einen weiteren Vorfall lassen, der ein sonderbares Licht auf die „freundschaftlichen" Beziehungen zwischen England und Deutschland wirft.

In dem Briefe eines Deutschen aus Capstadt wird festgestellt, daß am Geburtstage der deutschen Kaiserin außer dem deutschen Kriegsschiffe nur ein französisches geflaggt habe (?), während die englischen ihr Werktagsaussehen nicht veränderten. Dafür seien aber die Engländer wüthend gewesen, daß das deutsche Schiff bei der Ankunft des General Buller nicht geflaggt habe. Weiter zu registriren ist, daß das englische Schiff „North Star" unter seinem Kapitän Spence die Ungezogenheit beging, am 13. März, als der Kaiser von Helgoland kommend auf dem Linienschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm" unter Begleitung des Kreuzers „Hela" die Weser hinauffuhr, die Kaiser-Standarte und Reichskriegsflagge nicht zu salutiren. Wer mit den maritimen Begrüßungsformen einigermaßen bekannt ist, wird diese flagrante Unart verstehen. Daß der englische Kapitän von seiner Gesellschaft entlassen wurde, ist selbstverständlich. Als komisches Kuriosum müssen die Gründe des Berliner „Kleinen Journals" angeführt werden, die es für eine freundliche, zuvorkommende Haltung der deutschen Presse für England geltend macht. Dieses kleine, lustige Judenblatt fordert von der deutschen Presse deshalb Sympathie und Schonung für das „unglückliche England, weil dessen Herrscherin die Großmutter unseres Kaisers sei, der mit Liebe an letzterer hinge". „Jedes Thierchen hat sein Plaisirchen", gönnen wir dem „Kleinen Journal", das auch die „jüdische Kreuzzeitung" genannt wird, sein Vergnügen, mit solchen durchschlagenden politischen Gründen auf die deutsche Presse einzuwirken.

---

5. Abschnitt.

Welche Gesinnungen bestehen über England?

Wer die von England und von der „Politik der wohlwollenden Neutralität" freie, unabhängige Presse liest, der hat die Freude, seine eigenen Ansichten durch die ungetheilte „öffentliche Meinung" nur bestätigt zu finden. Noch niemals waren die Deutschen unter sich und mit fast allen andern Völkern so gleich gesinnt, als in

ihrem Urtheil über England. Das Einverständniß ist selbst so lebhaft, daß es alte Feindschaften zurückdrängt und sich feindlich gesinnte Nationen einander näher bringt. Wie leicht wäre es für die deutsche Politik, uns mit den Franzosen auf dem Rücken der Engländer zu verständigen, statt diesen Gelegenheit zu geben, mit den Franzosen auf unserem Rücken Geschäfte zu machen. Als Einleitung zum folgenden Abschnitt lassen wir einen recht guten Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" aus ihrer Nr. 584, Morgenblatt vom 19. Dezember 1899, folgen. Das Blatt schreibt: „England an einem Wendepunkt seiner Geschichte. München, 18. Dezember. Mit athemloser Spannung verfolgt die gesammte civilisirte Welt den blutigen Kampf, in dem eine kleine, aber tapfere und kernige Bevölkerung Mann für Mann um ihre politische und wirthschaftliche Selbstständigkeit gegen die übermächtige Gewalt einer Großmacht ringt. Die Sympathien aller sind auf Seiten des für seine Freiheit kämpfenden Volkes, sie richten sich mit einer selten in diesem Umfange gesehenen Einmüthigkeit gegen die vergewaltigende Nation. Die Siege der Buren erregen in der ganzen Welt lauten Jubel, man bedauert die armen englischen Soldaten, die als Opfer einer irregeleiteten ehrgeizigen Politik fallen, aber mit dem Staat, den Schlag auf Schlag, Niederlage auf Niederlage, eine immer schwerer als die andere trifft, empfindet Niemand Mitleid.

Das erste Stadium des Burenkrieges, oder vielmehr der erste Burenkrieg ist zu Ende, und England schickt sich an, den zweiten unter einem neuen Führer und mit neuen Verstärkungen zu führen. Aber wie immer der zweite Krieg ausfallen, wie sich das Schicksal des heldenmüthigen Häufleins der Buren gegenüber den Menschenmassen, die Großbritannien noch etwa aufbieten kann, gestalten mag, das Urtheil der Welt können alle verspäteten Erfolge der Briten nicht mehr ändern. Die Buren haben die Engländer im ehrlichen Kampfe gründlich, rühmlich und ehrenvoll geschlagen, sie sind die Sieger, die Engländer die Besiegten. Es ist möglich, daß die Massen der Briten ihre tapferen Gegner erdrücken, aber einen rühmlichen Sieg wird es Niemand nennen, wenn man es überhaupt noch einen Sieg nennen will.

Wenn man sich in Großbritannien der Illusion hingiebt, das britische Prestige könnte in diesem Kampfe überhaupt noch wieder hergestellt werden, so ist es eine Illusion, selbst wenn General

Roberts afghanischen und Sirdar Kitchener sudanesischen Angedenkens in Bloemfontein und Pretoria einziehen.

Wie aber, wenn weitere Niederlagen folgen, was doch keineswegs ausgeschlossen ist?

Bis jetzt hat zwar das englische militärische System vollständig Schiffbruch gelitten, aber noch ist die britische Macht ungebrochen und unerschüttert; weitere Niederlagen aber würden die Grundlagen der englischen Weltmacht erbeben machen. Ein Spieler mag quitte ou double rufen, ein Volk darf es nur dann, wenn seine Existenz auf dem Spiele steht.

Die Kraftprobe zwischen den Burenstaaten und dem britischen Weltreiche ist bei dem fair play, das bis jetzt gegolten hat, zu Gunsten jener ausgefallen, daran wird nichts geändert, wenn in dem foul play, das nun folgt, die Buren niedergeworfen werden.

Die Buren haben durch ihre Siege den Anspruch auf volle Souveränität, auf einen Zugang zum Meere und auf die Erwerbung kleiner Gebietsstriche, die von ihren Stammesangehörigen bewohnt werden, vollkommen gerechtfertigt. Ein Friedensschluß auf diesen Grundlagen wäre für die Engländer ehrenvoll und eine loyale Anerkennung der Sachlage; er würde ihrem Ansehen in der Welt um so weniger schaden, als mit Recht von ihnen geltend gemacht werden kann, daß sie nicht aus Noth den Krieg beendigen, sondern aus Erwägungen, die ganz anderen sittlichen Motiven, als dem Kleinmuth und der Verzagtheit entspringen.

Schlägt aber auch der zweite Krieg fehl, so wird für England ein ehrenvoller Frieden nicht mehr zu erzielen sein, es würde sich in Gebietsabtretungen fügen müssen, die nicht mehr und nicht weniger bedeuten würden, als den Anfang vom Ende, der in's Riesige gewachsenen englischen Weltmacht.

Der eherne Koloß mit den thönernen Füßen ist ein alttestamentliches Bild, das sonst mit Vorliebe von einer anderen Großmacht gebraucht wurde; es hat jetzt eine viel passendere Anwendung gefunden.

England spielt ein gefährliches Spiel, und zwar ein solches, bei dem es Ehre nicht mehr erwerben kann. Zwar mag es sich wenig darum kümmern, daß die öffentliche Meinung in allen civilisirten Ländern den Veranstaltungen, die Großbritannien trifft, um den heldenmüthigen, aber schwächeren Gegner durch die Wucht seiner Masse nieder zu werfen und zu erdrücken, mit steigender Unruhe

und Aufregung zusieht, so lange die Regierungen ihm nicht mit Rathschlägen und Vermittelungsvorschlägen in die Arme fallen. Das hat es, wie die Dinge nun einmal liegen, nicht zu fürchten; aber ob es weise handelt, die unzweideutigen Kundgebungen der vox populi auf dem ganzen Erdball zu verachten, wird Niemand bejahen, der aus der Geschichte die furchtbare Wahrheit des Schiller'schen Wortes erkannt hat:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Über die Stimmung in Frankreich registriren wir. Sie war und ist in der ganzen Nation ungetheilt gegen England. Wenn nach den Erfolgen Marschall Roberts' und besonders nach der Kapitulation Cronje's, in einigen Blättern scheinbar ein Umschlag erfolgte, so berührt er keineswegs die allgemeine Volksstimmung. Die freundliche Aufnahme der englischen Erfolge, Seitens mancher französischen Journale beruht nur in der diplomatischen Lancirung der gegebenen offiziellen Beziehungen zu England. Dank der „wohlwollenden Neutralität" Deutschlands für das Inselreich hat es den Rücken und die Seiten frei, und Frankreich, das England als Nummer Eins auf dem „Abrechnungs-Conto" wegen Madagaskar gesetzt hat, vermeidet — was seine offizielle Politik betrifft — jede Provokation. Wie aber von der französischen Nation die Sanirungs-Versuche aufgenommen werden, zeigt am besten die Stimmung, welche der Kammer-Präsident, Herr Deschanel, durch seine verunglückte Rede hervorgerufen hat. Dem „Berliner Tageblatt", Nr. 125, Abendausgabe vom 9. März, entnehmen wir Nachstehendes: „Paris, 7. März. Die Zahl der Blätter, welche allen Ernstes die Möglichkeit eines Krieges mit England erörtern, ist im Wachsen. Der „Matin" bleibt dabei, daß man in den Kreisen des Herrn Chamberlain eine englisch-französische „Boxpartie" plane. Und der allgemeine Haß gegen das „perfide Albion" nimmt zu.

Gerade in diesem Augenblick, wo die England-Feindschaft in schönster Blüthe steht, hat nun der Kammerpräsident, Herr Deschanel, jene Rede gehalten, über die oder vielmehr gegen die sich seit zwei Tagen die gesammte französische Presse ereifert. Herr Deschanel hat, und gewiß mit Recht, den ewigen Ministerwechsel bedauert, der jede Verfolgung einer weitaussehenden äußeren Politik für Frankreich unmöglich mache. Er hat sich dann gegen die Eng-

land-Hasser gewendet und hat sich zu dem sehr wenig glücklichen Satze aufgeschwungen: „Wenn man schon nicht den Schwachen zu Hülfe eilt, so ist es kindisch und zugleich unvernünftig, die Starken zu reizen und besonders sie zu verletzen.“ Und er hat den Deutschenhaß neu zu entflammen versucht, indem er sagte: „Lassen wir uns von den großen Pflichten, welche die kontinentalen Kriege in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts uns auferlegten, nicht ablenken und gehen wir geraden Weges auf unser unabänderliches Ziel zu!“

Herr Deschanel hat es mit seiner Rede fertig gebracht, seine sämmtlichen Landsleute, ohne Ausnahme, vor den Kopf zu stoßen. Er hat zunächst die Regierung, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und alle berufsmäßigen und freiwilligen Diplomaten verschnupft. All' diese diplomatisch geschulten Geister sehen ein, daß man ein Zusammengehen mit Deutschland, wenigstens in bestimmten Einzelfällen erstreben, keineswegs aber unmöglich machen muß. Herr Deschanel erschien wie ein unwillkommener „gêneur“, ein Störenfried, der ganz überflüssig Verlegenheiten schuf. Die England-Hasser aber, welche die ungeheure Majorität in Frankreich bilden, nahmen die Mahnung, „die Starken nicht zu reizen“, sehr übel — und die Wenigen, die wie Jaurès und andere Sozialisten mit England und mit aller Welt in Frieden und Freundschaft leben möchten, waren, als Friedensfreunde sans phrase, durch die Angriffe auf Deutschland verstimmt. Kurz und gut, Herr Deschanel hat es auch nicht einem Einzigen recht gemacht. Dieser pomadisirte Schönredner hatte bisher ein großes Talent, seine Ansichten über schwierige Fragen zu verbergen, und dieses Talent führte ihn zu den höchsten Ehrenstellen. Das Glück hat ihn berauscht, und er hat auch einmal eine Meinung haben wollen. Aber der Versuch bekommt ihm schlecht, und er wird gut thun, zu seinem ursprünglichen Talent und zu seiner alten Methode zurückzukehren.“

Die wirkliche Stimmung der französischen Nation in all' ihren Volksschichten wird durch nachstehende Korrespondenz aus Paris der „Frankfurter Zeitung“, Nr. 54, Abendblatt, vom 24. Februar, mitgetheilt. Dem Blatte wurde geschrieben: „Englandfeindliche Stimmen in Frankreich. Paris, 23. Febr. In Paris funktionirt bekanntlich ein Transvaal-Comité, das Gaben für die südafrikanischen Republiken entgegen nimmt und die denselben zu Hülfe eilenden

Freiwilligen ausrüstet. Denselben haben auch zahlreiche Parlamentarier sich angeschlossen und zwar in Schreiben, die sehr scharf gegen England gehalten und daher, besonders weil die betreffenden Volksvertreter den verschiedensten Parteien angehören, sehr charakteristisch für die Stimmung des Landes sind. So lautet der Brief des ehemaligen Unterrichtsministers Rambaud:

„Der Krieg Großbritanniens gegen die Buren läßt sich nur aus den schändlichsten Motiven erklären: durch die überwältigende numerische Überlegenheit der Truppen und materiellen Hülfsmittel, deren das Londoner Kabinett sicher zu sein glaubte. Er stellt die abscheulichste Unbill des ganzen Jahrhunderts dar."

Ferner der des Sohnes des berühmten Chemikers und ehemaligen Ministers des Äußeren Berthelot:

„Ich gehöre, wie Sie, zu denen, die den mannhaften Widerstand der Buren bewundern und bejubeln und ihren endgültigen Erfolg herbeisehnen."

Der Abg. Beauquier legt seine Meinung folgendermaßen klar:

„Ich bin kein Anglophobe, ich habe mich stets vor allen ebenso thörichten, als ungerechten nationalistischen „Phobieen" gehütet. Es ist ein Beweis intellektueller Beschränktheit, eine ganze Nation in ein einziges Urtheil zusammen zu fassen, das dadurch ungerecht wird. . . . Nach diesen Vorbehalten erkläre ich, leidenschaftlich den Erfolg der Buren herbeizuwünschen. Erstens, weil sie für ihre Unabhängigkeit kämpfen und dieses der einzige gerechtfertigte Kriegsvorwand ist. Und dann, weil die englische Regierung eine Züchtigung dafür verdient, den Krieg erklärt und ein Schiedsgericht sofort nach der Haager Konferenz zurückgewiesen zu haben, wo sie den guten Apostel spielte und selbst das obligatorische Schiedsgericht für die Regelung der Zerwürfnisse unter den Nationen vorschlug. Die englischen Staatsmänner haben sich da als heuchlerische Hallunken gezeigt; das Wasser aller Meere, auf denen ihre Flagge weht, wird diesen Schmutzflecken nicht von ihrer Ehre wegzuwaschen vermögen."

Ebenso energisch drücken sich der Sozialist Antide Boyer, die Radikalen Gerville-Réache und Mirman, die Republikaner Pauliat und Julian Dumas, die Antisemiten Drumont und Morinaud u. A. aus. Die Auslassungen Pauliats verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden, da dieselben die geschichtlichen Folgen der englischen Unternehmungen zeigen. Er schreibt:

„Seit 1815 beherrschte England den Erdball und ließ seine Vorherrschaft überall fühlen. Dieser Krieg, bei dem es von einem kleinen Volke von 300000 Seelen in Schach gehalten wird, hat sein Prestige zerstört, und da seine Herrschaft keine andere Grundlage hatte, als dieses Prestige, so giebt es kein Land mehr, das nicht, nachdem es bisher diese Herrschaft, wie eine unabänderliche Fatalität getragen, jetzt bereit wäre, dieselbe in Frage zu stellen und abzuweisen. Heute ist es um das „Greatest Britain" geschehen, bei dessen Erwähnung das Herz jedes Engländers höher schlug. Dank diesem Krieg wird Deutschland in zwei bis drei Jahren über eine gewaltige Flotte verfügen; dank diesem Kriege hat Rußland die Hand auf Persien gelegt, und wird sie demnächst auf Afghanistan legen; dank diesem Kriege wird England in China, in Abyssinien, im ganzen ottomanischen Reiche, in Ägypten u. s. w. auf Schwierigkeiten und Feindseligkeiten stoßen, die es nicht zu besiegen im Stande sein wird. Das neue Jahrhundert eröffnet sich also über einen ganz neuen Stand der Dinge, von dem vor sechs Monaten noch Niemand eine Ahnung hatte. Für die ganze Menschheit leiden also augenblicklich die südafrikanischen Republiken und strömt das Blut ihrer Söhne."

Ein psychologisches Interesse bietet die Interpellation des Redakteurs der englischen „Quarterly Review" an den Redakteur der „Revue des Deux Mondes", Herrn Brunetière. Er fragt in allem Ernste seinen französischen Kollegen, warum in dem Kriege die öffentliche Meinung in Frankreich sich einmüthig für die Buren erklärt habe. Die „Germania", welcher wir diese Mittheilung zu danken haben, sagt hierzu in ihrer Nr. 96, zweites Blatt vom 28. April: „Herr Brunetière antwortet ihm, wie wir dem „Journal des Débats" entnehmen, in einem längeren Artikel. Diese Frage, meint Herr Brunetière, hätte der Redakteur der englischen Revue gerade so gut an einen deutschen Kollegen stellen können, oder auch an einen russischen, österreichischen oder italienischen. Denn die Einmüthigkeit der öffentlichen Meinung habe sich nicht allein in Frankreich, sondern überall anderwärts auch gezeigt. Herr Brunetière kennt England genau, er weiß sich frei von jeder Animosität, von jeglichem Vorurtheil, er schätzt und erkennt an, was in England von Werth ist, aber unter vollster Wahrung der Unabhängigkeit seines Urtheils."

Die Interpellation des Engländers beweist wiederum, in welch

hohem Grade in England das Urtheilsvermögen, der Rechts- und Billigkeits-Sinn getrübt sind. Was wir besonders früher bei den Franzosen zu beklagen hatten, daß bei ihnen jede Einsicht, und das Verständniß für Recht und Billigkeit aufhöre, wie sie auf ihre Ansprüche zu sprechen kämen, das trifft alles in einem weit größeren Maße für die Engländer zu. Dank der Schwäche, Feigheit und Dummheit anderer Regierungen, hat sich in England eine Überhebung gezeitigt, die direkt lähmend auf englische Urtheile wirkt. Unsere Nachbarn jenseits des Kanals betrachten sich allen Ernstes als „Gottes-Engländer", als ein Volk, das selbst ein Unrecht thun kann, dessen Recht es ist, zu thun, was es allen anderen Völkern gegenüber als Unrecht bezeichnet. Ein solches Volk muß erst wieder „gezogen" werden, damit man mit ihm verkehren kann; die Art der Erziehung besteht in einer gründlichen Züchtigung. Es wäre außerordentlich zu wünschen, daß sich die verschiedenen Regierungen über einen Zucht- und Lehrplan verständigten, nach dem die Herren Engländer für den Verkehr mit anderen Völkern „erzogen" würden. Läßt man einem ungezogenen Jungen alle Ungezogenheiten hingehen, so wird er immer ungezogener; nicht im Entferntesten anders verhält es sich mit den Engländern, auch ihnen hat man alle ihre Ungezogenheiten und Überhebungen hingehen lassen, und so sind sie für die Welt geworden, was ein ungezogener Junge für eine Familie ist. Das Maß ist voll, die Züchtigung käme nicht zu früh.

Einen erhebenden Zug des internationalen Rechtlichkeitsgefühls theilt die „Deutsche Wochenschrift aus den Niederlanden" mit. Sie schreibt: „Verbrüderung von Deutschen und Franzosen. Das deutsche Kommando zu Felde empfängt fast täglich von der französischen Kolonie Pretorias die herzlichsten Sympathiebeweise in der Form von flüssigen und kompakten Liebesgaben. Verschiedene Franzosen sind in das Korps eingetreten und kämpfen Schulter an Schulter mit den Deutschen. Auch Ungarn und Slaven vergessen den Parteistreit in der Heimath und kämpfen auf deutscher Seite. Die Warnungen der Konsuln werden mit Achselzucken beantwortet. Der Haß gegen die Engländer ist eben zu groß."

Die Stimmung in den Niederlanden wird durch den Brief eines holländischen Großkaufmanns an die Redaktion des „Berliner Tageblatts" geschildert, den sie auszugsweise in ihrer Nr. 31, Morgen-Ausgabe vom 18. Januar, wieder giebt. Die Stellen

lauten: „Nach Erledigung des geschäftlichen Theils komme ich zu Ihrer Frage, wie ich jetzt über den Burenkrieg und die dadurch geschaffene Weltlage denke? Nun, daß wir Holländer mit vollem Herzen auf der Seite der Buren stehen, das wissen Sie ja. Es sind ja zwischen uns und unserer alten Capkolonie noch so zahlreiche verwandtschaftliche Beziehungen, daß wir wirklich durch den Krieg förmlich in Mitleidenschaft gezogen sind. Es war ein schweres Unrecht, daß England uns die Kolonie im Wiener Kongreß nicht wiedergab, aber ein noch weit schwereres Unrecht Englands ist der jetzige Krieg. Dennoch, lieber Freund, wir wollen nicht unsererseits das Unrecht begehen, das ganze englische Volk für die Schändlichkeiten seiner Machthaber verantwortlich zu machen. England hat das Unglück, seit Jahren von einer Bande geldgieriger Gauner beherrscht zu werden, von Gaunern, die ihrem Stande nach, Gott weiß wie hoch stehen. Der gesunde Kern des englischen Volkes wird solche Räuberwirthschaft auf die Dauer nicht dulden und Englands Ehre vor der Welt durch offenes Eingeständniß des geschehenen Unrechts und Friedensschluß mit den Buren wiederherstellen. Nur so kann und wird England seine alte Machtstellung unter den Weltmächten wieder erlangen können.

Nur der liebe Gott kann ein Land davor schützen, von Gaunern regiert zu werden. Wer bürgt uns dafür, daß nicht ähnliche Zustände wiederkehren? Wer wird uns Holländer schützen, wenn unter ähnlich nichtigen Gründen, wie dies in letzter Zeit Mode geworden, eine Macht mit uns anbinden sollte, um uns unseren Kolonialbesitz abzujagen? Bei einem Angriff auf Holland selbst, würden vielleicht die Garantiemächte sich noch bereit finden, unsere Neutralität zu schützen, schwerlich aber würde und kann selbst der ungerechteste Angriff auf unseren Kolonialbesitz diese Mächte veranlassen, für uns einzutreten. Sehen Sie, lieber Freund, darüber sind wir Holländer uns klar geworden, darüber haben uns der spanisch-amerikanische und der Burenkrieg die Augen geöffnet. Was bleibt uns Holländern aber, wenn man uns unsere Kolonien raubt? Für uns sind die Zeiten der behaglichen Neutralitätssicherheit vorbei, und da wir uns selbst zu schützen zu schwach sind, so müssen wir unseren Schutz rechtzeitig wo anders suchen. Diesen Schutz kann uns aber nur das Deutsche Reich gewähren, dem wir durch Stammesbrüderschaft und geographische Lage ja so wie so zugehören. Und das Deutsche Reich

wird uns diesen Schutz sicherlich gewähren, wenn wir offen und ehrlich um Aufnahme als Bundesstaat in dasselbe bitten, etwa unter denselben Bedingungen wie Bayern.

Als Entschädigung liefern wir dem Deutschen Reich unseren werthvollen Kolonialbesitz aus und stellen wir ihm unsere kernhafte, seemännische Bevölkerung zur Verfügung. Daß ich, den Sie, alter Freund, noch als eingefleischten Holländer und Deutschenhasser oft gescholten haben, solche Wandlung durchgemacht habe, daß ich jetzt so offen und entschieden für unseren Eintritt in den deutschen Staatenbund eintrete, das hat neben den, meiner Ansicht nach unhaltbaren Zuständen in Brüssel, vor allen Dingen Herr Chamberlain fertig gebracht. Diese meine Anschauung ist heute in unserer besseren Kaufmannschaft weit verbreitet, theilen Sie das in Berlin den weitesten Kreisen mit, und wenn ich Sie bitte, dabei meinen Namen noch nicht zu nennen, so geschieht dies nicht, weil ich mich scheue, sondern um unserer Regierung keine Schwierigkeiten zu bereiten.

Aus dieser unserer Anschauung heraus haben wir hier in Amsterdam die Flottenvorlage freudig begrüßt und hoffen, daß sie, wenn auch vielleicht mit Abstrichen, doch im Wesentlichen durchgehen wird. ꝛc. ꝛc.“

In diesem Briefe sind unstreitig handgreifliche politische Naivetäten mit untergelaufen. Aber die aus dem ganzen Inhalte herausklingende Grundstimmung will ernsthaft genommen sein; denn sie beweist wieder einmal den, auch in der moralischen Weltordnung geltenden Satz, von der Anziehung der kleineren Massen durch die großen. Daß das geeinigte deutsche Volk durch ein wiederaufgerichtetes Deutsches Reich einen unwiderstehlichen Einfluß auf die im Nordwesten und Südwesten seines Staatskörpers vorgelagerten politischen Gebilde werde ausüben müssen, war allen Denen von vornherein klar, die sich einen guten Begriff von der zwingenden Logik der Thatsachen verschafft hatten. Aber „manet alta mente repostum“ — so etwas bleibt tief im Busen verschlossen. Jetzt aber brechen mit einem Male unwiderstehlich, wenngleich noch etwas vorlaut, wie etwa Schneeglöckchen durch die weiße Winterdecke hervorgucken, diese Herzensgedanken durch die vorsichtigen Verschlußhüllen hindurch und fordern, daß man sich mit ihnen in der politischen Rechnung absinde. Darin liegt die Eigenart, das Fermentartige dieser Herzensgedanken — wenn man so sagen darf, darin liegt ihre

völkerpsychologische Bedeutung, der sich auf die Dauer auch der praktische, nur die Realitäten berücksichtigende Staatsmann nicht entziehen kann. Aus solchen politischen Fermenten werden schließlich jene bedeutsamen Imponderabilien, mit denen der geschickte Politiker, der leitende Staatsmann sogar rechnen muß, will er anders in seinem Wirkungskreise Erfolg haben."

Daß der holländische Großkaufmann die öffentliche Meinung Hollands in Hinsicht des betreffenden Anschlusses an Deutschland richtig wiedergiebt, ist für uns ausgeschlossen Er wird sogar, was das beziehungsweise „Aufgehen" Hollands im Deutschen Reiche angeht, sehr allein stehen. Wir sind fast jedes Jahr in Holland und kennen die Ansichten der Holländer genau, die in den siebziger und auch noch achtziger Jahren direkt deutsch-feindlich waren. Treibt die Angst vor England die Holländer in unsere Arme, so werden sie doch niemals so tief in sie fallen, um auf ihre Kolonien zu verzichten.

Einen ähnlichen Gedankengang, nur ernster und politischer gehalten, finden wir in einem Artikel der „Nieuwe-Rotterdamsche Courant", den die „Berliner Neuesten Nachrichten" in ihrer Nr 93, Abend-Ausgabe vom 24. Februar, besprechen. Sie schreiben: „Deutschland und die Niederlande. Vor einigen Tagen nahmen wir Gelegenheit, eine hochfahrende Auslassung der „Times" über die Frage des engeren Anschlusses der Niederlande an Deutschland niedriger zu hängen. Wenn die „Times" geglaubt haben, durch ihre gönnerhafte Stellungnahme dem Gedanken einer deutsch-niederländischen Annäherung, bei den Niederländern den Lebensfaden zu durchschneiden, so können sie sich jetzt überzeugen, daß sie falsch gerechnet haben. Wir wissen wohl, daß einige holländische Preßorgane ihre Abhängigkeit von London soweit bekundeten, daß sie die Ausführungen des City-Blattes als eigene Weisheit, ohne Ursprungsangabe in ihre Spalten aufgenommen haben. Es ist aber klar, daß gerade solchen Preßorganen ein sonderliches Gewicht bei der Vertretung niederländischer Interessen nicht zukommt.

Mehr Beachtung verdient es augenscheinlich, wenn eine große und angesehene Zeitung, wie der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der sich Deutschland gegenüber stets sehr reservirt verhalten hat, einer umfangreichen Zuschrift Raum giebt, welche nach eingehender Beleuchtung der in Betracht kommenden Fragen, zu einer ent-

schiedenen Befürwortung eines deutsch-niederländischen Bündnisses gelangt. Der Einsender geht von der Überzeugung aus, daß die Kraft der Niederländer nicht ausreichend sei, um ihre Unabhängigkeit zu schützen. Um die Bürgschaft für die Unabhängigkeit zu gewinnen, sei ein Bündniß mit Deutschland, nach welchem die Niederlande und das Deutsche Reich sich in allen oder in speziellen Fällen von Kriegsgefahr Hülfe leisten, in ernste Erwägung zu ziehen. Weiter heißt es:

„Der „Times"-Artikel eröffnet die Perspektive, daß England für die Niederlande in die Bresche springen will, falls die Unabhängigkeit der Niederländer bedroht wird. Es ist möglich, daß England dies in Zukunft zu thun gewillt ist. Ziehen wir jedoch betreffs der Vergangenheit die Bilanz, dann wird es schwierig sein, ein Kreditsaldo zu Gunsten Englands herauszurechnen, und die Zusage von Hülfe durch das erste englische Organ an demselben Tage, da die Minister unter Jauchzen des englischen Parlaments, Beweise von wirklich teuflischer politischer Gewissenlosigkeit ablegten, hat für mich absolut keinen Werth.

Es ist deutlich, daß England nie daran denken wird, die Niederlande zu annektiren, aber an der Hand der Geschichte ist es schwierig, dieselbe Abwesenheit von Eigennutz, betreffs der Kolonien anzunehmen.

Wir müssen uns einer Stütze gegen die Engländer versichern, um uns unsere Kolonien für die Dauer zu erhalten."

Schon hieraus geht hervor, daß der gönnerhafte Ton der „Times" nicht bei allen Niederländern auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Desgleichen weist der Gewährsmann des Rotterdamer Blattes die Behauptung zurück, daß eine Annäherung an Deutschland mit Gefahren für die Unabhängigkeit der Niederländer verknüpft sei. Die Angliederung gegen den Willen der Niederländer würde Deutschland bedeutend schwächen. Sollte Deutschland nach Herstellung des Bundesverhältnisses gleichwohl die Beziehungen der Niederlande zu Deutschland mehr oder minder abhängig gestalten wollen, so könnten die ersteren doch jeder Zeit zurücktreten. „Und wollten", so fährt der Verfasser fort, „nach Verlauf einiger Zeit die Niederlande selbst ein intimes Verhältniß gutfinden, dann sehe ich nicht ein, warum wir, um dieser Möglichkeit vorzubeugen,

jetzt eine sichere Bürgschaft für unsere Unabhängigkeit scheuen müssen. In der gegenwärtigen Zeit verlange ich als erste Bedingung des Glückes unseres Volkes, unsere vollkommene Unabhängigkeit; aber diese Unabhängigkeit stelle ich nur deshalb so hoch, weil sie für dieses Glück von Nöthen ist. Ich kann mir recht gut vorstellen, daß, gerade wie unsere Provinzen ihre frühere Souveränität nicht zurückwünschen, nach Verlauf einiger Jahrhunderte der Niederländer meinen wird, sich in einem größeren Staatsverband glücklicher zu fühlen."

In der weiteren Entwickelung seines Gedankenganges stellt der Verfasser einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen Deutschland und England, als eine unausweichliche Eventualität hin, wofern nicht eine der beiden Parteien in augenfälliger Weise sich zur stärkeren entfaltet. Der Schluß der interessanten Darlegungen lautet:

„England wird im Augenblick sehr geschwächt. Deutschland fühlt das Gewicht des Augenblicks und bereitet sich vor, seine Wehrkräfte außerordentlich auszubreiten. Kommt die Hülfe von den Niederlanden hinzu, dann wird aber England Schwierigkeiten haben, die vereinigten Mächte zu besiegen. Eine nicht aus aggressiven Neigungen entstandene deutsch-niederländische Allianz wird ihrerseits dem Krieg so viel als möglich vorbeugen.

Kommt dieses Bündniß nicht zu Stande, welches Loos harrt dann der Niederlande nach einem wahrscheinlichen Krieg zwischen Deutschland und England?

Es ist nicht anzunehmen, daß in einem solchen Fall unsere Neutralität unverletzt erhalten bleibt, da wir zwischen den streitenden Parteien liegen. Werden wir zu einer Wahl gezwungen, dann laufen wir Gefahr, unsere Kolonien zu verlieren, wenn wir uns an Seite der Deutschen schaaren, und unsere Unabhängigkeit, falls wir England zur Seite stehen. Anschluß an Deutschland auf der Basis völliger Gleichberechtigung, ohne die geringste Einbuße unserer Souveränität, halte ich für ein der Erwägung werthes Thema. Die Zeit für Verwirklichung dieser Idee ist günstig. Der in diesem Sommer geführte, übrigens nutzlose Streit über die Möglichkeit eines Zollbündnisses mit Deutschland hat bewiesen, wie freundschaftlich im Allgemeinen die Stimmung in unserem Lande gegenüber Deutschland ist.

Die beiden fürstlichen Familien hegen gegenseitig die meist freundschaftlichen Gefühle.

Ein Element der Annäherung ist die Sympathie der beiden Völker für die streitenden Stammverwandten in Südafrika.

Ein deutsch-niederländisches Bündniß scheint mir der einzig richtige Weg zu sein, auf welchem dem Nordwest-Europa drohenden Unglück vorgebeugt werden kann, und sollte trotzdem ein Krieg ausbrechen, so erblicke ich in diesem Bündniß die sicherste Bürgschaft dafür, daß Niederland durch diesen Krieg weder an seiner Unabhängigkeit, noch an seinen Kolonien Einbuße erleidet."

Bis auf die Annahme, daß der Krieg zwischen Deutschland und England unvermeidlich sei, kann vom deutschen Standpunkt den obigen Ausführungen durchaus beigepflichtet werden. Ein deutsch-englischer Konflikt könnte nur dann unausweichlich werden, wenn England eine Räuberpolitik unternehmen wollte, die den anderen Nationen Luft und Licht, die sie zur freien Entfaltung ihrer Kräfte brauchen, beschränken würde."

Der Schlußbemerkung des Berliner Blattes möchten wir beifügen, daß die Politik, welche von ihm als Voraussetzung zu einem Kriege Deutschlands gegen England erachtet wird, bereits besteht, und kaum augenscheinlicher demonstrirt werden kann, als durch den Krieg gegen die Burenstaaten. Will Deutschland etwa warten, bis es nach der Unterwerfung und Einverleibung der beiden Republiken in das englische Kolonialreich aus Afrika „hinausgedrängelt" wird? Die deutsche Regierung hat offiziell erklärt, daß sie südafrikanische Interessen besitze, diese kann sie aber nicht besser schützen und vertreten, als wenn sie die Buren unterstützt, oder doch wenigstens im Interesse ihrer Unabhängigkeit intervenirt. Darüber kann doch keine Frage sein, daß die Buren bessere und sicherere Nachbarn, als die Engländer sind, und man der Politik eines Krügers mehr trauen kann, als der des Herrn Cecil Rhodes.

Als interessanten Beleg für die Stimmung der Capholländer, wie sie selbst noch Anfangs März besteht, lassen wir einen Artikel des „Rheinischen Kurier" in seiner Nr. 66, Beilage vom 8. März, folgen. Er lautet: „Die Aktion der Cap-Holländer. London, 7. März. Aus Capstadt wird berichtet: Dem Aufrufe der politischen Organisationen der holländischen Bevölkerung der Capkolonie ist fast gleichzeitig ein überaus energisch gehaltenes Manifest der holländi

schen Kirche gefolgt und hat, wie jener, die vollständige Unabhängigkeit der beiden Burenrepubliken, als erste Bedingung jedes zukünftigen Friedens und einer Aussöhnung der holländischen mit dem englischen Elemente in Südafrika aufgestellt. Das Uitlander-Comité befindet sich dieser Thatsache gegenüber in so hülfloser Lage, daß es nach den verzweifeltsten Mitteln greift, um diesen fortgesetzten Kundgebungen der öffentlichen Meinung die Spitze abzubrechen, und das um so mehr, als der größte Theil der eingeborenen Engländer keineswegs mit den Uitländern sympathisirt, sondern, wenn auch nicht aus Sentimentalität, auf Grund nüchterner Erkenntniß der Lage gleichfalls die Ansicht vertritt, daß ein Gedeihen der Capkolonie nur möglich, wenn die beiden Volksstämme sich aussöhnen, und daß eine Annektion der beiden Republiken auf mindestens eine Generation hinaus, jede ruhige Entwicklung unmöglich machen würde. Herr Rhodes und seine Leute aber wollen um jeden Preis sich zu unbedingten Herren der Gold- und Diamantengruben des Landes mac und scheinen entschlossen, mit allen Mitteln den Äußerungen der Bevölkerung der Capkolonie ein Paroli zu bieten. Sie versuchen jetzt, was ihnen noch an Rowdy-Elementen in Capstadt und den Hafenorten geblieben, zu Demonstrationen zu organisiren, und ihre Presse kündigt bereits ganz offen an, daß alle zukünftigen Versammlungen der Holländer gewaltsam gesprengt werden würden, ganz wie man das in England thut, obwohl man doch noch die große Mehrheit der öffentlichen Meinung hinter sich hat. Der nächste Schritt der Holländer wird ein sehr feierlicher und so zu sagen offizieller sein, nämlich eine formelle Erklärung des Capministeriums, welche die britische Regierung in ernstester Weise warnen soll, nichts zu thun, was unter der Bevölkerung des Caplandes den Verdacht bestätigen könne, als wolle man wirklich die Unabhängigkeit der beiden afrikanischen Republiken vernichten. Sollte das trotzdem geschehen, so würden die Folgen unberechenbar sein, das Ministerium aber müsse jede Verantwortlichkeit für dieselben ablehnen. Welche Form dieser Protest nehmen wird, ist noch nicht endgültig entschieden, man schwankt zwischen einem, der Regierung durch Vermittelung Sir Alfred Milner's zuzusendenden Protest und einem Beschluß des Cap-Parlamentes, dessen Resolution man dann in möglichst offizieller Form in London notifiziren will."

Wir gelangen zu den Gesinnungen der Amerikaner für die

Kriegführenden. Auch hier muß ein Unterschied zwischen dem amerikanischen Volke und seiner Regierung gemacht werden. Jenes steht fast ausnahmslos auf Seite der Buren, die doch nur vertheidigen, was sich die Amerikaner in den Jahren 1775 bis 1782 und von 1810 bis 1815 gegen England erkämpften, während die Regierung, und selbst wenn es eine amerikanische ist, sich immer an gewisse diplomatische Rücksichten und Gepflogenheiten gebunden erachtet. Über die öffentliche Meinung konnte man bereits Anfang Februar lesen: „Die öffentliche Meinung Amerikas hat die Meldungen von der Niederlage Buller's mit Begeisterung aufgenommen. Die direkte Folge war, daß sich die große Masse der Bevölkerung in noch lebhafterer Weise, als bisher zu Gunsten der Buren erklärte. In großen Massenmeetings erhielten sie den Ausdruck der Sympathie. Die Presse, die Anfangs fast mehr auf der Seite der Engländer stand, machte ihre Schwenkung und ist mit wenigen Ausnahmen für die Buren. Der „New York Herald" hielt es für seine Pflicht, den Engländern zu erklären, daß man sich weiterhin nicht mehr täuschen dürfe, denn die Masse des Volkes stehe von nun an zweifellos auf Seite der Buren, und England dürfe höchstens noch auf ein platonisches Mitgefühl des offiziellen Amerikas rechnen. Die bekannten Kriegsberichte des General Buller's wurden in's Lächerliche travestirt, die englische Kriegsberichterstattung eine einzige „große Lüge" genannt."

Den „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 51, Morgenblatt vom 31. Januar, entnehmen wir nachstehende Korrespondenz: „London, 30. Januar. (Privattelegr.) Laut einer New Yorker „Globe"-Meldung sind die amerikanischen Banken, die zu Beginn des Krieges in Südafrika von einer Buren-Anleihe absolut nichts wissen wollten, nun bereit, den Buren-Republiken in jeder Weise entgegenzukommen. Auch die anglophilsten Kreise Amerikas zweifeln jetzt an dem schließlichen Erfolg Englands.

New York, 30. Jan. Das Reuter'sche Bureau meldet: Gestern Abend fand eine begeistert verlaufende Versammlung zu Gunsten der Buren statt. Eine Anzahl angesehener Bürger, darunter Kongreßmitglieder, hielten Ansprachen, bekämpften die englische Transvaalpolitik und bezeichneten den Krieg als den Buren aufgezwungen. Sie bestritten, daß irgendwie in den Vereinigten Staaten eine Sympathie für England herrsche. Die Erwähnung eines englisch-amerika-

nischen Bündnißgedankens wurde mit Zischen aufgenommen. Es wurde einstimmig eine Resolution angenommen, in der erklärt wird, die Londoner Konvention von 1884 schränkte nicht das Recht Transvaals ein, seine eigenen Angelegenheiten zu lenken. Die Naturalisirungsgesetze Transvaals seien liberaler, als diejenigen Englands. Ferner wurde Mc. Kinley aufgefordert, die Vermittelung anzubieten. Für die Kranken und Verwundeten der Buren wurden 5000 Dollars gesammelt."

Der „Rheinische Kurier" bringt in seiner Nr. 65, Beilage vom 7. März, eine Korrespondenz aus London, in welcher gesagt wird: „Der Krieg in Südafrika. (Von unserem Spezial-Berichterstatter.) Die anti-englische Stimmung in Amerika. London, 6. März. Die Sympathie mit den Buren wächst fortgesetzt und nimmt dabei immer schärfere Formen an. So nahm gestern der Präsident der Leland Stanford Universität Gelegenheit, in einer großen feierlichen Rede, welche er in der Allerseelenkirche vor einer vieltausendköpfigen, außerordentlich erlesenen Versammlung hielt, eine wahre Philippika nicht etwa gegen das englische Volk an sich, sondern gegen die heutige, wie er es nannte, entartete Generation desselben zu halten, welche, unwürdig ihrer Väter und alle Traditionen derselben verleugnend, sich einer Handvoll Spekulanten als Gefolgschaft gegeben habe. „Die heutige Bevölkerung Großbritanniens ist nur noch der Schatten jenes großen Volkes, das alle guten Männer liebten und achteten. Die Engländer von heute sind nur noch Epigonen mit kraftlosem Hirn und entartetem Körper." Der Redner stellte dieser gefallenen Generation das Horoskop, welches sie verdient, nämlich den Fall des großbritannischen Reiches, als Folge der endgültigen Züchtigung, welche sie schließlich und endgültig in Südafrika erhalten wird." Die Versammlung, welcher die Spitzen der Intelligenz, wie der Kaufmannschaft und der Börse Chicagos beiwohnten, brachte dem Redner, Herrn Jordan, zum Schlusse eine große Ovation dar, nachdem sie bereits vorher die kräftigsten Stellen seiner bitteren Kritik mit Beifallsbezeugungen begleitet hatte.

Ganz ähnliche Symptome treten jetzt, und zwar immer häufiger und prägnanter, in allen Theilen der Union hervor. Dabei kann man nicht sagen, daß die Bevölkerung im eigentlichen Sinne des Wortes burenfreundlich, zumal sie, im Grunde genommen, so gut wie nichts von den alteingesessenen Farmern Südafrikas weiß, und

sich keineswegs mit ihnen blutsverwandt fühlt. Auch eine rein antienglische Stimmung liegt der Bewegung nicht zu Grunde, wenn auch etwas Ähnliches hie und da mitspielt. Im Grunde genommen stehen wir vor einem allgemeinen sich Erheben des öffentlichen Gewissens gegen die Thatsache, daß ein großes Volk, entartet und seinen Traditionen untreu werdend, sich zu Führern eine Handvoll Großspekulanten nimmt und sich von ihnen gewissermaßen politisch in einen riesigen „Trust" verwandeln läßt. Dieser Haß wider die hiesigen Kapitalistenringe wendet sich jetzt gegen das heutige England. Daher auch die Theilnahme aller derer, die eine Rolle in der demokratischen Wahlbewegung spielen und einer verhältnißmäßig so auffallend großen Zahl Republikaner an dieser Bewegung, die selbst den Süden aufwühlt. So kam es in Karolina und Kansas zu Krawallen zwischen Proboer Demonstranten und einigen Engländern und Englandfreunden, welche die Intervention der Polizei herbeiführten und mit der Flucht der Letzteren endeten.

Selbst im fernen Nordwesten der Staaten hat die Erregung einen dort sonst unbekannten Grad erreicht, der Gouverneur des Staates, Mr. Lind, welcher selbst englischer Abstammung, hielt eine große politische Rede, worin er offen für die Buren Partei ergriff und „das England der Chamberlain und Rhodes" einer vernichtenden Kritik unterzog. Als der anwesende britische Vizekonsul sich erhob und nach dem Gouverneur sprechen wollte, verhinderte die Versammlung das durch lärmende Demonstrationen, worauf sich der Vizekonsul drohend und unter persönlichen Beleidigungen gegen den Gouverneur wandte. Als er diesen einen käuflichen Demagogen nannte, wurde er von dessen Freunden umringt und gewaltsam entfernt."

Die burenfreundliche Bewegung des freien amerikanischen Volkes hat eine Höhe und Stärke erlangt, welche von der Regierung nicht länger ignorirt werden kann. Die Amerikaner gehen uns Deutschen mit gutem Beispiel voran. Was helfen uns alle Sympathien für die gerechte, gute Sache der Buren, wenn wir sie einander auf der Straße oder im Wirthshaus mittheilen? Was helfen die meist sehr gut geschriebenen burenfreundlichen Artikel unserer braven „deutschen" Blätter? In praktischer Hinsicht nichts. So lange die Sympathie-Bewegung für die um Recht und Freiheit kämpfenden Buren nicht organisirt wird, so lange in den Städten

nicht „Buren-Comités" gebildet werden, welche die Bewegung systematisch leiten und fruktifiziren, spielt jeder Einzelne den „wohlbekannten deutschen Doktrinär", der uns mit vollem Rechte schon so viel Spott eingetragen hat. Wenn wir unser Buch vollendet haben und wieder Herr unserer Zeit sind, wollen wir sehen, was zu machen ist, um die Bewegung für die Buren zu organisiren, damit sie endlich einen „praktisch-politischen Werth" erhält. Niemand wird sich darüber täuschen, daß diese Bewegung eine durch und durch „deutsch-nationale" ist. Nur von den Feinden Deutschlands, oder Flachköpfen, kann behauptet werden, daß uns der Befreiungskampf der Buren nichts anginge, und es für uns gleichgültig sei, ob die Engländer oder Buren siegten. Wer die „deutschen" Interessen versteht, muß wissen, daß wir sie gegenwärtig in Südafrika zu vertreten haben, und daß die Buren jetzt einen Kampf kämpfen, den auch wir noch zu kämpfen haben werden, insofern das Deutsche Reich auf der Erde die Bedeutung erhalten soll, die es vermöge seiner stets zunehmenden Kraft beanspruchen und auch behaupten kann. „Die herrlichen Wege, die wir noch geführt werden sollen," ziehen sich nicht neben England her, sondern führen über England hinweg. Es wäre also sehr zu wünschen, daß wir dem Beispiele der praktischen Amerikaner folgen und unserer Burenfreundschaft einen politischen Werth verleihen würden. Aus nachfolgenden Artikeln mag ersehen werden, was einem „politischen" und freien Volke möglich ist. Den „Berliner Neuesten Nachrichten", Nr. 160, Morgen-Ausgabe vom 5. April, entnehmen wir nachstehende Korrespondenz: „Wie man uns aus Washington schreibt, beginnen die in großen Massen im „Weißen Haus" eingelaufenen Aufforderungen von irisch-amerikanischer Seite an die Regierung, energisch auf die Beendigung des südafrikanischen Krieges hinzuwirken, dem Präsidenten und seinen Rathgebern offenbar recht unbequem zu werden, da die englische Antwort auf das lediglich formale Vermittelungsanerbieten, irgendwelche weiteren Schritte der Vereinigten Staaten nach dieser Richtung hin, als eine Verletzung Englands erscheinen lassen müßte. Andererseits könne sich aber die derzeitige Regierung im Hinblick auf die vor der Thür stehende Präsidentenwahl weitgehender Rücksichten auf die irisch-amerikanischen Forderungen nicht entschlagen. Man glaube daher in parlamentarischen

Kreisen ziemlich allgemein, daß die jüngst hervorgetretene Aenderung im offiziellen Verhalten England gegenüber, nicht nur als ein vorübergehendes Zugeständniß an die gekennzeichneten Strömungen aufzufassen, sondern daß der Präsident vielmehr thatsächlich entschlossen sei, den Chancen seiner Wiederwahl seine englandfreundliche Haltung zum Opfer zu bringen. Vorläufig behilft man sich allerdings noch mit kleineren Mitteln. So hat Senator Hanna, der vertrauteste Rathgeber des Präsidenten, eine größere Anzahl hervorragender Irisch-Amerikaner nach Washington berufen, um mit ihnen die Sachlage zu besprechen. Zugleich hat die Regierung das Loosungswort ausgegeben, daß Masons Sympathie-Resolution für die Buren im Senat angenommen werde, damit sie auf einen solchen Beweis ihrer „aktiven Buren-Freundschaft" hinweisen könne. England gegenüber kann man sich darauf berufen, daß der Beschluß ohne die Mitwirkung des Repräsentantenhauses und die Unterschrift des Präsidenten bedeutungslos sei. Der entscheidende Frontwechsel Seitens Mc Kinleys kann aber, wie Manche meinen, jeden Tag eintreten. Gewisse Parlamentarier behaupten, daß die Form des Vermittelungsanerbietens, welches der englischen Regierung die bequemste Gelegenheit bot, alle derartigen Vorschläge ein für alle Mal zurückzuweisen, nur aus einem weitgehenden Entgegenkommen des Staatssekretärs Hay, gegenüber dem englischen Botschafter Lord Pauncefote zu erklären sei. Indem auf diese Weise dem Staatssekretär die alleinige Verantwortlichkeit für die letzten Verhandlungen mit England zugeschoben wird, und man bei jeder Gelegenheit betont, daß Herr Hay während der letzten Zeit diese Verhandlungen in selbstständigerer Weise, als dem Präsidenten lieb war, geführt hat, scheint es, daß die Regierung durch das Fallenlassen des jetzigen Staatssekretärs nach allen Richtungen freie Hand bekommen möchte."

Den „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 164, Vorabend-Blatt vom 7. April, entnehmen wir folgenden Artikel: „England und die Vereinigten Staaten. Daß ein Mitglied der amerikanischen Regierung, Mr. Webster Davis, der Unterstaatssekretär für's Innere, seinen Posten niedergelegt hat, um offen für die Buren und eine Einmischung Amerikas in den Streit agitiren zu können, gilt in London als unwillkommenes Anzeichen für die Stärke der Buren-Sympathien in den Vereinigten Staaten. Die englischen Korre-

spondenten drüben suchen seine Motive zu verdächtigen, sie können aber nicht bestreiten, daß er ein ausgezeichneter Redner, und im Westen ein sehr populärer Mann ist, dessen Abfall die republikanischen Aussichten im kommenden Wahlkampf ernstlich gefährden muß. Der Staatssekretär des Innern hat ausdrücklich erklärt, daß zwischen Davis und den übrigen Mitgliedern der Regierung das beste Einvernehmen herrschte. Es scheinen ihn daher nicht persönliche, sondern rein sachliche Gründe zu seinem Schritt bestimmt zu haben. Davis hat sich nach dem Ausbruch des Krieges nach Südafrika begeben, um die Burenfrage an Ort und Stelle zu studiren, und er hat sich dort so sehr von der Gerechtigkeit der Sache der Buren überzeugt, daß er beschloß, ihrem Sieg hinfort seine ganze Kraft zu widmen.

Er selbst hat erklärt: „Als Resultat meiner Untersuchung bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß die Sache der Buren gerecht ist; ich glaube auch, daß sie schließlich doch siegen werden. Sie sind eine tapfere und edle Rasse, die gegen das größte Weltreich für Gerechtigkeit, Freiheit und Unabhängigkeit kämpft. Das amerikanische Volk sollte mit ihnen sympathisiren. Als ich von Pretoria abreiste, waren volle 2000 Personen am Bahnhof, die mich mit Thränen in den Augen beschworen, dem amerikanischen Volk zu sagen, wie scheußlich sie von England behandelt und verleumdet worden sind. Mein Gewissen würde mir keine Ruhe lassen, wenn ich diesem rührenden Appell nicht Folge leisten würde." Er setzte hinzu: „Amerika muß Alles und Jedes, was in seiner Macht steht, thun, um der Welt klar zu machen, daß seine Sympathien nicht mit Großbritannien, sondern mit den Buren sind. Wir müssen der Welt sagen, daß einem solch' heillosen Krieg sofort Einhalt geboten werden sollte."

Mr. Webster Davis wird sofort eine große Agitationsreise für die Buren beginnen, und seinen ersten Vortrag nächsten Sonntag in Washington halten. In London befürchtet man ernstlich, daß ein großer Erfolg dieser Reise die amerikanische Regierung zwingen wird, Schritte zu thun, um den Wählern zu demonstriren, daß sie nicht anglophil ist. Jedenfalls steht fest, daß das einzige Volk, von dem man ernstlich eine Einmischung befürchtet, gerade die lieben „Alliirten" über dem Meer sind. Die Burensympathien in den Vereinigten Staaten, verknüpft mit der Alaska-Frage, die durch

Canadas Imperialismus noch zehnmal schwieriger geworden ist als zuvor, sind die größte Gefahr, die England heute droht. In dieser Beziehung mag der südafrikanische Krieg zu schwereren Folgen führen, als sich heute die Meisten träumen lassen."

Die „Frankfurter Zeitung", Nr. 112, zweites Morgenblatt vom 24. April, läßt sich aus New-York vom 14. April schreiben: „England und Transvaal. Amerikanische Kundgebungen zu Gunsten der Buren. New-York, 14. April. Die schon erwähnte Vorlese-Tour des früheren Hülfs-Sekretärs des Innern, Webster Davis, der die Burensache so warm vertritt, hat unter günstigen Auspizien in Washington begonnen. Er sprach mehrere Stunden lang und hatte eine aufmerksam lauschende und enthusiastische Zuhörerschaft. Der Buren-Krieg wird ohne Zweifel in der bevorstehenden Präsidentschafts-Kampagne keine geringe Rolle spielen. Die Demokraten beschuldigen den Präsidenten, auf der Seite Englands zu stehen, und machen Anstalten, Herrn Mc Kinley in den Platformen und von den Redner-Tribünen arg zuzusetzen. Einige Staats-Konvents, z. B. der von Pennsylvanien, haben schon Resolutionen gefaßt in denen sie erklären, die Partei verfolge mit großer Sympathie den heldenhaften Kampf der beiden Republiken in Südafrika und hoffe, sie würden der ländergierigen Politik Großbritanniens Schach bieten können.

24000 amerikanische Schulknaben haben ihrer Sympathie für die Buren in eigenartiger Weise Ausdruck verliehen. Nachdem die Vertreter Jung-Amerikas hier, in Boston und in Philadelphia ihre Unterschriften unter die Sympathie-Adresse gesetzt hatten, übergaben sie dieselbe bei einer großen Versammlung in letzterem Orte einem „Messenger Boy", einem jener leichtfüßigen Botenknaben, die man hier in allen großen Hotels, Geschäftsgebäuden und auch in vielen Privatgebäuden, mittelst einer elektrischen Vorrichtung herbeicitiren kann. Dieser Bote ist 16 Jahre alt und aus Brooklyn gebürtig. Er ist seinen Kameraden und dem großen Publikum als „Nr. 1534" bekannt und heißt James F. Smith. Befragt, ob er nach Pretoria reisen und Präsident Krüger persönlich die Pergamentrolle, welche die Sympathie-Botschaft enthält, übergeben wolle, meinte er einfach: „Ich gehe nach irgend einem Orte, wohin die Gesellschaft mich schickt." Und so hat er denn vorgestern unter dem Jubel von Hunderten von Schulknaben auf dem Dampfer „St. Louis" die Reise

angetreten. Er wird England nicht berühren, sondern über Frankreich reisen. (Der Knabe ist am 21. April in Paris eingetroffen und sollte am 23. oder 24. April nach Marseille weiter reisen. Eine amerikanische Zeitung trägt alle Kosten der Botenreise. Der Knabe erhält 25 Cents per Stunde oder ungefähr 30 Francs per Tag. Nur Knaben von 16 Jahren oder darunter haben die Adresse unterschreiben dürfen. Red.)"

Wir schließen die Citate mit dem „Berliner Tageblatt", Nr. 207, Morgen-Ausgabe vom 25. April. Nachfolgend der Anfang einer amerikanischen Korrespondenz: „Die Burenfreundschaft in Amerika. (Von unserem Korrespondenten.) New-York, Mitte April. Je länger sich der Krieg in Südafrika hinzieht, desto offenkundiger werden die Sympathien der Angloamerikaner für die Buren, und desto unzweifelhafter die Antipathien sehr ausgedehnter Kreise gegen die Engländer. Es waren anfänglich meist nur Holländer, Deutsche und Irländer, die ihre Stimmen für die tapferen Bürger der fernen Republiken erhoben, während die englische Presse dieses Landes ziemlich durchgängig den baldigen britischen Sieg als etwas Selbstverständliches hinstellte. Da die Logik der Thatsachen aber gegen sie sprach, ließen sich die matter of fact-Männer der angloamerikanischen Presse auch eines Besseren belehren, zumal so manche Dinge hinzukamen, um die frühere hochgehende Begeisterung für die „angelsächsischen Vettern" einigermaßen zu dämpfen. In dieser Richtung wirkte neben dem alten kanadischen Konfliktsstoff die Thatsache, daß amerikanische Ladungen nach Südafrika als Kriegscontrebande beschlagnahmt wurden, ferner die Revisionsgeschichte des centralamerikanischen Kanalvertrags, in der man vielfach eine schwere Benachtheiligung der Union erblickte, endlich — last but not least — die Sensationsnachricht, daß der britische Kriegshafen im Stillen Ocean in Esquimault (auf der Insel Vancouver) in ein „antiamerikanisches Gibraltar" umgewandelt werden solle."

Unterdessen ist auch noch ein anderer Konflikt zwischen England und Amerika ausgebrochen, der den Nicaragua-Kanal zum Gegenstand hat. Präsident Mac Kinley soll seine Ansichten über den Kanal geändert haben, und kommt der betreffende Gesetzentwurf dem gegenwärtigen Kongreß nicht zur Vorlage. Alle Anzeichen deuten auf eine ernstere Verstimmung hin, die zwischen den beiden Staaten entstanden ist. So soll auch der amerikanische Botschafter mit langem

Urlaub London verlassen haben. Die Dienste, welche England während des spanisch-amerikanischen Krieges Amerika erwiesen, reichen eben nur zur Aufrechthaltung eines platonischen Verhältnisses, wie sich aber zwischen den beiden Staaten materielle Streitfragen erheben, geht die schöne Kameradrie in die Brüche. Ein Einverständniß, auf Interessen-Gemeinschaft gegründet, besteht zwischen Amerika und England nicht, und je mehr die imperialistische Politik in beiden Reichen praktischen Ausdruck findet, je öfter und ernster werden sie mit einander kollidiren. Einer Parteinahme der amerikanischen Regierung für die Buren steht ein Präzedenzfall im Wege, der in erster Linie von England fruktifizirt würde. Amerika, das den Habanesen und Cubanern gegen Spanien zu Hülfe kam, treibt auf Cuba jetzt dieselbe Raubpolitik, die England gegen die Buren verfolgt. Die „Filipinos"*) kämpfen so gut um ihre Unabhängigkeit, als die Buren. Die imperialistische Doctrine hat die Politik Englands und Amerikas wesentlich geändert.

Wir gelangen in unserer Revue zu der Stimmung in der Schweiz. Einen recht übersichtlichen Situationsbericht entnehmen wir der „Frankfurter Zeitung", Nr. 31, Abendblatt vom 1. Februar. Sie läßt sich aus Zürich schreiben: „Zürich, 30. Jan. In dem Kriege zwischen England und Transvaal hat sich die Volksmeinung in der Schweiz, unbeirrt von materiellen Interessen auf Seite der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Buren gestellt, und die einheimische Presse folgte nur dieser Volksmeinung, wenn sie mit ihrer Kritik England gegenüber nicht zurückhielt. Der Stimmen, die sich für England erhoben, wurden bislang wenige gehört, und sie kamen gewöhnlich von Leuten, die durch kommerzielle Beziehungen mit England verbunden sind. Nun ist, wie ich telegraphisch bereits berichtete, von Zürich aus durch eine Anzahl Kaufleute, Industrieller und Akademiker ein sogenannter „Offener Brief an die schweizerische Presse" ergangen, der das Bestreben hat, die Presse für England günstiger zu stimmen, damit diese die öffentliche Meinung korrigire. Das Elaborat läßt in seiner Tendenz — wir sagen es auf eigene Kosten und Gefahr — an Abgeschmacktheit nichts zu wünschen übrig, läuft erstere doch auf den Rath hinaus, das Schweizervolk solle aus Dankbarkeit gegen England seine Über-

*) Gegenwärtig stehen 63500 Amerikaner gegen die Filipinos im Felde.

zeugung zum Opfer bringen, eine Zumuthung, die man unmoralisch nennen darf. Im Eingang des offenen Briefes wird bedauert, daß die öffentliche Meinung im Schweizervolke immer mehr und mehr auf Seite der heftigsten Feinde Englands in Deutschland und Frankreich sich stelle und dann der Verdienste gedacht, die sich England für die Freiheit der Integrität der Schweiz auf dem Wiener Kongreß (1815), beim Sonderbundskriege (1847), beim Neuenburger Handel (1856) und bei dem Streite gegen Frankreich und Italien um das Südufer des Genfersees (1860) erworben habe. (Ob wohl England jedes Mal nur aus Idealismus so schweizerfreundlich war?) Weiter wird auf Englands liberale Handelspolitik hingewiesen, die der schweizerischen Industrie und dem Handel die größten Dienste geleistet hätten. Dann wird daran erinnert, daß die englischen Schriftsteller die Schweiz immer gerühmt, und die englischen Touristen mit Vorliebe die schweizerischen Berge aufgesucht hätten. Darauf folgt ein Passus, der auf die Verdienste Englands um die Humanität überhaupt hinweist und also schließt: „Sollte nun dieses um die Sache der Humanität so hochverdiente Volk, seiner besten Traditionen vergessend, einen ruchlosen Krieg aus übermüthigen Tyranneigelüsten begonnen haben?" Von den Goldfeldern Transvaals wird nichts gesagt, sondern die Veranlassung des ganzen Krieges nur darin gefunden, daß es „England unzulässig schien, daß eine Minderheit alle politischen Rechte für sich allein in Anspruch nehme". Von der Geschichtsauffassung der Unterzeichner des Briefs legt folgender Vergleich genügend Zeugniß ab: „Was hätten wir gesagt, wenn die englische Presse im Jahre 1847 (Sonderbundskrieg) verkündet hätte, die Mehrheit der Schweizerkantone habe aus rohestem Egoismus die Minderheit mit Krieg überzogen?" Müsse sich England, so wird weiter argumentirt, nicht tief verletzt fühlen durch die Behandlung, die es jetzt durch die Schweiz erfahre? Der Brief schließt damit, daß er daran erinnert, wie viele Schweizer in England und den Kolonien ein Feld ersprießlicher Arbeit gefunden hätten, und wie diese dankbar wären, wenn die Schweizerpresse die befreundete Nation mit all' dem Wohlwollen, mit all' der Würde und Achtung behandeln würde, womit englische Staatsmänner und das Volk von England seit der Väter Zeiten das Schweizervolk behandelt hätten. Die Schweizerpresse wird den offenen Brief wohl nicht umhin können, etwas zu glossiren. (Von den uns vorliegenden Blättern

hat den Brief die „Züricher Post“ ohne Bemerkung abgedruckt; „Bund“ und „Basl. Nachr.“ knüpfen Bemerkungen daran, in denen sie verschiedene Behauptungen des Briefes zurückweisen und nach wie vor die Buren ihrer Sympathie versichern. Red.)“

In derselben Nummer und der nämlichen Angelegenheit läßt sich das Blatt aus Bern schreiben: „Der Aufruf einer Zahl von Professoren und Industriellen in Zürich, welche das Schweizervolk und die Presse mit Rücksicht auf England bestimmen möchte, die Sympathie für die Buren aus merkantilen Interessen zurückzuhalten, macht keinen tiefen Eindruck. Das Schweizervolk nimmt nun einmal vollständig für das kleine heldenhafte Burenvolk Partei.“

Dieser „Offene Brief an die schweizerische Presse“, von dem die „Frankfurter Zeitung“ mit vollem Recht sagt: „Das Elaborat läßt in seiner Tendenz — wir sagen es auf eigene Kosten und Gefahr — an Abgeschmacktheit nichts zu wünschen übrig u. s. w.“, ist wiederum ein Beleg für die Richtigkeit der Sentenz: „daß Ehre und Anstand bei leider nicht wenigen Menschen außerhalb des Gesichtskreises des Geschäftes stehen“. Wir können diese Sentenz, wie bereits auch schon bemerkt, durch eine lange Reihe von Beispielen als vollständig zutreffend erweisen, wir wollen hier jedoch dem Leser nur ein Prototyp dieser „Geschäfts-Schule“ vorführen. Als 1638 Antwerpen vom Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien belagert wurde, lieferte der Amsterdamer Kaufherr Beylandt dem Feinde Pulver. Darüber zur Rechenschaft gezogen, antwortete er: „Wenn ich, um im Handel zu gewinnen, durch die Hölle fahren müßte, so würde ich den Brand meiner Segel daran setzen. Der Handel muß frei sein und darf auch durch keinen Krieg unterbrochen werden.“

Auf diese Weise kann man auch reich werden, und wie viele Herren „Geschäftsleute“ haben mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift, die sich dann hervorthaten, um die nobelen und „vornehmen“ Patrioten, um die Förderer gemeinnütziger Unternehmungen oder fürstlicher Lieblings-Ideen zu spielen. Zu ihren Millionen, die sie „verdienen“, werden sie noch „geadelt“ und erhalten Orden. Ein Beispiel für Tausende, ist der bekannte, nun verstorbene, Herr Cornelius Herz, dessen edle Brust auch mit dem bayerischen Kronen-Orden geschmückt war.

Wir gelangen zu Rußland. In ganz Rußland erhebt sich auch nicht eine „männliche“ Stimme für England, im Gegentheil, im ganzen großen Reiche wünscht man das Eintreten der Regierung für die Buren. Gegen die schon mehr schwächliche, weibische, als zielbewußte, providentielle Behandlung der südafrikanischen Frage wächst unter Führung der „altrussischen Partei“ eine Bewegung, die selbst nicht ohne Gefahren für den Kaiser ist. Die Russen verzeihen ihren Czaren viel, nur keine schwache Regierung, die nicht den Willen und die Kraft besitzt, das Prestige Rußlands der Welt gegenüber, zum Ausdruck zu bringen. Die Russen lassen sich immer noch eine autokratische Regierungsweise gefallen, sie muß aber auch stark nach außen sein, sonst empfinden sie ihre Unfreiheit und Abhängigkeit zu peinlich; ein Äquivalent muß vorhanden sein. Ist man beherrscht, wie die Russen, so muß diese Beherrschung auch eine Befriedigung gewähren, und die kann nur in dem Bewußtsein liegen, daß sie zur Zeit noch der Wohlfahrt des ganzen Reiches dient, daß sie mit Macht und Einsicht allwärts seine Würde und Interessen vertritt. Je mächtiger und unabhängiger ein Herrscher gegenüber seinem Volke ist, das sich doch immer mehr seiner natürlichen Rechte bewußt wird, und auch mehr den Aufgaben der allgemeinen Kultur und Civilisation entspricht, je mehr und sorgfältiger muß er dessen Gefühle schonen, und seine Interessen, vollständig unabhängig von allen fremden Einflüssen, wahren; Lob und Tadel fallen allein auf seine Person zurück. Ein Fürst, der unter den Korrektiven einer Verfassung steht, oder gar unter der Macht des reinen Parlamentarismus, der ist von Schultern umgeben, die mit ihm die Verantwortung tragen. Was unter einer solchen Regierungsweise geschieht, trifft ihn nicht allein, sondern alle Potenzen, die mit ihm die Regierung führen, oder doch wesentlich an ihr betheiligt sind. Die Fehler und Schwächen fallen dann auf Viele, beziehungsweise auf das ganze Gemeinwesen, wenn bei ihm der strikte Parlamentarismus, wie in England, durchgeführt ist. Ein Herrscher kann für seine Person so enthaltsam sein, als er will, im Namen seines Volkes oder Reiches kann er es nicht, ohne sich zu isoliren und eine für ihn gefährliche Stimmung zu erwecken. Das mögen ja Mahnungen sein, die nicht gern gehört werden, aber dessen ungeachtet dem besten Willen, der tiefsten Loyalität und dem aufopferungsbereitesten Patriotismus entspringen, nicht minder auch der „Wahrung

der eigenen Interessen, insofern man, als ein Bruchtheil des Volkes, dessen Interessen persönlich nimmt, was bei jedem Patrioten vorausgesetzt werden muß.

Befindet sich der Czar Nikolaus II. gegenwärtig auch noch in der Mitte zweier Einflüsse, die sein Schwanken erklären können, so wird er sich dennoch entscheiden müssen, er wird wählen müssen: zwischen der „Gunst" und der „Pflicht".

Daß der Letzteren in Hinsicht besonderer Umstände auch schwere politische Bedenken im Wege stehen, darüber wird man sich kaum täuschen können. Würde England nicht durch die „wohlwollende" Neutralität Deutschlands unterstützt, die sich ja möglicher Weise bei einem Angriff Rußlands auf englisches Gebiet zu einer Alliance mit England erweitern könnte, so glauben wir, daß trotz der Einsprache einer weiblichen*) Stimme die Petersburger Politik schon aktiver geworden wäre. In Folge einer möglichen „Parteinahme" der deutschen Regierung für England, wenn Rußland aggressiv vorginge, entstände dann naturnothwendig der Weltkrieg, an dem sich Österreich und Italien an der Seite Deutschland voraussichtlich betheiligen würden. Ersteres in Hinsicht auf Rußland, Letzteres wegen Frankreich; der „Dreibund" demonstrirte mit der Gewalt

*) Es ist hier nicht der Platz, ein Thema näher zu besprechen, das in Deutschland bei gerade nicht wenigen Gelegenheiten schon in allen Volksschichten ventilirt wurde. Es betrifft die Thatsache, daß nicht nur die meisten englischen Prinzessinnen, wenn sie in's Ausland heiraten und auch Throne besteigen, immer „Engländerinnen" bleiben, sondern daß selbst Prinzessinnen, die als Deutsche, in Deutschland, geboren wurden, die einen deutschen Vater haben und deutsche Namen führen, dennoch im Interesse Englands politisch thätig sind. Diese Thatsache dürfte bei betreffenden Entschlüssen, mehr als es bisher geschehen ist, in Erwägung gezogen werden. Die „gesellschaftlichen Freiheiten", welche die meisten englischen Prinzessinnen mit nach Deutschland bringen, ihre Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeiten gegen deutsche Sitten, Gewohnheiten und „Pflichten", berühren das deutsche Volksempfinden durchaus unsympathisch. Der Deutsche will in seinen Fürstinnen etwas anderes erblicken, als nur die Meisterin in irgend einem Sporte. Als leuchtender Stern der echten „deutschen Weiblichkeit", Anmuth und Hoheit, als Vorbild für die Erfüllung aller Pflichten der Frau, der Mutter und der Regentin glänzt unsere Kaiserin Augusta Victoria, der alle deutschen Herzen entgegenschlagen; sie ist das Ideal einer „deutschen Frau", einer Königin von Preußen und deutschen Kaiserin. Ihr Denken, Fühlen und Wollen ist „deutsch", sie hat nur einen deutschen Sinn. Der Beiname, den ihr die Geschichte geben soll, müßte lauten: „Augusta Victoria, die „Deutsche"."

der Waffen. Von Rußlands Neutralität hängt unter den wahrscheinlichen Konjunkturen der Friede ab. Der Krieg, den das Deutsche Reich zu Gunsten Englands führte, wäre nur ein rein preußischer Kabinetskrieg, dem das ganze deutsche Volk mit dem größten Widerwillen gegenüber stände; ein solcher Krieg wäre immerhin ein großes „Wagniß", und könnte unseres Erachtens, wenn die Einzellandtage und der Reichstag in der nöthigen bestimmten Weise ihm widersprächen, gar nicht anders, als durch einen Verfassungsbruch und Staatsstreich angefangen werden. Mit einem Heere auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht, können keine Kriege geführt werden, wenn die Volksvertretungen im Namen des ganzen Volkes sich dagegen erklären. Das Volk braucht sich nicht nach den verwandtschaftlichen oder rein persönlichen Beziehungen seiner Souveräne zu richten, sondern nur darnach, was den allgemeinen Staatsinteressen entspricht. Während wir diese Zeilen schreiben, kommt die Nachricht aus München (23. März), daß die Polizei-Direktion die Vorführung kinematographischer Bilder aus dem Burenkriege, wegen heftiger englandfeindlicher Kundgebungen des Publikums verbieten mußte. Was die Münchener entrüstete, entrüstet alle Deutschen. Sie wollen nicht im Interesse des von ihnen verabscheuten Englands in den Krieg ziehen, das zu einem wahren Zugpflaster für alle Völker der Erde geworden ist. Wir haben bisher absichtlich noch nicht von den deutschen Bundesfürsten gesprochen, auf welche wir jedoch das feste Vertrauen setzen, daß sie im Bundesrathe ihre Stimmen nicht für einen Krieg zu Gunsten Englands abgeben.

Bei dieser Gelegenheit muß noch eine staatsrechtliche Substanz berührt werden, die im Reichstage, wie in den Einzellandtagen zu diskutiren wäre. Wir meinen die Regierungsnachfolge in Ländern des Deutschen Reichs, deren Dynastien ausstarben, beziehungsweise im Aussterben begriffen sind. Es widerstrebt dem allgemeinen Rechtlichkeitsgefühl, und oft nicht minder den Landes- und Reichsinteressen, daß die „Regierungen" dieser Länder von den Verwandten der ausgestorbenen Linien, die nicht unmöglicher Weise Chinesen sein können, wie Schlösser, Pachthöfe oder Kapitalien geerbt werden. Hier muß Remedur eintreten. Die Landesgesetze und die Reichsverfassung müssen dahin abgeändert werden, daß keine Verwandten der ausgestorbenen Linie, wenn sie faktisch

Ausländer sind, ein Erbrecht auf deutsche Thronen besitzen. Was ihre sonstigen Erbansprüche betrifft, so sollen sie ihnen nicht bestritten werden, daß sie aber als „Ausländer" deutsche Regierungen „erben", und über deutsche Bürger regieren sollen, das ist ein politischer Anachronismus, der das Ehr- und Rechtsgefühl der betreffenden Deutschen im hohen Grade verletzen muß, die keine „Gegenstände" sind, die von Hand zu Hand gehen dürfen. Ist in einem Lande die Dynastie ausgestorben, so geht die Souveränität auf das Volk über. Dieses hat dann über die weitere Regierungsform zu bestimmen; es kann gerade so gut die Republik, als eine andere Dynastie wählen. Die Vererbungs-Rechtsfrage dürfte in einiger Zeit für mehrere deutsche Länder aktuell werden, und bedarf unbedingt einer Festlegung, damit Deutsche nicht länger der Möglichkeit ausgesetzt sind, auch einmal von einem Chinesen regiert zu werden.

In dem Cyklus der Stimmungsberichte über England und englische Politik dürfen die Ansichten der englischen Katholiken nicht übersehen werden. Sie gelangen in einem Artikel der „Germania" zum Ausdruck, den wir hier folgen lassen. Genanntes Organ läßt sich in Nr. 68, erstes Blatt vom 24. März, aus London schreiben: „London, 19. März. Wie zu befürchten war, hat die in meinem letzten Briefe erwähnte Stellungnahme und Handlungsweise der Catholic Union und ihres Präsidenten, des Herzogs von Norfolk, mit Bezug auf die kontinentale katholische Presse (insbesondere den Osservatore Romano) und ihre gegen Englands südafrikanische Politik gerichtete Tendenz, die lebhaftesten Kontroversen in katholischen und nichtkatholischen Blättern des Landes hervorgerufen, und gleichzeitig die rückhaltlose Verurtheilung des Transvaalkrieges, „des Produktes jüdischer und protestantischer Börsenmache und ministeriellen ländergierigen Ehrgeizes", Seitens eines sehr großen Theiles britischer Katholiken neuerdings zum Ausdruck gebracht. In der „Catolic Times" wird in präziser Weise gesagt: „Durch strikteſtes Einhalten der ewigen Prinzipien der Wahrheit und der Gerechtigkeit, hat der Katholizismus in England in unerschütterlicher Phalanx bis heute, trotz aller Angriffe und Widerwärtigkeiten siegreich seine Stellung behauptet, und dieselbe stetig ausgedehnt und verbessert, und die treuergebenen Kinder des greisen Friedensfürsten in Rom, welche sich in der Liebe zum Vaterlande und zur Königin

von Niemandem übertreffen lassen, können trotzdem heute freien Gewissens eine Politik verurtheilen, die auf eine Verherrlichung des Mammons und der Menschenschlächterei hinausläuft, und die vom übrigen Europa als das häßlichste und empörendste Verbrechen verdammt wird, welches jemals im Interesse jener geilen und blutdürstigen Leidenschaft — der Gier nach Macht und Gold — begangen worden ist!" —

Wir haben von guten, echten Katholiken nie ein anderes Urtheil erwartet, auch von den englischen nicht, da für sie ebenfalls die Einhaltung „der ewigen Prinzipien der Wahrheit und Gerechtigkeit" über allen anderen Fragen und Rücksichten steht. Was die „Germania" betrifft, so hat sie in konsequenter Weise stets den Rechtsstandpunkt vertreten, ihren Sympathien für die Buren immer einen offenen Ausdruck verliehen. Bei ihr konnte man keine Velleïtäten, auch keine, aus merkantilen Interessen entspringene, mehr oder weniger verstärkte Sympathie für England registriren, was wir einem anderen katholischen Blatte gegenüber leider thun mußten, das, wenn auch in einer etwas verschämten Weise, den Fußspuren der „englischen" „Kölnischen Zeitung" mehr als einmal gefolgt ist, was wir ihm nachweisen können. Ein „Registrator" muß ein peinliches Gedächtniß haben, und ist mit ihm über Alles, was gesagt, geschrieben und gethan wurde, nicht gut Kirschen essen, *wenn* man leugnen, verdrehen, unterschlagen und die Unwahrheit sagen will.

Über die fast allgemeine Stimmung der Welt gegen England äußert sich wieder in einem sehr gereizten Tone die „Times", und droht ihr, trotz der Blamagen, die sich Großbritannien in Südafrika zugezogen hat. Der „Germania", welche auszugsweise den Times-Artikel bringt, entnehmen wir aus ihrer Nr. 54, erstes Blatt vom 8. März, Folgendes: „Die Stimmung in England. Die „Times" veröffentlicht heute einen Artikel, in welchem es heißt: „Das britische Volk in seinen großen Massen hat niemals vor dem Ausbruch des letzten Krieges in solcher Ausdehnung und in so heftiger Weise die Eifersucht und den Haß anderer Nationen erregt, für die es gewöhnlich keine unfreundlichen Gefühle hegte. Die Schadenfreude und die Bosheit der auswärtigen Zeitungen haben nicht so sehr in Zorn, wie in Staunen versetzt. Es sind dem britischen Volk in den wenigen verflossenen Monaten die Augen geöffnet

worden, und es wird die ihm ertheilte schmerzliche Lektion nicht leicht vergessen. Es mag nicht viele Worte darüber verlieren, doch wird es darüber nachdenken und seine künftige Handlungsweise und Politik danach einrichten. Wir wissen ganz genau, sagt die „Times" weiter, welchen Werth die pathetischen Redensarten haben, welche in so verschwenderischer Weise für die Buren angewendet werden, Niemand wird auch nur einen Finger aufheben, um den Buren zu Hülfe zu kommen, weil, wie die von allen Mächten beobachtete korrekte Haltung beweist, kein Staatsmann, der sich in verantwortlicher Stellung befindet, dazu bereit ist, aus dem Kampf, der sich jetzt auf die britische Interessensphäre in Südafrika beschränkt, einen allgemeinen Weltbrand zu machen."

Ein Urtheil Stanley's über den Krieg. Herr Stanley, der Emin Pascha wider dessen Willen aufgesucht und „gerettet" hat, beabsichtigt jetzt afrikanische und europäische Politik zu „machen". Gegen einen Mitarbeiter des Pariser Journal sprach sich Stanley dahin aus, daß seiner Meinung nach die Engländer in zwei Monaten in Pretoria stehen würden. Der Krieg dürfte etwa am 1. Juli beendet sein. Man würde den beiden Republiken vielleicht eine Selbstverwaltung ähnlich der Canadas verleihen. Als die Rede auf die französisch-englischen Beziehungen kam, meinte Stanley, ein Krieg mit Frankreich wäre unmöglich, da er England zu große Opfer auferlegen und endlose Verwickelungen verursachen würde. Frankreich schwächen, heiße Deutschland stärken. Im Ganzen liebe man in England Frankreich mehr als Deutschland."

Giebt es denn gar keine Sympathien für England? Doch! man suche nur, und man wird sie finden. Die Griechen, welche in ihrem Kriege gegen die Türken, wie noch in aller Erinnerung sein dürfte, so großes in ihren Rückwärts-Konzentrirungen geleistet, welche ja nur Fallen für die Türkei sein sollten, was diese aber ungeschickter Weise nicht merkten, treten mit echt griechischem Feuer für die bedrängten Engländer ein. Aufrichtig gesagt, begreifen wir die Sympathien Griechenlands für England nicht recht, weil wir sie nicht in Einklang mit der Rolle bringen können, die England in dem türkisch-griechischen Kriege gespielt hat. Wie immer, hetzte und stachelte es auf, um dann den Erfolgen seiner Bemühungen ruhig zuzusehen. Der „Frankfurter Zeitung", Nr. 34, erstes Morgenblatt vom 29. Januar, entnehmen wir Nachstehendes: „Athen, 29. Januar.

Die philo-englischen Kundgebungen, die in Frankreich eine so lebhafte Unzufriedenheit hervorrufen, nehmen hier ihren Fortgang. In Zakyntos hielt bei dem feierlichen Requiem der Erzbischof der Insel eine zündende Rede für die gefallenen Engländer. Die Bewegung der tausendköpfigen Menge aber erreichte ihren Höhepunkt, als der aus Zakyntos stammende Arzt Morettis sein, an den englischen Gesandten in Athen gerichtetes Telegramm verlas, worin er sich erbot, an der Spitze von 35 Palikaren, deren Verpflegung er selbst übernehme, den „bedrängten Vorkämpfern für die Civilisation in Südafrika" zu Hülfe zu eilen. Auch das Danktelegramm des Gesandten Egerton kam zur Verlesung und bewirkte, wie die Berichte besagen, „unbeschreibliche Rührung". In Herakleion (Kreta) diente die Aula des dortigen Gymnasiums als Festsaal für die Erinnerungsfeier für die Engländer. Auf dem Kirchhof wurden die Gräber der während der Massakres in Herakleion getödteten englischen Soldaten, mit Kränzen geschmückt und dabei Gedichte vorgetragen. Der Metropolit Kretas aber sandte ein Beileidstelegramm an die Königin von England, wofür er telegraphisch einen Dank erhielt."

Von den Heldenthaten des Herrn Doktor Morettis und seinen fünfunddreißig Palikaren haben die englischen Blätter bis heute nichts gemeldet.

Eine weitere Sympathie-Erklärung für England kommt aus Calcutta. Am 27. Januar fand unter Vorsitz des Maharadscha von Darbhanga eine Massenversammlung von Hindus und Muhammedanern statt. Es wurden Beschlußanträge angenommen, in denen die „alle Klassen beseelende, tiefe und dauernde Ergebenheit gegen die Königin Viktoria, zum Ausdruck gebracht worden ist. Es wurde auch beschlossen, daß in allen Tempeln und Moscheen für den Erfolg der britischen Waffen gebetet werden soll. In der Versammlung wurden 63000 Rupien aufgebracht, die vom Lordmayor dem Kriegsfonds zugeführt werden. Die Buren können mit gutem Recht stolz sein, daß sogar in Indien gegen sie gebetet werden soll. Von den loyalen Indiern kann man sagen: „Nur die allergrößten Kälber wählen ihren Metzger selber". Aber so „loyal" sind nicht alle Indier. Im Jahre 1898 schrieb z. B. die Zeitung „Gurakhi": „Von den verschiedenen Abtheilungen der Regierung ist die politische die despotischste, grausamste und ungerechteste. Sie besteht nur zu

dem Zweck der Annektirung der einheimischen Staaten. Die Wege jenes Departement sind diejenigen eines gemeinen Diebes. Beide leben nur von Plünderung und Raub. Das Ziel dieser politischen Abtheilung ist darauf gerichtet, alle einheimischen Staaten auszurotten." Was England für Indien bedeutet, mag auch aus dem Anhang ersichtlich werden, der über die jetzt dort herrschende Hungersnoth folgen wird. Die indischen Gebete gegen das kleine Volk von etwas mehr als 300000 Seelen, mit seinen höchstens 45000 Bewaffneten, müssen auf jeden denkfähigen Engländer demüthigend wirken. Ist „Großbritannien" so schwach, daß in seinem Weltreiche das Bedürfniß empfunden wird, für die Niederlage seines kleinen, schwachen Feindes, dessen ganzes Volk in einem der kleineren Distrikte von London, das gegenwärtig mit all' seinen Vororten 5633332 Einwohner besitzt, Unterkunft finden könnte, zu beten, so erscheint der britische Hochmuth nur als eine Folge britischer Bornirtheit. Gegen diese höchstens 45000 Buren sind bereits gegen 150000 Engländer verwendet worden; der alte Marschall Roberts wurde wieder hervorgeholt, der im Sudan berühmt gewordene General Kitchener wurde beigezogen, und was ist mit der ganzen Macht des britischen Weltreiches nach acht vollen Monaten erreicht worden? Die Engländer haben alle Ursache, sehr bescheiden zu sein, und sich recht artig innerhalb, wie außerhalb ihrer Grenzen zu benehmen, wenn sie sich nicht unliebsamen Korrekturen aussetzen wollen. Eine solche erhielten sie erst kürzlich in Dresden, von der so überaus höflichen, fremdlichen Bevölkerung. Der „Frankfurter Zeitung" wird über das Verhalten der Engländer in der sächsischen Hauptstadt geschrieben: „Dresden ist eine Fremdenstadt, sie behandelt ihre Gäste mit Zuvorkommenheit, und weder die Stadt noch der Staat haben etwas dagegen einzuwenden, wenn die Ausländer hier gewisse Vortheile genießen, die zum mindesten den Einheimischen gleichmäßig zufallen sollten; die Engländer aber genießen alle Vortheile, die sie sich hier zugänglich machen können, am ungenirtesten. Im scharfen Gegensatz zu dem Entgegenkommen, das die Engländer hier seit Jahrzehnten gefunden haben, steht ihr öffentliches, wie privates Verhalten. Zum Beweis mögen einige Beispiele aus der letzten Zeit herangezogen werden. Kürzlich kamen einige junge Engländer zu einem, auf dem Hauptbahnhof Dienst thuenden Beamten, und verlangten tumultuarisch die Beseitigung

eines dort angebrachten, ihnen mißliebigen Plakats. Die Forderung wurde natürlich zurückgewiesen, am andern Tage war das Plakat jedoch von unbekannter Hand herabgerissen. Auf einem Dresdener Sportplatz betrugen sich Engländer derart herausfordernd, daß sie fortgewiesen werden mußten. Im hiesigen Residenz-Theater erschien kürzlich während der Vorstellung eine Anzahl Engländer mit Fahnen in englischen Farben geschmückt, im Central-Theater betrugen sich in jüngster Zeit die Engländer gleichfalls während der Vorstellung provozirend. Das sind, wie gesagt, einzelne Fälle. Hiesige Geschäftsleute klagen, daß sie bei Kredit beanspruchenden Engländern vielfach Verluste haben; das Auftreten der Engländer in hiesigen Pensionaten soll gleichfalls ein derartiges sein, daß vielfach andere Ausländer, mit Engländern nicht in dem gleichen Pensionat wohnen wollen. Jedenfalls hat die Dresdener Einwohnerschaft auf die „Eigenheiten" der hier lebenden Engländer seit langen Jahren eine sehr große Rücksicht genommen, hat ihnen die Nachsicht entgegengebracht, die die heimische Bevölkerung in diesem Maße keineswegs findet. Wenn trotzdem zwei gänzlich unbedeutende Vorgänge zu Staatsaffairen aufgebauscht werden konnten, so ist das für gewisse englische Kreise hier kennzeichnend."

Redensarten wie z. B.: „O the stupid Germans" (O, diese dummen Deutschen), oder „these stupid Germans want to have colonies!" (Diese dummen Deutschen wollen Kolonien haben?), hört man nicht selten. Bemerkt muß hier allerdings werden, daß dieses freche Gesindel nicht der besseren Klasse der Bevölkerung, sondern nur der wohlhabenderen angehört, sagte doch selbst ein wirklich vornehmer Engländer: „I do'nt care for Dresden; there are to many English „No-bodies", wanting to be „Any-bodies". Frei übersetzt heißt das: „Mir gefällt es nicht mehr so gut in Dresden, es sind zu viele Engländer da, die gar nichts sind, aber durchaus gesellschaftlich etwas Besonderes vorstellen wollen". Auch das zarte englische Geschlecht erfreut sich in Dresden einer solchen Beliebtheit, daß sich Inhaberinnen von Damen-Pensionats bereits veranlaßt sehen, eigens zu bemerken, daß in ihren Häusern keine Engländerinnen verkehren. Man ist besonders in Deutschland mit diesem reisenden englischen Publikum viel, viel zu artig und rücksichtsvoll, was solche Leute immer am allerwenigsten vertragen. Statt ihnen auf den Trottoirs, wenn sie in ihrem bekannten Eilschritt in ganzer

Fregattenbreite daherstürmen, „pflichtschuldigst" ganz auszuweichen, behaupte man „kräftig" seine Hälfte. Wenn sie sich an den Kassen und Schaltern vor- und Andere zurückdrängen, so stoße man sie nur zurück, kurz, man behaupte nur überall seinen Platz, und mache diesem frechen, ungezogenen Pack auf gut deutsch begreiflich, wie es sich wenigstens bei uns zu benehmen hat. Wenn alle Deutschen sich merken wollten, was unser berühmter Staatsrechtslehrer Professor von Seydel über die Engländer sagte, so würden wir mit der Zeit wenigstens in Deutschland möglichst wohlerzogene Engländer finden. Es giebt einmal Menschen, die erst anfangen leidlich zu werden, wenn man ihnen gehörig auf die Füße getreten hat. Zu diesen erziehungsbedürftigen Leuten gehört die Mehrzahl der Engländer. Was der feine, sich selbst achtende Mensch an und für sich thut, dazu muß der Durchschnitts-Engländer erst von Anderen gezwungen werden. Genau wie diese Engländer, ist aber die ganze englische Politik; sie ist gemein, brutal und rechtsverletzend.

Noch sind die Engländer noch lange nicht mit den Buren fertig, und doch fangen sie schon mit dem „Afrikanderbund" an. Den „Münchener Neuesten Nachrichten", Nr. 142, vom 25. März, entnehmen wir nachstehenden Artikel: „Chamberlain's Absichten gegen die Afrikander. Lord Camperdown wird nächste Woche im Oberhaus die Regierung fragen: „ob eine sich selbst regierende Kolonie die Pflicht der Selbstvertheidigung hat, ob eine solche Kolonie sich im Fall eines Krieges, zwischen Ihrer Majestät und einer fremden Macht für neutral erklären kann, ob eine Kolonialregierung, die sich weigert, ihre Truppen einzuberufen oder sonst koloniales Gebiet gegen Invasion zu vertheidigen, verpflichtet ist, Alle, die innerhalb ihres Gebietes vom Feind geschädigt worden sind, zu entschädigen." Diese Fragen nennen keinen Namen und scheinen von einem rein theoretischen Interesse inspirirt und deshalb unschuldig genug. Sie sind in Wirksamkeit äußerst bedeutsam und zeigen an, daß Chamberlain den Augenblick für gekommen erachtet, den Kampf gegen das Schreiner-Ministerium und den Afrikanderbond zu eröffnen. Lord Camperdown ist durch und durch eine Kreatur Chamberlain's — er war es, der kurz vor dem Krieg die Uitlanderbeschwerden im Oberhaus zur Sprache brachte — und seine gegen die Capregierung gerichteten Fragen sind ohne Zweifel von Chamberlain und Milner

inspirirt. Sie wollen das Terrain sondiren und sehen, wie weit das Land ihr Ziel, das auf völlige Niederwerfung des Afrikanderthums in der Capkolonie geht, billigen wird. Zugleich hat in der von Chamberlain beeinflußten Presse eine heftige Preßkampagne gegen die Capburen begonnen, die offen drastische Bestrafung aller Capburen, die mit den Republiken sympathisirten, sowie Kronkolonie-Verwaltung in jedem Bezirk, wo freies Regiment eine Burenmajorität ergeben würde, fordert. In der gleichen Richtung bewegen sich die Bestrebungen des Herrn Rhodes in Südafrika, der wieder die Uitlander-Komites mobil gemacht hat, und in der Presse ebenfalls hetzen läßt. So bringt die „Daily Mail" aus Capstadt eine Korrespondenz, in der es heißt:

„Die milde Behandlung, die man den Rebellen, welche sich ergeben haben, zu Theil werden läßt, verursacht Mißstimmung unter den Loyalen, besonders in den Distrikten, die in Folge der Erhebung gelitten haben, und außerdem werden die verschiedenen Proklamationen, die erlassen worden sind, nicht als hinreichendes Abschreckungsmittel angesehen, um die Entfachung von Rebellionen in den noch nicht afsizirten Distrikten zu verhindern.

In weiten Kreisen hat man das Gefühl, daß jede Hoffnung darauf, daß die Rebellen die Strafe erhalten werden, die ihnen gebührt, vergeblich ist, wenn nicht die Konstitution der Kolonie suspendirt wird, für sagen wir zwei Jahre, und in dieser Zeit die Kolonie als Kronkolonie verwaltet wird, damit inzwischen ein Reinigungsprozeß (sic) vorgenommen werden kann.

Die Progressisten und viele leitende Politiker sind dieser Ansicht, und Briefe an die loyale Presse in der ganzen Kolonie lassen erkennen, daß dies der einzig richtige Weg ist."

Mit den Bestrebungen von Chamberlain scheint auch die Errichtung einer besonderen Streitmacht, der „Rhodesia field force" in Verbindung zu stehen, die der Kolonialsekretär Herrn Rhodes zur Verfügung stellen will. Die liberale Presse hat mitgetheilt, daß die Anfrage Chamberlain's in Australien, ob noch 2500 Mann für „eine besondere Aufgabe" zu haben seien, sich auf die Bildung dieser Truppe beziehe.

Wenn die Engländer Südafrika trotz ihrer Siege schließlich doch noch verlieren wollen, brauchen sie nur auf diesem Wege weiter zu schreiten."

Leute, wie Chamberlain und Rhodes, hat England gerade noch gebraucht; sie werden es sicher noch dahin bringen, den Engländern als „zu englisch" zu erscheinen. Diese beiden Herren verkörpern den Superlativ von „englisch"; über diesen hinaus, giebt es keine Steigerung mehr. Für Menschen, wie für Regierungen, sind jedoch ganz bestimmte Grenzen gezogen, die sie ohne das Urtheil herauszufordern, nicht überschreiten können; jedes Maß kann zum Überlaufen gebracht werden. Wir möchten selbst sagen: daß Regierungen, wie die englische, mehr zum eigenen Ruin beitragen, als alle Feinde, die sie haben. Wie von einem Dämon getrieben, lassen sie Provokationen auf Provokationen folgen, bis sich endlich eine Koalition ihrer Feinde gebildet hat. Als Kassandra-Ruf erscheint uns der Schmerzensschrei, den eine arme Buren-Wittwe in der Todesanzeige ihres Mannes gegen den englischen Thron ausstieß. Der Schluß der Anzeige lautet: „Aber ich werde mich trösten und die Hand küssen, die mich geschlagen hat; aber wisse Du, o Königin Victoria, daß Du und Deine Bluthunde werden Rechenschaft geben müssen von dem unschuldigen Blut, das Ihr und Eure Handlungen fließen laßt."

Es giebt eine Nemesis, und wie genau läßt sie sich oft erkennen! Was ist von Napoleon I. und seinem ganzen Geschlechte übrig geblieben? Auf den Thronen, die seine Kreaturen einnahmen, sitzen nun andere Geschlechter, und nur der einzige Thron, der durch die freie Wahl eines Volkes besetzt wurde, ist noch im Besitze der Familie des Gewählten.

Bevor wir zum Schlußworte kommen, muß noch ein Herr erwähnt werden — bald hätten wir ihn vergessen — der so freundschaftliche Gesinnungen für England hegt, daß er im Reichstage sagte: „England sollte unser „natürlichster" Bundesgenosse sein". Dies sagte in der 145. Reichstagssitzung vom 10. Februar 1900 bei der ersten Berathung der Flotten-Vorlage Herr August Bebel. Seine lange Rede wiederzugeben, wie sie uns in der ersten Beilage des „Vorwärts", Nr. 35, vom 11. Februar, vorliegt, hieße zu ausführlich sein, und müssen wir darauf verzichten. Wir entgehen auch der Versuchung, über die widerspruchvollste Rede, die Herr Bebel vielleicht in seinem ganzen Leben gehalten, schlechte Witze zu machen, aber auf ein Zusammentreffen von Umständen müssen wir verweisen. Derselbe Herr, der vor einigen Jahren im Reichstage die

Kugel gegen Herrn Dr. Carl Peters in's Rollen brachte, ist nun plötzlich durch seinen Wunsch: „England sollte unser „natürlichster" Bundesgenosse sein", ein Gesinnungsgenosse desselben Herrn Peters geworden. Alle, welche England wohlwollen, dürfen die Beruhigung haben und stolz sein, in den genannten beiden Herren Bundesgenossen gegen das eigensinnige, kurzsichtige und verbissene deutsche Volk zu finden, das einmal von England und den Engländern nichts wissen will.

Was speziell den „Freiheitsmann", Herrn Bebel, betrifft, so sollte doch seine Volksnatur über die des „Diplomaten" siegen. Die einzige Thatsache, daß England ein freies, friedliebendes Volk in geradezu „räuberischer" Absicht überfällt, und ihm neben seinen Rechten und Freiheiten auch noch die Schätze seines von ihm kultivirten Landes rauben will, muß jeden ehrlich und rechtlich fühlenden Menschen, ohne Ausnahme in Bezug auf seine parteipolitische Stellung, also auch bis zu den Sozialdemokraten hinauf, zum Gegner Englands machen. Auf der einen Seite von allen möglichen und unmöglichen Freiheiten zu schwärmen, von Freiheiten! die nur durch den Zwang für Andere möglich würden, und deshalb falsche Freiheiten wären, auf der anderen aber sich so „wohlwollend" für das räuberische, tyrannische England zu zeigen, — — — *das stimmt nicht*. Oder sollte es vielleicht dennoch stimmen? Es giebt nämlich unsichtbare und unwägbare Vibrionen, die zwischen England und der Sozialdemokratie oszillieren. Ihnen könnte es zugeschrieben werden, daß die Diplomaten-Natur des Herrn Bebel über seine Volksnatur, in Bezug auf die „Englische Frage" den Sieg errungen hat. „Englische Frage"? Ja, allerdings! es giebt bereits eine „Englische Frage". Die vielen Fragen, die England für fast alle Völker und Staaten aufgeworfen hat, haben sich mit der Zeit zu „einer Frage" verdichtet; aus all' diesen Fragen ist die „Englische Frage" entstanden, welche allen Anfechtungen und Achselzucken zum Trotz besteht, die selbst bei allem Wohlwollen für England, nicht mehr von der Tagesordnung der politischen Welt verschwinden wird.

Schlußwort.

Der Ursprung der „Englischen Frage" liegt, wie wir eben angedeutet haben, in „den Fragen", die sich fast alle Völker und Staaten der Erde über ihre Existenz-Möglichkeiten, oder ihre Existenz-Verbesserungen, schon vorlegen mußten. Es besteht gar kein Volk, das nicht mehr oder weniger durch Großbritannien tangirt wird, und für dessen Existenz es gleichgültig wäre, ob das „römische Reich englischer Nation" fortbestehen würde oder nicht. Das große Interesse, das alle Völker an England nehmen, mag die Engländer mit Stolz erfüllen. Wenn es einerseits auch schmeichelhaft ist, in so weltumspannender Weise „interessant" zu sein, so hat dieses allgemeine Interesse doch auch seine gefährliche Seite, wenn es sich fortwährend negativ zu den Interessen von Anderen verhält. Die „Englische Frage" besteht thatsächlich, wenn sie auch vielleicht von Vielen, ja selbst auch von Leuten, die sehr intensiv bei ihr betheiligt sind, noch nicht gemerkt und gesehen wird. Man übersieht vielleicht auch, welche zeugende Kraft politischen Ideen eigen ist, wenn sie sich erst einmal zum Bewußtsein einer bestimmten Menge durchgerungen haben, und diese ihre weitere Verfolgung als ein Bedürfniß empfindet. In dem Zustande dieses Bewußtseins ist ja schon die betreffende Frage enthalten, die Genesis aller Fragen liegt entweder in dem Entstehen von Bedürfnissen, oder in dem Zweifel an der Zweckmäßigkeit, der Güte oder des Rechtes der vorhandenen Dinge und Verhältnisse; Bedürfnisse und Zweifel sind die Erzeuger der Fragen.

Betrachten wir nun die Bedürfnisse so vieler Staaten und Völker in Bezug auf England, und ziehen wir die Zweifel in Betracht, die über den Nutzen und die Rechtmäßigkeit der englischen Weltpolitik gegenüber von anderen Gemeinwesen bestehen, so ist

die „Englische Frage" thatsächlich vorhanden. Wie viele Menschen sprechen über die Verhältnisse Englands zu anderen Staaten und Mächten, ohne bewußt zu sein, daß sie bereits die „Englische Frage" ventiliren. Sie besteht, trotz allem Wohlwollen, das diese und jene aus diesen oder jenen Gründen England entgegenbringen. Die durchschlagende Macht der sich stets mehrenden Thatsachen, wird auch hier alle Wohlwollenden" Englands beugen, mögen sie sein, wer sie wollen, und heißen, wie sie wollen. Die Konsequenzen politischer, sozialer, religiöser und ökonomischer Verhältnisse, lassen sich niemals dauernd unterdrücken, sie werden stets siegreich aus dem Kampfe gegen ihre Widersacher hervorgehen. Von keinem Volke ist so viel zu holen, respektive zu nehmen von dem, was es selbst geraubt hat, als wie von den Engländern. Großbritannien hat für Alle genug, seine Auftheilung wird dem Gleichgewichte der Kräfte zu gut kommen, als erste Voraussetzung für einen längeren Weltfrieden. So lange England eine Weltmacht ist, giebt es keinen dauerhaften Frieden, da seine Politik fortwährend bestrebt ist, andere Völker und Staaten gegeneinander zu hetzen und aus ihrer Zwietracht seine Vortheile zu ziehen; England ist der Störenfried der Welt. In seiner Auftheilung liegt ein Stück großer Kultur-Arbeit der „vereinigten Völker der Erde"; mit dem Falle Großbritanniens tritt die Weltgeschichte in ein neues Stadium. Besäße Rußland einen Peter den Großen oder eine Katharina II., Preußen einen Friedrich den Großen, Österreich einen Prinzen von Savoyen, und Deutschland einen „freien" Bismarck, so wären die staatlichen Potenzen vorhanden, um der „Englischen Frage" sofort einen „akuten" Charakter zu geben, und sie im Interesse der vereinigten Staaten und Völker der Erde zu lösen. Wie die Verhältnisse jedoch gegenwärtig liegen, und die maßgebenden Willensmeinungen beschaffen sind, müssen wir noch auf weitere Stimulationen Englands warten, die ganz sicher nicht ausbleiben werden. Wer ein Verständniß für die „Philosophie der Geschichte" hat, wird nicht darüber im Zweifel sein können, daß Englands Mission erfüllt ist, und daß es, wie genug Reiche vor ihm, von diesem Zeitpunkt an eine, für seine vitalen Interessen negative Politik treibt. Detail-Erfolge dürfen in der Perspektive für seine Existenz nicht irre führen, denn die Weltgeschichte mißt mit anderen Maßen und Gewichten, als ein vorübergehendes Ministerium. Großbritannien hat

als Weltreich seinen Zenith überschritten, es hat keine Morgen-Sonne mehr und glänzt nur noch durch die Strahlen seiner immer tiefer sinkenden Abendsonne. Die „Englische Frage" fängt langsam an, akut zu werden, sie wird zusehends in die öffentliche Meinung übergehen, stetig an Interesse gewinnen, bis sie durch Zeit und Umstände, und unter „kräftiger Mitwirkung der englischen Politik" die Reife erlangt hat, die jede Frucht zum Abfallen bringt. Das ist jedoch noch das günstigste Horoskop, das Großbritannien zu stellen ist, denn wie eine politische Potenz in Europa erscheint, die mit dem Scharfblick die Macht vereinigt, und über den Velleïtäten erhaben ist, die allen großen Konzeptionen von jeher im Wege gestanden sind, ist auch die nöthige Koalition im Werden, welche die Auftheilung Großbritanniens vollbringen wird. Die Erde braucht wieder einen „großen Mann", der unter den vielen, wahrscheinlich vorhandenen sehr großen Männern, als „anerkannte" Größe hervortritt, um die Völker und Staaten von den äußerst ausgetretenen Wegen auf neue zu führen. Gegenwärtig befinden wir uns in einem Milieu ausgesuchter Mittelmäßigkeiten unter den erschwerenden Umständen, daß sie ihre Mittelmäßigkeit nicht erkennen, und ihr zum Trotz die „Großen" spielen wollen. Wir schließen, um der Geschichte nicht weiter vorzugreifen.

„Also nicht: jetzt oder nie, sondern später."

Die „Englische Frage" ist aber da.

Wiesbaden, 3. Mai 1900.

Anhang.

Die „Uitländer-Beschwerden", welche der Herr Kolonialminister Chamberlain als Sprungbrett zum Kriege mit Transvaal benützte, sind in ihrer ganzen Unzulänglichkeit schon besprochen worden, hier sollen aber die Details der Komödie von einem Uitländer beleuchtet werden. Der „Deutschen Zeitung", Nr. 94, vom 24. April, entnehmen wir Folgendes: „Die Wahrheit über die Uitländerbeschwerden. Daß die Petition der 21 000 Uitländer in Transvaal an die Königin, die Chamberlain als Grundlage für die englische Einmischung benutzte, nicht auf reelle Weise zu Stande kam, war längst bekannt. Ein anschauliches Bild von dem dabei geübten Betruge aber geben erst zwei Briefe von Grubenarbeitern, die Stead in seiner „Review of Reviews" mittheilt. Wir geben die interessanten Schriftstücke wieder:

„Lieber Herr Stead! Ich las, daß vor Kurzem im Unterhause die Behauptung aufgestellt wurde, der Krieg in Südafrika sei nicht durch die Kapitalisten hervorgerufen. Nun ich glaube, mein Herr, daß meine Erfahrungen als Grubenarbeiter mich in den Stand setzen, Ihnen nachzuweisen, daß diese Behauptung falsch ist.

Als ich in der Wolator-Goldmine arbeitete, zirkulirte die Bittschrift an die Königin bei uns, um Unterschriften zu sammeln. Sie hatte keine Überschrift, und man sagte mir, es handle sich einfach um Wiederaufnahme des Edgar-Falles. Ich unterzeichnete daraufhin. Malen Sie sich mein Erstaunen aus, als ich dann die berühmte Beschwerdeschrift näher zu sehen bekam! Ich ärgerte mich, daß ich mich hatte hintergehen lassen, aber das Unglück war geschehen.

Dann wurden die sogenannten „Arbeiter-Meetings" bei uns in Szene gesetzt. Als ich eines Tages nach oben kam, sah ich in den Minenschuppen angeschlagen, daß ein Ausschuß von Gruben-

arbeitern eine Versammlung berufe. Der Aufruf war mit der Schreibmaschine geschrieben. Als ich mich erkundigte, wer der Ausschuß sei, sagte mir der Vorarbeiter, es sei vom Hauptgeschäft in Johannesburg geschickt. Der Vorsitzende war aus Cornwallis, wie ich auch. Er bat mich freundlich, die gefaßte Entschließung zu unterschreiben. Sie war ebenfalls mit der Schreibmaschine geschrieben und, nachdem ich sie gelesen hatte, lehnte ich ab, zu unterschreiben, da ich sie unnöthig und entgegen meinen Interessen als Arbeiter fand. Herr Davy, der Vorsitzende, suchte die Arbeiter selbst auf und zwang sie, zu erscheinen, doch weigerte er sich, zu sprechen, da die Sache gegen seine Überzeugung war. Auch befahlen uns unsere Meister einfach, zu erscheinen. Ich hätte gerne dagegen gesprochen, aber ich hatte eine gute Stelle, und darum schwieg ich lieber. So nahm schließlich jeder Arbeiter des ganzen Bergwerks an den Versammlungen Theil. Man hat gesagt, sie seien freiwillig zusammengekommen, aber das ist nicht wahr. Denn die Südafrikanische Liga, deren Vorsitzender Rhodes ist, zwang in Gemeinschaft mit der Minenkammer die Leute, sich allen Anordnungen zu fügen.

Als einige von uns die Stellung erkannten, in die Transvaal durch die Kapitalisten gebracht werden sollte, organisirten wir einen Verein, den „Verein der internationalen unabhängigen Arbeit". Die Mitglieder der Liga wohnten unserer ersten Versammlung bei und versuchten, sie nach Kräften aufzulösen. Innerhalb 4 Wochen hatten wir in Johannesburg 750 Mitglieder, fürchteten uns aber, die Grubenarbeiter anzuwerben, da die Grubenbesitzer uns den Zutritt zu den Bergwerken verboten. Die Meisten von uns waren Deutsche, Schottländer und Cornwalliser, alle sprachen englisch. — Dies war im Mai vorigen Jahres. Darauf mietheten wir die „Wanderer-Halle" in Johannesburg, um eine Versammlung zu Gunsten des Friedens und eines Schiedsgerichtes zu veranstalten. Die Halle wurde uns fest zugesagt, und wir erließen die nöthigen Aufrufe. Fünf oder sechs von uns trugen die Kosten, da in der Vereinskasse kein Geld war. Am Vorabend der Versammlung ließ man uns sagen, unsere Zeichnungen genügten nicht, es seien 500 Pfund nothwendig. Da wir arme Leute waren, überstieg es unsere Kräfte, eine solche Summe in kurzer Zeit aufzutreiben, und wir mußten die Versammlung aufgeben. Hintenach erfuhren wir, daß Herr Doreton, der Leiter des Village-Main-Reef-Bergwerkes, 300 Leute der

Südafrikanischen Liga bereit gehalten hatte, um unsere Versammlung mit Gewalt auseinanderzutreiben. Da wir uns nun genügenden polizeilichen Schutz gesichert hatten, so hatte, glaube ich, der „Wanderer“ aus Bosheit die Versammlung unmöglich gemacht, da man uns nicht sprechen hören wollte.

Wir gingen nach Pretoria und suchten beim Präsidenten Krüger und dem Ausführenden Rath Abhilfe. Wir wurden gut empfangen, allein Staatssekretär Reitz konnte uns nicht helfen, da die Regierung in Johannesburg keine Halle besaß. — Mittlerweile hatte man die Führer unseres Vereins als Geheimagenten der Regierung Transvaals bezeichnet, und kein Schandfleck war so schmutzig, als daß ihn der „Star“, „Leader“ u. s. w. uns nicht angehängt hätte. Erst kürzlich fand ich in den Zeitungen eine Angabe, die angeblich aus den geheimen Akten der Regierung in Pretoria stammt und besagt, daß wir 600 Pfund von Dr. Leyds empfangen hätten! Das sind nichts wie Lügen, denn meine eigenen Auslagen für Vereinssachen haben in sieben Monaten reger Thätigkeit allein 15 Pfund betragen.

Später versuchte ein Mitglied unseres Vereins eine Versammlung auf dem Marktplatze zu veranstalten. Da wir aber von Menschen voll Leidenschaft und Vorurtheil umringt waren, baten wir den Mann, davon abzustehen. Die Menge versuchte, seinen Wagen umzuwerfen; er trieb den Kutscher zur Eile an, und kam so mit einigen Verletzungen von Steinwürfen und Stockhieben davon. Nie im Leben sah ich einen feigeren Angriff auf einen einzelnen Mann durch Engländer; — und er war Schotte! — Nun konnte ich mir denken, was folgen würde, und war nicht erstaunt, als mich am folgenden Morgen der Werkführer auf das Bureau sandte, wo man mir mittheilte, daß ich innerhalb 24 Stunden das Werk zu verlassen habe. — An demselben Abend hielt der Verein eine Versammlung ab, und mehr als 400 Mitglieder beschlossen, freiwillig auf Seite der Buren zu kämpfen.“

Über den Aufenthalt des Herrn Cecil Rhodes in London, und das Unglück, das ihm passirte, bringt die „Deutsche Tages-Zeitung“, Nr. 188, vom 24. April, eine interessante Korrespondenz. Sie läßt sich schreiben: „Cecil Rhodes in Ungnade. Die „Kabelkorrespondenz“ schreibt uns:

„Noch unerwarteter, als er kam, ist er gegangen. Heimlich, wie

ein abgestrafter Schulknabe, hat er sich davon gemacht. Als ihm, von Kimberley eben gekommen, der mit vielen Mühen auf das Sorgfältigste vorbereitete Triumphzug in Kapstadt mißglückt war, wurde er „krank" und zog sich in seinen alten Schmollwinkel, die „groote Schnur", zurück. Kaum aber war sein Plan, selbst nach London zu eilen und dort die arg verfahrenen Dinge wieder in's Geleis zu bringen, reif, so war auch plötzlich seine Krankheit zu Ende — trotzdem ihm Lord Salisbury selbst und neben ihm Mr. Chamberlain durch Vermittelung Sir Alfred Milners dringend gemahnt hatte, sich nicht den Unbilden einer Seereise auszusetzen und lieber bis nach Beendigung des Krieges seine Gesundheit weiter zu pflegen. So lange er auf dem Wasser schwamm, befand sich Herr Rhodes wohl wie ein Fisch; kaum aber war er gelandet und in den Bann der schwer sich auf ihn legenden englischen Nebel getreten, als ihn auch bereits die Influenza wieder packte; sie kam direkt aus Downing Street und zwang ihn, das Zimmer seines Hotels in Piccadilly zu hüten. Niemand sah ihn, und er sah Niemanden. Große der Krone wollten ihn nicht sehen, er nicht die Kleinen. Er schmollte, intriguirte, schimpfte, drohte — alles umsonst: die Thüren des Kolonialamtes blieben ebenso verschlossen, wie das Portal des Auswärtigen, und selbst der Ring der Herzöge, seiner einstigen Intimen, wollte sich diesmal ihm nicht öffnen. Dann kam ein Bote „von sehr hoher Stelle" mit der kategorischen Aufforderung — sie kam plötzlich, wie er selbst gekommen —: das britische Reich und seine Minister ihre Geschäfte allein besorgen zu lassen und sich nicht um Dinge zu kümmern, die ihn nichts angingen. Offenbar als Trost war dem hinzugefügt, das offizielle England beabsichtige, die Beendigung des Krieges und die Neuregelung der Dinge in Südafrika ex officio und ohne jede Einmischung nichtamtlicher dritter Personen zu besorgen. Er machte noch einen letzten Versuch, wenigstens seinen alten Freund Chamberlain zu sehen, — umsonst. Hatte er sich getäuscht, oder diejenigen, welche behauptet hatten, er habe jenen, und nicht dieser ihn, in der Tasche? Vielleicht beide... Jedenfalls ging er grollend und Rache schwörend... nicht nur nach Afrika zurück, sondern vorher noch — in's Lager der Opposition: Der einzige Mann, welcher ihn während seiner ganzen Anwesenheit in England empfing, und auch dieser erst im allerletzten Augenblicke, war — Lord Rosebery!

— Aber selbst dieser Abschiedsgruß kam wie ein Partherpfeil aus dem Dunkel der sinkenden Nacht. Selbst der Hausdiener im „Alber-mayle Hotel" ahnte nicht, daß sein afrikanischer Napoleon, den sein Glück in Kimberley verlassen, seinerseits das undankbare Albion ver-ließ. Erst als jener „zu einem Freunde auf's Land abgereist war", entdeckte er, und nach ihm die getäuschten Reporter, die Wahrheit, aber als dann seine Getreuesten zur Bahn eilten, da, wo der Zug nach Liverpool abgeht, um ihrem stummen Schmerze noch einen letzten beredten Ausdruck zu verleihen, fanden sie den gefallenen Abgott nicht — er war auf einem stundenweiten Umwege über Land nach einer verlassenen Station gegangen, um dort unbemerkt den Schiffszug zu erreichen. An diesem Abend hatte er bei Lord Rosebery auf dessen Landsitze gespeist. Ob die Ungnade endgültig, — wer weiß es?"

Als Folie für die kommenden Artikel und Korrespondenzen lassen wir eine Besprechung der Hungersnoth in Indien folgen. Dem „Berliner Tageblatt", Nr. 213, Morgen-Ausgabe vom 28. April, wird aus London geschrieben: „England und die Hungersnoth in Indien. (Von unserem Berichterstatter.) London, 26. April. Es sind nur einige wenige englische Blätter, die dankbar über den hochherzigen Entschluß unserer deutschen Landsleute quittiren, zur Linderung der Noth der armen Inder beitragen zu wollen. Der Rest begnügt sich damit, das Telegramm der Depeschenagentur zu bringen und verschämt und beschämt zu schweigen. Sie haben hier-zu alle Veranlassung, denn England, das reiche England, welches der Gläubiger der halben Welt ist, sollte sicher nicht solche fremde Almosen annehmen, England, welches soeben 200 Millionen für einen schwer zu rechtfertigenden Krieg opfert, der ihm die Verurthei-lung der civilisirten Welt eingetragen hat, sollte nicht mit zugeknöpf-ten Taschen dasitzen, wenn Millionen Mitglieder des vielgerühmten „Imperiums" einem sicherem Tode geweiht sind.

Es sei uns gestattet, den Bericht eines britischen Kommissars der indischen Regierung zu veröffentlichen, der, da er schon am 23. März geschrieben worden, noch nicht den jammervollen Höhe-punkt schildern kann, zu dem heute die Zustände gediehen sind. Im-merhin wird er ausreichen, den Lesern ein Bild der Verhältnisse zu enthüllen, von denen eine auch noch so wilde Phantasie sich kaum eine Vorstellung machen kann. Der Brief rührt von einem Arzte

her, der hauptsächlich auf Pestdienste in die Hungerdistrikte hinausgeschickt war, und ist aus Taloda datirt. Er lautet:

„Ich besuchte eines meiner Lager am 19., und fand einige Fälle von Cholera. Am 20. brach ich mit Varley zur Inspektion eines anderen Lagers von Taloda auf. Dort kaum angekommen, erhielt ich eine dringende Botschaft, und ritt am nächsten Morgen 16 Meilen nach Devala zurück. Inzwischen war daselbst ein entsetzlicher Choleraausbruch eingetreten. Die Arbeiten, welche zur Unterstützung der Hungernden unternommen worden, waren vollständig verlassen, drei Viertel der Leute waren entflohen, und der Rest war nur noch geblieben, um den kärglichen Lohn zu erheben und dann so schnell wie möglich davonzueilen. Das Lager war mit Todten und Sterbenden übersäet, die in elenden Lumpen, unter einer verdörrenden Sonnengluth, an allen Ecken und Enden umherlagen. Furchtbarste Panik und Verwirrung herrschte. Die Beamten waren zum Theil pflichttreu auf ihren Posten geblieben, obwohl auch viele von ihnen entflohen waren. Ich gab einigen noch kräftigen Männern und Frauen hohe Löhne damit sie blieben, die Kranken und Leichen sammelten und für die wenigen Schwachen kochten, die das Lager nicht verlassen konnten. Kurz, ich that, was ich konnte, und ritt dann zurück, um mit Varley zusammenzutreffen. Viele waren mit dem Ansteckungsgift im Körper entflohen, waren am Wege zusammengebrochen oder hatten die Ansteckung in die bevölkerten Dörfer getragen. Wie ich bereits sagte, ist dies der schlimmste Hungertheil in meinem Distrikte, vielleicht der schlechteste in der ganzen Präsidentschaft, und eine ganze Anzahl hungernder Geschöpfe hat sich wegen der kleinen Ration Nahrung, die hier verabreicht wird, zusammengefunden.

Um Taloda vor Ansteckung zu bewahren, haben Varley und ich gestern eine Anzahl Karrentreiber requirirt und die armen Hungernden auf das nächste Dorf geschafft. Sie sind unwissende und arme Dhanoka Bhils, denn die wohlhabenderen Hindus leben noch von ihren Ersparnissen, obwohl auch sie schon ihre Juwelen und selbst ihre messingenen Kochtöpfe versetzt haben. Die Szene, an sich sehr traurig, hatte doch auch ihre komische Seite (sic!), denn als wir die Karren zu beladen anfingen, entstand ein furchtbarer Aufruhr, da die armen Leute anscheinend glaubten, daß sie zu sofortiger Hinrichtung abgeführt werden sollten. (Welch Vertrauen zu den eng-

lischen Regierungsvertretern!) Nur mit Mühe war die Ruhe herzustellen und ihnen klar zu machen, daß alles, was geschehen, aus „mishbani“ (Güte) geschehe, und daß sie Brod in Amlao erhalten würden. 500 Opfer gelang es uns, dorthin zu bringen. Dennoch ist die Cholera in Taloda ausgebrochen, und die Leute sterben an allen Ecken. Ich besuchte Amlao heute Morgen wieder und fand eine Menge Todter und Sterbender. Andere sind wieder nach Taloda zurückgekehrt und betteln dort im Bazar, so daß die Epidemie immer schrecklichere Dimensionen annehmen wird.

Die Szenen des Elends und des Jammers sind einfach furchtbar, und das hoffnungslose Geschick, welches dadurch herbeigeführt wird, daß sich die Cholera dem Hunger aufpfropft, spottet einfach jeder Beschreibung.“

Die „Times“ enthält zwei weitere Briefe, welche das namenlose Elend schildern, aus deren Einem wir nur die charakteristische Stelle, die ein helles Licht auf die Zustände in Indien wirft, erwähnen wollen: „Was nöthig ist,“ heißt es da, „ist ein Engländer oder auch zwei, aber von der richtigen Sorte, die das Vertrauen der Leute gewinnen und sehen, daß sie nicht von subalternen Beamten beschwindelt werden.“ Und dann heißt es an einer anderen Stelle: „Alle Anstrengungen sind ein Tropfen in dem Ocean, den man nöthig hätte!“

Darum gebe man in Deutschland zum Besten dieser Unglücklichen, aber nur durch Organe, die die Vertheilung der Gaben zu kontrolliren vermögen. Man mache England hierbei begreiflich, daß es sich nicht um einen Akt der Politik, sondern um einen Akt reinster Menschlichkeit handelt, die das mit einem Kriege zur Unterdrückung eines freien Volkes allzu sehr beschäftigte England bisher auszuüben versäumte, nachdem es Indien unfähig gemacht hat, sich selbst zu helfen.

Es ist ein Faktum, daß die wachsende Armuth der Bevölkerung in Britisch-Indien hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß England jährlich die kolossale Summe von 30 000 000 Pfund Sterling (sechshundert Millionen Mark) dem Lande abschröpft. England hat in den letzten 25 Jahren für Rechnung seiner Regierung und durch Privatremittirung einen ökonomischen Tribut von mindestens 500 Millionen Pfund von Indien erhoben, mit anderen Worten, das gesammte Nettoeinkommen aus dem mit schweren, mit-

leidslos erhobenen Steuern belasteten Grundbesitz. Dieses Geld geht für Rechnung der englischen Regierung außer Landes und kehrt nicht wieder.

Wäre Indien ein selbstständiges Land, oder hätte es wenigstens im britischen Parlament eine entsprechende Vertretung, so würde vermuthlich die Zahlung der Steuern für solche Zwecke in diesem Jahre aufgehoben werden. Wir vermuthen übrigens, daß dahin zielende Anträge im Parlamente gestellt werden, nachdem auch die seit fünf Jahren mit der Untersuchung der Ausgaben in Indien beschäftigte Kommission sich darüber einig geworden, daß der Beitrag Indiens zu den Militärlasten jedenfalls ein ungebührlich hoher ist. Diese Erkenntniß kommt freilich recht spät. Immerhin heißt es auch hier: „Besser zu spät als gar nicht!" wenn sich realisirt, was Gerechtigkeit und Menschlichkeit von England erwarten. Schließlich ist die übrige civilisirte, das Elend in Indien tief empfindende Welt nicht dazu da, durch Füttern seiner hungernden Bevölkerung, England seine Verpflichtung und seine Verantwortung abzunehmen oder indirekt dazu beizutragen, daß es einen frischen fröhlichen Krieg zur Erwerbung eines Staates führen kann, den es vermuthlich ebenso, wie in Indien, zu Gunsten der Besitzenden in England ruiniren wird.

London, 27. April. (Privat-Telegramm.) Aus Bombay wird unter dem 26. d. M. telegraphirt: Die Cholera herrscht in entsetzlicher Weise im großen Hungerlager bei Godrah, wo einige Tausende von den Engländern elend ernährte und daher widerstandslos gemachte Inder zusammengepfercht leben. Am Mittwoch wurden 150 Leichen aus dem Lager fortgeschafft, doch lagen noch mehr als 100 Leichen umher, da es unmöglich war, Träger zu verschaffen. Diesen Zuständen und der Thatsache gegenüber, daß sich das Erbarmen bereits im Auslande regt, hatte Balfour gestern den Muth, im Parlament auf die Frage, ob die britische Regierung denn Indien nicht eine Geldbewilligung machen wolle, zu erwidern, daß es der indischen Regierung bis jetzt keinerlei Schwierigkeiten mache, die nöthige Hülfe selbst zu leisten."

Die weiteren Artikel geben wir ohne jeden Kommentar, in der bestimmten Voraussicht, daß sie von jedem Leser entsprechend kommentirt werden. Nur eine Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken. Bevor in Deutschland für das hungernde Indien unter britischer

Herrschaft gesammelt wird, müßte doch bekannt und authentisch festgestellt sein, daß England den Indiern wenigstens in diesem Jahre, die ungeheure Steuerlast von 30 000 000 Pfund Sterling, gleich sechshundert Millionen Mark, erlassen hat. Wir werden doch nicht Geld nach Indien schicken, damit England um so leichter Geld aus Indien nehmen kann.

Diese dreißig Millionen Pfund Sterling strafen auch Herrn Chamberlain Lügen, der, unverfroren wie er ist, behauptete: England zöge keine Summen aus seinen Kolonien. Die abermalige Hungersnoth in dem britischen Indien beleuchtet auch in grellen Farben, in welcher Weise Großbritannien seinen kulturellen und civilisatorischen Aufgaben, auf die es immer — mit welchem Rechte zeigt sich ja jetzt wieder — pocht, zu entsprechen sucht. Beim Himmel! dieses Reich ist werth, daß es zu Grunde geht, es fordert immer die Entrüstung und den Zorn der ganzen Welt heraus. Der „Deutschen Tageszeitung", Nr. 191, Abend-Ausgabe vom 25. April, entnehmen wir nachstehenden Artikel: „Liebedienerei gegen England. Die weitaus größte Mehrheit des deutschen Volkes steht in dem Kampfe der Engländer gegen die Buren auf Seite der letzteren und verurtheilt auf das Schärfste die englische Gewaltpolitik. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Verurtheilung auf das Verhältniß des deutschen Volkes zu dem englischen eine, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, höchst erkaltende Wirkung ausgeübt hat. So sehen wir denn, daß fast die gesammte Presse für die Buren in wärmster Weise eintritt, und begrüßen dies als ein erfreuliches Zeichen dafür, daß im deutschen Volke noch idealer Sinn und Gerechtigkeitsliebe herrscht. Je kräftiger sich diese Stellungnahme des deutschen Volkes ausprägt, einen um so abstoßenderen Eindruck machen auf uns Bestrebungen innerhalb der deutschen Grenzen, den Engländern in dem Kriege beizustehen. Einige Berliner Konfektionsfirmen sind, wie berichtet wird, in ihrer nationalen Würdelosigkeit so weit gegangen, den Engländern Geld zur Kriegsführung zur Verfügung zu stellen. Die englische Fachzeitung „Dravers Record" theilt die Namen dieser deutschen Patrioten mit. Es sind Seeler & Cohn 100 M., Willy Levin 100 M., M. & J. Schwartz 100 M., Adam & Loewinberg 50 M., Jagott, Krauß & Co. 100 M., Bachmann & Herpner 50 M., Joseph & Bender 50 M., Wahrenberg & Warwa 50 M., Lichtwitz & Milchner 50 M., Weipmann

& Diehn 50 M. Wie die Leser aus dieser Liste ersehen, kann man das Deutschthum für diese Unterstützung der Engländer kaum verantwortlich machen, denn daß die nicht jüdisch klingenden Firmen doch Juden gehören, ist nicht unwahrscheinlich. Der Reichsbankpräsident Koch hat sich ebenfalls veranlaßt gefunden, seiner Sympathie für England klingenden Ausdruck zu geben. Unter seinem Vorsitz hat eine Sitzung von Vertretern der Hochfinanz stattgefunden, in welcher zur Linderung der indischen Hungersnoth 400000 Mark gezeichnet wurden. Wir hätten von dieser Kundgebung keine Notiz genommen, und es Herrn Koch ruhig überlassen, den Engländern ihre selbstverschuldeten Schwierigkeiten in Indien zu erleichtern, wenn nicht in der Presse die Anschauung vertreten würde, daß Herr Koch einen solchen auffallenden und mit dem Gefühle des deutschen Volkes so stark in Widerspruch stehenden Schritt nicht ohne die Genehmigung der Reichsregierung gethan haben könne. Das nehmen wir nicht an, denn ein solcher, mit offizieller Billigung gethaner Schritt, muß gerade in heutiger Zeit die größte Mißdeutung in England erfahren. So nehmen wir denn bis auf Weiteres an, daß der Reichstagspräsident nur seinen persönlichen Gefühlen gefolgt ist. Außerdem glauben wir kaum, daß die englische Bank sich darüber aufregen würde, wenn bei uns in Ostafrika Hungersnoth ausbräche. Diese Hülfsbereitschaft ist weiter nichts, als ein Werben unserer Hochfinanz um die englische Gunst. Das Großkapital ist eben stets international und kümmert sich nicht um die Gefühle des Volkes, in dem es arbeitet, wohl aber sollte kein Reichsbeamter, der noch immer die Reichsbank leitet, daran denken, daß es außer den Großkapitalisten in Deutschland noch andere Leute giebt. — In Koburg herrscht bekanntlich der Bruder des Prinzen von Wales. Die „Koburger Zeitung", ehemals Eigenthum des Herzogs Ernst und des jetzt regierenden Herzogs, wurde 1897 an ein nationalliberales Konsortium verkauft und trat bei Beginn des Burenkrieges offen für unsere bedrängten Stammesgenossen ein, sammelte für die Buren u. s. w. Sie beabsichtigte, zum Quartalwechsel einen burenfreundlichen Roman zu bringen, und machte das auch bekannt. Da wurde plötzlich bekannt gegeben, daß der Vorstand der Koburger Zeitung, e. G. m. b. H., beschlossen habe, den Roman nicht abzudrucken. Der Redakteur, der den Roman angekauft und angezeigt hatte und so desavouirt wurde, kündigte und schied aus dem Vorstand der Zeit,

deren Mitbesitzer er ist. Nun ist England gerettet, und der Koburger Hof, auf dessen Einfluß selbstverständlich die Zurückziehung des Romans zurückzuführen ist, braucht sich über den burenfreundlichen Roman nicht zu ärgern.“ Aus München erfährt die „Deutsche Zeitung“, daß die dortige Polizeidirektion der englischen Kolonie zu Liebe, die Ausstellung des „Burenkrieges“ von Dr. L. Thoma in den Schaufenstern der hiesigen Buchhändler verboten habe. An dem Album haben Defregger, Leibl, Liebermann, Heine, Herm. von Ling, Trojan u. A. mitgearbeitet, und dergleichen darf nicht öffentlich ausgelegt werden, damit nur ja nicht die Empfindungen von ein paar Dutzend Engländern verletzt werden! — Alle diese Vorkommnisse werden sicherlich nicht dazu beitragen, uns in der Achtung und Liebe der Herren Engländer zu befestigen, wohl aber dienen sie dazu, im Volke Erbitterung hervorzurufen und Mißtrauen gegen die Regierung zu erregen. Daß einige jüdische Konfektionäre wegen des Geschäftes mit England, einige Hundert Mark springen lassen, kann uns gleichgültig sein. Wenn aber der Reichsbankpräsident, der Koburger Hof und die Münchener Polizeidirektion aus zarter Rücksicht für die Engländer die seltsamsten Schritte thun, dann darf das denn doch eine größere Bedeutung beanspruchen. Die Anschauungen im Volke werden dadurch übrigens höchstens noch feindlicher gegen England.“

Demselben Blatte entnehmen wir aus seiner Nr. 192, Morgen-Ausgabe vom 26. April, Folgendes: „Die tollsten Erfindungen über den Kaiser werden jetzt täglich durch die englischen Blätter verbreitet. So wird dem „Berliner Tageblatt“ heute aus London gemeldet:

„Der Berliner Korrespondent des „Daily Telegraph“ hört, daß die Anregung zu der vom Reichsbankdirektor Koch veranstalteten Sammlung für die hungernden Indier von Kaiser Wilhelm selbst ausgegangen sei. Unter den Bankiers, die auf des Kaisers Ersuchen sofort unterschrieben, sind die in England finanziell engagirten Firmen Mendelssohn, Warschauer und Bleichröder. Einer der leitenden Herren äußerte sich dem Korrespondenten des „Telegraph“ gegenüber folgendermaßen: „Wir Geschäftsleute erblicken in dem Wunsche des Kaisers einen eminent geschäftlichen und politischen Plan; es ist die erste große (!) That Deutschlands (??), durch welche die reiche Geschäftswelt im Einklange mit dem Kaiser England drin-

gend (!!) seine bona fides und den aufrichtigen Wunsch darzuthun strebt, mit ihm auf wirklich freundschaftlichem Fuße zu leben." — „Ich erfahre aus unanfechtbarer Quelle," fährt der Korrespondent fort, daß die Reise des Kaisers nach Altona den Zweck hatte, der Welt zu zeigen, daß die kaiserliche Politik eine solche absoluter und loyaler Freundschaft für Großbritannien ist, und daß kein feindlicher Vorschlag gegen England einen Augenblick in Berlin Gehör finden würde. Diese politische Richtungslinie wurde im vorigen Herbst in Windsor festgelegt. Ein wichtiges Zeichen der Zeit ist, daß die militärischen Kreise jetzt vollständig die Ansichten des Kaisers theilen und von Allen denjenigen hierin unterstützt werden, die den Reichthum und den Wohlstand des Landes vertreten. Von einem einflußreichen Manne (Mendelssohn, Warschauer oder Bleichröder?) wurde uns gesagt: „Diejenigen, welche jüngst versucht haben, das britische Publikum gegen Deutschland aufzuhetzen, wissen nicht, was sie thun."

Der Zweck dieser und ähnlicher Ausstreuungen ist nicht schwer zu erkennen. Die Politik Deutschlands soll als ewig schwankend und unberechenbar hingestellt werden. Auf die vom Grafen Bülow in der Angelenheit der Dampferbeschlagnehmungen gezeigte ernste Haltung, gegenüber England soll jetzt eine angebliche Schwenkung des Kaisers zu „absoluter" Freundschaft für England gefolgt sein. Gelingt es, dem Auslande den Glauben an diese Perpendikelbewegung der deutschen Politik beizubringen und dadurch ein nicht mehr einzuschläferndes Mißtrauen der ganzen Welt gegen Deutschland wach zu rufen, so haben diese Preßleistungen ihre Aufgabe erfüllt. Denn dann — so hofft man in London — wird die deutsche Polotik, da sie nirgends sonst mehr Anschluß findet, sich ganz und gar dem Willen Englands unterordnen. Dann aber ist die Zeit gekommen, uns in Afrika, und wo wir uns sonst noch als Rivalen England lästig machen, unter dem Hohnlachen der ganzen übrigen Welt, die nöthigen Fußtritte zu versetzen. Bis zur Fertigstellung unserer geplanten Flottenvergrößerung hoffen die Engländer, uns unsere Freundschaftsdienste schon längst in dieser Weise quittirt zu haben. Es wäre daher doch dringend zu wünschen, daß diese englischen Absichten durch ein energisches Dementi dieser englischen Preßerfindungen durchkreuzt würden."

Die „Kölnische Volkszeitung" schreibt in ihrer Nr. 396, drittes

Blatt vom 29. April, wie folgt: „Unser Verhältniß zu England. Neulich wurde von einem offiziösen Mitarbeiter der „Münchener Allgemeinen Zeitung" der staunenden Welt mitgetheilt, die deutsch-englischen Beziehungen hätten schon seit zwei Monaten jegliche Intimität verloren und seien auf die einfache „Korrektheit" zusammengeschrumpft. Das ist das Wenigste und auch das Kühlste. Indessen hat entweder der gute Offiziosus wissentlich oder unwissentlich fabulirt, oder es ist neuerdings wieder ein englandfreundlicher Umschwung eingetreten. Wenn wir auch von einer Allianz noch weit entfernt sind, so steht das Thermometer der deutsch-englischen Beziehungen jedenfalls erheblich über dem Nullpunkt.

Die Bedeutung der Begegnung in Altona wird zweifellos erheblich überschätzt, aber andere Anzeichen deuten auf „schön Wetter". Wenn auch die Authenticität der angeblichen Kundgebung Kaiser Wilhelm's an den „Daily Expreß" noch bestätigt werden muß, so ist das Eintreten der Berliner Banken für die hungernden Indier fraglos unter dem Gesichtspunkte einer englandfreundlichen Kundgebung zu betrachten. Ein Londoner Telegramm meldet, daß der „Daily Telegraph" in bestimmter Form erklärt, der Beschluß der Banken und Industriefirmen sei auf persönliche Anregung des Kaisers zurückzuführen; uns geht heute aus Berlin dieselbe Meldung zu. Sie erhält innere Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß der Reichsbankpräsident Dr. Koch die Versammlung einberief, und daß gleich in der ersten Sitzung nicht weniger als 400 000 Mark gezeichnet wurden. Bei solcher Freigebigkeit der Hochfinanz darf man annehmen, daß Rücksichten auf die höchste Stelle mitbestimmend waren; denn ähnlich hohe Beiträge wurden auch gezeichnet, als der Vorgänger Dr. Koch's, Herr v. Dechend, die Banken um Geldmittel für protestantische Kirchenbauten anging.

Wie zu erwarten war, erregt die Opferbereitschaft der Berliner Banken in den englandfeindlichen Kreisen unseres Vaterlandes bereits scharfen Widerspruch. Selbst die in den meisten Fragen mit der Staatsregierung Hand in Hand gehende „Schlesische Zeitung" sagt ärgerlich, sie könne sich nicht entsinnen, daß in einem Falle schwerer Noth im deutschen Vaterlande von denselben Kreisen ähnliche Summen in solcher Beschleunigung aufgebracht worden wären; ja, sie giebt wohlgefällig folgende bittere Bemerkungen der alldeutschen „Deutschen Zeitung" wieder:

„Die Noth der hungernden Kulis hat sich dem deutschen Publikum bisher nicht so aufgedrängt, daß wir glauben könnten, unmittelbares menschliches Mitgefühl habe spontan zu der oben berichteten That der Hülfe geführt. Sonst hätte das Bedürfniß der hier in Betracht kommenden Kreise, zu helfen und wohlzuthun, sich doch auch bei anderen, uns näher liegenden Nöthen geltend machen müssen. Wir erinnern uns aber nicht, daß das der Fall gewesen wäre, als z. B. die Neger unserer ostafrikanischen Kolonie von einer schweren Hungersnoth heimgesucht wurden, oder als unser Deutsch-Südwestafrika durch die Rinderpest in einen höchst hülfsbedürftigen Zustand gerieth. Unter diesen Umständen kann man sich nicht der Vermuthung erwehren, daß der Reichsbankpräsident Dr. Koch und die ihm nahestehenden Kreise bei ihrem Vorgehen noch von anderen Erwägungen bestimmt worden sind. Die Hungersnoth in Indien ist nicht ohne die Schuld der englischen Verwaltung, zu einer solchen Bedeutung gelangt. So ist die englische Verwaltung dafür verantwortlich, daß das Naturereigniß ein politisches Ereigniß geworden ist. Aber da es diesen Charakter einmal angenommen hat, so ist auch ein Eingreifen in die Sache, wie das der Herren Koch und Genossen, von politischer Bedeutung. Denn damit wird der Wille bekundet, den Engländern ihre politischen Lasten und Sorgen zu erleichtern. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die mehrfach genannten Herren diese Wirkung ihres Vorgehens nicht von vornherein erwogen, und deßhalb auch nicht anzunehmen, daß sie sie nicht beabsichtigt haben sollten. Der einzige Name aber, an den man sich bezüglich dieser englandfremdlichen Demonstration halten kann, ist der des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch. Ein hoher Reichsbeamter hat sich sicher nicht an die Spitze des Unternehmens gestellt, ohne zuvor mit den Leitern unserer auswärtigen Politik Fühlung zu nehmen und dort für sein Verhalten Ermunterung zu erfahren."

Die „Germania" läßt sich in ihrer Nr. 97, zweites Blatt vom 29. April, aus London schreiben: „London, 25. April. „Aus zu verlässigster Quelle", hat der „Daily Telegraph" und mit ihm verschiedene andere hiesige Blätter, nunmehr endgültig den Beweis erhalten, daß Kaiser Wilhelm's Freundschaft für England über jeden Zweifel erhaben ist, und daß unser Monarch persönlich den Anlaß zu dem Berliner Unterstützungsfonds für die Hungersnoth in Indien gegeben hat. Selbst wenn Beides wahr ist, so haben deßhalb

die Jingos wohl keine Veranlassung oder das Recht, daraus das größtmögliche politische Kapital zu schlagen. Daß sie dies mit viel Freude und Behagen thun, beweist einerseits auf's Neue, welch großes Gewicht hier auf das freundschaftliche Verhalten des früher (und auch jetzt noch) bitter gehaßten Deutschlands gelegt wird, und giebt andererseits wieder eine Gelegenheit, die rein egoistischen Anschauungen des Briten in grellem Lichte zu beobachten. Man könnte sich der freundschaftlichen Beziehungen zwischen stammverwandten Völkern ja gerne freuen, selbst wenn sie in Wirklichkeit nur zwischen ihren Herrscherhäusern und Regierungen bestehen; wenn man aber als Deutscher hier im Lande sehen muß, wie jeder Beweis von Wohlwollen oder Freundlichkeit als „verdammte Pflicht und Schuldigkeit", als „Angst vor Englands Unwillen ꝛc." ausgelegt wird, dann ist der Wunsch wohl natürlich, daß mit Bezug auf Britannias Liebe oder Haß Jemand von drüben nach hier, im Bismarck'schen Latein herübertelegraphiren möchte: „Nescio, quid mihi magis farcimentum esset!"

Es ist doch wirklich ein Hohn auf die Gefühle der deutschen Nation, wenn mit Bezug auf die Berliner Sammlung für Indien in führenden englischen Zeitungen heute konstatirt wird, daß die wohlhabende kommerzielle Welt in Deutschland, im Verein mit dem Kaiser bemüht ist, England die sichersten und treuesten Beweise einer wirklichen Freundschaft zu geben. Ist denn dieses irgendwie nothwendig?

Als Hauptvertreter der anglophilen deutschen Handels- und Finanzkreise werden Mendelssohn, Bleichröder und Warschauer in Berlin namentlich aufgeführt; der deutsche Michel wird aber schwerlich damit einverstanden sein, daß diese als seine maßgebendsten und wichtigsten Repräsentanten genannt werden, und wenn solche Firmen sofort 400 000 Mark und mehr für die nothleidenden Unterthanen der Kaiserin von Indien kollektiren, so geschieht dies wohl nur aus Geschäftsinteresse und hat absolut nichts zu thun mit den „sentimentalen" Gefühlen des Deutschen, die den letzteren mit Bezug auf das blutige Kesseltreiben in Südafrika bewegen."

Dem „Berliner Tageblatt", Nr. 208, Abend-Ausgabe vom 25. April, entnehmen wir nachstehenden Artikel: „Kaiser Wilhelm und die Engländer. (Telegramm unseres Korrespondenten.) London, 25. April. Der Berliner Korrespondent des „Telegraph", der aus

der englischen Botschaft in Berlin informirt wird, hört, daß die Anregung zur Sammlung für die hungernden Indier von Kaiser Wilhelm selbst ausgegangen sei. Unter den Bankiers, die auf des Kaisers Ersuchen sofort unterschrieben, sind die in England finanziell engagirten Firmen Mendelssohn, Warschauer und Bleichröder. Einer der leitenden Herren äußerte sich dem Korrespondenten des „Telegraph“ gegenüber folgendermaßen: „Wir Geschäftsleute erblicken in dem Wunsche des Kaisers einen eminent geschäftlichen und politischen Plan, es ist die erste große That Deutschlands, durch welche die reiche Geschäftswelt im Einklange mit dem Kaiser England dringend seine bona fides und den aufrichtigen Wunsch darzuthun wünscht, mit ihm auf wirklich freundschaftlichem Fuße zu leben.“

„Ich erfahre aus unanfechtbarer Quelle,“ fährt der Korrespondent fort, die Quelle ist also die britische Botschaft, „daß die Reise des Kaisers nach Altona den Zweck hatte, der Welt zu zeigen, daß die kaiserliche Politik eine solche absoluter und loyaler Freundschaft für Großbritannien ist, und daß kein feindlicher Vorschlag gegen England einen Augenblick in Berlin Gehör finden würde. Diese politische Richtungslinie wurde im vorigen Herbst in Windsor festgelegt. Ein wichtiges Zeichen der Zeit ist, daß die militärischen Kreise jetzt vollständig die Ansichten des Kaisers theilen und von allen Denjenigen hierin unterstützt werden, die den Reichthum und den Wohlstand des Landes vertreten. Von einem einflußreichen Manne wurde uns gesagt: „Diejenigen, welche jüngst versucht haben, das britische Publikum gegen Deutschland aufzuhetzen, wissen nicht, was sie thun.“

Wie wir aus den „Münchner Neuesten Nachrichten“, Nr. 206, Vorabendblatt zum 3. Mai, ersehen, waren die Sammlungen in Berlin, durch welche der Herr Reichsbank-Direktor Koch 400 000 Mark zusammen brachte, vollständig unnöthige und rechtfertigten die Nervosität, mit welcher sie in's Leben gerufen wurden, durchaus nicht. Nahe liegende Bemerkungen unterdrücken wir auch hier. Das Münchner Blatt schreibt: „Die Hungersnoth in Indien und die Mildthätigkeit. In eine recht eigenthümliche Beleuchtung wird die deutsche Hülfsaktion für Indien durch folgenden kleinen Zwischenfall aus der Parlamentssitzung vom Freitag gerückt:

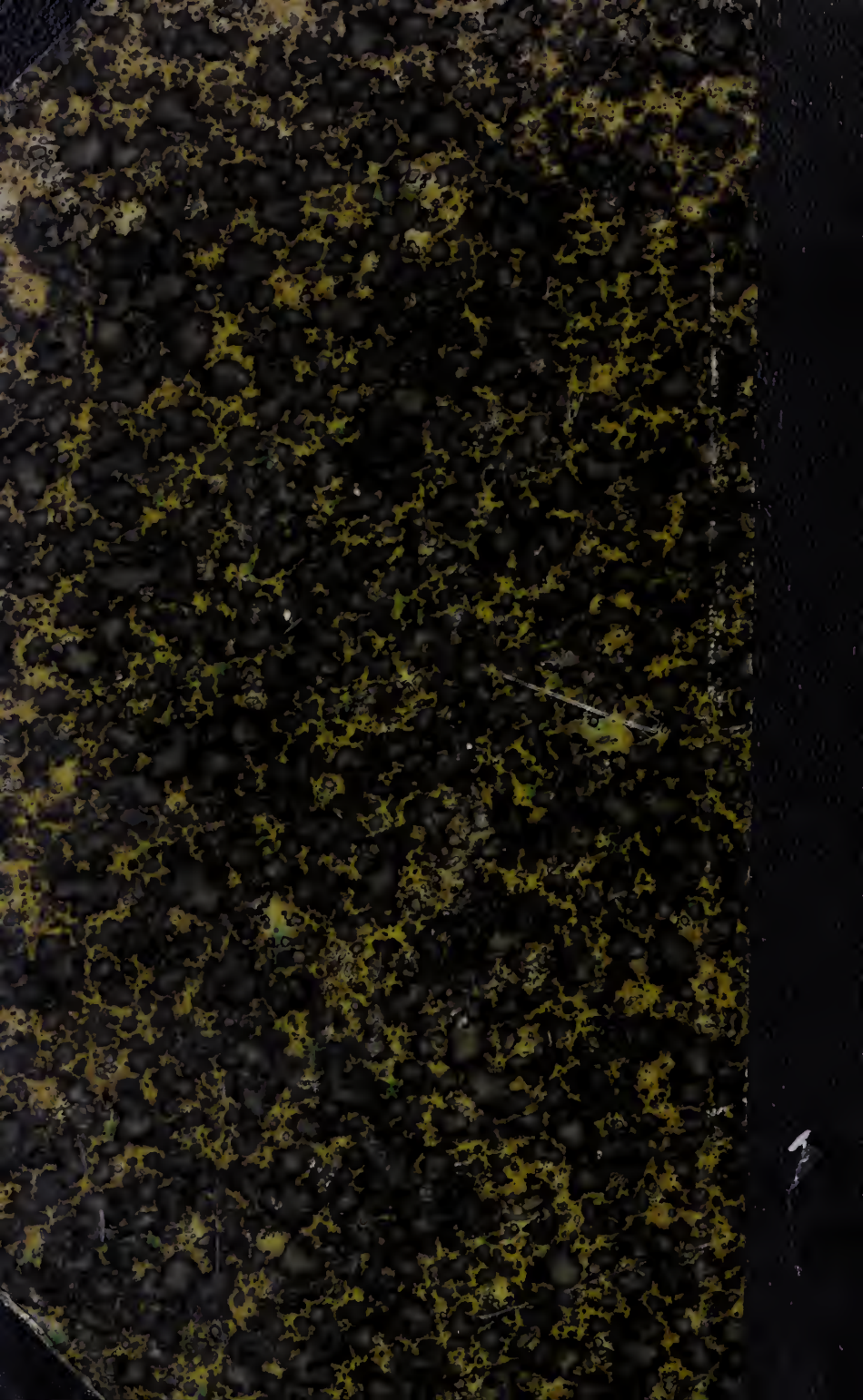
Mc Lean fragt den Finanzminister, ob Angesichts der wach-

senden Noth in Indien und der geringen Unterstützung, die der Apell des Lordmayors an die Mildthätigkeit des englischen Volkes gehabt habe, die Regierung Ihrer Majestät sich entschließen könne, eine nationale Beihülfe an Indien zu gewähren. (Oppositionelle Cheers.)

Mr. Balfour: „Die Hungersnoth in Indien ist, wie mein verehrter Freund mit Recht bemerkt, von sehr ernsthaftem Charakter, aber mein geschätzter Freund, der Staatssekretär für Indien, verfolgt den Gang der Ereignisse sehr aufmerksam, und wenn es nothwendig sein wird, an das kaiserliche Parlament sich um Beistand zu wenden, wird dieser Apell ohne Zögern gemacht werden. Ich halte es für meine Pflicht, hinzuzufügen, daß die Regierung von Indien augenblicklich keine Schwierigkeiten hat, noch welche erwartet werden, um die nöthige Hülfe selbst zu schaffen."

Die deutsche Sammlung war also unnöthig, und die Aufdringlichkeit, womit sie inszenirt wurde, hat einen widerwärtigen Charakter, für den es kaum eine genügend scharfe Kennzeichnung giebt."

Ueberſicht der angeführten Zeitungsartikel.

Army and Navy Gazette S. 161.
Augsburger Abendzeitung S. 157.
Berliner Börſenzeitung S. 232.
Berliner Neueſte Nachrichten S. 28, 76, 83, 148, 149, 172, 199, 215, 226, 238, 239, 250, 255, 281, 315, 317, 343, 399, 407.
Berliner Lokalanzeiger S. 229, 232, 372.
Berliner Tageblatt S. 153, 159, 203, 205, 233, 236, 261, 268, 282, 392, 396, 411, 443, 444, 445.
Bradford Observer S. 65.
Corr. di Napoli S. 147.
Daily Graphic S. 243, 266, 380.
Daily Mail S. 84, 144, 193, 203, 251, 264, 265, 425.
Daily Telegraph S. 32, 162, 265, 285, 288, 441.
Daily Chronicle S. 161, 194, 202.
Daily News S. 174, 266.
Deutſches Adelsblatt S. 357.
Deutſche Tageszeitung, Berlin S. 181, 192, 195, 235, 257, 279, 310, 361, 385, 433, 439.
Deutſche Wochenſchrift aus den Niederlanden S. 191, 396.
Deutſche Zeitung, Berlin S. 31, 205, 219, 272, 273, 284, 292, 293, 380, 431, 441, 443.
Diamond Fields Advertiser S. 33.
Echo S. 64, 86.
Echo de Paris S. 159.
Frankfurter Zeitung S. 32, 34, 43, 63, 64, 74, 94, 177, 182, 183, 188, 200, 211, 214, 216, 249, 277, 298, 311, 320, 332, 393, 410, 412, 414, 420, 422.
Figaro S. 375.
Germania S. 69, 90, 154, 167, 218, 247, 284, 367, 368, 395, 397, 418, 419, 444.
Globe S. 158, 160, 167, 273, 286.
Graudenzer Geſellige S. 247.
Haarlemsche Courant S. 203.
Hannover'ſche Courier S. 227, 271.
Halleſche Zeitung S. 282.
Hamburger Correſpondent S. 303.
Hamburger Nachrichten S. 360.
Indépendance Belge S. 64, 68, 81.
Journal and Advertiser S. 142.
Jugend S. 165.
Kleines Journal S. 199, 389.
Kladderadatſch S. 91.
Kreuzzeitung S. 209, 278.
Kölniſche Volkszeitung S. 39, 50, 79, 167, 176, 192, 262, 270, 382, 442.
Kölniſche Zeitung S. 96, 185, 212, 218, 219, 220, 221, 241, 244, 219, 252, 334, 387, 399.
Leeds Mercury S. 65.
Leipziger Tageblatt S. 81.
Londoner Finanz-Chronik S. 377, 378.
Manchester Guardian S. 64.
Magdeburger Zeitung S. 236, 237.
Morning Herald S. 178, 179.
Morning Leader S. 41, 61, 65, 311.

Morning Post S. 143, 254, 279, 383.
Münchener Neueste Nachrichten S. 95, 142, 146, 149, 155, 165, 166, 210, 271, 294, 297, 330, 370, 373, 390, 404, 408, 424, 446.
Montagszeitung S. 273.
Münchener Allgemeine Zeitung S. 380, 382, 443.
National-Zeitung S. 265.
„Neue Zeit. Revue d. geist. und öffentlichen Lebens" S. 43.
New York Herald S. 268, 404.
New Yorker Sun S. 141.
New Yorker Tribüne S. 141.
Nieuwe Rotterdamsche Courant S. 399, 400, 401.
Catolic Times S. 418.
Schlesische Zeitung S. 443.
Norddeutsche Allgemeine S. 326.
Observer S. 383.
Pall-Mall-Gazette S. 291.
Pfälzer Zeitung S. 194.
Punch S. 151.
Reichsbote S. 55, 84, 133, 144, 147, 152, 176, 190, 196, 197, 227, 228, 232, 233, 272, 283, 285, 302, 305.
Review of Reviews S. 129, 431.
Rheinischer Courier S. 204, 327, 328, 347, 402, 405.
Rheinische Volksstimme S. 82, 160.
Rheinisch-Westf. Zeitung S. 164, 220.
Soleil S. 264.
South Afrika S. 180.
South Wales Daily News S. 65.
Standard S. 138, 150, 158, 166, 233, 235.
Star S. 64.
St. James Gazette S. 167, 177, 227, 235.
Sunday-Special S. 33.
Sydney Morning Herald S. 47.
Tägliche Rundschau S. 194.
Temps S. 268.
The Penny Pictorial Magazine S. 327.
The golden Penny S. 305.
Times S. 62, 147, 157, 158, 167, 170, 172, 174, 177, 178, 179, 193, 214, 215, 216, 219, 249, 252, 253, 263, 268, 318, 387, 388, 419, 437.
Times of Natal S. 213.
Truth S. 328, 330.
Westminster Gazette S. 129, 266.
Würzburger Journal S. 41, 201, 282, 356.
Zukunft S. 129, 130, 132.
Neue Züricher Zeitung S. 151, 277.